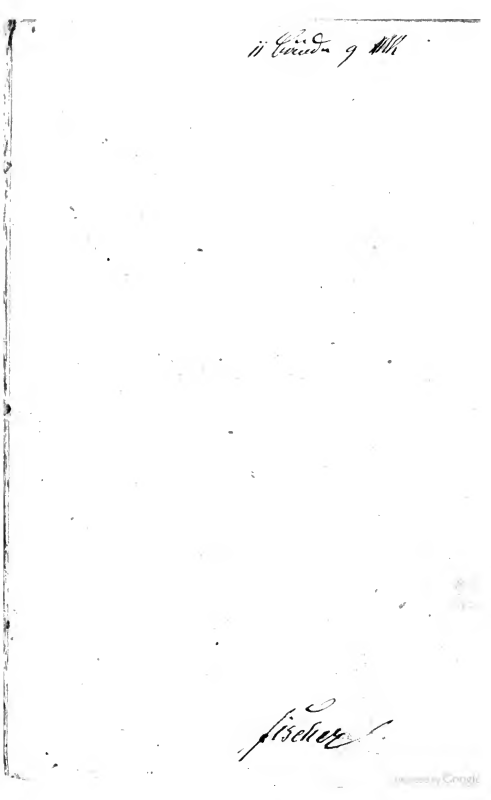



Fischer

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller Länder und Völker,

ihrer Religionen, Sitten, Gebräuche u. s. w.

Mit vielen bildlichen Darstellungen von Lagen wichtiger Orte, alten und neuen Denkmälern, Trachten, Geräthschaften, Kunstsachen, verschiedenen anderen Gegenständen und Karten.

Aus dem Französischen.

AMERIKA.

Erster Band.

BRASILIEN. COLUMBIEN und **GUYANA.**

Stuttgart.

C. Schweizerbart's Verlagshandlung.

1838.



Uebersicht der Abbildungen zu Brasilien.

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller

Länder und Völker, ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u. s. w.

BRASILIEN

von

Ferdinand Denys.

Deutsch

von

Dr. C. A. Mebold.

B r a s i l i e n

von

Ferdinand Denys.

»Im Jahr 1500 sandte der erlauchte König von Portugal nach Indien ein Geschwader von Kriegsschiffen und kleineren Fahrzeugen. Es bestand im Ganzen aus 12 Segeln. Ein Edelmann, Namens Pedro Alvarez *), war der Generalkapitän. Die Schiffe wurden wohl ausgerüstet und mit allen erforderlichen Dingen versehen auf 18 Monate. Der König befahl, zehn sollten nach Calicut, die beiden andern nach Ceffala **) gehen, daselbst Handelsverhältnisse anzuknüpfen. Da sich das Land Ceffala auf dem Weg nach Calicut befand, so trugen die zehn Schiffe gleichfalls die für den dortigen Handel benöthigten Dinge, und am 8 März — es war ein Sonntag — hatte man Alles in Bereitschaft. Da segelte die Flotte zwei Meilen vor die Stadt nach einem Ort, Namens Rastello, wo die Kirche Unserer lieben Frau zu Belem ist. Dahin verfügte sich der König, um dem Generalkapitän die Standarte der Flotte einzuhändigen, und am Montag trat die Flotte mit günstigem Wind die Fahrt an. Am 14ten segelte sie an den canarischen Inseln vorbei, am 22sten an den Inseln des grünen Vorgebirgs. Am folgenden Tag trennte sich ein Schiff von den andern, ohne daß man erfahren hat, was aus ihm geworden ist. Endlich am 24 April, welcher Tag ein Mittwoch war in der Osterwoche, bekam die Flotte Land zu Gesicht, worüber große Freude. Sie fuhren an diese Küste, um das Land in Augenschein zu nehmen und sie fanden es sehr reich an Bäumen. Auch war es bedeckt mit Menschen, die längs dem Ufer gingen und kamen. Man warf an der Mündung eines kleinen Flusses die Anker. Der Kapitän ließ alsbald eine Schaluppe aussetzen und befahl, zu sehen, was da für Leute wären. Sie meldeten, es seyen Leute von Lohfarbe, freundlich gesinnt und nackt wie aus Mutter Leibe, schämten sich aber deßwegen nicht.«

So lautete der naive und ehrliche Bericht über die Unternehmung, welche der portugiesischen Krone Brasilien gab. Um das Unvorhergesehene,

*) Der ganze Namen ist (mit einer Zusammenziehung) Pedralvez Cabral. Die Geschichtschreiber geben gewöhnlich 13 Segel an, aber der Erzähler vergißt absichtlich das Schiff, das von der Flotte abhanden kam, jedoch später in Lissabon wieder erschien.

**) Lies: Sofala.

was in diesem großen Ereigniß lag, begreifen zu machen, haben wir allen historischen Erzählungen die einfachen Worte des Piloten Cabrals vorgezogen, denn sie sind es, die uns Ramusio übermacht und die Geschichtschreibung so entstellt hat. Indeß wäre es eine Ungerechtigkeit, eine Reise mit Stillschweigen zu übergehen, die um einige Monate früher war als die des portugiesischen Admirals. Am 26 Januar des großen Jahrs, welches das sechszehnte Jahrhundert eröffnet, landete einer der Seefahrer, die zu Entdeckung der neuen Welt am meisten mitwirkten, auf der Küste und ergriff im Namen der castilischen Krone von ihr Besitz, immer in dem seltsamen Wahn, er sey über Cathay hinausgefahren. Daß Vincente Yanez Pinzon zuerst die Ostküste betreten, daß er selbst in die Mündung des Amazonenstroms eingelaufen — diese Thatsachen haben einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt, daß es unnütz ist, sich in Erörterungen darüber einzulassen. Wenn es aber gerecht ist, ihnen heutzutag in der glorreichen Geschichte der ersten Entdeckungen die gebührende Stelle zuzuerkennen, so muß man auch ihre Bedeutung für die Urgeschichte Brasiliens würdigen: und diese Bedeutung ist null, denn Vincente Yanez warf keinen Keim einer Kolonisation und hatte nur feindliche Beziehungen zu den von ihm entdeckten Völkern.

Ist Etwas geeignet, deutlich zu zeigen, wie anspruchlos die erfolgreichsten historischen Ereignisse vollbracht werden, so sind es diese Urquellen, diese gleichzeitigen Chroniken, welche die Begebenheit ohne Umstände entwickeln, die ihr fremd sind, ohne Uebertreibung erzählen und so dem Leser erlauben, sich selbst die historische Anschauung zu bilden. Wie von der Fahrt, so haben wir den Bericht eines Augenzeugen *) auch von den ersten Beobachtungen des Landes. Im Anblick einer Natur, die durch ihre herrliche Fülle ergözte, entwarf einige Tage nach der Entdeckung Pedro Vas de Caminha, einer der Schriftsteller der Flotte, für den König Emanuel eine Schilderung dieser neuen Erscheinungen. »Was zuvörderst unsere Aufmerksamkeit fesselt,« schrieb er, »ist ein ziemlich hoher Berg von gerundeter Gestalt: an die südliche Seite schließen sich Hügelketten an, der sanft sich senkende Rücken ist mit stattlichem Holz bewachsen. Der Admiral hielt es für passend, diesem Berg den Namen des Festes beizulegen, in dessen Woche wir uns befanden: daher nannte er ihn Monte Pascoal, das umliegende Land Vera-Cruz.«

Da hat man also das von den Portugiesen eroberte Land, denn überall werden sie Herren, wo sie landen — da hat man es mit der Bezeichnung eines verehrten christlichen Namens. Aber diesen Namen wird es nur wenige Jahre behalten und der Handel wird ihm bald einen andern schöpfen **). Sehen wir jezt, wie die alten Reisenden mit den Eingebornen Bekanntschaft

*) Indem Manoel Ayres de Casal, der Vater der brasilianischen Geographie, diese schätzbare Berichterstattung, die man in Torre do Tombo (dem Thurm der Archive) zu Lissabon aufbewahrt, mit gewissenhafter Treue wieder gibt, erklärt er, sich ohne Bedenken an dieselbe zu halten wegen ihres Charakters von Aechtheit, obwohl sie mit den beglaubigtsten Historikern Barros, Goes, Osorio nicht übereinstimmt. Ich habe sie meinerseits sorgfältig geprüft und Was Oertlichkeiten und Gebräuche betrifft, keine Angabe mit den bewährtesten spätern Untersuchungen im Widerspruch gefunden.

**) Auf allen alten Karten kommt Brasilien unter dem Namen Vera-Cruz vor. Aber seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts und früher ist der Name Brasilien herrschend geworden. Das Färbholz, von den Eingebornen Ibirapitanga genannt, erhielt bei den Europäern den Namen Pao do Brazil und diente in der Folge zu Bezeichnung eines Reichs mit einer Küstenausdehnung von mehr als 900 Lieues. Vor dem sechszehnten, nämlich schon im zwölften Jahrhundert war der Name brasilisches oder bräsilisches Holz (von Braza, Gluth) für gewisse rothfärbende Hölzer üblich.

machen. Es ist in diesem Begegnungsakt etwas Charakteristisches, welches der Aufmerksamkeit der Historiker entgangen ist und das seinen Grund in der Eigenthümlichkeit der beiden Nationen hat, die zum ersten Mal einander gegenüber sind. Zwei Bewohner von Vera-Cruz werden in ihrem Nachen überrascht und vor Cabral geführt. »Die Eingebornen,« fährt Pedro Vas de Caminha fort, »sind im Allgemeinen von dunkelbrauner ins Rothe spielender Gesichtsfarbe. Ihre Figur ist nicht unangenehm und sie haben meist einen vortheilhaften Wuchs. Ihre Unterlippe ist von einer Seite zur andern durchbohrt und ein Stück Bein von ziemlichem Durchmesser steckt in der Oeffnung. Einer der an Bord gebrachten Männer trug eine Art Perücke von gelben Federn, die ihm den Hinterkopf bedeckte: es war Feder an Feder an den Haaren befestigt mittelst einer weißen Komposition, die wie Wachs aussah. Um sie wegzunehmen, durfte man den Kopf nur waschen. Als sie ankamen, saß der Admiral in seinem Lehnstuhl: er war hoffärtig gekleidet und trug eine prächtige goldene Kette am Hals. Sancho de Thoar, Simam de Miranda, Nicolao Coelho, Ayres Correa und Die, welche, wie ich, an Bord waren, saßen auf einem Teppich am Fuß des Lehnsessels. Die Indianer traten ein mit brennenden Fackeln *), ohne Jemand zu begrüßen, selbst zu dem Befehlshaber sprachen sie kein Wort. Einer von ihnen warf jedoch die Augen auf die Kette, betastete sie und legte die Hand auf die Erde, wahrscheinlich anzuzeigen, daß der Boden Gold enthalte. Sie machten dieselbe Geberde, als sie einen silbernen Leuchter gewahrten. Man wies ihnen einen Papagay und sie gaben zu verstehen, dieser Vogel sey in ihrem Land bekannt. Einem Schaf, das man ihnen hierauf zeigte, schienen sie keine Aufmerksamkeit zu schenken, aber als sie ein Huhn bemerkten, erschracken sie und wollten es nicht anrühren. Man wartete ihnen mit Brod, Fischen, Konfekt, trockenen Trauben und Feigen auf. Sie schienen nur mit Widerwillen diese Speisen zu versuchen und kaum hatten sie Etwas davon an die Lippen gebracht, so spieen sie es im Augenblick wieder aus. Eben so wenig konnten sie sich entschließen, Wein zu trinken. Sie nahmen sogar, nachdem sie gekostet, einige Schlücke frisches Wasser, um den Mund auszuspühlen.«

Hier ist Nichts von Allem, was die Europäer bei ihrer Ankunft in andern Gegenden Amerika's erfuhren: die Einwohner scheinen nicht wie in Haiti, in Cuba und später in Mexiko zu meinen, daß sie in Gegenwart von Göttern seyen. Dieses Volk ist zumal stärker und stolzer: es demüthigt sich nicht vor dem europäischen Prunk. Und spüren die Indianer einige Stunden nach dieser für sie so außerordentlichen Begegnung das Bedürfniß des Schlafs, so legen sie sich mitten unter den Fremden zur Ruhe, ohne eine andere Sorge, als daß sie ihren wilden Federnputz nicht verderben.

Am folgenden Samstag erreichte man die Bai, welche nachmals Porto Seguro hieß. Die Flotte ging vor Anker, man hielt Rath und es wurde unter Anderem beschlossen, daß man die beiden Indianer wieder ans Land schaffen wolle. Demnach wurden sie reichlich beschenkt und zwei Offiziere beauftragt, sie ihren Landsleuten zuzuführen, die man am Ufer herumstreifen sah.

Die Staatsklugheit der Räthe Emanuels hatte nicht außer Acht gelassen, wie nützlich für die Länder, die man täglich entdeckte, geschickte Dolmetscher

*) Cabrals Gefährte versteht unter diesen Fackeln vermuthlich die Art von Friedenspfeifen, welche die Eingebornen Brasiliens aus zusammengewickelten Palmblättern verfertigten und die sie Petun nannten. Mehrere alte Reisende sprechen von diesen ungeheuren Cigarren.

werden konnten: daher wurden Leute von Kopf, die wegen ihrer Vergehen zum Exil verdammt waren, den Entdeckungsschiffen mitgegeben. Ein junger Mann, Namens Affonso Ribeiro, wurde gewählt, daß er sollte die Indianer in ihr Dorf begleiten, um künftig unter den Tupiniquins zu leben, denn, wie man bald inne wurde, war Dieß der Name des Volks. Von diesem Augenblick waren die Verhältnisse zwischen den Fremden und den Wilden fest geknüpft, obwohl Diese den Verbannten mit Gefühlen von Mißtrauen und Furcht aufnahmen: man geht ans Land, mischt sich unter sie, dringt bis in ihr großes Dorf. Die Portugiesen tauschen tausend glänzende Kleinigkeiten gegen ihre Waffen und Zierarten. Das ewige Drama des ersten Zusammentreffens der Europäer mit halbbarbarischen Völkern wiederholt sich auch hier, ohne daß man einen Schluß ziehen kann auf Das, was später geschehen wird.

Ohne uns mit allen Einzelheiten und so manchen naiven Scenen dieser Zusammenkünfte zu befassen, bemerken wir kurz, daß Alles in vollkommener Ruhe vor sich ging und daß Pedralvez Befehle gab, die eine seltene Einsicht beurkunden und eine in jener Epoche noch seltenere Menschenfreundlichkeit, weil keine Gewaltthat diesen Verkehr störte. Als in dem Rath, in dem der Admiral den Vorsitz führte, der Vorschlag geschah, einige Indianer festzunehmen und auf dem Schiff des nach Hause kehrenden Caspars de Lemos nach Lissabon zu schicken, so wurde dieser Gedanke von dem Oberbefehlshaber verworfen. Die Kunde einer großen Entdeckung sollte, meinte Cabral, nicht zugleich die Kunde der Verletzung des Gastrechts seyn.

Der augenblickliche Aufenthalt der Portugiesen an dieser Küste war also — Dank der Mäßigung des Admirals — von höchst friedlicher Art. Bald feierte man auf einer Insel der Bai die Messe und die Indianer, durch den Schall der Janubia vereinigt, führten heilige Tänze vor dem Altar auf. Ein andermal bat der Almo-Scherif Diego-Dias, ein sehr munterer Mann, einen Guitarrespieler mitzukommen, tanzte den Indianern vor und bildete dann einen Rundtanz. Die Indianer folgten genau den Tonmaßen des Instruments, fügt Vas de Caminha bei. Diego-Dias machte auf dem Sand eine Menge Touren und unter anderen auch den Königssprung, worüber sie ihre lebhafteste Bewunderung äußerten.

Seltsame Sorglosigkeit kindlicher Völker! Während man sich so lustig unterhält, bereitet sich der feierlichste Akt vor, von dessen Sinn die Tupiniquins nicht die mindeste Ahnung haben. In ihren Wäldern ist ein Baum gefällt, schon das Kreuz zugehauen — sie küssen mit den Europäern das Zeichen, das ihnen eines Tages den Verlust ihrer Unabhängigkeit bedeutet. Lassen wir das Schreiben an König Emanuel weiter sprechen: »Heute, Freitag den 1 Mai, sind wir in der Frühe ans Land gefahren mit unserem Banner und haben oberhalb am Fluß, auf der südlichen Seite, gelandet, wo es uns am angemessensten schien, das Kreuz aufzupflanzen, da man es dort auf eine größere Entfernung als anderswo erblickte. Nachdem der Befehlshaber die Stelle vorgeschrieben, wo man einen Graben ziehen sollte, ist er zurückgekehrt zur Mündung des Flusses, wo das Kreuz war. Wir fanden es umringt von den Mönchen und Priestern der Flotte, welche ein Gebet anordneten. Schon waren 60 bis 80 Indianer beisammen. Und wie sie sahen, daß wir das Kreuz gerne aus der Gegend weg haben möchten, halfen sie uns bei der Versetzung nach dem Ort seiner Bestimmung. Während der Ueberschiffung wuchs ihre Zahl bis auf 200. Das Kreuz wurde mit dem Wappen

und der Devise Eurer Hoheit aufgerichtet, daneben ein Altar, an welchem Pater Enriquez unter Assistenz der sämmtlichen Geistlichkeit die Messe feierte. Ungefähr 60 Wilde lagen auf den Knieen. Was man that, schienen sie mit unverrückter Aufmerksamkeit zu betrachten. Als man das Evangelium verlas, und wir Alle aufstanden, die Hände erhebend, so ahmten sie uns nach und knieeten nicht eher wieder nieder, als bis auch wir wieder in dieser Stellung lagen. Ich kann Eure Hoheit versichern, daß sie uns durch ihr Betragen erbaut haben. Es hat uns Allen geschienen, es bedürfe, damit diese Leute Christen würden, Nichts als die Gelegenheit, sich verständlich zu machen. Denn sie thaten schlechterdings Alles, was sie uns thun sahen — Was mir zu beweisen scheint, daß sie keinerlei Abgötterei treiben.«

Man erkennt an dem Datum des Briefs, daß er unmittelbar nach der Besitzergreifung geschrieben war. Tags darauf ging die Flotte unter Segel und Ramusio meldet, daß zwei Verbannte *) den sich entfernenden Schiffen bittere Thränen nachweinten und die Indianer sie zu trösten suchten.

Urgeschichte.

Wir haben, indem wir allgemeine Züge zusammenfassen, die schwierige Frage zu beantworten, Was zu halten sey von diesen Bevölkerungen, ihrer Herkunft und Entstehung, ihren religiösen Vorstellungen, ihrer geistigen Entwicklung, ihrer begonnenen Gesittung, die auf dem Punkte war, durch sich selbst diesen ursprünglichen Charakter zu gewinnen, der ihr hätte eigen seyn müssen, wenn sie nicht gleich in der Wiege einen so harten Stoß erlitten hätte. Solche Fragen waren uns stets ein Gegenstand ernsten Studiums — man sollte sie nie vernachläßigen, wenn es sich um den Anfang eines Volkes handelt.

Es gab einst ein Vorurtheil, zu dem sich auch die besten Schriftsteller bekannten, daß nämlich als Ganzes das amerikanische Geschlecht von den Polargegenden bis zur magellanischen Straße keine greiflichen Unterscheidungsmerkmale darbiete und daß man in demselben ohne Gefahr des Irrthums keine Unterabtheilungen machen könne. Allein nur diese gemeinsamen Hauptzüge, die oft das Erzeugniß des Klima's oder des Einflusses eines herrschenden Stammes sind, fielen den ersten Schriftstellern in die Augen. Befangen in den Ideen der Alten, die sie fast beständig in einer poetischen Form erneuten, und einzig geleitet durch die heilige Schrift, gingen sie auf die erste Zerstreuung des Menschengeschlechts zurück, gelangten von Hypothesen zu Hypothesen auf die wunderlichsten Resultate, enthoben den fast überall unveränderlichen Analogien aus einer und derselben Periode der Gesittung Thatsachen, die, ungeprüft angenommen, sie immer von der historischen Wahrscheinlichkeit entfernten.

Nicht ohne Absicht habe ich hier einen Ausdruck des Zweifels gewählt. Noch ist in der amerikanischen Urgeschichte Nichts bewahrheitet, selbst in den Beobachtungen keine Vollständigkeit. Man weiß bloß, daß man die zahlreichen Stämme, die in der ganzen Ausdehnung der neuen Welt umherirren, nicht unter Einem Gesichtspunkt auffassen darf und daß es weder gerecht noch

*) Pedro Vas de Caminha spricht von zwei Personen, die, ohne Zweifel durch den Reiz des wilden Lebens verführt, entwichen waren und auf deren Rückkehr man am Tag vor der Abfahrt nicht mehr zählen konnte. Daß sie in Porto Seguro zurückgeblieben, ist nirgends bestimmt angezeigt. Andere Erzählungen erwähnen eines Missionärs, der mit einem der Deportirten freiwillig zurückgeblieben sey. Der Brief schweigt über diesen Gegenstand. So Viel ist gewiß, daß etliche Jahre später Affonso Ribeiro oder sein Gefährte den in Vera-Cruz landenden Seefahrern als Dolmetscher diente.

vernünftig wäre, wenn man überall und bei allen Völkerschaften bloß eine Unterabtheilung des **mongolischen** Stammes erkennen wollte. So Viel ist gewiß, daß eine aufmerksame Wahrnehmung sowohl in den Gesichtszügen als in der Schädelbildung beträchtliche Unterschiede entdeckt hat, daß aber das Studium der Urdenkmäler, der Ueberlieferungen und der Sprachen, um einen festen Ausgangspunkt für den Philosophen und Geschichtschreiber zu gewinnen, gleichen Schritt halten muß.

Eines wird wohl als ausgemacht zu betrachten seyn, daß die Bevölkerung Amerika's gleichzeitig in mehreren Gegenden bewerkstelligt worden ist und daß sie von verschiedenen Stämmen herrührt, die vielleicht ein autochthonisches Volk unterjocht haben, dessen erster Ursprung sich nicht mehr auffinden läßt. Nicht ohne Befremden wird man sich dann vielleicht genöthigt sehen, auf einige der Ideen zurückzukommen, welche das sechszehnte Jahrhundert a priori und ohne Erörterung, einzig im aufrichtigen Glauben an die religiösen Sagen, angenommen hatte. Schon hat die fleißigere Prüfung der Monumente von **Palenque**, die Entdeckung von Alterthümern in Nordamerika, die Nachweisung von Etymologien durch Humboldt bewirkt, daß man den Namen der **Phönizier** und **Karthager** wiederholen hört. Diese großen seefahrenden Völker, von deren Geschichte wir so Wenig wissen, werden nachgerade als die ersten Erforscher der neuen Welt betrachtet. Durch Vorgänger, die Columbus nicht kannte, geschieht seinem Verdienste kein Abbruch.

Es ist nicht unsere Sache, diese wichtige Frage in allen ihren Entwicklungen zu verfolgen, aber wir mußten ihre Grundlagen festzusetzen suchen. Denn trotz aller Uebereinstimmnng in Gebräuchen haben, wie es scheint, zwei ziemlich verschiedene Stämme das ganze Küstenland von Brasilien beherrscht: der eine, nach Hautfarbe und Gesichtsbildung, von mongolischer Herkunft, der andere mehr der kaukasischen Familie angehörig, mit deren weniger edeln Zweigen man in seiner Organisation verwandtschaftliche Aehnlichkeiten bemerkt haben will, — die **Tapuyas** und Die, welche die **Tupisprache** redeten, die **Besiegten und die Sieger**. Der wildere und unglücklichere Stamm wird uns zuerst beschäftigen: wir werden die von den Indianern selbst aufbewahrten Sagen sammeln.

Lange vor der Ankunft der Europäer, in einer Zeit, die sich nicht genau bestimmen läßt, hatte ein durch und durch kriegerisches Geschlecht, das nur von der Jagd lebte, die ganze Küste von dem Rio de la Plata bis zum Amazonenfluß inne. War es autochthonisch? Kam es vom Norden? Hatte es selbst diese **Tabaïaras** unterworfen, die auf den Vorbesitz der Herrschaft Anspruch machen und sich selbst einen Titel geben, der so Viel besagt als **Herren des Landes**? Dieß ist nicht auszumitteln: in der Sage der Indianer ist große Dunkelheit in Bezug auf Alles, was die auf einander gefolgten Wanderungen der frühesten Horden betrifft.

Wie Dem sey, die Tapuyas behaupteten sich wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte lang in dem herrlichen Land, das sie besezt hielten. Die Nation bestand aus 76 Stämmen, deren jeder einen besondern Namen führte. Ihren Gattungsnamen kennt man nicht. Tapuya heißt **Feind**: die zahlreichen Stämme in der Nachbarschaft, die einen Schritt weiter in der Gesittung waren, die sich nicht mehr bloß von der Jagd nährten, sondern die Segnungen des Ackerbaues zu begreifen anfingen, hatten den Gebietern der Küste jenen Namen geschöpft. Vielleicht handelte es sich um eine Frage der Rasse — vielleicht hatten diese Befehdungen ihren Grund in den haßerfüllten Antipathieen

welche immer zwischen barbarischen Völkern sind, wenn ein nur wenig bedeutender physischer Unterschied sich mit den wirklichen Ursachen zur Feindseligkeit vereinigt.

Eine so auffallende Analogie zwischen allen Stämmen des Littorals und des Innern vorhanden ist, so möchte es kaum eine andere amerikanische Nation geben, die das wilde Gepräge des mongolischen Charakters so erhalten hat wie die Tapuyas: die Backenknochen waren vorspringend, der Augenwinkel trat gegen die Schläfe zurück. Sie waren stark. Ihr untersezter Wuchs bot nichts Bemerkenswerthes dar. Ihre sehr kupfrige Hautfarbe erhellte sich bei einzelnen Stämmen bis zu Farben, die sich der weißen näherten. Ihr schwarzes, glattes Haar fiel ihnen auf die Schultern herab und nach Roulox Baro *) war es bei einigen Völkerschaften lang genug, um sich darein zu hüllen wie in ein Gewand. Wie mehrere andere Nationen Amerika's bemalten sie sich mit Orleans und Genipa und die Unterlippe durchbohrten sie, um ein Rädchen von leichtem Holz hineinzustecken oder ein Stück Harz, zuweilen eine Scheibe von grüner Jade — eine Zierart, die sie, wenn man den Versicherungen der Reisenden **) glauben darf, den reichsten Kostbarkeiten gleich schäzten und bei keiner Gelegenheit austauschten.

In ihrer rohen gesellschaftlichen Ordnung schienen die Tapuyas das Loos des Stammes ganz und gar privilegirten Sehern anzuvertrauen. Wenn sie gleich Häuptlinge hatten, die zuweilen erblich waren, so kann man ihre Verfassung als eine Art Theokratie bezeichnen. Die feierliche Epoche, wann man die Lippen der Kinder durchbohrte (gleichsam die Bluttaufe Dessen, der eines Tages allen Gefahren trotzen mußte), die Richtung des Weges, die der Stamm einschlagen sollte, die Zeit der Feste und Bankette — Jegliches ward entschieden durch die Seher nach ihrer freien Eingebung, wegen der sie kein Häuptling zur Rechenschaft ziehen konnte.

Was sich auf die religiösen Glaubensmeinungen dieses Volks bezieht, ist von trauriger Beschaffenheit. Unaufhörlich klagen sie bei den Reisenden über Geister, von denen sie geplagt sind. Hucha, der Oberste in der Hierarchie der Dämonen, will geheimnißvoll angebetet seyn und meist ist alle Mühe, ihn zu besänftigen, vergeblich. Seine Verehrung war ziemlich einfach. Ein ausgehöhlter Kürbiß, worin einige Kiesel, stand unter einer baumwollenen Decke in einer Art Tabernakel und Wer den Geist anflehen wollte, blies einige Tabakwolken über der Oeffnung. Dieses seltsame Tabernakel, als Sinnbild der Gottesnähe, spielt übrigens bei allen Nationen, welchem Geschlecht sie auch angehören, eine Hauptrolle. Bei den beiden Rassen heißt es Maraca. Und als die großen Nationen aufgehört haben, verbreitet sich sein Dienst noch gegen die Nordküste zu. Wenigstens erweisen ihm die Indianer, die man für Christen hält, insgeheim noch von Zeit zu Zeit ihre Verehrung. Ein mächtiger Stamm der Tapuyas führt den Beinamen Maraca und sicherlich ist Dieß die heilige Nation, denn ein kostbares Manuscript der königlichen Bibliothek zu Paris, vermuthlich von Francisco da Cunha, sezt sie in die Gegend von San-Salvador, wo einst die wilde

*) Dieser Reisende, dessen Namen von den Historikern kaum erwähnt wird, hat während des 17ten Jahrhunderts lange Jahre unter den Tapuyas zugebracht.

**) So des Vaters Ives von Evreux. Von ihm forderte ein Wilder für einen dieser Steine ein Schiff mit der ganzen Ladung. Americus Vespucius will einen Indianer gesehen haben, welcher sieben dieser Steine an Lippen, Ohren und Wangen trug. Vasconcellos gedenkt desselben Umstandes.

Hauptstadt dieser indianischen Nationen gewesen zu seyn scheint. Ob Maraca bloß als Werkzeug zu Leitung der kriegerischen Tänze diente oder ob es die Gottheit darstellte — der Namen findet sich mehr oder weniger verändert in einer Menge indianischer Benennungen. Bei den Tupis war der Gebrauch, welchen sie ohne Zweifel von den Tapuyas entlehnt haben, weniger mysteriös und allgemeiner. Es war eine mit rothen und blauen Arafedern verzierte ovale Calebasse. Ein verzierter Stiel ging durch ihren Bauch und wenn man sie schüttelte, gaben die Körner darin einen Schall. Würde es eine zu widersinnige Hypothese seyn, daß an das Brüllen des Donners, den diese Völker verehrten, symbolisch erinnert werden sollte *)?

Wenn man Barläus hört, der die Tapuyas leider nur im Zustand ihres Zerfalls gesehen, aber sie sorgfältig beobachtet hat, so hatten diese Völker religiöse Meinungen, die sich zum Theil auf ihre Nachkommen, die Botocudos, vererbt zu haben scheinen. Sie verehrten gewisse Sterne, namentlich das Gestirn des großen Bären. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Glückseligkeit, außer wenn der Tod durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführt war, was in ihren Augen den Zorn der Gottheit bedeutete. Sonst nahm die Seele ihren Flug gen Westen und gelangte zu düstern Sümpfen, ziemlich ähnlich der Unterwelt der alten Dichter: dort bestand sie ein Gericht. Hatte sie dann ein Geist ans andere Ufer gebracht, so bewohnte sie einen lieblichen Ort, wo Milch, Früchte und Wildbrät in Fülle, alle Genüsse des wilden Lebens, ihrer harrten. War Hucha die Personifikation eines unterweltlichen Gottes? War er der oberste Richter? Die Berichte sind zu unvollständig, als daß wir diese Frage beantworten könnten. Das weiß man, daß die Indianer glaubten, er offenbare sich durch unmittelbare Befehle, welche die Seher nach ihrem Belieben auslegten. Diese Orakel hatten oft etwas Furchtbares, wenn eine unheilvolle Stimme die Niederlage der Horde verkündigte oder wenn der Seher unter gräßlichen Verzerrungen oder wohl gar, um den Eindruck zu steigern, hinter einer Maske versteckt, während ihm der Tabaksrauch aus Mund und Nase qualmte, diese vermeintlichen Schicksalslösungen aussprach, an welchen zuverlässig wahnsinnige Schwärmerei mehr Antheil hatte als Betrug.

Es gibt in der Geschichte der amerikanischen Nationen so abscheuliche, so in ihrer Art einzige Erscheinungen, daß man sie oft gerne mit Stillschweigen überginge und sie nur aus falsch verstandenen oder gedeuteten religiösen Vorstellungen erklären kann. Nicht unabsichtlich habe ich daher zuerst diese flüchtigen Umrisse der Glaubensgeschichte dieses erloschenen Volks entworfen, ehe ich an den scheußlichen Brauch kommen wollte, der es unter den Nationen Brasiliens auszeichnete und den man unter die Fabeln des sechszehnten Jahrhunderts werfen möchte, wenn nicht seine Existenz durch Augenzeugen, durch die Uebereinstimmung der ungekünsteltsten Erzähler beurkundet wäre. Daß alle Stämme der Tapuyas in der ganzen Ausdehnung des Wortes Menschenfresser waren, d. h. ihre Feinde ihrer Rache

*) Das Maraca kommt in Nordamerika unter dem Namen Chichikué vor und ist noch bei mehreren Nationen Brasiliens vorhanden. Roulox Baro nannte es den Teufel in der Kalebasse. Ueber seine Attribute bei den Tapuyas und den Tupis kann man, außer diesem Reisenden, Hans Stade, Pison, Lery, Claude von Abbeville, Ives von Evreux und unter den Neueren Koster und den Prinzen von Wied-Neuwied befragen. Saint-Hilaire erzählt in seiner zweiten Reise merkwürdige Dinge über den Namen dieses heiligen Gefäßes. Spix und Martius haben das Maraca noch getroffen, aber ohne daß die Eingebornen, die es besaßen, demselben irgend einen symbolischen Werth beizulegen schienen. Nicht so Koster.



schlachteten, ist nicht auf gleiche Weise erwiesen, gewiß aber, daß sie am Rio=Grande die Leiber ihrer verstorbenen Krieger zu verzehren pflegten. Und zwar wurde eine strenge Rangordnung bei diesen Mahlzeiten beobachtet: einen Häuptling speisten die Häuptlinge, den gemeinen Krieger die Krieger. Die Mutter, die über den Verlust ihres Kindes trauerte mit Schluchzen und Wehklagen, gab ihm kein anderes Grab. Noch mehr — die Beine der Todten wurden aufbewahrt und mit Mais zerstossen: auch sie mußten zur Nahrung der Horde dienen, und die Trauer währte bis dieser greuliche Schmaus vollendet war. Selbst die Haare, sagt man, waren nicht ausgenommen: man wartete damit in wildem Honig auf. Noch wird behauptet, daß die Tapuyas in der Gebrechlichkeit des Alters sich ihren Kindern zum Opfer darboten, welche sie tödteten und speisten. Dieser Brauch scheint jedoch nicht so ganz ausgemacht, wiewohl man zur Noth Zeugnisse genug anführen könnte. Ohne nun eine Erklärung dieser ekelhaften Menschenfressereien, ohne einen Grund für eine Erscheinung zu suchen, die ihren Ursprung etwa auch aus dem verrückten Gehirn eines Afterpropheten genommen haben kann, möchte ich fragen, ob es nicht möglich wäre, daß die Tapuyas den Ihrigen die Unsterblichkeit zu verschaffen gedachten, indem sie sie ihrer Substanz einverleibten? Durch eine seltsame Verkettung der Ideen des menschlichen Geistes verknüpfen sich oft die rührendsten Gedanken mit den abstoßendsten Gebräuchen. Die Tapuyas sind nicht das einzige Volk gewesen, das diese Sitte hatte — man hat sie gefunden auch bei einem Volk in Guyana, das vielleicht einer ihrer Stämme war, und in Asien bei einem Volk, das nicht zu den ungebildeten gehört. Nicht allein tödteten die Battas auf Sumatra ihre Greise, sondern sie sangen dazu ein Klaglied, in welchem gesagt wurde, man müsse den Baum fällen, wenn die Früchte gereift seyen.

Eine Eigenheit, welche die Tapuyas gegen die übrigen Brasilianer auszeichnet, ist auch diese. Wenn die Seher die Veränderung eines Lagerplatzes befahlen, oder wenn nach der Abendmahlzeit die heiligen Spiele anfingen, ergriffen Jünglinge einen schweren Balken und liefen damit, so schnell sie konnten, davon, bis die Ermüdung sie diese Bürde in die Hände eines Andern abzugeben zwang. Wer am weitesten kam, war Sieger, und ich glaube, daß das neue Lager oft da aufgeschlagen wurde, wo die geschicktesten Läufer still standen. Erklärt sich dieses Wettlaufen etwa durch einen Brauch der Indianer im Süden? Debret erzählt in seiner anziehenden Reisebeschreibung von der Geschwindigkeit, mit welcher die Bogres ihre Verwundeten vom Schlachtfeld wegtrugen. In Friedenszeit hatten sie eine ähnliche Uebung wie die Tapuyas eingeführt und dasselbe Bedürfniß wird wohl bei den beiden verschiedenen Nationen auch denselben Brauch erzeugt haben.

Ungeachtet der großen physisch=moralischen Aehnlichkeiten bildeten die Stämme in der Zeit ihres höchsten Flors keine Nationaleinheit. Wenn Vasconcellos, ein ziemlich genauer Beobachter, recht berichtet, so zählte man gegen 100 verschiedene Sprachen unter den 76 Stämmen und diese Mittheilungsschwierigkeit war in der Folge eine der wirksamsten Ursachen der Zerstreuung des herrschenden Volkes. Blutige Feindschaften trennten diese Nomaden: als die Tupiaes, von dem mächtigen Stamm der Tupis, sie aus ihrem Gebiet zu vertreiben beschossen, fanden sie bei ihnen keine Widerstandsfähigkeit. Auch in diesem dunkeln Ereigniß der politischen Geschichte der neuen Welt zeigt sich die Erfüllung eines wichtigen gesellschaftlichen Gesetzes: dem ackerbauenden Volk sollte das Jägervolk weichen.

Gesellschaftliche Gesetze und Gewohnheiten von viel stärkerer Währung darf man bei den Ueberwindern der Tapuyas nicht suchen. Die Vortheile der Vereinigung und einer bleibenden Ansäßigkeit waren von ihnen eben so wenig ganz begriffen, aber die zahlreichen Völkerschaften, welche in dem Küstenlande allmälig herrschend wurden, redeten eine und dieselbe Sprache, hatten eine beinahe gleiche Regierungsform. Die Zwistigkeiten der Stämme unter einander schienen weniger häufig gewesen zu seyn. Man bemerkt an den Tupis nicht jenen unbedingten Glauben an die Seher. Haben sie ein fruchtbares Revier ausfindig gemacht, so können sie zwei und drei Jahre bleiben. Sie wissen den Nutzen eines regelmäßigen Ackerbaues zu schätzen: der Manioc, der Mais, die Igname ersetzen bei ihnen häufig die immer unsichern Hülfsquellen der Jagd. Sie sind in ihrer gesellschaftlichen Bildung weiter voran, weil sie einem weniger abergläubischen und vorsichtigeren Geschlecht angehören. Doch sollte der Gang der Ereignisse den zerstreuten Horden später günstiger werden: sie waren nicht wie die Tupinambas den Einflüssen der europäischen Gesittung ausgesezt und als die Nationen des Littorals vernichtet waren, sah man Jene wieder erscheinen, zwar in einem barbarischen Zustande, aber auch empfänglicher für die besser gerichteten Einwirkungen der Gesittung.

Woher war aber die erobernde Nation der Tupis? Welches war ihre Entstehung, der Weg ihrer Auswanderung? Mich dünkt, sie stieg von den gemäßigten Regionen des Südens gegen die Wendekreise herab: sie hatte vielleicht auf den weiten Ebenen, welche sich bis nach Chili ausdehnen, einige grobe Begriffe von Bildung empfangen. In D'Azara's Aufzählung der Nationen in der Nähe des Rio de la Plata geschieht auch der Tupis Meldung, so wie in den Mythen der tupischen Religion glücklicher Seelen, die über die Andes gehen. So behutsam man mit solchen Thatsachen verfahren muß, so sind sie wohl erwogen nicht ohne Glaubwürdigkeit. Außerdem kommt uns noch die Linguistik zu Hülfe: die Lingoa geral fast aller Küstenvölker bei der Ankunft der Europäer ist eine der Mundarten der Sprache der Guarani's, die seit einer langen Reihe von Jahren in der Gegend von Paraguay angesiedelt zu seyn scheinen.

Nach der bei Vasconcellos aufbewahrten mythologischen Ueberlieferung hatte sich die erste Auswanderung auf den Küsten Brasiliens auf dem Kap Frio zugetragen, einem Vorgebirge, welches in der Epoche, in welcher dieser Geschichtschreiber lebte, noch einer Art religiöser Berühmtheit unter den Eingebornen genoß. Dagegen nach Aussage der Indianer hätten sie das Land öde gefunden. Die erste Familie hätte sich ohne Widerspruch niedergelassen, dann hätte es eitlen Hader zwischen zwei Frauen gegeben und der Stamm sich zerstreut. Ist Dieß die Versinnlichung Dessen, was sich bei dem ersten Einbruch begab und soll dieser den Europäern erzählte Mythus die Auswanderung der Stämme schildern, je nachdem Noth oder Mißverständnisse ihre Trennung herbeigeführt hatte? Eine solche Annahme ist erlaubt, wird aber nie völlig ins Klare gesezt werden können.

Bei ihrer Ankunft in Brasilien trafen die Europäer überall Nationen mit dem Gepräge ihres ersten Ursprungs, mit gemeinschaftlicher Sprache und Religion, so oft sie auch sonst zu einander feindlich stunden. Es war ganz derselbe Fall wie in Nordamerika mit einer Menge wandernder Stämme,

die das lenilenapische*) Volk, aus dem sie hervorgegangen, trotz der in mancher Beziehung erlittenen ungeheuren Wechsel noch immer ihren Großvater nannten. Die Tupinambas, die Tupiaes und mehrere Völkerschaften behielten die generische Wurzel des großen Stammes bei. Andere, wie die Tamoyos und Cahetes, hatten sie nicht mehr, aber Religion und Sprache bildeten wieder den gelegenheitlichen Vereinigungspunkt. Es ist bewiesen, daß das Geschlecht der Tupis ungefähr 16 Völkerschaften mit bestimmten Grenzen längs der Küste in sich begriff. Die herrschende Völkerschaft scheinen die Tupinambas gewesen zu seyn und sie sind es vorzüglich, mit welchen wir uns näher befassen wollen. Ehe wir aber ihr inneres Leben schildern, wollen wir erzählen, wie sie sich im Lande niederließen und das Reconcav eroberten.

Es ist wahrscheinlich, daß die Nation der Tupis in der Nachbarschaft von Rio de Janeiro landete und hier auf die Tapuyas stieß, die sie furchtbar genug fand, um keinen Angriff auf sie zu wagen. Sie verbreitete sich landeinwärts, zog die großen Flüsse entlang, wo sie Unterhaltsmittel fand und lebte so einige Zeit. Darf man der Ueberlieferung einiger Greise glauben, aus deren Mund Francisco da Cunha**) dieses große Ereigniß vernahm, so wären hierauf die Tupiaes, eine mächtige Völkerschaft von tupischer Abkunft, gegen die Bai von Reconcav vorgedrungen, an welcher nachher San-Salvador erbaut worden ist, und hätten die ersten Herren verjagt. Allein nach blieben sie nicht lange Meister dieser schönen Landschaft. Die Tupinambas kamen aus Gegenden jenseits San-Francisco, griffen sie an und nöthigten sie selbst zur Flucht ins Innere. Diese begegneten dort ihren alten Feinden, warfen sie abermals zurück, so daß diesen Theil Amerika's gleichsam eine dreifache Kette feindlicher Stämme umschloß, die blutige Kriege gegen einander führten, die aber größtentheils ohne Ergebnisse für die Geschichte geblieben sind.

Am Gestade des Meers sah es nicht friedlicher aus. Die Tupinambas hatten ihre Herrschaft im Reconcav aufgerichtet: da ist es wahrhaft merkwürdig zu sehen, wie sich bei diesem barbarischen Volk die Scenen der Iliade erneuten. Ein Mädchen aus einem Stamm von der Insel Itaparica war von den Bewohnern des Plateau's des nachmaligen Bahia's entführt worden und ein schrecklicher Krieg entbraunte. Die Parteien waren keineswegs weit auseinander: höchstens eine Stunde Wegs trennte sie. Aber die Nation blieb getheilt auf immer. Zur Zeit Francisco's da Cunha führte noch eines der zahlreichen Eilande der Bai den Namen Ilho do Medo oder Schreckensinsel, weil beide Theile hinter den Leuchtbäumen, die sie umgaben, abwechselnd sich versteckten und unversehens über die feindlichen Kähne auf der Bai herfielen. »Die Tupinambas,« heißt es in dem Roteiro, »die auf die Insel Itaparica übersezten, bevölkerten die Ufer des Jaguaribe, Tenharia und die Ilheosküste***). Sie faßten einen solchen Haß gegen ihre ehemaligen Mitbürger, daß noch jezt (d. h. im Jahr 1587), Was von beiden zerfallenen Völkerschaften übrig ist, sich verabscheut und auf Leben und Tod bekriegt. Ihre Wuth geht so weit, daß, wenn sie einen Begräbnißplatz entdecken, sie

*) S. das vortreffliche Werk Eckwelders: Geschichte, Sitten und Gebräuche der indianischen Nationen.

**) Francisco da Cunha ist, wie sich beweisen läßt, der Verfasser des kostbaren Roteiro auf der Pariser Bibliothek (Nr. 609. suppl. franç.). Diese Chronik enthält mehr Thatsachen über die alten Nationen Brasiliens als irgend ein anderes gleichzeitiges Werk.

***) Und vermuthlich gingen sie bis Rio de Janeiro: denn dort hat ums Jahr 1555 Lery unter ihnen gelebt.

die Leichen ausgraben und alle erdenkliche Schmach an ihnen verüben. Um die Zeit, als die Portugiesen sich am Jaguaribe ansiedelten, hatte in diesem Distrikt eine Versammlung der Bevölkerung mehrerer Dörfer Statt, um unter großem Pomp einige Leichen auszugraben, worauf ein anderer Namen geschöpft wurde.«

Der Name ist bei den Urvölkern von besonderer Wichtigkeit für die Einzelnen wie für die Nation: er ist oft der Ausdruck eines hohen Vorzugs. Nach Vasconcellos bedeutete Tupa oder Tupan wörtlich die schreckende Trefflichkeit. Die Tupis waren das Volk Gottes, die Boten des schrecklichen Wesens. Was die Tupinambas anlangt, so hat ihre Benennung in den verschiedenen Reiseberichten allerlei Metamorphosen erfahren: bald Topinambour, bald Tapinambos und ein französischer Reisender, der sonst außerordentlich genau ist, schreibt im sechszehnten Jahrhundert Tououpinambaoult. So seltsam diese Orthographie, so ist sie vielleicht die richtige und sollte von uns angenommen werden, weil sie aus einer französischen Erzählung ist, aus einer Zeit, wo man die Namen noch nicht entstellt hat. Doch könnte sie auch nur dem alten Umkreis von Rio Janeiro angehören.

Wenn man über das ganze Treiben der Tupinambas, ihren physischen und moralischen Charakter sichere Aufschlüsse will, so sind es vorzüglich die deutschen und französischen Quellen, aus welchen man schöpfen, es ist Hans Stade aus Hessen, Claude von Abbeville, Ives von Evreux, die man befragen muß. Der Eine ist Gefangener dieser Völker neun Monate lang. Er sieht sich stets im Angesicht des Todes. Er wohnt den Gastmählern der anthropophagischen Krieger bei und ist auf dem Punkt, ihr Opfer zu werden. Die Andern sind Flüchtlinge und Missionäre: sie ziehen sich unter die Indianer zurück, um bei ihnen eine Freistätte zu suchen oder sie zu bekehren. Nach Verfluß einiger Jahre nimmt Lery mit Hans Stade eine sorgfältige Prüfung vor und findet ihn von äußerster Genauigkeit. Mit diesen Schriftstellern verbinde ich das Zeugniß eines Portugiesen, der 17 Jahre in Brasilien gelebt hat.

Durch Größe der Gestalt, scheint es, war das Geschlecht der Tupinambas nicht eben vor uns bevorzugt. In Bezug auf Muskelkraft waren sie in gewissen Uebungen überlegen. Lery bewundert die unermeßlichen Bogen der Tupinambas von Guanabara, die sie mit größter Leichtigkeit spannten, während der geschickteste europäische Bogenschütze nur die Waffe eines zwölfjährigen Knaben hätte brauchen können. Wie die Eingebornen in unsern Tagen hielten sie die außerordentlichsten Märsche aus und im Schwimmen besaßen sie dermaßen eine Fertigkeit, daß sie sich rühmten, sie könnten mehrere Tage im Wasser bleiben. Der berühmte Peron hat zwar im Allgemeinen bewiesen, daß die wilden Völker uns an körperlicher Kraft nachstehen: hier wenigstens hätte sein Schluß keine Anwendung gefunden. Daß diese Indianer in anhaltenden Anstrengungen, z. B. landwirthschaftlichen Arbeiten, nicht so ausdauernd sind wie die Europäer, läßt sich dagegen nicht leugnen. Die Tupinambas hatten kupferne Gesichtsfarbe, aber sie muß es in sehr milder Form gewesen seyn, denn Lery sagt, sie kommen ihm nicht gebräunterer vor als die Spanier oder Provençalen. Man wollte behaupten, die amerikanische Rasse sey völlig bartlos und Dieß eines ihrer Unterscheidungsmerkmale. Hierin liegt eine nicht gewöhnliche Uebertreibung. Sey es, daß, wie gesagt, die Tupis etwas kaukasisches Blut in sich trugen, sey es, daß jener Umstand überhaupt in der ganzen Ausdehnung des amerikanischen Festlandes schlecht

beobachtet wurde — schon Lery bemerkt ausdrücklich: »Sobald das Haar, das an ihnen wachst, irgendwo zum Vorschein kommt, wird es, bis auf Bart, Brauen und Wimper, entweder mit den Nägeln ausgerauft oder, seit die Christen die Gegenden besuchen, mit Zangen, die sie ihnen geben.« Auch Ives von Evreux sagt: »Es ist ihnen etwas Neues, Schnurr- und Backenbart zu tragen, weil sie Dieß aber an den Franzosen sahen, so lassen sich doch Mehrere den Bart wachsen.« Ihre Haupthaare waren schwarz, glatt und straff, ihre Stirn ziemlich entwickelt und sie preßten sie nicht zusammen wie die Karaiben, mit denen sie sonst so viel Aehnlichkeit hatten. Ihre Augen waren durchaus schwarz: sie näherten sich darin weniger als die Tapuyas der mongolischen Form. Aber die Nase liebten sie mongolisch: sie wurde den Kindern bei der Geburt platt gedrückt. »Nach unsern brasilischen Begriffen,« sagt Lery, »besteht die Schönheit in einer Stumpfnase.«

Wie alle Eingebornen der Küste gaben die Tupinambas ihrer Haut mit Hülfe des Genipasafts und des Orleans eine bläulicht-schwarze und orangerothe Farbe. Die Zeichnungen, mit welchen sie sich zierten, waren rein willkürlich, aber mit kleinlichter Sorgfalt ausgeführt, und dieses künstlerische Geschäft erforderte manchmal einen ganzen Tag Arbeit. Durch die Verbindung von Roth und Schwarz bekam der Krieger ein unheimliches Aussehen, im Einklang mit seiner übrigen Ausstattung. Man denke sich einen Mann von athletischen Formen: sein Haupt ist geschoren mittelst eines Stücks Krystall und seine Haare tonsurförmig geschnitten. Seine Lippe ist von seiner Kindheit an durchbohrt. Ist er noch sehr jung, so trägt er in der Oeffnung einen Knochen, weiß wie Elfenbein, ungefähr von der Gestalt eines kleinen Kegels und ein bis zwei Zoll vorstehend. Ist er mehr bei Jahren, so hat er einen Stein von grüner Jade eingefügt, den er mit einem Pflock befestigt. Seine Wangen sind gleichfalls gespalten und er trägt dort den nämlichen Schmuck *). Ob er sich wohl beständig der Hitze des Tages aussetzt, ohne daß er für seinen Schädel irgend ein Schutzmittel gegen die Sonnenstrahlen hat, so prangt doch bei allen feierlichen Gelegenheiten ein Diadem von schimmernden Federn auf seinem Haupt und zwar neigen sie sich nicht, wie wir sie nach den Theatertrachten abbilden, sondern sind steif und nehmen mit der Entfernung von der Stirne an Höhe ab. Handelt sichs um ein Fest, so wird ein kurzer Mantel, von einem Schnitt wie man ihn zur Zeit Ludwigs XIII trug, um die Schultern gehängt, und da ist wieder ein aus dem glänzendsten Gefieder (das durch Baumwollenfäden gehalten wird) geschickt gebildetes Geflecht. Ein Halbkreis von sehr weißen Knochen, Yaci genannt, reicht wie ein Ringkragen bis auf die Brust, während das Arasoya mit den

*) Die Barbote oder Botoke, diese charakteristische Zierart der amerikanischen Nationen, findet man auch im Südmeer, wie aus der malerischen Reise von Choris zu ersehen ist. Im südlichen Brasilien wurde dieser Lippenschmuck von glänzendem Harz und Gold getragen, wenigstens wenn man sich auf Das verlassen kann was man uns von den Canabavas und Guaycurus erzählt. Die Jade zumal gehörte den alten Nationen an. Die durch Wange und Unterlippe gestochenen glänzenden Federn hatten gleichfalls eine große Rolle gespielt und zu guter Lezt hat man sich im Allgemeinen an Barrigudoholz (eine Art Wolldorn) gehalten. Von diesem Holz, das etwas mehr Festigkeit hat als Hollundermark, sind die Botoken der Botocudos. Von all diesen Putzsachen sind die Gamelas am garstigsten, denn sie bestehen in einer hohlen Kologuinte, worin Speise aufbewahrt werden kann. Ich zweifle nicht, daß in den undurchforschten Einöden von Mato-Grosso diese seltsamen Kostbarkeiten, denen die Eitelkeit der Wilden den größten Werth beilegt, noch alle gebräuchlich sind. Daß auch die großen mexikanischen Herren sich die Lippen durchbohrten und eine goldene Zierart hineinsteckten, versichert der Wahrhaftigste unter den Schriftstellern, die über Mexiko geschrieben haben, Bernardino de Sahagun. Diese Zierart war hier mitunter auch ein Stück Krystall, und da eine kleine blaue Feder hindurchging, hatte es das Aussehen von einem Saphir.

langen Straußenfedern den Leib leicht umflattert. Man glaube nicht, daß der Tupinambas sich mit diesen Schönheiten begnügt. Ein gerundetes, auf Stein polirtes und in tausend kleine Scheiben geschnittenes Muschelwerk bildet für ihn lange Halsketten. Dieser Schmuck (boüre) ist bald von blendendem Weiß, bald von glänzendem Schwarz und es ist dann ein schweres Holz, woraus man ihn verfertigt. Dazu die Spangen von dem schallenden Auaikern, die man an die Beine legt, und man hat ein erträgliches Bild von einem Tupinambas in seinem Staat. Doch war dieser Staat manchmal auch einfacher, aber nur um so seltsamer in den Augen des Europäers. »Zur zweiten Betrachtung des Wilden,« sagt Lery, »nehmet ihm all seinen Flitter ab, reibt ihn mit klebrigem Gummi und bewerft ihm Körper, Arme, Beine mit klein zerhackten Federn gleich wie mit roth gefärbten Kuhhaaren und wenn er so in diesen närrischen Pelz gehüllt seyn wird, so könnt Ihr Euch vorstellen, daß er ein hübscher Junge ist.«

Den besten Theil ihrer wilden Pracht sparten die Tupinambas nach der Mode der Kindheit der Gesittung für Kriegszeiten auf. Man darf nur einem Jäger von den noch vorhandenen Stämmen in den Wäldern begegnen, so kann man sich leicht einen Begriff machen von der imposanten Erscheinung des sich zum Kampf rüstenden Tupinambas: im Gesicht diese schwarzen Genipafarben, gemischt mit den blutigen Zinnoberstreifen; um die Stirn das Kriegs-Yempenambi *) mit den rothen Arafedern. Der Mantel war für die Feste, aber das Arasoya umflatterte den Leib. Der Arm war bewaffnet mit einer Art Schild von leichtem Holz, noch öfters mit dem dicken Tapirfell. In einer Hand hielt er einen ungeheuren Bogen von dem hellen und unbiegsamen Bignoniaholz, in der andern ein Bündel langer Pfeile ohne Köcher. Eine Art Keule, die man Tacap hieß und die von den ältern Reisenden meist als ein hölzernes Schwert bezeichnet wird, vervollständigte die Rüstung des Kriegers. Die Tacap war eine furchtbare Waffe in den Händen des Tupinambas. Aus dem schwersten und härtesten Holz verfertigt, vertrat sie die Stelle des Butu der Horden Guyana's und des Tomawacks der Amerikaner des Nordens. Aeußerst bemerkenswerth ist, daß die Esgaravatana, das Blasrohr, das vergiftete Pfeile schnellt, bei den brasilischen Nationen vom Geschlecht der Tupis nicht existirte. Dieses Kriegervolk schien eine solche Waffe, selbst gegen Thiere, zu verschmähen. Und selbst von Geschossen mit Widerhaken machte es nur Gebrauch auf der Jagd. Es ist noch eine stillschweigende Uebereinkunft unter den wandernden Völkerschaften in Kraft, welche diese schreckliche Waffe während des Kampfes verbannt. Man bedient sich des länglicht rund gespaltenen schneidenden Rohrs, dessen Wunde leicht heilt. So hat das Völkerrecht sogar im Schooß der Wälder seine unwandelbaren Gesetze.

In Folge einer Anomalie, wovon der wilde Zustand mehr als ein Beispiel darbietet, waren jene schimmernden Putzsachen nicht für die Frauen bestimmt, welche aus dem farbenprächtigen Gefieder des Guara und Caninde so schöne Kunstwerke zu verfertigen wußten. Sie gingen völlig nackt, ihre langen schwarzen Haare flatterten frei oder sie umwanden sie mit einem

*) Das Yempenambi war eine noch künstlichere Zierart, verfertigt aus den Flügelfedern verschiedener Vögel, von solcher Aehnlichkeit mit dem Kopfputz der Damen des sechszehnten Jahrhunderts, daß ein alter Reisender meinte, die Wilden hätten ihnen dazu den ersten Gedanken eingegeben. Die Wilden hatten überhaupt noch mancherlei Arten, die Federn zu fassen, die sie auf Stäben von Rohr mit Fäden von Baumwolle oder Palme zusammenbanden.

rothen Band und ließen sie über die Schultern wallen, ungefähr wie noch in unsern Tagen die Mädchen in der Schweiz. Sie verunstalteten auch nicht ihr Gesicht mit Durchbohrung der Unterlippe. Aber sie durchstachen die Ohrläppchen und behängten sie mit Muscheln von gerundeter Form — einem Gehänge, das, um mich eines etwas gemeinen, aber bezeichnenden Ausdrucks Lery's zu bedienen, »so lang war als ein mittelmäßiges Talglicht.« »Wenn sie damit geziert sind,« sezt der Reisende hinzu, »schlägt es um ihre Schultern, daß man von Weitem glaubt, es hängen ihnen rechts und links Ohren von Leithunden herab.«

Das **Bemalen** war den Frauen nicht verwehrt, aber sie machten davon nicht so viel Gebrauch wie die Männer. Hören wir noch einmal den alten Reisenden: »Das Gesicht anlangend, so ist Dieß die Weise, wie sie es herausputzen. Die Nachbarin oder Gespielin nimmt den Pinsel in die Hand und beginnt mitten auf der Wange Derjenigen, die sich malen läßt, ein kleines Rund, zieht rings herum Kreise und Schnecken und fährt nicht allein fort, bis sie mit Blau, Gelb und Roth das Antlitz bunt verstrichen hat, sondern sie wird nie vergessen, auch die ganz ausgerissenen Brauen und Wimper zu überpinseln.«

Auch gab es Zierarten, welche den Frauen **vorbehalten** waren. So große **Armspangen**, zusammengesezt aus mehreren weißen Knochen und auf einander befestigt wie Fischschuppen und dem Aussehen nach ähnlich den Armstücken, mit welchen man in einigen Ländern Ballon spielt. So wollte auch die Sitte nicht, daß sie Ketten um den Hals schlangen, sondern sie umflochten damit die Arme und später, als sie mit den Europäern Tauschverkehr anknüpften, ersezten sie diesen Schmuck durch farbige Glaskorallen, die von Anfang ein kostbarer Handelsartikel wurden.

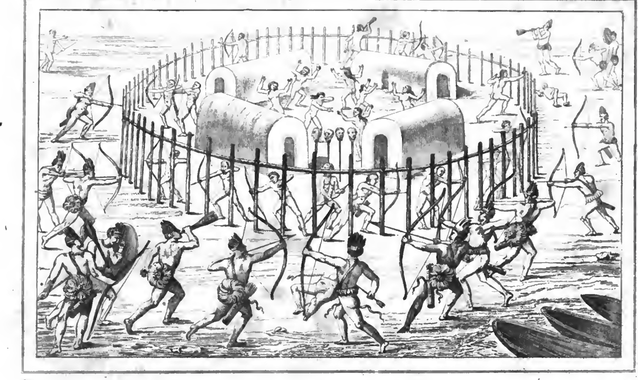
Obwohl die Tupinambas **Gemeinden von 5 bis 6000 Seelen** gebildet haben, so ist doch von den bei der Eroberung vorhandenen Dörfern auch nicht eine Spur übrig geblieben. Die einfachsten Monumente, diese rohen Altäre, welche man bei Völkern auf weit geringerer Bildungsstufe getroffen hat, waren ihnen ganz und gar unbekannt, und man weiß noch nicht, ob es die Tupinambas sind, denen man die Hieroglypheninschriften auf den Felsen zuschreiben muß, die ohne Zweifel eher eine Kriegsbegebenheit der Nachwelt übermachen sollten als eine religiöse Sage. Wurde ein Dorf gegründet, so ging der **Mussacat**, der Familienvater, das bürgerliche Haupt selbst hin und wählte den Platz am Ufer eines fließenden Wassers, an einem luftigen Ort und meist entwickelten sie einen großen Scharfsinn in diesen ersten Anlagen. Durch die Hütten, welche die im Innern zerstreuten Stämme täglich bauen, bekommt man nicht wohl eine richtige Anschauung von den **Wohnungen** der Tupinambas. Jede dieser langen Archen diente 20 bis 30 Familien zum Aufenthalt und man kann sie nicht besser vorstellen, als wenn man sich der Laubengänge unserer Gärten erinnert und ihrer mit Grün überwölbten leichten Bogen. Bei den Tupinambas ruhte auf einem geschickt zugerüsteten Zimmerwerk ein mit Palmblättern oder Rohr bedecktes Dach. Nach dem werthvollen Manuscript, das ich vor Augen habe, hing das mehr oder weniger verlängerte Verweilen des Stamms an einem Ort von der Dauer dieses Laubdaches ab. Höchstens dauerte es vier Jahre und da vermuthlich irgend ein abergläubischer Brauch, den wir nicht näher erklären können, die nöthigen Ausbesserungen zu machen verbot, so wurden oft die Hütten vom Regen überschwemmt. Die ersten Entdecker waren von der

Unermeßlichkeit dieser Laubgewölbe dermaßen überrascht, daß sie sie mit einem Linienschiff verglichen. Eine wohlbevölkerte Aldea konnte aus sechs und mehr Hütten bestehen: sie waren so gebaut, daß sie einen regelmäßigen Platz umschloßen, wo der Stamm seine Versammlungen hielt. Hans Stade spricht von einer Art Tabernakel in der Mitte des Dorfs: hier wurden die heiligen Maraca's aufbewahrt. Die Form dieses Tempels mag von derjenigen der andern Bauten nicht verschieden gewesen seyn. Nichts war einfacher als das Innere dieser Wohnungen: nicht einmal der Luxus der Matten, den man noch in einigen Hütten der Südseeinsulaner trifft, war daselbst zu sehen. An jedem Endpunkt war eine arkadenförmige Oeffnung angebracht für den Luftzug. Parallel gesezte starke Pfähle dienten zu Aufhängung der zahlreichen baumwollenen Hamacs oder Inis, an welchen die Tupinambas ihre ganze wilde Industrie zeigten. Eine Art Hängeboden, gebildet aus langen Stangen und befestigt an den obern Querbalken, welche das Dach trugen, war der Ort für die Habseligkeiten der Familie. So war das unveränderliche Geräthe in einer Hütte wie in der andern. Und während der Nacht brannte zwischen jedem Hamac ein kleines Feuer. War man in der Nähe eines feindlichen Stammes, so wurde aus der einfachen Aldea eine Burg, umgeben von eingerammelten Pfählen, manchmal spanischen Reitern, die, unter dem Gras versteckt, zur Noth gegen einen Ueberfall sicherten. Diese Festungswerke waren immer von Holz, wechselten aber in ihrem Bau und hatten mitunter eine ziemlich künstliche Einrichtung. Schädel erschlagener Feinde prangten als eben so viele blutige Siegeszeichen über den Thoren.

In Bezug auf die Mittel zum Unterhalt war kein Land begünstigter als Brasilien. Zwar ist hier nicht, wie auf den Sandwichinseln oder auf Taiti, ein einzelnes Gewächs, der Brodbaum, der jeder Zeit und ohne Vorbereitung den Bedürfnissen zahlreicher Familien genügt. Es bedurfte einer gewissen Kunstfertigkeit, um aus der giftigen Maniocwurzel eine gesunde Nahrung zu gewinnen. Aber diese Fertigkeit war unter den Tupinambas entwickelt und sie besaßen selbst Küchenkünste, die, wie man behauptet, nicht auf uns gekommen sind *). Der süße Manioc oder Aypi, den man ungeröstet essen kann, die Carawurzeln, die Potate, die Igname, die sich schnell einheimisch machte, wenn sie es nicht schon war, lieferten eine reichliche und mannigfaltige Kost, auch bei unvollkommenem Anbau des Bodens. Die Getreidearten Europa's waren unbekannt, statt ihrer erntete man aber fünf Arten des mit dem allgemeinen Namen Avati bezeichneten Mais. Der Pisang, der so wenig Pflege erheischt, bot die Fülle seiner nährenden Zweige und hätte in gewissen Jahreszeiten die meisten jener kostbaren Gewächse ersetzen können, weil, wie Humboldt nachweist, ein Stück Landes, das mit diesem Baum angepflanzt wird, fünfzigmal mehr Nahrungsstoff gibt, als derselbe Raum mit Getreide besäet. Wir verweilen nicht bei den Lianen mit dem nahrhaften Bodenmehl, nicht bei den öligen Früchten der Palme, noch selbst bei den Mandeln des Sapucaya, so beliebt sie auch bei allen südamerikanischen Stämmen sind. Diese Einzelheiten würden uns zu weit führen: die Bemerkung genügt, daß eine Menge frei wachsender nach Maßgabe der Oertlichkeiten wechselnder Früchte den verschwenderischen

*) So eine Art Kraftsuppe (bronet) aus dem durch Pressen erhaltenen Saft zur Würze des Fleisches. Mehrere Maniocgerichte, z. B. Mingau, haben noch in unsern Tagen ihre alte Benennung Tupi. Gegen das Salz hatten die Tupinambas einen großen Widerwillen.





Angriff auf ein befestigtes Dorf.

Reichthum der Hülfsquellen des Landes noch vermehrt. Trotz dieser Ergiebigkeit des Bodens waren es vorzüglich die Wälder und Flüsse, aus welchen die Tupinambas ihren Unterhalt zogen. Daß diese Hülfsquellen zum Theil jezt versiegen, läßt sich nicht leugnen. Das größte Thier Brasiliens, der Tapir, ist allmälig in das Innere zurückgedrängt worden: damals zeigte es sich bis an der Küste. Die zahllosen Heerden der verschiedenen Arten von Bisamschweinen boten ein zumal angenehmeres und gesünderes Fleisch als das Hausschwein. Die gegen das Meer hin so selten gewordenen Hirsche bevölkerten daselbst die Wälder. Die Tatu's, die Paka's, die Coati's, nachgerade eine Rarität auf den Märkten der großen Städte, waren eine gemeine Speise. Wie die gegenwärtigen Nomadenstämme genoßen die Tupinambas das Fleisch der zahlreichen Geschlechter von Affen, die Brasilien erzeugt, und gleich den Botocudos, Puris und Patachos verschmähten sie selbst das nach Bisam riechende Fleisch der Caimans nicht, noch die Schlangen von der größern Gattung. Der Leguan oder die Tupinambis deutet schon durch den Namen an, wie gesucht sie bei diesen Stämmen war. Wenige Gegenden enthalten so viel befiedertes Wild als Brasilien, und auch diese Jagd war für die Tupinambas eine einträgliche Nutzung. Das sinnreiche Mittel, dessen sich die alten Bewohner Haiti's zum Vogelfang bedienten, war auch ihnen bekannt. Unter dem Laub verborgen und mit einem leichten Rohr versehen, woran eine Schlinge, bemächtigten sie sich des unvorsichtigen Vogels, der sich in ihrer Nähe niederließ. Der Tauschhandel mit den Europäern verschaffte ihnen Hühner. Aber sie betrachteten es als eine unersättliche Naschhaftigkeit, daß die Fremden auch die Eier verzehrten. Eine heilsame Umsicht in der Wahl der Lebensmittel hatte sie die Wiedererzeugung schonen gelehrt. Fische waren oft die Grundlage ihrer Nahrung. Obwohl der Leine und der Angel kundig, fischten sie am liebsten mit Pfeilen, die sie mit bewunderungswürdiger Berechnung der abweichenden Bewegungen des Fisches abschossen. Eine leichtere Methode beobachteten sie an den Seen und Strömen. Gewisse Lianen, Sinapu- und Conamy-Wurzeln &c. wurden zerstoßen und in das Wasser geworfen. Die Wirkung war augenblicklich. Der betäubte Fisch kam auf die Oberfläche der Fluth und ließ sich ohne Widerstand fangen *). Ein ganzer Stamm bekam so oft auf mehrere Tage Nahrung im Ueberfluß. War der Fang glücklich und überstieg der Ertrag das Bedürfniß, so wurde sofort das Wildprät oder der Fisch, die man für die Vorrathskammern bestimmt hatte, auf einen großen hölzernen Bucan **) oder die Räucherdörre gebracht. So der langsamen Wirkung der Hitze ausgesezt, konnte das Fleisch mehrere Monate aufbewahrt werden. So mancherlei Arten ihre Speisen zu bereiten aber diese Völker hatten, so war ihnen doch eine der einfachsten, das Braten, unbekannt. Lery meldet, der Anblick des Herumdrehens eines hölzernen Bratspießes am Feuer habe sie in lebhafte Verwunderung gesezt, weil sie ohne Zweifel das Gelingen eines solchen

*) Dieses Verfahren ist noch jezt nicht bloß in Brasilien, sondern auf den Antillen, in Guyana und selbst in mehreren Gegenden Asiens üblich. Verschiedene andere Kräuter, bei uns die Fischkörner, bringen dieselbe Wirkung hervor. Der Gebrauch konnte wandernden Stämmen, wie den Tupis zusagen, ist aber zu zerstörend, als daß er an Orten, wo die Bevölkerung angewachsen ist, geduldet werden könnte. In Guyana erschienen im Jahr 1765 strenge Maßregeln gegen diese Entvölkerung der Flüsse. (Manuscrits de la Biblioth. roy. relatifs à la Guyane.)

**) Der Ausdruck ist in die französische Sprache übergegangen. Man verdankt den Tupinambas das gedörrte Fleisch (viandes boucanées). Die Bewohner der Normandie, die frühzeitig diese Küste besuchten, hatten das Dörren diesen Wilden abgelernt.

Verfahrens nicht kannten. Dagegen fand man bei ihnen, besonders den Tapuyas, ein viel künstlicheres Verfahren eingeführt, das noch auf den Inseln des Südmeers im Brauch ist: man grub ein Loch, belegte es mit breiten Blättern, that das Stück Wildprät hinein und deckte es mit Erde zu. Das darüber angezündete Feuer machte es auf einen Grad gar, der die Fremden stets überraschte. War der Stamm nicht auf der Wanderung begriffen und konnten die Frauen ihrer Industrie frei nachgehen, so wurde in gewissen Dörfern treffliches Töpfergeschirr verfertigt und dann das Fleisch gedämpft.

Daß die Wilden keine Idee von Gott hätten, wurde im sechszehnten Jahrhundert a priori entschieden. Einige Schriftsteller, mit der falschesten Voraussetzung das seltsamste Zusammentreffen behauptend, wollten den Atheismus der Brasilianer selbst in ihrer Sprache finden*). Und doch, wenn man die Mythologie der Völker des tupischen Stammes untersucht, so staunt man über die metaphysische Entwicklung, die sie charakterisirt. Es ist ein Irrthum, daß das Wort Tupan zumal Gott und Donner bedeute. Tupan war das schreckliche Wesen, Tupacanunga das Geräusch, welches dieses Wesen machte, wenn es gehört seyn wollte — der Donner. Tupa beraba oder der Blitz war das Abzeichen des göttlichen Glanzes. Sie glaubten, daß Gott überall sey und daß er Alles geschaffen habe. Das dem günstigen Gott entgegengesezte Wesen hieß Anhanga **). Auch Geropary wird manchmal in dieser Bedeutung genommen, es scheint aber, daß in seinen Attributen einige Begriffsverwirrung herrsche. Die Indianer sagten dem Pater Yves von Evreux, daß ihre Seher nie mit dem Tupan sprechen, wohl aber mit den Gefährten Geropary's, des Dieners Gottes. So gab es also eine Mehrheit untergeordneter Geister. Die guten Geister führten den Namen Apoïaueué, die bösen Uiaupia. Jene sandten Regen zu rechter Zeit, schienen bestimmt, Leiter der Witterung zu seyn, fleißige Boten, die unabläßig von der Erde zum Himmel stiegen. Die von Gott verworfenen Geister unter Geropary's Obhut bewohnten die verödeten Dörfer und Begräbnißplätze, suchten zu verhindern, daß es gehörig regnete, mißhandelten überhaupt auf tausenderlei Weise Diejenigen, denen sie begegneten. Ein wesentliches Merkmal dieser wilden Mythologie, welches sie übrigens mit den vollständigeren Glaubenslehren Peru's, Mexico's und der Hochebene von Bogota gemein hat, ist die Idee eines göttlichen Gesetzgebers, welcher erscheint, um die Menschen zu erleuchten und wieder verschwindet nach Erfüllung seiner himmlischen Sendung. Auch die Brasilier hatten ihren Quetzatcoatl oder Bochica: sie nannten ihn Sumé. Dieser Marata, dieser göttliche Apostel, hatte sie den Bau des Manioc gelehrt und ehe er wie Buddha von dannen schied, hatte er Spuren seines Daseyns auf Erden hinterlassen. Vasconcellos und dem Pater Yves zeigte man das Gepräge seiner Fußtapfen in dem Felsen und Beide erkannten daran, dem Geist der Epoche gemäß, das Wandeln des heiligen Thomas. Die Sage von einer großen Fluth, so sich auf Befehl des zürnenden Gottes über die Erde ergossen, war den Brasiliern nicht fremd. Temendaré, der auserwählte Greis, der die Welt von Neuem bevölkern sollte, hatte sich auf den Gipfel einer

*) So hieß es, sie hätten die Buchstaben F, L und R nicht und seyen: sem fe, sem lei, sem rei, d. h. ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne König. S. Roteiro do Brazil und die Noticias von Vasconcellos.

**) Derselbe Geist, welchen Lery Aignan, Hans Stade Ingange nennt.

riesigen Palme gerettet: von da war er wieder herabgestiegen und der *Vater des Menschengeschlechts* geworden. Nicht bloß mit der Idee der *Unsterblichkeit der Seele* waren die Tupinambas vertraut, sondern, wie mehrere amerikanische Nationen, hatten sie über diesen Gegenstand sehr entwickelte Begriffe. So lange die Seele den Körper regierte, hieß sie An, nach der Trennung *Anguere*. Es gab Geister der Gedanken: *Vasconcellos* nennt sie *Curupira*. Die getrennten Seelen, welche den Tod anzeigen konnten, wurden *Maraguigana* genannt. Die Starken, die Tapfern, die Tugendhaften kamen nach ihrem Hingang in glückselige Gefilde, wo ihnen alle Genüsse zu Theil wurden, die ein Mann der Wälder sich träumen kann. Die Feigen, die Schwachen, die Verräther wurden Anhanga's Beute. Besonders poetisch und rührend war es, wenn diese Völker in dem *melancholischen Gesang eines Vogels eine Botschaft der Seelen*, eine heilsame Mahnung der Voreltern an ihre Enkel, erkannten.

Der *Gottesdienst* war bei den Tupinambas einer besondern Klasse, den *Pages* und *Caraiben*, anvertraut: sie waren Priester und Aerzte, Seher und Propheten. Noch mehr — der Name Caraibe scheint, wie *Humboldt* bemerkt, anzuzeigen, daß es unter diesen Wilden eine privilegirte Nation gab, die, nach Art der Chaldäer, das Priesteramt auch bei den Völkern der Nachbarschaft versah. Was diese Ansicht bestätigen würde, sind die furchtbaren Prüfungen, welche die *Piaches* oder *Piayes* bei den Caraiben selbst bestehen mußten und die sich bei den tupischen Nationen in mildern Formen wiederholten. Die Caraiben, Piayes oder Pages werden dargestellt als hausend in abgesonderten dunkeln Hütten, die Niemand zu betreten wagte. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, als die Nation große befestigte Dörfer bildete, scheint man dem Tupan und den niederen Göttern eine Art *Tempel* errichtet zu haben, denn *Hans Stade* spricht häufig von dem mysteriösen Tabernakel in der Mitte des Dorfs, wo er als Gefangener in Gewahrsam war. Bei keinem Historiker geschieht der *Götzenbilder* der Tupinambas Erwähnung, sie hatten aber deren allerdings und *Ives von Evreux* äußert sich darüber aufs Bestimmteste: »Sowohl auf der Insel als in andern benachbarten Ländern,« sagt er, »bauen die Zauberer häufig in den abgelegensten Stellen des Waldes kleine Wohnungen von Palmen: drin stellen sie menschenähnliche Götzen von Wachs oder Holz auf, die einen kleiner, die andern größer, die größten nicht über eine Vorderarmlänge hoch. Und an gewissen Tagen begeben sich die Zauberer allein hin, nehmen sorgfältig mit sich Feuer, Wasser, Fleisch oder Fisch, Mehl, Mais, Hülsenfrüchte, farbige Federn und Blumen, und mit diesen Speisen verrichten sie den Götzen ein Opfer, auch verbrennen sie wohlriechende Gummi, mit den Federn aber und den Blumen schmücken sie die Bilder. In diesen Wohnungen verweilen sie ganz allein: man glaubt, es wäre zum Verkehr mit diesen Geistern.« Sey es, daß durch strenge Fasten, betäubende Getränke wie Tabakssaft oder den berauschenden Dampf von gewissen Kräutern die Pages in eine wirkliche Verzuckung geriethen und dann die Betrogenen ihrer eigenen Einbildungskraft wurden, oder daß sie des Einflusses bewußt waren, den sie so auf schwärmerische Gemüther ausüben konnten — die Anwandlungen prophetischen Wahnsinns, bei den Einen wahr, bei den Andern verstellt, waren eine nicht seltene Erscheinung. Diese Priester waren es, die am Tag vor einer Schlacht die Krieger über ihre Träume befragten und sie zu Gunsten ihres Stammes deuteten, die während der von drei zu drei Jahren sich

wiederholenden großen Feste die Tupinambas mit dem berauschenden Rauch des Petun überströmten und ihnen den Geist des Muths einhauchten. Bei den heiligen Tänzen gaben sie, versehen mit dem symbolischen Maraca, ihre Orakel und so groß war ihre Macht, daß der Indianer, dem sie den Tod weissagten, keine Hoffnung mehr hatte und oft aus Schrecken starb, ohne daß er einen Versuch machte, sich dem ihm verkündigten Geschicke zu entziehen. Das vor einem Dorf aufgepflanzte Maraca war bald von Spenden umgeben und diese Spenden wurden die Besoldung des Priesters. Als Aerzte besaßen die Pages Kenntniß von heilsamen Kräutern, deren Eigenschaften sie vor den Europäern stets verborgen hielten. Sie verrichteten merkwürdige Kuren. In diesem ganzen Theil von Südamerika scheint die Heilkunst in einer Art von thierischem Magnetismus bestanden zu haben und es wäre interessant, diese Thatsache, insonderheit bei den Caraiben von Guyana und den Tupinambas, näher zu prüfen, wenn nicht tausendfacher lächerlicher Hokuspokus damit verbunden gewesen wäre. Wie auf den Inseln des Südmeers und unter einer Menge im Kindesalter der Bildung befindlichen Völker hatte der Priester-Arzt die gewaltige Wirkung der Seele auf die physische Organisation beobachtet: er bemächtigte sich daher vor Allem ihrer Einbildungskraft und nach mehrmaligem Saugen an dem kranken Theil oder nach Beschwörungen des boshaften Dämons ermangelte er nicht, dem Patienten die fremdartigen Körper zu zeigen, die er herausgezogen hatte und die, wie er ihn versicherte, ihm seine Schmerzen verursachten. Man darf aber nicht meinen, daß das Recht ein solches Vertrauen zu erregen, nicht Mühe und Arbeit kostete. Es gab Stämme, bei welchen die Einweihung einen Charakter der Barbarei an sich trug, der vielleicht in Europa die Beherztesten zurückgeschreckt hätte.

Ueber die Sprache der alten Beherrscher Brasiliens bemerkt Balbi: »Die östlich-guaranische oder brasilische Sprache, auch Tupi genannt oder die Lingoa geral kann als eine der drei Hauptmundarten desselben Sprachstammes betrachtet werden. Diese drei guaranischen Sprachen bilden eine Familie, die sich nicht allein von allen Sprachen Südamerika's, sondern der neuen Welt überhaupt unterscheidet. Mittelst einer großen Zahl von Affixen und Präpositionen schaffen sie sehr verwickelte und von unserer Syntax abweichende Formen und Zeiten. Die portugiesischen Laute F, L, R, S und V mangeln dem Brasilischen.« Das französische U drückten die Jesuiten durch ein Y aus. Die Lingoa geral hatte sich sehr verbreitet. Die Ansiedler in der Kapitanerie von Maranham bedienten sich ihrer gewöhnlich. Man hat Wörterbücher und Sprachlehren von den verschiedenen Dialekten des Guarani.

Als Montaigne in Havre einen indianischen Häuptling traf, ließ er ihn durch einen Dolmetscher fragen: welches sein Recht im Stamm sey? Zuerst in den Krieg zu ziehen, war des Wilden schöne Antwort. Und in der That enthalten diese Worte den ganzen Begriff der Häuptlingsgewalt. Bei den Tupinambas war der Häuptling gewählt und erblich, d. h. man erkor gerne den Sohn zum Nachfolger des Vaters, ohne daß Dieß jedoch ein unveränderliches Gesetz gewesen zu seyn scheint. Nach dem Beispiel aller amerikanischen Nationen gab es Rathsversammlungen, in welchen die großen Interessen der Horde verhandelt wurden. Hier spielten natürlich die Priester eine bedeutende Rolle: sie erklärten, nach Zurathziehung der Maraca's, ob der Feldzug glücklich oder unglücklich ausfallen werde. Um die Mitte des

sechszehnten Jahrhunderts hieß der gefürchtetste Häuptling der Küste Konian-Beb oder Konian-Beck. Hans Stade und Thevet kannten ihn in sehr verschiedenen Lagen und Letzterer nimmt keinen Anstand, ihn in seine Biographie berühmter Männer aufzunehmen. Er war kein Mann wie Finow von Radama und Tamehameha, die, die Ueberlegenheit der Europäer rasch begreifend, ihre Nation keck in die Bahn einer werdenden Gesittung hineinstießen. Doch war er auch nicht jeder gesellschaftlichen Verbesserungsidee fremd: er hatte um sein Dorf Brustwehren von Erde aufwerfen und mit einigen Stücken Artillerie besetzen lassen. In seiner wilden Ruhmredigkeit konnte es ihm kein amerikanischer Häuptling gleich thun: er pflegte sich mit dem Jaguar zu vergleichen und prahlte, er habe seinen Antheil an mehr als 5000 Gefangenen gespeist.

Man hat bereits gesehen, daß mehrere Familien in Einer Hütte zusammen wohnten. Jeder besaß die zu seinem Gebrauch erforderlichen Geräthschaften. Jeder konnte Thiere aufziehen und nach Gutdünken darüber verfügen, aber es fiel keinem Tupinambas ein, daß ein Theil des Bodens auf ewig Jemands Eigenthum seyn könne. Doch wurde Derjenige, der ein Feld anpflanzte, für diese Zeit dessen Besitzer. Die Tupinambas hatten über diese Dinge unbefangene Vorstellungen. Da die Sorge für den Feldbau den Frauen überlassen war, so legten sie wenig Gewicht auf Alles, was die Feldpolizei betraf. Eine Bemerkung des alten Thevet erklärt ihre Ansicht vollkommen: »Ein Wilder hätte sich zu Tod schämen müssen, wenn er seinen Nachbar oder Nebenmenschen an Dem, was er selbst besaß, hätte Mangel leiden lassen.«

Es ist nicht wahr, daß die Tupinambas ohne Gesetze lebten, aber diese Gesetze waren sehr einfach. Im Fall eines vorsetzlichen Mordes wurde der Schuldige den Verwandten des Verstorbenen übergeben und Diese nahmen ihm das Leben. Ueberhaupt galt das Vergeltungsrecht. Diebstahl konnte es unter einem Volk nicht geben, wo beinahe Alles gemeinschaftlich war. Was den Ehebruch anlangt, so war die Justiz schnell und furchtbar. Die ledigen Mädchen hatten große Freiheit, eine verheirathete Frau büßte eine Untreue mit dem Tod.

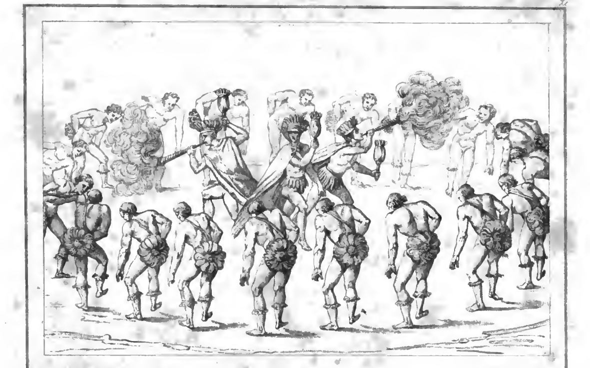
Das Loos der Frauen ist im Urzustand der Gesellschaft nie glänzend: bei den Tupinambas scheint es aber weniger elend gewesen zu seyn als bei vielen andern Nationen. Einige von ihnen nahmen Theil am Priesterthum, empfingen von den Caraiben die Gabe der Weissagung und genoßen folglich Einfluß. Sonst bearbeiteten sie mit rohen Werkzeugen das Land, trugen im Krieg den Streitern einen Theil des Gepäcks und zuweilen kamen sie auch ins Handgemeng. Gefangen genommen, erfuhren sie das Loos der Männer, wurden getödtet und bei einem Festschmaus verzehrt. War die erste Wuth vorbei, so wurden Viele auch für die Sklaverei erhalten. Zu spätern Jahren gelangt, waren die Tupinambasweiber bei den Metzelfesten sehr thätig: sie werden als garstige Harpien von unvergleichlicher Rohheit geschildert. Nach einer altfranzösischen Erzählung waren es Frauen dieser Nation, die, des Joches der Männer müde, auf eine der Inseln des Rio Grande entwichen und dort eine der berühmtesten Sagen des Alterthums erneuten. Aus weniger fabelhaften Quellen hatte, wie es scheint, Pater Ives geschöpft: er findet zwischen den amerikanischen und den griechischen Amazonen keine Aehnlichkeit als die, daß sie von den Männern entfernt

lebten. Zur Zeit wann der Cajueiro einen berauschenden Wein lieferte, ließen sie die Krieger der benachbarten Nationen in ihre Dörfer und die Früchte dieser augenblicklichen Verbündungen dienten zur Erhaltung der Gattung. Die männlichen Kinder wurden ihren Vätern zugeschickt oder umgebracht. Wenn wir mit Humboldt die Möglichkeit einer solchen Gesellschaft einräumen, so könnte sie zwar auf verschiedenen Punkten sich wiederholen, aber doch nirgends anders als von kurzer Dauer seyn. So allein lassen sich die Widersprüche der Reisenden mit der Sage vereinigen.

Die Polygamie war unter den Tupinambas erlaubt, und es ist von Häuptlingen die Rede, die 12 und 15 Frauen hatten. Diese Fälle waren indeß selten und in der Regel begnügte sich der Krieger mit Einer Gattin. Bei diesen Verbündungen wurden gewisse Gesetze beobachtet. Sie waren so heilig und so einfach, daß man sie bei allen Völkern findet. Nicht allein konnten Vater oder Bruder ihre Tochter oder Schwester nicht heirathen, sondern es war dieselbe Bewandtniß mit dem Aturassap oder dem vollkommenen Freund, dem unmittelbaren Genossen der Hütte, mit welchem man in Gütergemeinschaft lebte. Nichts hinderte den Oheim, die Nichte zu heirathen, und die Verwandtschaft wurde in den andern Graden eher eine Ursache der Verbündung als ein Abhaltungsgrund. Beim Heirathen machte man nicht viel Umstände. Wer eine Wittwe oder ein Mädchen zur Frau wollte, wandte sich an den Vater oder in dessen Ermanglung an ihre nächsten Verwandten mit der Frage, ob man ihm Die oder Jene zur Ehe geben wolle. War die Antwort Ja, so mochte er sie ohne weiteren Vertrag (die Notare gewannen Nichts) in seine Hütte führen. Wurde sie verweigert, so war Das keine Beleidigung, sondern er stund eben von der Bewerbung ab. Lery, der Dieß erzählt, rühmt überdieß den beispiellosen Frieden, der in den wilden Gynäceen herrschte, wenn ein Krieger mehrere Weiber hatte.

Bei der Geburt eines Kindes fanden mehrere Gebräuche Statt. Von welchem Geschlecht es seyn mochte, wie es das Licht der Welt erblickte, drückte ihm der Vater die Nase ein. War es ein Knabe, so wurde er, nachdem man ihn gewaschen, schwarz und roth bemalt. Man hängte ihn in einen kleinen Hamac, der Vater verfertigte ihm eine Tacap, Bogen und Pfeile in Miniatur und legte ihm den Namen bei, den er während des ersten Alters behielt. Dabei ermahnte er ihn, dereinst als Krieger der Schrecken zu werden der feindlichen Stämme. Gewöhnlich wurden die Namen von Gegenständen der Natur oder selbst der wilden Industrie entlehnt. So konnte ein Tupinambas sich Goaracyaba, Sonnenstrahl, Orapacen, Bogen und Sehne, Piragiba, Floßfeder, nennen. Der Namen des berühmten Tabira bedeutet buchstäblich Eisenarm und der Namen Camaran's, des in den holländischen Kriegen bekannten Häuptlings, eine Krabbe. In der Menge der Namen, die man sich beizulegen berechtigt hielt, drückte sich der persönliche Adel der Tupinambas aus. Bei jedem Festmahl, wo ein Gefangener geschlachtet wurde, nahm der Herr des Sklaven einen neuen Namen an, ohne daß er gleichwohl das Andenken an die alten verlor. Es konnte geschehen, daß Krieger mehrere Jahre einen Sklaven ernährten, um ihn endlich durch einen jungen Sohn abschlachten zu lassen, der sich bei dieser Veranlassung seines Geburtsnamens entäußerte.

Bei Vertheilung der Arbeiten war das zarte Geschlecht, wie wir wissen, nicht zu kurz gekommen. Wenn der Mann sich entschloß, das Land



Kriegerisch-religiöser Tanz der Tubinambás

umzubrechen, so waren Anpflanzung und Bearbeitung Sache seiner Gefährtin. Ihr stand auch die Bereitung des Hamacs und der irdenen Geschirre, deren Vollendung man rühmt, ihr das Räuchern des Fleisches und selbst oft die mehrere Stunden beschäftigende, kleinlichte Sorge für die Toilette des Kriegers zu. Sich selbst hatte der Tupinambas die Verfertigung der Waffen, der Jangadas, einer Art Flöße, und der Kähne vorbehalten. Letzteres war vor Ankunft der Europäer ein schweres Geschäft, aber mit Hülfe einer methodischen Anwendung des Feuers und der Härte ihrer steinernen Aexte erreichten sie ihren Zweck. In Allem, was Jagd und Fischfang betraf, zeigten sie sich Meister. Sie bauten ihre Dörfer und ihre Schanzen. Als der Tauschhandel mit den Portugiesen eröffnet war, hieben sie oft in weiten Entfernungen die Farbhölzer und trugen sie auf ihren Schultern an die Ufer des Meers. Nach Erfüllung dieser Mühen brachte der Krieger mehrere Stunden in ununterbrochener Ruhe auf seiner Hängematte zu: da that er schlechterdings Nichts, selbst zum Essen war er zu faul, wenn es ihm seine Frau nicht gleichsam in den Mund steckte.

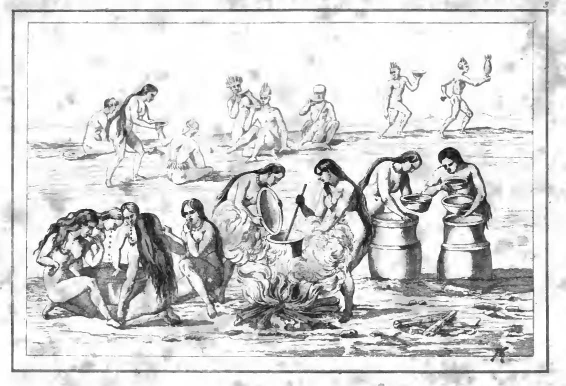
Vor Alters wiederholten sich die Feste sehr häufig: sie gingen den großen Kriegen vor oder folgten ihnen. Es gab symbolische Tänze, von welchen die Frauen ausgeschlossen gewesen zu seyn scheinen. Der Tanz wurde im Allgemeinen mit dem Wort Guau bezeichnet. Eine seiner üblichsten Formen hieß Urucapy. Für das jugendliche Alter war die Curupirara. Andere waren der Guaibipaye und der Guaibiabuçu. Der seltsamste und der feierlichste war Der, wenn die Krieger, eine unermeßliche Runde bildend, ohne den Platz zu verändern, abwechselnd in einem ernsten und gemessenen Gesang ihre Thaten erzählten. Doch war Dieß mehr eine kriegerische Ceremonie als ein eigentlicher Tanz und kam nur alle drei Jahre vor. Einem solchen wohnte Lery bei: 5 bis 600 Krieger, in drei Abtheilungen, bildeten den Chor. Es gab nicht leicht ein ungewöhnlicheres und imposanteres Schauspiel. Die Frauen waren in eine benachbarte Hütte zurückgezogen und durften nur in den Gesang, den sie hörten, einstimmen. Man denke sich einen unermeßlichen beweglichen Kreis: die Männer, die ihn geschlossen, sind schwarz und roth bemalt, Alle in ernster gesammelter Haltung, aneinander gedrängt, ohne sich die Hände zu reichen. Jeder stützt die Rechte auf die Hüfte, die Linke hängt herab. Eine schwingende Bewegung theilt sich jedem Tänzer mit: abwechselnd sinkt und steigt der Körper. Nach der Bewegung der Maracas rührt sich der rechte Fuß. Plötzlich vernimmt man einen Gesang: es sind Stimmen, welche den Ruhm der Vorfahren preisen und die Krieger zu neuen Kämpfen ermuntern. Drei Caraiben, gekleidet in ihre Federnmäntel, legen nun das Heiligthum nieder und mit einer Art Friedenspfeife beräuchern sie jeden Krieger mit den berauschenden Dampfwolken des Petun, indem sie ihn ermahnen, den Geist der Kraft zu empfangen zum Sieg über die Feinde. Der Reisende lobt die harmonische Wirkung der Sänger und ihre alten Balladen. Wohl mögen in den Tagen, als die Tupinambas noch eine mächtige Nation waren, ihre Lieder sich anders ausgenommen haben als nachher. Nach dem Beispiel der Chactaws in Nordamerika genoßen einzelne brasilische Völkerschaften das Vorrecht, die andern mit Dichtern und Sängern zu versehen: unter den Tupis die Tamoyos. Die Eigenschaft des Barden war von der des Sehers verschieden, verband sich aber oft mit dieser Würde und meist werden uns die Caraiben

auch als Aufbewahrer der die Feste belebenden großen poetischen Sagen dargestellt *).

Ich weiß nicht, Wer der alte portugiesische Missionär ist, welcher in einer mythologischen Erinnerung naiv ausruft, irgend ein Bacchus müsse die amerikanischen Wälder durchlaufen haben, um die Wilden zu unterrichten. Wirklich hatten die verschiedenen Völkerschaften der Küste den Gebrauch der berauschenden Getränke außerordentlich verbreitet, da man bis zu 32 Arten zählte. Nicht nur sehr gesuchte Weine machte man aus der Caju-, Pacoba- und Guabirabeirafrucht, sondern aus Mais und Manioc zwei Biere, Abatiuy und Cauin, die nur bei regelmäßigen Gastmählern getrunken wurden. Diese Zechfeste führten daher auch den Namen des Lieblingsgetränks. Benachbarte Dörfer luden einander zu einem Cauin, wie man bei uns zu einem Schmaus ladet. Der Gebrauch des Cauin war so allgemein von einem Ende Südamerika's zum andern, seine Bereitung bei den Galibis in Guyana und den Guaranis in Paraguay so analog, daß in diesem Getränk sich gleichsam die Einerleiheit der Gewohnheiten dieser Völkerfamilie heraushebt. Die Bereitung des Cauin gehörte zu den Geschäften der Weiber und zwar wurden die weniger jungen damit beauftragt. Einige Tage ehe die Gesellschaft zusammenkam, schafften sie ein großes Quantum Maniocwurzeln herbei, ließen sie etwas weich kochen, sezten sich um ungeheure irdene Krüge und kauten um die Wette die Wurzeln, worauf Alles gesotten und der Gährung überlassen wurde. Nach einigen Tagen Ruhe war das Getränk fertig: es behielt eine weißliche Farbe und schmeckte wie ein leichtes Bier. Ein wenig stärker war das Getränk von Avati oder Mais. Sonderbar ist es, daß die Europäer, die ohne das von den Tupinambas beobachtete Verfahren Cauin brauen wollten, einstimmig erklären, daß sie damit nicht zurecht kamen und daß sie es am Ende eben machen mußten wie die Indianer. Lery fügt hinzu, sie hätten nach Ueberwindung des ersten Ekels den Cauin trefflich gefunden. Der Cauin mußte warm getrunken werden. Wenn daher die Krieger versammelt waren und die Tänze beginnen sollten, zündeten die Frauen um die Krüge **), welche das Lieblingsgetränk enthielten, ein sanftes Feuer an. Wurde das Getränk allmälig warm, so deckten sie das erste Gefäß auf, rührten den Inhalt um, schenkten davon in große Kürbisse, die gegen drei Flaschen fassen konnten, und kredenzten jedem Krieger den mächtigen Becher. Dieser empfing ihn tanzend und die Sitte erforderte, daß er ihn auf Einen Zug leerte. Dieses Gelage dauerte, bis in allen Krügen kein Tropfen mehr war. »Und nicht bloß drei Tage und drei Nächte habe ich sie unausgesezt zechen gesehen,« sagt Lery, »sondern so trunken, daß sie nicht mehr konnten: bälder das Spiel verlassen, hätte für Feigheit gegolten. So lang daher das Zechen währt, hören unsere brasilischen Schelme und Tagdiebe nicht auf, zu tanzen, kommen und gehen, in der Hütte, wo sie versammelt sind, und um sich

*) Im Roteiro do Brazil liest man, daß der Charakter des Dichters und Sängers (welche beide Eigenschaften im Kindesalter der Gesittung nie getrennt erscheinen) den Vorzug verlieh, daß man sich ohne Furcht zu feindlichen Stämmen begeben konnte. Dieß ist auch bei mehreren andern nord- und südamerikanischen Völkern Rechtens.

**) Nach Lery enthielt einer dieser Krüge mehr als 60 Pariser Pinten und er sah deren bis zu 30 in einer Hütte aufgereiht. Diese unappetitliche Bereitung ist aber nicht allein bei den Tupinambas zu Haus: auch die Südseebewohner bereiten so den Cavasaft, der ihre Wonne ist. Nur hat dieses Gewürz einen ungleich nachtheiligeren Einfluß auf die Gesundheit als das Manioc- oder Maisbier.



Zubereitung des Cauin

den Kopf noch mehr zu erhitzen, wird gesungen, gepfiffen, man ermuthigt und ermuntert einander, sich tapfer zu halten und recht Gefangene zu machen, wenn es in Krieg geht. Man kann wohl behaupten, sie seyen Superlative im Zechen. Ich glaube, daß es hin und wieder Einen gibt, der bei einer Versammlung mehr als seine zwanzig Flaschen durch die Gurgel jagt.«

Wir wollten vorher eines dieser wilden Feste beschreiben, ehe wir zur Schilderung der Kriegsgebräuche schritten. Denn oft entsprangen die blutigsten Kriege in Folge dieser geheiligten Orgien, bei welchen man alle Ursachen des Hasses gegen die feindlichen Stämme zurückrief. Ehe man jedoch den Aufbruch beschloß, wurde auf dem Platz der Aldea Rath gehalten. Pfähle zum Aufhängen der Hamacs waren eingeschlagen: so vereinigte man sich um den Häuptling. Wie bei den Indianern des Nordens wanderte die Friedenspfeife von Hand zu Hand, Einer nach dem Andern that einige Züge und von einer Rauchwolke umflossen, die auf die seltsamste Weise aus den verschiedensten Oeffnungen des Gesichts drang, sprach jeder Krieger. Der Krieg war bald ausgemacht. Noch in derselben Sitzung wurde ein Anführer gewählt. Auf seinen Befehl begaben sich Abgeordnete fort, um die ganze Nation auf den Sammelplatz zu bringen: man rüstete reichliche Vorräthe von einer Art Mehl aus Carima und Manioc, das sich trotz der Feuchtigkeit aufbewahren ließ und zog aus — manchmal 8 bis 10,000 Mann stark. Mehrere Geschichtschreiber sprechen mit Bewunderung von diesen Heeren, die plötzlich die Gefilde Brasiliens überschwemmten. Es mußte nothwendig ein großartiger und furchtbarer Anblick seyn — diese Schaaren schwarz und roth bemalter Krieger, die längs der Flüsse oder in Mitten der großen Wälder daher rückten! Um die Stirn ein Diadem von Federn, die Wangen fantastisch verziert mit diesen Tukanskehlen, die ihnen an den Schläfen herabgingen wie Backenbärte, die Lenden zum Theil bedeckt mit dieser Platte von Straußenfedern, einem symbolischen Schmuck zur Erinnerung an die Behendigkeit, welche dem Krieger ziemt, geschüzt durch ihren Schild von Tapirsfell, bewehrt mit den ungeheuren Bogen und der Tacap von Eisenholz, marschirten sie in einem langen Zug, gefolgt von ihren Frauen, welche den Mundbedarf und die Hamacs trugen. So lang man sich in Freundes Land befand, ward die Luft erfüllt von den gedehnten Tönen der Trompete oder Janubia, vom Schall der Trommeln und dem scharfen Laut der aus Menschenknochen verfertigten Flöten. Ueber der Grenze wurde man behutsamer, denn es war ein Krieg des Ueberfalls und Hinterhalts wie die meisten Kämpfe in den amerikanischen Wäldern. Waren die eine oder zwei Stunden vorausgeschickten Kundschafter zurück, so ging der Anführer von Hamac zu Hamac und sammelte die Träume, um sie den Sehern mitzutheilen, und stimmten diese Orakel für den Angriff, so stürzte man auf das feindliche Dorf los. Aber manchmal hielten, unterm Gras verborgen, Pfähle das feindliche Heer auf und gewährten den Bedrohten Zeit zur Vertheidigung. Dann konnten die Befestigungen eines Dorfes, so unvollkommen sie waren, einen Stamm retten, weil sie drinnen aus Schießscharten schoßen. Zuweilen gab es auch eine regelmäßige Belagerung. Statt Raketen schleuderte man auf die Pindobadächer Pfeile mit brennender Baumwolle, und ein einziges Geschoß, wenn es seine Wirkung that, konnte eine Aldea verzehren. Wehe dem Dorf, das sich überraschen ließ! Die den Flammen entfliehen wollten, wurden unbarmherzig niedergemacht und die Keule, die den Tod gab, blieb als eine Art Denkzeichen bei der Leiche liegen. Gleichwohl suchte

man Gefangene zu machen und es geschah nicht selten, daß sie zu Hunderten in das Dorf der Sieger geschleppt wurden. Dauerte die Belagerung mehrere Tage und wurden die Lebensmittel rar, so sah man ein Dorf mit hölzernen Reduten sich erheben gegen ein befestigtes Dorf. Der Krieg nahm einen andern Charakter an und die Belagerten wechselten die Rolle, indem sie ihrerseits Die angriffen, die sie hatten vernichten wollen. Hatte ein Treffen auf freier Ebene Statt, so war Das ein Kampf von solcher Gräßlichkeit, daß man, um sich einen Begriff davon zu machen, den malerischen Bericht eines Augenzeugen hören muß: »Als unsere Tououpinambaoult ihre Feinde ungefähr eine Viertelstunde nahe erblickten,« sagt unser alter Franzose, »erhoben sie ein Geheul, so gräßlich, daß nicht nur Die, welche auf die Wolfsjagd gehen, vergleichungsweise keinen solchen Lärm erregen, sondern daß man vor lauter Schreien und Toben den Donner des Himmels nicht gehört hätte. Je näher sie kamen, desto lauter wurden sie, stießen in ihre Hörner, reckten die Arme aus, zeigten einander drohend die Beine gefressener Gefangenen, die angefädelten Zähne, deren Mancher Schnüre von mehr als zwei Klaftern Länge an seinem Hals hängen hatte, und vollends die Gesichter, die sie schnitten — Das war gräßlich anzuschauen. Konnte es noch ärger werden, wenn sie erst zusammentrafen? Wie sie nur noch zwei oder dreihundert Schritte aus einander waren, hättet Ihr sehen sollen, wie sie einander mit Pfeilen begrüßten, die so dicht flogen wie Mücken. Waren Einige getroffen, wie Dieß Mehreren widerfuhr, so rißen sie die Geschosse mit wunderbarem Muth aus dem Leib heraus, zerbrachen sie und bißen wie wüthende Hunde mit den Zähnen hinein, kehrten aber, obgleich zerfezt, nichts desto weniger zum Kampf zurück. Dabei muß man überhaupt bemerken, daß diese Amerikaner so auf ihre Kriege erpicht sind, daß, so lang sie Arme und Beine rühren können, sie, ohne zu weichen oder den Rücken zu kehren, unablässig kämpfen, Was so ihr Naturell zu seyn scheint. Aber wie Dem sey, als unsere Tououpinambaoult und Margaias ins Handgemeng geriethen, griffen sie einander mit Schwertern und hölzernen Keulen, die sie zu großen Streichen und mit beiden Händen schwangen, dergestalt an, daß, Wer seinem Feinde Eines auf den Kopf versezte, ihn nicht allein auf den Boden warf, nein, wie der Fleischer die Ochsen todt schlug.« Francisco da Cunha, Zeitgenosse des französischen Reisenden, spricht von ihren Kämpfen zur See und ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit als Seefahrer. Ihre aus einem einzigen Baumstamm gehöhlten Kähne waren mit dreißig Ruderern bemannt, welche aufrecht standen und nur mit der Pagaje das Fahrzeug blitzschnell auf den Fluthen dahintrieben. Die Kriegskähne hatten auf dem Vordertheil das heilige Maraca aufgepflanzt und oft sah man ihrer mehrere Hundert in Gefechten, die wegen ihrer künstlichen Schwenkungen merkwürdig waren.

Es ist vor Kurzem in Deutschland ein sonst mit Recht geschätztes Buch erschienen: es ist eine Art Apologie der Eingebornen Brasiliens und sucht sie auch gegen den Vorwurf der Menschenfresserei zu vertheidigen. Noch mehr — der gelehrte Naturforscher zieht alle Berichte des sechszehnten Jahrhunderts in Zweifel: er nimmt an, daß die alten Reisenden, und insbesondere Americus Vespucius, den Täuschungen ihrer verwirrten Einbildungskraft erlagen, und in Affen, die für die Nahrung der Indianer geschlachtet worden waren, die blutigen Reste verspeister Menschen erkannten. Zwar hat der englische Geschichtschreiber Brasiliens, Southey, die gräßliche Thatsache zugegeben, doch kann ich kaum mit Vasconcellos glauben, daß die

Brasilier noch die zuckenden Glieder verzehrt und sich mit dem Blute ihrer Opfer getränkt haben. So wohlwollender Menschenfreund man aber ist — Das läßt sich nicht wegstreiten, daß die Menschenfresserei vorhanden gewesen sey. Wenn in unsern Tagen die Stämme an den Küsten und selbst im Innern hartnäckig leugnen, daß sie diese Gewohnheit von ihren Voreltern überkommen hätten, so folgt nicht, daß sie sie nie hatten. Ohne mich auf die Autoritäten zu berufen, welche beweisen könnten, daß die Menschenfresserei eine mehreren Völkern Europa's gemeine Sitte war — ohne mich auf neuerdings gemachte zuverläßige Wahrnehmungen dieser Erscheinung in Neuseeland und Sumatra zu stützen, könnte ich leicht darthun, daß die meisten amerikanischen Nationen ihre Gefangenen für ihre Festmahle tödteten. Die Lenilenaper, weiland die mächtigste Nation Nordamerika's, gestanden dem verehrungswürdigen Heckewelder, daß die Menschenfresserei ehedem bei ihnen im Schwung ging. Die Mexikaner selbst begnügten sich nicht, dem Gott Vitziloputschtli zahllose Opfer zu schlachten — die Priester und Krieger von Rang verzehrten, ohne sich geradezu von ihrem Fleisch zu nähren, gewisse Theile zum Zeichen der Rache. Die Caraiben *) von Guyana und auf den Antillen ermordeten aus demselben Grund alle Gefangenen. So fantastisch wild wie bei den Tupinambas zeigte sich der Cannibalismus vielleicht nirgends.

Sobald ein Gefangener in die Hände eines Kriegers fiel, wurde er dessen ausschließliches Eigenthum. Derselbe konnte ihm unmittelbar den Tod geben oder ihn mehrere Jahre am Leben lassen. Wenn er ihn indeß nicht zur Opferung für seinen Sohn aufbewahrte, so wurde der Schmaus nach einigen Monaten gehalten. Bei seiner Ankunft in dem feindlichen Dorf fand sich der Sklave von Weibern und Kindern umringt, die ihn schmähten und denen er antworten mußte: »Eure lebendige Nahrung naht.« Bei einigen Horden ließ man den Sklaven in vollkommener Freiheit, bei andern fesselte man ihn an ein langes Seil von Baumwolle, welches Musurana hieß. Die alte Sitte wollte, daß man ihm eine der schönsten Dirnen des Stammes beilegte, die bis zu seinem Tod mit ihm verbunden blieb. Zuweilen (wird im Roteiro erzählt) faßte das Weib eine aufrichtige Liebe zu ihrem Mann und lieferte ihm Mittel und Wege zur Flucht. Diese Fälle müssen aber sehr selten gewesen seyn und entehrten wahrscheinlich Die, welche ihre Liebe der Ehre ihrer Horde vorzog. Immerhin war die Frau dem Mann alle Pflege schuldig. Reichliche Nahrung wurde ihm unablässig gereicht, bis seine Beleibtheit hinlänglich angewachsen schien. An dem für das Opfer festgesetzten Tag wurden alle benachbarten Dörfer benachrichtigt. Manchmal kamen 4 bis 5000 Personen zusammen. Die unermeßlichen Kauinkrüge wurden hervorgelangt und das Fest begann.

Während man den Gefangenen für die Hinrichtung vorbereitete, die Frauen ihm das Haupt schoren, den ganzen Leib mit Honig beschmierten und mit glänzenden Federn bedeckten, sangen die Gäste Lieder, deren Inhalt sich um die alten Kriege der Nation drehte oder um das Glück, sich an seinen Feinden zu rächen. Es gab besondere Tänze für diese Ceremonie — damit und mit einer Art Orgie, an der der Gefangene, ohne eine Empfindung zu verrathen, Theil nahm, wurde der Morgen hingebracht. Hatten die Tänze aufgehört und die Stunde der Katastrophe rückte heran, so erhöhte

*) Nach einigen Schriftstellern käme selbst der Name Kanibale von Caraibe her. Die Aussprache der amerikanischen Sprachen ist so schwer auszudrücken durch unsere Schriftzeichen, daß solche Veränderungen eines Wortes nicht unnatürlich wären.

sich seine kriegerische Begeisterung und er begann eine lange Rede, in welcher er erzählte, welche Thaten er gethan und bei welchen ähnlichen Festen er gewesen und wie er die Verwandten seines Opferers einen gleichen Tod habe sterben lassen. Dann schleppte man ihn auf den Abschlachtungsplatz vor dem Dorf. Zwei mit Schilden bewaffnete Krieger faßten ihn mittelst der Musurana, die ihm mitten um den Leib ging und ihnen erlaubte, sich in einiger Entfernung von ihm zu halten. In manchen Dörfern stellte man ihn zwischen zwei Mauern: sie waren von einander ungefähr 20 Palmen entfernt und so durchbrochen, daß man die beiden Enden des Seils durchziehen konnte, ohne daß man die Krieger sah, die ihn hielten. Eine Menge alter Weiber sagten ihm, er solle vom Licht des Tages Abschied nehmen, denn sein Ende sey gekommen. Die garstigen, schwarz und gelb bemalten nackten Furien rasselten um seine Ohren mit ihren langen Ketten von Menschenzähnen, eröffneten einen Trauerreigen, den sie nur unterbrachen, um ihn mit Beleidigungen zu überhäufen. So ging das Drama mehrere Stunden fort. Die Weiber suchten die Pein des Gefangenen möglichst zu verlängern, indem sie ihn mit den Eingebungen des entsetzlichsten Hasses verfolgten, auf eine Art, von der man im gesitteten Zustand keine Ahnung hat. Und er schilderte seine Hoffnung der Rache, faßte in dem lezten Augenblick Alles zusammen, was die Wuth seiner Feinde noch reizen konnte. »Du warst,« sprach man zu ihm, »der Vogel, der unsere Felder verheerte — jezt bist Du ergriffen.« »Seht, wie ich es den Euren gemacht habe« — eine kräftige Geberde vollendete den Sinn der Anspielung. Noch war der Matador, um mich des portugiesischen Ausdrucks zu bedienen, nicht erschienen. Sein kriegerischer Putz mußte ihm in den künftigen Liedern des Stammes Ehre bringen und er sezte ihn mit Muße zurecht. Außerdem war er zu einer fast religiösen Sammlung verpflichtet und wahrscheinlich gehörte zu den Vorbereitungen noch irgend eine uns unbekannte Symbolisation. Kurz der Opferer versäumte Nichts, was seinen Anblick imposant machen konnte. Er erschöpfte für sich allen wilden Luxus. Sein ganzer Körper war mit der schwarzen und etwas bläulichten Jenipafarbe angestrichen. Ein Diadem von glänzend gelben Federn schmückt seine Stirn. An Armen und Füßen trug er Spangen von derselben Farbe, gleichfalls aus Federn verfertigt. Lange Halsketten mit Menschen- oder Tigerszähnen fielen auf seine Brust und es lag ihm daran, daß auch über den Lenden anmuthig der Federnbusch sich erhob. Manchmal kam noch ein kurzer Federnmantel über die Schultern. Oder er umgürtete sich auch mit einem breiten Gürtel, aus welchem eine Art Weiberrock hervorging, der sich ausbreitete gleich einem Sonnenschirm, wie sich Vasconcellos ausdrückt. Die Livera-peme war mit einer Kunst verfertigt, die zumal die Wichtigkeit zu erkennen gab, die man der Ceremonie beilegte, und die wunderbare Geduld, die der Wilde zu entwickeln weiß, wenn es sich für ihn um die Idee der Rache oder des Triumphs handelt. Diese Opferkeule war von Eisenholz, mit weißen Paternostern belegt und einer Art Mosaik aus Eierschalen von verschiedenen Farben, und eines ihrer Endtheile, da wo man sie anfaßte, Was man die Empagadura nannte, zierten lange Büsche schimmernder Federn. Hatte der Schlächter endlich anzeigen lassen, daß er bereit sey, so holten ihn seine Verwandten und Freunde in großem Pomp mit Musik ab. Man geleitete ihn auf den Platz, wo das Opfer seiner harrte. Hier sollte noch eine sehr sonderbare Scene der unvermeidlichen Lösung des Knotens vorausgehen. Man häufte Steine und Scherben

4



Gefangene werden zum Tode geführt

vor dem Verurtheilten auf oder er empfing eine Tacap von Eisenholz und hatte das Recht, sich für die Strafe zu rächen, indem er Steine unter die Menge schleuderte oder seine Keule schwang. In der Regel konnte er sich einige Minuten lang seines Angreifers erwehren. Der Verfasser meines alten Manuscripts erzählt, daß Jenem der Spaß oft schlecht genug bekam und Lery sah, wie ein Steinwurf einer Frau fast das Bein zerschmetterte. Unterdessen sezte der Andere seine Todesreden fort, forderte seinen Stamm zu einem Vertilgungskrieg auf: aber wenn er eben zu einer lezten Anstrengung sich aufraffte, um auf den Schlächter loszustürzen, schnürte ihn die Musurana plötzlich zusammen und ein einziger Schlag der Liverapeme streckte ihn todt nieder.

Nach der Katastrophe zog sich der Schlächter in seine Hütte zurück auf seine Hängmatte, noch in vollem Staat. Er durfte bei dem Schmaus selbst nicht erscheinen, mußte sogar mehrere Tage in Fasten und Abgeschiedenheit zubringen, worauf es unumgänglich nothwendig war, daß er der Nation seinen Namen kund that. Tiefe Einschnitte an Brust und Schenkeln zeigten an, wie oft der Krieger solche Opfer verrichtet hatte, und sonderbar! auch seine Schwestern und nächsten Verwandten durften diese sichtbaren Merkmale kriegerischen Adels tragen — eine Auszeichnung, die man übrigens nicht ohne schmerzhafte, oft lebensgefährliche Leiden erkaufte.

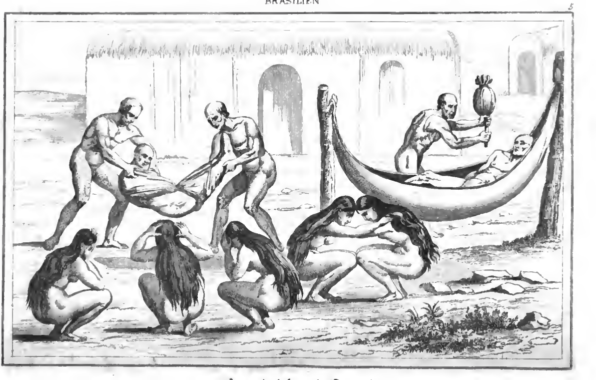
Den Schlußakt der Tragödie spielten sechs alte Frauen: sie waren für dieses Geschäft besonders geweiht. Sie liefen herbei, tanzend nach dem Schall der Gefäße, in welchen sie das Blut auffingen. Sie bemächtigten sich des Leichnams. Ich erlasse den Lesern die Zurüstungen des Mahls. Es genügt zu bemerken, daß die Glieder des Todten unmittelbar auf den Bucans ausgebreitet wurden. Das Gehirn war der einzige Theil des Körpers, den man ausnahm, und der Kopf wurde den Kindern überlassen, später zierte er als Siegeszeichen einen der Haupteingänge des Dorfs. Fast immer war bei einem solchen Schmaus eine so zahlreiche Versammlung, daß der Antheil einer Person kaum mehr betrug als ein Stückchen von der Größe eines Zolls. Schreckliche Begriffe von Rache und Ehre! Diese kleine Portion konnte mehrere Tage lang dazu dienen, die andern Speisen zu würzen, die eine ganze Familie genoß. Man denke nicht, daß ein verdorbener Geschmack die Tupinambas Menschenfleisch jedem andern vorziehen ließ. Ja — sehr verschieden von den Neuseeländern, den berüchtigsten Menschenfressern unserer Zeit, bekannten einige von ihnen gegen unsere alten Reisenden, daß ihr Magen oft die widernatürliche Kost auswarf und daß nur der von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzte, selbst in den lezten Augenblicken des Lebens nicht erlöschende Haß ihnen das Vergnügen an diesen Mahlzeiten einflößte. Er war es, der sogar das mächtigste der Gefühle, die mütterliche Zärtlichkeit, erstickte. Wurde die Frau eines Gefangenen schwanger, so wurde das elende Wesen, das sie zur Welt gebar, Feindeskind genannt. Nachdem es zwei bis drei Jahr alt war, mußte es die Wittwe seinen Brüdern oder Vettern übergeben, die es mit den üblichen Ceremonien schlachteten und nicht ermangelten, der Mutter ihre Portion zukommen zu lassen. Die alten Schriftsteller sind in Bezug auf diese Thatsache übereinstimmend. Die Mütter verzehrten ihre eigenen Kinder — wenn nicht, so wäre es eine Schande gewesen. Gewann von Zeit zu Zeit auch die Mutterliebe die Oberhand und eine Frau wußte der ganzen Aldea ihr Kind zu entreißen, so war Dieß ein vereinzelter Fall wie der, wenn sie mit dem Gefangenen in die Wälder entfloh. Meist aber

stellte sie, wie ein alter Reisender sagt, nur so eine kleine Trauer an, setzte sich zu dem Leichnam, vergoß einige erheuchelte Thränen und war wo möglich die Erste, die davon aß.

Nach diesen Barbareien werden manche Leser im gesellschaftlichen Leben der Tupinambas das Vorhandenseyn gewisser Tugenden nicht einräumen wollen, die man indeß bei Völkern auf ungleich höherer Stufe der Gesittung schwerlich finden dürfte. So hätte die Selbstsucht, diese Plage unserer modernen Gesellschaft, für ihre Gehässigkeiten bei diesen Indianern keinen Namen gehabt. In den so häufig wiederkehrenden Drangsalen des wilden Lebens wurde der Schwache nie vergessen und der Starke ergab sich darein, der Erste zu dulden. Kein Häuptling hatte ein so weites Gewissen, daß er es gewagt hätte, sich der Güter der Erde zu bemächtigen, die man als Eigenthum des ganzen Stammes ansah. Während einer Hungersnoth wurde den Sklaven vor dem Mussacat aufgewartet. Eine der achtungswerthsten Eigenschaften der Tupinambas war ihr unverbrüchlicher Treuglauben im Verkehr und in Beobachtung allgemeiner oder besonderer Verträge mit andern Nationen, besonders den Franzosen *). Der Diebstahl war, wie gesagt, unter ihnen kaum bekannt. Trotz ihrer Bewunderung für die mancherlei Gegenstände der europäischen Industrie, die man im Wege des Tauschhandels zu ihnen brachte, suchten sie dieselben nie, wie die Südseeinsulaner, durch List oder Gewalt anzueignen. Es gibt vielleicht kein Beispiel, daß sie einen Friedensvertrag mit den Eroberern brachen. Wenn man in der Geschichte ihrer Kriege die Thatsachen genau prüfte, so würde man immer sehen, daß eine Verletzung ihrer Begriffe von Ehre und Religion die wirkliche Ursache des Bruchs war. Und gegen einander benahmen sie sich mit einer seltenen Verträglichkeit, obgleich oft mehr als zwanzig Familien unter Einem Dach wohnten.

Noch haben wir ein Wort über die Leichenbegängnisse zu sagen. Wie eine Menge roher Völker, widmeten die Tupinambas nur so lange den Kranken ihre Sorge, als Hoffnung zur Rettung blieb. Doch verkürzten sie ihr Leben nicht, was man den Tapuyas nachsagte. War Einer todt, so setzte man ihm das Diadem von Arafedern auf das Haupt, salbte ihn mit Honig, bemalte ihn, schmückte ihn mit allen Putzsachen, die er bei Festen zu tragen pflegte, und so wurde er in dem Hamac, der sich später in sein Leichentuch verwandelte, ausgesetzt. Da umgaben ihn Frau und Kinder und mitten unter Geschrei und Seufzen hörte man Stimmen, die ihn unter Anderem frugen: Warum er denn das Leben verlassen wolle? Man beweinte seinen Verlust, pries den unermüdlichen Krieger, den zärtlichen Vater, den guten Gatten. »Wer wird uns einen solchen Jäger wieder geben?« rief man von allen Seiten. »Wann wird uns ein so mächtiger Bogenschütze wieder kommen?« Sind Völker in der Kindheit der Gesittung, ob sie auch einander gar Nichts angehen, selbst verschiedenen Rassen angehören, so vereinigen sie sich in diesem Brauch, der nur nach Boden und Klima seine Formen wechselt. Bei den Tupinambas endigten diese Klagen mit einem religiösen Gesang: er handelte von einer Art Paradies, einem gelobten Land hinter den Bergen als Verheißung für die Lebenden. An diesen Ort der Wonne, hieß es, habe

*) Mehrere Dolmetscher aus der Normandie, von wo aus man frühzeitig Farbholzhandel trieb, wurden absichtlich unter den Tupinambas gelassen und nahmen zum Theil so völlig ihre Lebensweise an, daß damalige Schriftsteller sie beschuldigen, sie hätten mehr als einmal an den Festmahlen dieser Wilden Theil genommen.



Begraebnissfeyer der Tupinambas

sich der Verstorbene jezt begeben. Dort war das Wiedersehen, verkündeten die Caraiben. Hatte der nächste Verwandte eine tiefe Grube gegraben, so war der Krieger reisefertig. Oft wurde er an der Stätte seines Verscheidens, in der Mitte seiner Familie, eingescharrt. Ein andermal ging man mit ihm ans Ufer des Meeres oder in den Wald. Aber überall geschah die Leichenfeier mit ängstlicher Sorgfalt. War der Krieger entzwei gebogen (welche sonderbare Stellung man in einer Menge amerikanischer Monumente wieder findet), wurde er in einen Hamac gewickelt und in der Mitte der Grube an senkrecht eingesezten Pfählen aufgehängt, dermaßen, daß keine Erde in diese Art von Gruft fiel. In die Nähe der Leiche wurden des Kriegers Bogen, Pfeile und Tacap gelegt. Das Maraca, dessen er sich bei Festen bediente, begleitete ihn — vielleicht als religiöses Symbol. Daneben brannte man ein Feuer, wahrscheinlich um Anhanga, den Geist des Bösen, ferne zu halten von den geweihten Manen. Und während mehrerer Tage wurden, als eine dem Krieger willkommene Gabe, Wildprät und Früchte in einer Kalebasse und Wasser in einem irdenen Gefäß zugetragen. In die Hand gab man ihm eine mit Tabak gestopfte Friedenspfeife aus Palmblättern und man erneute diese Vorräthe, bis man annehmen konnte, die Seele habe nach den seligen Regionen ihren Flug genommen. Dann erst bildete man aus Balken eine Decke über die Gruft, man breitete Zweige darüber her und für immer barg die Erde den Tupinambas, den seine Gattin eine Anzahl Tage feierlich zu beweinen hatte. Starb eine Frau, so mußte ihr der Gatte selbst die Grube graben und sie hineinlegen. Ein Mädchen wurde von seinem Bruder oder jüngsten Verwandten, das Kind eines Häuptlings in einem Gefäß in der Hütte seiner Eltern beerdigt.

Was sollen wir nun von den indianischen Stämmen melden, welche diese große Nation umgaben? Befragt man die gleichzeitigen Berichte, so bemerkt man leicht, daß sie mehr oder weniger dieselben Gebräuche religiöser und abergläubischer Vorstellungen hegten, man sieht aber auch, daß der Mittelpunkt der werdenden Gesittung bei einem Volk blieb, welches sich gleichsam zum Haupt der andern aufgeworfen. Wenn es bei ihnen auch mitunter wesentlich verschiedene Gebräuche gab, so bezogen sie sich auf Oertlichkeiten, auf den größern oder kleinern Ueberfluß an gewissen Erzeugnissen, auf die verhältnißmäßige Nähe gewisser Rassen, wie der des Südens oder des Westens. Aber diese Mannigfaltigkeiten machen keinen so bedeutenden Unterschied aus, daß wir Unterabtheilungen aufzustellen brauchen. Die Analogien waren so überraschend, daß alte Reisende verschiedenen Stämmen dieselbe Benennung zu geben kein Bedenken trugen. In der That standen die Tupiniquins, die Tupiaes, die Tamoyos, die Cahetes den Tupinambas nahe, obwohl sie auch zuweilen mit ihnen Krieg führten. Zwar die Carijos hatten Mehr mit den ackerbauenden Guarani's gemein, doch auch sie boten unverkennbare Aehnlichkeiten der Sprache und Sitten mit der großen Nation: nur waren sie von sanftem Charakter und den Europäern schneller befreundet. Die Pitigoares zeichneten sich hauptsächlich durch ihre alte Zuneigung zu den Franzosen aus: man zählt sie unter die tupischen Horden. Die Goynazes begannen sich mit andern Stämmen zu vermischen. Die Papanazes rüsteten sich zu diesem furchtbaren Krieg gegen die Tupiniquins und die Goayatacazes, der mit ihrer Zerstreuung endigte. Die Tapuyas, in das Innere zurückgeworfen, aber bald entschlossen, die weiten Felder des Ciara, Piauhy und Pernambuco nicht zu verlassen,

streiften vor Anfang der Eroberung in diesen Einöden umher: gehorchend den düstern Weissagungen ihrer Seher und selbst die Gebräuche ihrer barbarischen Religion wie mit Widerwillen übend, verloren sie in einem rastlosen Daseyn die schwachen Lichtstrahlen, die den Anfang ihrer gesellschaftlichen Organisation zu erhalten schienen, bis sie zuletzt in eine solche Barbarei verfielen, daß sie nach etlichen Jahren bei ihrem neuen Auftreten unter dem Namen Aymores von den Tupis, ob diese gleich selbst einer gesellschaftlichen Auflösung entgegengingen, als Wilde betrachtet wurden. Es wäre, wenn auch an sich nicht ohne Interesse, zu lang und zu ermüdend, wollte man all den Bewegungen nachgehen, welche die Niederlassung der Europäer sämmtlichen indianischen Nationen gab. Bald würde man die verschiedenen Stämme, welche eine Nation bildeten, sich aufrollen sehen, um zu erlöschen wie die Carijos und die Patos, bald könnte man ihnen, wie den Tupinambas, beim Heraustreten aus der großen Rathsversammlung, wo die verschiedenen Angelegenheiten des Volkes mit indianischem Ernst erwogen worden waren, mitten durch unmeßliche Wälder folgen bis zu ihrem Asyl in den Wüsten des Amazonenlandes, wo sie sich ansiedeln, weil es außer der Berührung mit den Europäern ist und sie sich dort vor den Eindringern sicher glauben. Allein in der Erzählung dieser imposanten Wanderungen würden wir bald auf unbekannte Namen von Völkern und Gegenden stoßen — auf ein trockenes Einerlei von Begebenheiten, die auf die Vernichtung dieser und jener Horde hinauslaufen. Später werden diejenigen indianischen Nationen, die dem Sturm der Eroberung in der Freiheit ihrer Wälder widerstanden, hin und wieder mit all den fantastisch-pittoresken Erscheinungen ihrer Bräuche, Waffen und Zierarten in den Kreis dieser Geschichte treten. Auf die Tupinambas wie auf die Natchez lassen sich die schönen Worte Chateaubriands anwenden, der ein so beredtes als gerechtes Urtheil über die Sieger und die Besiegten fällt: »Der Indianer war kein Wilder. Die europäische Civilisation hat nicht auf den reinen Naturzustand, sie hat auf die beginnende amerikanische Civilisation gewirkt. Hätte sie Nichts vorgefunden, so hätte sie Etwas geschaffen. So aber hat sie Sitten gefunden und sie zerstört, weil sie die stärkere war und die Vermählung mit diesen Sitten verschmähte« *).

Europäische Niederlassungen im sechszehnten Jahrhundert.

Nachdem einmal die Entdeckung gemacht war, mußten sich die Seezüge nach den Küsten von Santa-Cruz vervielfältigen, die Blicke aller Handelsnationen auf das herrliche Land lenken. Mehrere ziemlich unwichtige Erörterungen haben sich neuerdings über die Frage erhoben, welche dieser theilweisen Entdeckungen die frühern seyen? Immerhin liegt in der Geschichte dieses Landes Wenig daran, auszumitteln, ob Diego de Lepe im ersten Jahr des sechszehnten Jahrhunderts das Cap St. Augustin gesehen hat oder ob Christovam Jacques der erste Seefahrer war, der unmittelbar auf Cabral gefolgt ist. Diese Forschungsreisen waren fast ohne Resultat: nur eine verworrene Erinnerung ist davon übrig geblieben. Nicht so war es mit einer Reise im nächsten Jahr. Ein Mann, gegen den die Nachwelt wegen einer Grille seines Jahrhunderts fast ungerecht geworden

*) Voyage en Amérique, t. VII, p. 93.



ist, welchen Christoph Columbus selbst bewunderte, Amerigo Vespucci *), durchlief im Jahr 1501 unter den größten Gefahren die Gewässer Brasiliens. Seine kühnen Forschungen waren die Fortsetzung der Reise Cabrals, denn der florentinische Seefahrer wurde von Emanuel abgeschickt mit dem ausdrücklichen Austrag, die das Jahr zuvor besuchten Orte in nähern Augenschein zu nehmen und diejenigen Nachrichten zu sammeln, die zu einer künftigen Kolonisation dienlich seyn könnten. Wie seine Berichte und Entdeckungen ausweisen, war Amerigo Vespucci ein Mann von hoher Einsicht. Angelangt auf diesen Küsten brach er, wie Columbus an den Ufern des Orinoco, in den Ausruf aus: »Wenn es ein irdisches Paradies in der Welt gibt, so muß es hier seyn.« Als dieser große Seefahrer so sprach, hatte er schon das Cap St. Augustin umsegelt und ihm einen Namen geschöpft, und war ihm Begriff, seinen Weg nach diesen südwestlichen Gegenden zu nehmen, deren unerschöpfliche Schönheit von den Reisenden nach ihm so gepriesen worden ist. Er kam bis zum 32sten Breitegrad, es war eine Küstenstrecke von 750 Lieues aufgenommen. Nach einer 15monatlichen Reise, welche Portugal mit der Wichtigkeit dieser neuen Besitzung bekannt machte, kehrte er am 7 September 1502 nach Lissabon zurück.

Amerigo's Bericht, bei Ramusio, zeigt, daß er die Beschaffenheit des Landes sehr gut, nur vielleicht mit etwas zu viel Begeisterung, beobachtet und die Stufe des gesellschaftlichen Zustandes der Eingebornen ziemlich richtig beurtheilt hat. Es scheint zwar nicht, daß er auf Emanuel großen Eindruck hervorbrachte: die erste Ausrüstung, die man ihm anvertraute, sollte sich nach einem andern Land richten, das, wie man glaubte, eines Tages als Handelsniederlage für Indien dienen könnte. Indeß von dieser Reise schreibt sich die Erforschung der Allerheiligen-Bai und die bessere Würdigung der seit drei Jahren entdeckten prächtigen Länder her.

Auch ist die erste Colonisation Brasiliens aus dieser Zeit. Wie man sagt, waren es die Trümmer eines Schiffbruchs, durch welche sie entstand. Nach Damien de Goes, einem portugiesischen Historiker von bewährter Genauigkeit, war Gonçalo Coelho nach Santa-Cruz gesandt worden, hatte vier von seinen Schiffen verloren, die beiden andern waren mit Ladungen von Farbhölzern, Affen und Papagaien zurückgekommen. Die Mannschaften der vier gestrandeten Caravellen hatten die erste europäische Ansiedelung in Brasilien gebildet.

Wenn Pedralvez Cabral und seine Nachfolger mit ihren Entdeckungen auch einiges Aufsehen in Portugal machten — Was konnte einem Volk, das täglich eine prächtige Stadt Asiens, eine reiche Provinz Indiens, um die sie das römische Reich beneidet hätte, seinen Eroberungen hinzufügte — Was konnte diesem Volk an ungeheuren Wüsteneien und einigen wilden Horden gelegen seyn? Sey es aber, daß man dachte, diese Wüsteneien könnten Schätze einschließen oder es könnte irgend eine Stadt in der Tiefe der Wälder verborgen seyn, wie man sich Dieß später in Guyana einbildete — man sieht die berühmtesten Seefahrer in wenigen Monaten nach einander in den

*) Es gibt allgemein verbreitete historische Vorurtheile, welche die neue Geschichtschreibung wohl nach und nach entfernen dürfte. Amerigo Vespucci war nicht so keck, sich eine Ehre anzumaßen, die ihm nicht gebührte. Nie trat er gegen Columbus als Nebenbuhler auf. Besserer Richter in dieser Sache als Alle, beklagte der gekränkte große Mann selbst Amerigo wegen der Lage, in welcher derselbe sich befand: „Man hat für ihn nicht gethan," äußerte er in einem seiner letzten Briefe, „Was recht und billig gewesen wäre." Fernandez de Navarrete, Colecion de viages etc.

Meeren Brasiliens. Es ist nicht allein Gonçalo Coelho, der die Küste befahrt und überall Spuren hinterläßt: man findet noch die marmornen Grenzsäulen, die von seiner Besitznahme zeugen *). Es ist Christovam Jacques, der in die weite Bai eindringt, die man allen Heiligen weihen wird. Der große Albuquerque selbst erscheint vor der Küste. Der Besieger Indiens, Don Francisco d'Almeida, kreuzt davor. Dann ist es Tristan de Cunha, der, sechs Jahre nach der Entdeckung, längs dem Gestade von Pernambuco hinsegelt. Von 1508 bis 1509 begegnet man zum zweiten Mal dem berühmten Gefährten des großen Columbus, diesem Vincente Yanez Pinzon, dem so viele Schriftsteller selbst die Ehre der ersten Entdeckung bewilligen. Dießmal begleitet er Solis und immer für Castilien unternimmt er seine Fahrten. Nun werden mit der zunehmenden Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden größten seefahrenden Völkern die Forschungen immer zahlreicher und schwerer zu unterscheiden. Die Schiffbrüche dienen zur Kenntniß des Landes. Man führt Brasilier nach Europa und es finden sich bereits Dolmetscher, die in ihrem Namen sprechen. Bald wird Juan Dias Solis den Rio de la Plata entdecken und Fernando de Magalhaens wird, nachdem er in Brasilien gelandet, in die Meerenge eindringen, die seinen Namen verewigen soll. Hierauf wird man im Norden schwärmerische Ideen haben von den Schätzen dieser Gegend, man wird Eldorado suchen und Heinrich VIII wird Cabot aussenden, damit er sich Perularia's bemeistere. Aber während England von den Reichthümern der unbekannten Stadt träumt, während das unersättliche Castilien seine größten Seefahrer verliert, begibt sich ein belebtes Drama voll Frische an diesen schönen Ufern. Die Sage ist zu berühmt, als daß ich sie nicht zurückrufen sollte.

Episode von Caramuru und der Indianerin Paraguassu.

So enthält die Geschichte Brasiliens gleich auf ihren ersten Seiten eine jener wunderbaren Sagen, denen man so gern auf der Vorderscene eines Volkes begegnet und die ein so anziehender Stoff für die Poesie sind. Obgleich manche Ueberlieferungen aus der gesellschaftlichen Welt der Tupinambas von den Chronisten wohl hätten kritischer behandelt werden dürfen, so ist doch kein Zweifel, daß ihre Erzählung von der berühmten Paraguassu und ihrer Liebe zu Diogo Alvarez kein bloßes Phantasiestück ist. Rocha-Pitta **) selbst bürgt uns. Wir können, sagt er, eine angesehene Matrone dieses Landes nicht mit Stillschweigen übergehen. Durch ihre Geburt die Erste unter den Indianerinnen könnte sie, wenn es sich von aufrichtiger Liebe handelt, auch in den Augen der Fremden den ersten Rang einnehmen. Diese

*) In Allem, was die Entdeckungsgeschichte Brasiliens betrifft, herrscht große Dunkelheit. Es gibt sogar schätzbare Schriftsteller, welche Amerigo Vespucci's Reise dahin geradezu leugnen. Allein der neueste Geschichtschreiber und vielleicht der treueste von allen, Pizarro de Aranjo, gibt seine Entdeckungen für Rechnung Portugals zu. Auch glaubt er, daß Gonçalo Coelho mehrere Jahee auf den Küsten Brasiliens zubrachte. Cazal bestätigt den Verlust der vier Caravellen und die Niederlassung der Schiffbrüchigen zu Porto-Seguro. Zwei französische Missionäre befanden sich bei der werdenden Kolonie und vielleicht waren sie es, die den Franzosen die Vortheile offenbarten, welche der Handel von Ibirapitanga darbot. Coelho soll auch der Erste gewesen seyn, der seine zwei Caravellen mit diesem kostbaren Holz belud und dessen Gebrauch in Europa einführte. Um diese Zeit nahm Santa-Cruz den Namen Brasilien an.

**) Ich bin zum Theil diesem Historiker gefolgt: er ist im Ganzen genau und versichert überdieß, er habe mehrere alte authentische Manuscripte zu Rath gezogen. Solche Manuscripte seyen in verschiedenen Gegenden der Provinz aufbewahrt gewesen und ihre Erzählung sey in vielen Beziehungen von frühern Schrifstellern abgewichen.

Indianerin war die Tochter eines Häuptlings der Provinz Bahia. Ein nach Indien bestimmtes Schiff war an dem Gestade, an welchem der Rio-Vermelho sich ergießt, gescheitert und in tausend Stücke zersplittert. Sein Inhalt war ein Spiel der Wellen geworden. Die Wilden retteten mehrere Handelsgüter, auch einige der Schiffbrüchigen, die aber den Ungeheuern des Oceans nur entgingen, um ein Futter menschlicher Wesen zu werden. Außer Diogo Alvarez Correa aus Viana, aus einer der vornehmsten Familien dieser edeln Stadt, wurden sie Alle verspeist. Er war einer der Ersten gewesen, welche die Wogen an den Sand spühlten, und man konnte sagen, daß das Glück ihn suchte, wo die Andern Nichts als Mißgeschick erfuhren. Indem er seinen neuen Gastfreunden Anweisung gab, sich die Spolien des Schiffes zu verschaffen und ihnen dazu mit außerordentlicher Gewandtheit behülflich war, wußte er sich so angenehm zu machen, daß sie ihn zu andern Arbeiten zu gebrauchen sich entschlossen. Zum Heil für ihn war er mit Vorzügen begabt, welche die Barbaren selbst zu schätzen wußten. Da das Schiff Kriegsbedarf nach Indien führte, so waren unter den geretteten Gegenständen mehrere Fässer Pulver, Kugeln und einige Gewehre. Diogo Alvarez sezte diese Waffen in Stand, probirte eine Muskete und schoß einige Vögel herab. Das Feuer, der Knall, das plötzliche Fallen der Vögel aus der Luft — es war eine furchtbare Ueberraschung für die Indianer. Die Einen flohen, die Andern standen verduzt, in Allen blieb eine Erinnerung, die sie Diogo Alvarez als ein übermenschliches Wesen betrachten ließ. Von da an behandelten sie ihn mit tiefer Verehrung — sie waren von seinen übernatürlichen Wirkungen Zeugen gewesen, konnten sie nicht vergessen. Die Indianer des Gaues von Passé hatten sich gegen ihren Häuptling aufgelehnt: er zog gegen sie zu Felde und mit ihm Diogo Alvarez, den seine Waffen nicht verließen. Die beiden Parteien befanden sich einander gegenüber: der Anführer der abgefallenen Horde hielt eine lange Rede an seine Krieger. Da schoß Alvarez seine Flinte auf ihn ab, die ihn todt niederstreckte. Entsezt floh die Schaar, unwisseud, wohin — endlich unterwarf sie sich dem alten Häuptling, überzeugt, daß sie Demjenigen nicht widerstehen könne, der über solche Waffen verfügte. Dieser Vorfall steigerte die Achtung für Diogo Alvarez noch sehr: die Ersten unter dem Stamm gaben ihm ihre Töchter zu Beischläferinnen, der Häuptling selbst bot ihm die seinige als Gattin. Man hatte dem jungen Portugiesen den Namen Cara-muru-assu beigelegt, Was in der Tupisprache so Viel hieß als Seedrache *). Er lebte einige Zeit in dieser Gesellschaft, bis er eines Tages ein Schiff gewahrte, welches ungünstige Winde gegen den Golf von Bahia trieben. Das Schiff bemerkte seine Signale und ließ eine Schaluppe abstoßen. Wie er nun ins Meer sprang, und seine Frau den Mann, ohne den sie nicht mehr leben konnte, sich entfernen sah, so fürchtete sie sich nicht, gegen die Fluthen zu kämpfen, entsagte der Freiheit und ihrer Heimath und folgte schwimmend. Das Boot nahm Beide auf und brachte sie an Bord des Schiffes. Es war aus Frankreich und sezte sie in einem der Häfen dieses Königreichs ans Land. Heinrich von Valois, der Zweite des Namens, und Katharina von Medici herrschten damals in Frankreich. Auf die Kunde von dieser Begebenheit und dem Stand der Fremden empfingen sie Dieselben mit königlichem Wohlwollen vertraten Pathenstelle bei der jungen Indianerin, sie wurde bei feierlichem

*) Nach andern Schriftstellern: Feuermann.

Gottesdienst getauft und ihr Ehebund eingesegnet. Man fügt hinzu, sie hätten ihnen ehrenvolle Titel verliehen, als jedoch Diogo Alvarez nach Portugal zurück verlangte, wurde es ihm abgeschlagen. Nach einem geheimen Ansuchen führte sie vielmehr ein Schiff nach Bahia. Eine Ladung brasilisches Holz sollte die Ueberfahrt bezahlen. Diese heldenmüthige Frau nannte sich seitdem Katharina Alvarez: sie trug den Namen der Königin von Frankreich und ihres Gatten. Durch ihren Einfluß schmiegten sich die Wilden leichter unter das portugiesische Joch. Das merkwürdige Paar lebte an einem Ort, wo sich Villa Velha erhob, als man in Folge eines mysteriösen Traumes Katharinens wunderbarerweise in einer Kiste ein Bild der heiligen Jungfrau fand: es war unter den zahlreichen Trümmern eines auf der Fahrt nach Indien an der Küste von Boipeba gestrandeten spanischen Schiffes ans Ufer geworfen worden. Alvarez Correa hatte den Verunglückten Hülfe geleistet und sie mit allen Bedürfnissen versehen und dafür ein Danksagungsschreiben von Kaiser Karl V erhalten. Die Kiste mit dem Bild hatten Wilde, die weit von der Stätte des Schiffbruchs wohnten, mit sich genommen. Sie erwiesen ihm keine Anbetung, bewahrten es aber in ihrer Hütte, in seiner Art von Tabernakel, und als es durch Katharinens und Correa's Bemühungen aufgefunden wurde, erbauten Diese ihm unter Anrufung Unserer lieben Mutter der Gnade eine Kirche, statteten sie aus mit beträchtlichen Ländereien und übergaben sie, wie die Chronik sich ausdrückt, den Mönchen des glorreichen Ordens des heiligen Benedikts. In dieser Kapelle liegen sie begraben. Wenn man sich gänzlich auf Rocha-Pitta verlassen will, so hätte der von den Tupinambas adoptirte junge Portugiese viele Kinder mit Paraguassu erzeugt und von ihnen leiteten mehrere mächtige Familien Bahia's ihren Ursprung ab. Befragt man indeß andere Quellen, so wäre Diogo's Leben weder so merkwürdig gewesen noch so friedlich, die Reise nach Frankreich ungewiß und Caramuru's außerordentliche Gewalt über die indianischen Stämme wenigstens etwas zweifelhaft. Beglaubigter ist, daß der erste Donatar der Provinz, Pereira Coutinho, sich zu Villa Velha niederließ, als Diogo bereits einige Pflanzungen daselbst hatte. Er lebte Anfangs im vortrefflichsten Vernehmen mit dem ersten Besitzer der Ansiedelung. Sein hochmüthiger Charakter schöpfte aber gegen die Redlichkeit Caramuru's Verdacht, er ließ ihn verhaften und damals, sagte man, geschah es, daß Paraguassu aus Entrüstung diesen unversöhnlichen Krieg anfing, der mehrere Jahre währte zum großen Nachtheil der Kolonie. In Folge einer Menge Kämpfe wurde Caramuru von Pereira Coutinho weggeführt: er wollte sich nach Ilheos begeben. Allein nach einigen Stunden Schifffahrt rief ihn eine Horde Tupinambas zurück. Unklugerweise gab er ihren dringenden Einladungen nach und kehrte die Segel Reconcave zu. Da trieb ihn der Wind an die von feindseligen Stämmen bewohnte Insel Itaparica, wo er unbarmherzig ermordet wurde. Caramuru, sagt ein Manuscript des sechszehnten Jahrhunderts, das vor mir liegt, Caramuru verdankte das Leben seiner vollkommenen Kenntniß der Tupinambassprache. Einige Jahre später kam Thomé de Souza, welcher San-Salvador erbaute. Diesem leistete er ausgezeichnete Dienste und von ihm empfing er wahrscheinlich den Titel Großdolmetscher. Daß Diogo Alvarez in seine Besitzungen zurückkehrte, daß er friedlich mit Frau und Kindern lebte, muß wohl nach Coutinho's Katastrophe der Fall gewesen seyn, wogegen ich glaube, daß

man den ganz königlichen Einfluß, welchen dieser Europäer über die unabhängigen Stämme ausgeübt haben soll, unmäßig übertrieben hat. Noch vor fünfzehn Jahren sah ich einen fast entlaubten Baum, den man mir als den Entdeckungsbaum zeigte. Hinter diesen Baum hatte sich nach der Sage Diogo Alvarez versteckt, als die Wilden seine Gefährten gefangen nahmen. Weiß man nicht so ganz zuverläßig, daß Caramuru in der Kapelle da Graça, dem ältesten Gebäude von San-Salvador, einer Zugehör des Klosters San Bento, begraben ist, so weiß man es von Paraguassu. So Viel ich mich entsinne, kann die Erbauung der Kapelle in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hinaufgehen, allein sie mußte mancherlei Ausbesserungen durchmachen, wodurch der ursprüngliche Charakter ihrer Architektur verwischt wurde. Ob sie gleich in der Regel verschlossen bleibt, so ließ ich mir sie eines Tages öffnen und Was erblickte ich? Ueber zwei Seitenaltären ziemlich große Gemälde, auf welchen die Hauptbegebenheiten der Geschichte Caramuru's dargestellt sind. Sie mögen indeß schwerlich älter seyn als der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Im Hintergrund der Kirche steht diese Grabschrift:

Grab der Donna Katharina Alvarez,
Herrin dieser Kapitanerie, welche sie gegeben hat den Königen Portugals in Verbindung mit ihrem Gatten Diogo Alvarez Correa, gebürtig aus Viana. Sie hat erbaut und geweiht diese Kapelle dem Patriarchen San-Bento im Jahr 1582.

Vermöge dieser Inschrift muß Paraguassu ein sehr hohes Alter erreicht haben, es ist aber mehr als zweifelhaft, daß sie den König Sebastian oder vielmehr Philipp II mit der Provinz San-Salvador beschenken konnte. Es hat also mit dieser brasilischen Sage, welche zu einer interessanten Nationalepopee *) Stoff geliefert hat, dieselbe Bewandtniß wie mit allen Sagen im Anfang einer historischen Zeit. Um die Wahrheit herauszufinden, muß man sie ihrer volkthümlichen Erinnerungen und eines Theils ihrer Poesie entkleiden.

Eintheilung Brasiliens in Kapitanerien.

Wenn man um einige Jahre zurückgeht, findet man Brasilien bereits in Provinzen eingetheilt. Die Spanier hatten sich am Rio Paraguay niedergelassen und die Franzosen hatten Absichten auf Bahia und Pernambuco: daher beschloß König Johann III, das Land zu bevölkern und zu Erleichterung der Kolonisation theilte er es ein in Strecken von je 50 Lieues an der Küste, knüpfte gewisse königliche Prärogativen an diese Verleihungen und nannte sie Kapitanerien. Ueber Geschichte und Zahl dieser ersten Eintheilungen herrscht noch große Ungewißheit. Johann de Barros, einer der ersten Donatare, zählt ihrer zwölf, er nennt aber die Eigenthümer nicht. Allem nach war er im Irrthum und rechnete die Unterabtheilungen großer Provinzen, die Martim Affonso de Souza und seinem Bruder gehörten, fälschlich mit. In Wahrheit gab es ursprünglich nur neun Kapitanerien: sie wurden Männern bewilligt, welche große bürgerliche und militärische Dienste geleistet hatten und es werden als solche nahmhaft gemacht: Joam de Barros, Duarte Coelho Pereira, Francisco Pereira Coutinho, Jorge de Figueyredo Correa, Pedro de Campo

*) Der Caramuru von B. Durao ist von Eugen de Montglave ins Französische übersezt.

Tourinho, Vasco Ferandes Coutinho, Pedro de Goes, Martim Affonso de Souza, Pedro Lopes de Souza, sämmtlich große Schriftsteller, geschickte Seefahrer oder große Kapitäne.

So ist also Brasilien ein Wenig besser gekannt, die Handelsvortheile, die sich aus diesem unermeßlichen Gebiet ziehen lassen, werden besser gewürdigt. Ein Verein zur Ausfuhr der Farbhölzer wird errichtet, Caravellen besuchen häufiger die Küsten, die Franzosen zaudern nicht, sich bei diesem Verkehr thätig zu betheiligen, und die indianischen Nationen fangen an, Eindrücke zu empfangen von diesen Berührungen mit den Europäern. Zwischen die frühesten Erforschungen und die Gründung einer Hauptstadt unter Johann III fallen ohne Zweifel viele Seezüge, viele Versuche theilweiser Niederlassungen, wir wollen aber das Gedächtniß der Leser nicht mit unfruchtbaren Nomenclaturen belasten. Eine Bemerkung mag genügen: dieses erste Zusammentreffen der Europäer mit den großen indianischen Völkerschaften war ein stetes Aufwallen feindseliger und kriegerischer Leidenschaften, eine wunderliche Mischung von Begebenheiten und Erfahrungen, bald furchtbarer, bald anmuthiger Art, und von ihnen wird der Eingang der historischen Zeiten Brasiliens künftig beherrscht werden und ist man über sie eines Tages genau unterrichtet und sind alle alten Ueberlieferungen fleißig gesammelt, so werden sie eine kostbare Quelle seyn für die Dichtkunst. Oeffnen wir noch einmal eine dieser wenig gekannten Chroniken, diese Fundgruben der Nationalliteratur.

Hans Stade unter den Tupinambas.

Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts begann demnach Brasilien, sich mit Europäern zu bevölkern, zugleich erglühte aber auch immer hitziger der Haß gegen die fremden Ankömmlinge und in diesem Kampf der Civilisation wider die Barbarei hatten besonders die Tupinambas ein Vorgefühl von dem kläglichen Loos, das ihre Stämme erwartete. Die Franzosen, die wenig dauernde Niederlassungen bildeten, erschienen ihnen als bei weitem nicht so gefährliche Feinde wie die Portugiesen, deren Städte sich allenthalben vervielfältigten: sie bezeichneten die Leztern gewöhnlich mit dem beleidigenden Namen Pero *) und erbarmungslos war der Vertilgungskrieg, den sie mit ihnen führten. Umgekehrt wurden die kühnen Abenteurer, welche die Häfen der Normandie jährlich nach Brasilien schickten, als vollkommene Bundesgenossen von ihnen begrüßt, deren Unterstützung in den Fehden mit den Kolonisten für sie von hohem Werth war. Die Geschichte, die wir zu erzählen im Begriff sind, wird die Beschaffenheit dieser Verhältnisse ins Licht setzen und zugleich darthun, wie wichtig es seyn konnte, Franzose zu heißen.

Ein Deutscher, Hans Stade aus Hessen, hatte sich in Lissabon als Kanonier nach Brasilien eingeschifft. Nach einer 88tägigen Ueberfahrt — damals einer der kürzesten, da man nach Coelho's Niederlassung zu Iguarassu häufig vier Monate brauchte — hatte sich unser Reisender in diesem

*) Perro bedeutet im Portugiesischen Hund. Allein Pero, wie mehrere alte Reisende schreiben, könnte auch eine Abkürzung des Namens Pedro seyn. Ayres de Cazal erzählt, ein Schiffbrüchiger, Namens Pedro Ramalho, habe es so gut verstanden, die Achtung der Wilden in der Provinz Maranham zu gewinnen, daß sie allen seinen Landsleuten seinen abgekürzten Namen beigelegt hätten. Dieß will sich jedoch nicht recht mit dem Umstand vereinigen, daß Pero im Munde der Tupinambas ein Schimpfwort war.

Theil des portugiesischen Amerika einige Zeit umgetrieben und mit der Art, die Eingebornen zu bekriegen und den Listen, die es anzuwenden galt, vertraut gemacht. Wollte man einen Fluß hinaufsegeln, um Holz zu holen, so fielen plötzlich Bäume vor den Fremden nieder, wie wenn eine Waldwand sich durch Zauber abgelöst hätte zu einem Hemmiß für die vermessenen Eindringer. Wollten sie noch weiter vorwärts, so unterbrachen neue Palissaden den Lauf des Flusses und ein Hagel von Pfeilen mit Feuerbränden drohte mit größerer Gefahr. Oft stieg der äzende und berauschende Pfefferrauch in langen Wirbeln auf und erstickte Die, welche von den Geschossen nicht erreicht werden konnten. Diese unaufhörlich sich erneuenden Gefahren des tödtlichen Kampfes zwischen dem beherzten Geschlecht der Tupis und den Portugiesen vermochten Hans Stade's Leidenschaft für das Reisen in der neuen Welt nicht abzukühlen. Er ging nach Lissabon zurück, aber nur um sich unmittelbar nach den spanischen Niederlassungen am Rio de la Plata zu begeben. Er war bald wieder in Amerika und zwar in Buenos-Ayres. Doch in dieser werdenden Stadt war für ihn kein Bleiben: eine Menge Umstände nöthigten ihn, sich unter den Portugiesen in der Kapitanerie San Vincente niederzulassen, wo ihm die Befehlshabersstelle in einem Fort anvertraut wurde. Man muß sich in Hans Stade's Lage hineindenken: sie glich ganz derjenigen der amerikanischen Missionäre unter den schrecklichen Horden Neuseelands. Das Fort Santo Amaro, das er gegen die Wilden vertheidigen sollte, war Nichts als ein befestigtes Haus. Er hatte sich anheischig gemacht zu einem viermonatlichen Aufenthalt, bis zu Ankunft eines neuen Befehlshabers. Später kam man überein, er sollte den Posten zwei Jahre behalten und dann nach Europa zurückkehren. Die Niederlassung empfing neue Vorräthe und einige Stücke Artillerie. Es scheint, daß Hans Stade ahnte, welche Katastrophe ihm bevorstand. Mit Widerwillen hatte er das Kommando verlängern lassen, nicht ohne Bangigkeit sah er sich in Mitten unversöhnlicher Völkerschaften. Als er eines Tages einige Gäste erwartete, bekam er Lust zu einer Jagdpartie und trat in die großen Wälder um Fort Santo Amaro. Kaum hat er einige Schritte über die gewohnten Grenzen hinausgethan, so vernimmt er ein Geheul. Er ist umringt von furchtbar sich geberdenden Kriegern. Er wird unsanft genug niedergeworfen, daß er sich schmerzhaft am Bein verlezt, wird geknebelt und zu den Leuchterbäumen am Ufer geschleppt. Eine Flotille von Piroguen, unter der Obhut anderer Krieger, liegt daselbst vor Anker. Das Geschrei verdoppelt sich, die Tacap wird über seinem Haupt geschwungen: er erfährt, daß man ihn als Portugiesen betrachtet und daß er nach dem unveränderlichen Gesetz der Tupinambas ein Gericht zu einem Festmahl geben soll, das man bald zu halten ihm verspricht. Auf eine Pirogue geladen, wird er ferne von Santo Amaro und Bertioga hinweggeführt, von wo er einige Hülfe hätte erlangen können. Es waren Schiffe in die See gestochen, um ihn zu retten. Man zwingt ihn, unter Androhung des Todes, Musketenschüsse auf die Fahrzeuge abzufeuern. Und troz der Kanonensalven, die der Flotille nachfliegen, landen die Tupinambas wohlbehalten an einer Insel, die außer dem Bereich der Europäer ist. Der Gefangene wird an einem abgelegenen Ort des Gestades niedergesezt. Nichts ist einfacher und rührender als die Art, wie der alte Reisende seine Empfindungen in diesem ernsten Augenblick schildert: »Ich wußte nicht, wo ich war. Von den Schlägen, die ich empfangen, war mir das Gesicht aufgeschwollen und ich konnte nicht aus den Augen sehen. Ich

war nicht im Stand, mich auf den Füßen zu halten: so schmerzte mich die Wunde am Schenkel. Deßwegen hatten sich wohl die Feinde begnügt, ihren Gefangenen bloß auf den Sand zu legen. Sie schaarten sich um mich her und drohten mir wieder mit Fressen. In dieser entsetzlichen Lage bewegten sich eine Menge Gedanken durch meine Seele, die sich ihr sonst nie dargeboten hatten. Mir fielen all die Mühen ein, wovon dieses flüchtige Leben erfüllt ist, und meine müden Augen nezten sich mit Thränen. Ich stimmte mit inbrünstiger Andacht den Anfang des Psalmen an:

Dum vita in medio convertitur anxia luctu,
Imploro superi numinis aeger opem *).

Die Wilden hörten mich, sie riefen: er singt seinen Sterbegesang, er beweint das traurige Loos, das seiner harrt.« Nun beginnt für den Unglücklichen eine Reihe immer neuer Aengstlichkeiten, deren Erzählung ein lebhaftes dramatisches Interesse enthält. Er wird nach der großen Aldea Dattibi geführt. Da ist er Zeuge der täglichen Schlächtereien der Tupinambas. Bald selbst einem Krieger zur Opferung überliefert, wird er in die Hütte des berühmten Häuptlings Ipperu Uassu oder des großen weißen Vogels gebracht: schon hat man ihm die Zierarten der dem Tod Geweihten angethan und er muß Theil nehmen an den heiligen Tänzen. Sollte man es glauben? In Mitten dieser Noth ist es ein einziges Wort, das ihn rettet. Er versichert, daß er der portugiesischen Nation fremd, ein Verbündeter der Franzosen sey, und wenn man auch den Gedanken, ihn zu schlachten, noch nicht aufgibt, so wird wenigstens sein Tod aufgeschoben. Allein Was soll aus ihm werden, als Einer dieser Dolmetscher aus der Normandie, die den Farbholzhandel treiben, in der Aldea erscheint und erklärt, er erkenne ihn nicht als Landsmann, man dürfe ihn also keck auf den Opferplatz führen. Bei Erwähnung dieses Vorfalls sagt der Reisende bitter: »Ich gedachte der Rede des Propheten Jeremias und rief: Verwünscht sey, Wer sein Vertrauen auf Menschen sezt.« Und zu dem Dolmetscher sprach er: »Ich werde sterben und Du bist würdig, mich zu fressen.« Und im Kontrast mit all den Akten dieser blutigen Tragödie folgen wiederum seltsame Abenteurer, groteske Auftritte. Ipperu Uassu bildet sich ein, er sey ein geschickter Chirurg und weil sein Gefangener an einem Fluß leidet, so will er ihm troz alles Sträubens den kranken Zahn mittelst eines ungeheuren Instruments von Holz herausziehen, damit derselbe, wenn er gefressen wird, sich auch seiner Tafel würdig mache. Den berühmten Krieger Koniam Beb will der Hesse überreden, seine und die französische Nation gehören zusammen: mit kannibalischer Kaltblütigkeit erwiederte der schreckliche Wilde, man könne keinen Portugiesen mehr schlachten, der nicht diese Eigenschaft in Anspruch nehme. »Ich habe fünf gespeist,« sagte er, »Alle gaben sich für Franzosen aus.« Ich übergehe Hans Stade's Leiden in Koniam Bebs Dorf: die Einzelheiten sind zu greulich. Nur Eines: Jeder der Krieger bezeichnete dem Gefangenen die Stelle an seinem Leib, wovon er genießen wolle. Aber siehe da! man betrachtet die rothe Farbe seines Barts und fängt an zu denken, er könnte vielleicht doch kein Portugiese seyn. Und mit so unverbrüchlicher Treue halten die Tupinambas an den Verträgen, daß sie nochmals des Lebens ihres Gefangenen schonen. Dank einer gefährlichen Seuche, deren unheilvolle Wirkungen der sonst eben nicht erfinderische

*) Weil wir Waller noch sind in den Aengsten des Lebens, so fleh ich Himmelwärts: Neige, o Gott, gnädig Dein Antliz zu mir.

Geist des guten Deutschen zu benützen weiß, indem er den Himmel darüber erzürnt darstellt, daß sie ihn tödten wollen — er erlangt theilweise seine Freiheit. Nachdem er schrecklichen Hinrichtungen angewohnt, mehr als einmal zu fliehen versucht hat, kommt er in das Dorf eines Häuptlings, der ihn nach Frankreich abreisen läßt. So waren die merkwürdigen Episoden in der Urgeschichte Brasiliens. Die Erzählung des deutschen Reisenden trägt das Gepräge der aufrichtigsten Natürlichkeit. Wir mußten ihm einige Zeilen widmen, weil von ihm und dem Burgunder Lery die malerischesten Schilderungen aus Brasiliens alten Zeiten sind. Hans Stade führte Gestalten in seiner Geschichte ein, und diese sind für uns kostbare Denkmäler *).

Die Franzosen in Brasilien.

Während die Portugiesen mit Gründung von Niederlassungen längs den Küsten fortfuhren und selbst Versuche machten, im Innern festen Fuß zu fassen, vervielfältigten die Franzosen ihre Handelsverbindungen mit den Eingebornen. Besonders waren es die Ufer von Guanabara und die Gewässer des jetzigen San Salvador, wo die Schiffe aus der Normandie Farbhölzer luden. Fast immer entschloß sich ein Matrose von der Mannschaft oder ein Händler, bei einem Stamm zu bleiben, bis das Schiff eine zweite Ladung einnahm. Diese Leute bekamen dann den Titel Dolmetscher und hatten sie das unabhängige Leben der Tupinambas gekostet, so war es nicht selten, daß sie den Aufenthalt in einem indianischen Dorf dem Aufenthalt in ihrem Vaterland vorzogen. Das Ansehen, welches ihnen die Fertigkeit im Handhaben der Feuerwaffen unter den Eingebornen verlieh, die Art von Ueberlegenheit, die diese ungebildeten Menschen selbst über die Häuptlinge ausübten, der fast unmittelbare Erfolg ihrer Handelsgeschäfte, das Gerücht hievon, das sich in den Häfen verbreitete — all Dieß ermunterte zur Auswanderung. Nichts war origineller als das Leben, welches diese Dolmetscher führten. Um sich davon einen Begriff zu machen, muß man an die Boucaniers in Haiti denken, vielleicht nur mit Abrechnung der Gefahren und der täglichen Entbehrungen. Der Franzose, der seinen Wohnsitz unter den Tupinambas nahm, eignete sich zugleich fast die ganze Art und Weise seiner neuen Genossen an. Eingebürgert in einem Dorf, huldigte er dessen Interessen, folgte er dessen Gewohnheiten. So sehr verzichtete er auf frühere Sitten, daß er sich oft bemalte gleich den Wilden, daß ihm die Lust der Wälder über Alles ging. Nach dem Beispiel der Häuptlinge, denen er sich gerne verglich, heirathete er mehrere Weiber, ohne daß er Kummer hatte wegen seiner Nachkommenschaft. Er kämpfte mit in den blutigen Kriegen der Horden unter einander und schwelgte, wenn anders die alten Geschichtschreiber

*) Das deutsche Original von Hans Stade ist selten. Eine lateinische Uebersetzung findet sich in Jean Dedry's Sammlung großer und kleiner Reisen. Der Herausgeber war von dem Reisenden selbst gebeten worden, seinem Bericht einige Verbesserungen zu geben: er bemerke, daß er mit ihm genau bekannt war und rühmt seine Aufrichtigkeit. „Man wird leicht bemerken," sagt er, „daß seine Erzählung mit dem Siegel des Treuglaubens bezeichnet ist und daß er seine Abenteuer nicht durch falschen Glanz und erlogene Zusätze ausschmücken wollte, um sich bewundern zu lassen und weltlichen Ruhm zu erwerben. Er macht sie vielmehr bekannt, um der Vorsehung zu danken dafür, daß er durch ihre Güte wider Erwartung heimgekehrt ist nach Hessen, in sein liebes Vaterland." Theodor Turquet Baron von Mayerne übersezte für Jean Lery theilweise den deutschen Bericht, der schon im Jahr 1586 sehr rar war, und er wird des Lobes nicht müde, das er diesem ausländischen Zeitgenossen spendet, während er bei jeder Gelegenheit über Thevet die bitterste Kritik ergehen läßt. Ich bin überzeugt, daß die Kupferstiche bei Lery und Threvet ursprünglich aus dem Werk des deutschen Reisenden sind.

nicht übertreiben, an ihren kannibalischen Gastmählern. Von diesen Dolmetschern rühren vermuthlich die ersten Nachrichten her, durch welche in Frankreich einige mächtige Männer zu Bildung einer bleibenden Niederlassung unter den indianischen Nationen der Küste veranlaßt wurden. Darf man aber nach Münsters Cosmographie urtheilen, so müssen Jene starke Beweggründe gehabt haben, die Wahrheit zu verbergen oder ihre Nachweisungen müssen, indem sie von Mund zu Mund wanderten, gewaltig entstellt worden seyn, weil man im sechszehnten Jahrhundert die Eingebornen noch als Bewohner volkreicher Städte darstellte und von Fleischbänken sprach, wo Menschen ausgehauen werden sollten wie bei uns Ochsen oder Schöpse. Alle diese Geschichten, die selbst beim gelehrten Publikum Eingang fanden — der lezte Nachhall Dessen, was Oderic-le-Mineur und Mandeville drei Jahrhunderte früher über die orientalischen Länder in die Welt schrieben — schreckten Diejenigen nicht ab, welche für Frankreich die Nothwendigkeit einer neuen Kolonie fühlten. Ums Jahr 1555 warf der Admiral Coligni die Augen auf die prächtige Bai von Rio de Janeiro: noch war sie nur erst unter dem Namen des Landes Guanabara bekannt. Diese von Portugal vernachläßigte reiche Gegend sollte eine Freistätte werden für die Protestanten. Dem Mann, welchen der Admiral zu Ausführung dieses Plans erkor, fehlte es weder an Verstand noch Muth, aber er war von Ehrgeiz verzehrt und seine schlecht begründeten Ansichten wußten weder an einer Partei festzuhalten noch an einer Lehre. Kaum stand das Kastell, das noch seinen Namen führt, fertig da, so schien Villgagnon plötzlich der Partei, die ihn gesandt hatte, zu entsagen. Geistliche aus Genf hatten sich mit Einigen ihres Glaubens in Guanabara niedergelassen. Sie wurden auf eine gehässige Art verfolgt und gezwungen, sich unter die Indianer zurückzuziehen, die ihnen Gastfreundschaft gewährten. Freilich nach andern Berichten hätten sie sich gegen das Haupt der Kolonie verschworen und das Fort in ihre Gewalt zu bekommen versucht, worauf sie erst zu den Tupinambas entwichen wären. Sie kehrten nach Frankreich zurück: Villegagnon selbst, eines vierjährigen Aufenthalts auf einer kleinen Insel, von der er nicht weg konnte, überdrüssig, folgte ihnen nach Europa, wo er, gebrandmarkt durch einen schmählichen Namen *), bald darauf starb. Hätte dieser Anführer, dessen Festigkeit und hervorragende Talente anerkannt werden, nicht von Anfang eine grausame Treulosigkeit zu Tag gelegt — hätte nicht unerträglicher Stolz die durch

*) Die Protestanten nannten ihn den amerikanischen Kain. Ein portugiesisches Manuscript, das ich zu Rath zog, sagt bestimmt, er habe sich König von Brasilien nennen lassen. Man kann einen solchen Wahnsinn kaum glauben, wenn man auf die Beschreibung der von ihm gegründeten Niederlassung einen Blick wirft: „Eine Lieue weiterhin ist die Insel, wo die Franzosen sich aufhielten: sie hat bloß eine kleine halbe Lieue im Umfang und ist viel länger als breit. Da die Insel an beiden Enden hohe Berge hatte, so ließ Villegagnon auf jedem derselben ein Häuschen bauen, gleichwie er hatte auf einen 50 bis 60 Fuß hohen Felsen, welcher mitten auf der Insel ist, sein Haus gebaut. Auf der einen und der andern Seite dieses Felsens hatte man kleine Plätze geebnet, und darauf waren sowohl der Saal gebaut, wo man sich versammelte zum öffentlichen Gebet und zum Speisen, als die andern Quartiere für ungefähr 80 Personen, darunter Villegagnons Leute. Dieß waren unsere Franzosen. Es ist aber zu bemerken, daß außer dem Haus auf dem Felsen, das etwas Zimmerarbeit enthält, und einigen schlecht gebauten Bollwerken, worauf die Artillerie aufgepflanzt wurde, alle diese Wohnungen keine Louvres sind, sondern Hütten, gemacht von der Hand der Wilden und nach ihrer Art mit Pflanzen und Rasen bedeckt. So war das Fort Coligni im antarktischen Frankreich, so genannt dem Admiral zu Gefallen, ohne welchen Villegagnon Nichts vermochte." (*Marc Lescarbot*, Histoire de la Nouvelle-France, p. 207. Vgl. Lery, 5te Ausg.) Es ist zu bedauern, daß Villegagnon, dem man einen so anziehenden Bericht über die Belagerung von Algier in lateinischer Sprache verdankt, seine Muße nicht zu Erweiterung der Kenntniß der indianischen Völkerschaften benützte. Aus dieser Epoche sind übrigens unsere besten Nachrichten über das alte Brasilien — nämlich die des oft erwähnten Jean de Lery und selbst des Cosmographen Thevet. Die Originalhandschriften befinden sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris.

sein eigenes Interesse mit ihm so eng verbundenen Gefährten entfremdet, so hätte die Bai von Rio de Janeiro oder das Land, das man pompös das antarktische Frankreich nannte, die Hauptstadt einer französischen Kolonie emporsteigen gesehen. So war aber Alles umsonst. Die Jesuiten übten bereits hohen Einfluß unter den Kolonisten der Kapitanerie von San Vincente: sie beschlossen die völlige Austreibung der Franzosen. Villegagnons Schöpfung war nicht so, daß sie dem Angriff lang widerstehen konnte. Doch schlug man sich hitzig. Mem de Sa war Sieger: die Bai von Guanabara fiel in die Hände der Portugiesen und Rio de Janeiro ward gegründet.

Die Paulisten.

Man würde sich eine falsche Vorstellung von der Lage der ersten Kolonisten bilden, wollte man sie mit derjenigen der Pflanzer vergleichen, die sich in unsern Tagen in den Einöden von Goyaz und Mato Grosso niederließen. Im Anfang war Alles Streit oder Eroberung. Unaufhörlich mußten die Wälder ausgerodet, die Eingebornen bekämpft werden. Noch war längs der Küste kein Weg gebahnt. Niemand kannte den Lauf der Flüsse, keine beträchtliche Niederlassung bot den Kolonisten Schutz und Hülfe und die Sendungen aus dem Mutterland brauchten so viel Zeit als jezt zu einer Reise nach Goa. Von 1560 bis 1562 machten die Eingebornen unglaubliche Anstrengungen zu Abschüttlung des Jochs der Fremden. Es gelang ihnen nicht, aber auch die Andern errangen keinen vollständigen Triumph. In Itamaraca mußten die Kolonisten oft vor den Caheteś zittern. Im Reconcave, wo allmälig die Hauptstadt aufblühte, war ein berühmter indischer Kapitän, der Donatar von Ilheos, Coelho, gefressen worden. In Rio de Janeiro hielten die Franzosen noch die Gründer der neuen Stadt im Schach. Ueberall war man auf der Hut. Der Ackerbau that wenig Fortschritte. Unglaublich waren die Mühen, mit welchen die Kolonisten das Land unterwarfen. Da kam eine gräßliche Krankheit, die Pocken, aus Europa und zehntete die wilden Völker: sie fingen an, in das Innere zurückzuweichen, die ungeheuren Wüsten um den Amazonenstrom zu bevölkern. Damals sah man eine Kolonie in der Kolonie entstehen, ein halbbarbarisches Pflanzvolk, das Alles seinem Muth verdankte und dessen Thaten dereinst den dramatischesten Theil der brasilischen Geschichte bilden werden — ich meine die Paulisten. Fast alle kühnen Entdeckungen im Innern Brasiliens rühren von ihnen her: so wundervolle Züge haben sie unternommen, daß man sie unter die fabelhaften Sagen verweisen möchte. Wären die indianischen Nationen, als sie die Einbrüche der Eroberer abzuwehren begannen, vereinigt gewesen, nie hätten die Kräfte Portugals hingereicht zu ihrer Unterjochung. Allein jede Kapitanerie zählte mehrere durch Sitten und Sprache verschiedene Völkerschaften. Die Eingebornen der weiten Provinz San Vincente waren von weniger unbezähmbarem Charakter als die Bewohner der Ostküste: die Carijos, die Patos und die Tappes wurden schnell unterworfen, besonders durch die Dazwischenkunft der Jesuiten. Die Eroberer verschmähten es nicht, sich mit ihnen zu verschwägern und aus dieser Verbindung entsprang ein tapferes, starkes, zu allen Beschwerden abgehärtetes, allen Gefahren trotzendes Geschlecht. Die Mamalucos *) waren die uner-

*) So heißt man die Metis von einem Weißen und einer Indianerin und umgekehrt. Der Sohn

schrockensten Wanderer in den Wäldern. Die Paulistas oder Vincentistas (ursprünglich gab man ihnen diese beiden Namen) hatten ihren Sitz in den weiten Piratiningaebenen. Zwei Jesuiten, Nobrega und Anchieta, welche sich nicht fürchteten, den größten Gefahren entgegen zu gehen, wenn es das Wohl der werdenden Republik galt, waren die Führer einer rasch wachsenden, thätigen Bevölkerung in einem Land, wo die Unterhaltsmittel mangelten oder die innern Hülfsquellen noch nicht erforscht waren. Der rauhe Charakter der Paulisten, ihr wilder Unabhängigkeitssinn, ihre Unbekümmertheit um die Gesetze des Mutterlandes, ihr unerhörter Stolz gegen die andern Kolonisten waren frühzeitige Anklagen. Hervorgegangen aus der unruhigsten und verdorbensten Klasse der europäischen Gesellschaft, behauptete man, hätten sie aus ihrem Ursprung und ihren Verbindungen ein Prinzip der Grausamkeit und der Verachtung gegen das Menschenleben geschöpft, wodurch ihre Nachbarschaft zweideutig oder unerträglich geworden sey. Eine unbezähmte Natur brauchte Menschen von solchem Schlag. Auf dieser noch jungfräulichen Erde mußten Arbeiten geschehen gleich denen, deren Erinnerung das Alterthum in den Mythen aufbewahrt hat. Während des größern Theils des sechszehnten Jahrhunderts ist es eine wundervolle Aufgabe, welche sich die Paulisten setzen: sie haben das Bewußtseyn, daß sie ihr gewachsen sind — darum lassen sie sich keine Arbeit verdrüßen. Und eine erstaunliche Segensfülle entfaltet sich über die Piratiningaebenen. Das in den Einöden von Mato-Grosso einheimische oder aus der Insel Madeira eingeführte Zuckerrohr bedeckt fruchtbare Felder und findet den Weg in die andern Kapitanerien. Die mancherlei Maisarten, von den Indianern des Südens zu allen Zeiten angebaut, bieten für Menschen und Vieh reichliche Nahrung. Sey es, daß Martim Affonso, als er zum Rio de la Plata zog, die Kapitanerie mit Rindern und Pferden bevölkert und diese sich dann ins Unendliche fortgepflanzt oder daß die an den Ufern des Paraguay *) in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts gelassenen Thiere sich nach der Einöde zerstreut hatten, wo die neue Kolonie war — zahllose Heerden geben den Paulisten einen in andern Kapitanerien nicht geahnten Wohlstand. Nachdem Sebastiao Tourinho aus Porto Seguro den Rio Doce hinauffahrend, im Jahr 1573 das schöne Minasland aufgefunden und Azevedo Silberminen erforscht hat, die er bekannt zu machen sich weigert, so ist es ein Pauliste, Fernando Dias Paez Leme, der als achtzigjähriger Greis zum ersten Mal den größten Theil dieses ungeheuren Gebiets durchstreift, zahlreiche Niederlassungen anlegt und auf seinen Wanderungen einsam in der Wüste stirbt. Es ist sein Sohn Garcia Rodriguez Paez, welcher zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Straße nach Rio eröffnen wird. Es sind Paulisten, dieser Thomas Lopez de Camargo, dieser Francisco Bueno da Sylva, die mit Antonio Dias de Thaubaté die berühmten Minen von Ouro preto entdecken. Und wiederum ist es eine Pauliste, Arzao

---

eines Metis von einer Indianerin hieß Cholo, der Sprößling eines Schwarzen von einer Indianerin Curibocas. Diese leztere Mischlingsart nannten die Spanier Somboloros. Die Sacataguas sind Sprößlinge von Somboloros mit Mulattinnen.

*) Felix de Azara. Nach Pinheiro Fernandez, in seinem trefflichen Werk über die Kapitanerie von San Pedro, hätte diese leztere Provinz, deren ganzer Reichthum jezt in ihrer Viehzucht besteht, aus San Vincente ihre ersten Thiere bekommen, von welchen eine so außerordentliche Nachkommenschaft vorhanden ist. Dagegen behaupten die Jesuiten, alles Vieh Brasiliens stamme von eilf Kühen und einem Stier, welche die Missionäre nach La Guayra gebracht hatten.

Rodriguez, der das erste Gold in der Provinz Minas Geraes *) gewinnt. Diese verwegenen Männer dringen selbst mitten in die entlegensten und unfruchtbarsten Provinzen ein. Ein Bewohner von St. Paul, Domingos Jorge, erforscht im siebenzehnten Jahrhundert mit Domingos Affonso die Einöden des Piauhy und wird der Stifter einer Menge Wohnplätze mit zahllosen Heerden. Ich halte hier still. Die Geschichte dieser Abenteurer würde ein zu ausgedehntes Kapitel in der alten Geschichte Brasiliens einnehmen. Wir werden ihnen später wieder begegnen.

Die Holländer in Brasilien.

Seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war Brasilien in tiefem Frieden. Die indianischen Nationen waren vernichtet oder zerstreut. Allenthalben an den Küsten erhoben sich Städte. Das Innere wurde besser erforscht. In Bewunderung über diese täglichen Fortschritte beneidete Europa Spanien um dieses schöne Erbstück aus der Hinterlassenschaft des unglücklichen Sebastians. Eine mehr geschickte als muthige, mehr starke als tapfere Nation, bei welcher die Industrie that Was bei den Portugiesen der Enthusiasmus — die Holländer wandelte Lust an nach diesem reichen Juwel der kastilischen Krone. Zuvörderst sandten sie in der Stille einige Schiffe an die Küste, um die Lage des Landes in Augenschein zu nehmen, und sie überzeugten sich, daß die Wegnahme der bedeutendsten Städte das Werk eines Ueberfalls seyn könne.

Im Jahr 1624 erschienen sie mit einem Geschwader vor der Kapitanerie von Pernambuco. Olinda und der Riff fielen mit allen daselbst aufgehäuften Reichthümern in ihre Gewalt. Ehe die Portugiesen von ihrem Schrecken zu sich kamen und der Vicekönig in San Salvador Anstalt zum Widerstand traf, erhob sich Morizens von Nassau Stadt, waren mehrere wichtige Kastelle erbaut. Dieses große Unternehmen wurde mit solcher Tüchtigkeit geführt, daß im ersten Jahr, unter unmittelbarem Schutz der Generalstaaten, eine Kompagnie zur Fortsetzung der Eroberung Brasiliens gebildet war. Ihre Privilegien sollten bis zum Jahr 1654 dauern: sie hatte sich das Recht der Wahl ihrer Civil- und Militärbeamten vorbehalten, der hohen wie der niedern.

Zwei Maßregeln einer weisen Politik bezeichneten die Ankunft der Holländer in Brasilien. Sie schenkten einer großen Zahl Sklaven die Freiheit und schloßen mit den Indianern, namentlich den Tapuyas, ein Bündniß — welches nothwendig von schlimmen Folgen für die Portugiesen seyn mußte. Lassen wir einen der von den Geschichtschreibern nicht genug befragten Augenzeugen **) in seinem lebendigen und malerischen Styl die Eroberung schildern: »Die Wilden, welche Nichts höher schätzen als das müßige Leben, zeigten sich nicht undankbar für das reiche Geschenk der Freiheit, die man ihnen zurückgab, statt daß sie zuvor nicht sicher leben konnten, Schlupfwinkel in der Wüste suchten und den Umgang mit den Christen mieden, weil sie sich fürchteten vor den portugiesischen Waffen und diesem Feuer, das aus ihren Musketen hervorging und ihnen tödtliche

*) Im Jahr 1695 überreichte er der Municipalität von Espiritu-Santo drei Oitavas Gold. Seine Landsleute verfolgten schnell seine Fußtapfen.

**) *Pierre Moreau.* Relation véritable de ce qui s'est passé en la guerre faite au pays du Brésil entre les Portugais et les Hollandais etc.

Wunden schlug, ohne daß sie sahen, wie ihnen geschah. Entzückt über eine so unerwartete Gunst, kamen sie von selbst, um ihren Wohlthätern ihre Dienste anzubieten und Diese machten sie durch kleine Gaben traulich und lehrten sie, wie man die Waffen gebraucht und auf das Ziel schießt. Allein die Tapayos, eine zu ungeschlachte Nation, die, nackt wie die Hand, nur in den Wäldern herumzieht, konnten sich nie daran gewöhnen. Sie warfen sich unverzüglich auf die Erde, sobald man ihnen einen Schießstock zeigte, sprangen schnell wieder auf, ohne daß sie manchmal Zeit ließen, wieder zu laden, und trugen bloß breite und am End flache Keulen von einem harten Holz, womit sie aber auf Einen Schlag Leute entzwei spalteten. Doch bedienten sich die Holländer Einer und der Andern und zwar sehr vortheilhaft. Ihr Heer machte mit ihnen wunderbare Märsche. Sie geleiteten sie durch die rauhesten und schwierigsten Gegenden, setzten die Soldaten, die sich nicht in die großen Flüsse wagten, schwimmend über, liefen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit voraus, hinten und zur Seite, hieben mit Aexten, womit man sie versah, das Gesträuch und Gebüsch, das sonst Jedermann aufhielt, trugen zu Zwei und Zwei in einem Hamac, welcher ein baumwollenes Gewebe ist wie ein Fischernetz, die müden und unpäßlichen Offiziere und die Kranken, unterrichteten die Truppen von Hinterhalten und führten sie an Ort und Stelle, daß die Feinde überrascht und getödtet wurden. Mußten sich die Portugiesen im offenen Felde schlagen, so waren sie gewiß, das Leben zu verlieren, wenn sie nicht auf und davon gingen. Denn diese erbitterten Tapayos und Brasilier wollten selbst Die tödten, welche Gefangenen machten. Daher geschah Dieß selten und uur von Soldaten gegen Soldaten in Abwesenheit der Uebrigen.«

Dieß war der Charakter des Kriegs, Dieß die Hülfe der so furchtbaren Bundesgenossen. Ohne uns auf eine Erzählung all der rasch gefolgten Belagerungen und Schlachten einzulassen, bemerken wir bloß, daß die Villekens, die Van Dort, die Sigismund Schop, die Nassau binnen siebenzehn Jahren mit trefflichen Soldaten, meist Franzosen, eine Küstenstrecke von 300 Lieues, das Gebiet von Pernambuco in ganzer Ausdehnung, des Siara, des Piauhy, des Rio Grande do Norte, die Festungen Cap St. Augustin, Porto Calvo, Rio San Francisco und selbst Maranham zu Anerkennung der holländischen Herrschaft zwangen. Gleich im zweiten Jahr hatten sie die Stadt San Salvador eingenommen, aber durch die Energie der Einwohner, durch den Muth des Bischofs Marcos Teixeira und die Talente des Don Fadrique von Toledo wurde sie von Neuem der Mittelpunkt des portugiesischen Amerika und der ganze Süden gehörte ihr an.

Die vorübergehende Eroberung der Holländer war keineswegs ohne Einfluß auf die moralische und industrielle Entwicklung Brasiliens. Die Hauptstadt von Pernambuco bietet davon noch in unsern Tagen mehr als Ein Merkmal: diese merkantilische Bewegung trifft man vielleicht in keinem der andern Hauptorte der Provinzen. Eine Menge nützlicher Gebäude errichtete die Thätigkeit der Kompagnie. Die Mündungen der Flüsse, die vertheidigungsbedürftigen Uferpunkte wurden durch Forts geschützt. Oft begegnet der Reisende diesen improvisirten militärischen Werken und den dabei befindlichen Kapellen in Gegenden, deren Wichtigkeit er nicht vermuthet hätte: immer haben sie eine malerische Lage, oft mitten unter einer reichen Vegetation, und sie sind im Grund die einzigen Monumente von einigem

Hollaendisches Wohnhaus.

vervielfältigen, da wo das Land sich jeden Augenblick erheben konnte. Eines der Forts, welche das portugiesische Heer lange Zeit hemmten, wird noch jetzt gezeigt. In den Umgebungen der Städte des Pernambuco, des Siara und des Rio-Grande weilt das Auge der Reisenden hin und wieder auf einer Wohnung, die wie kein portugiesisches Gebäude aussieht. Ihre verhältnißmäßige Schwerfälligkeit sticht ab gegen diese Hütten mit den eleganten Verandas, die man im ganzen Süden erblickt. Ohne diese Ueppigkeit der Pflanzenwelt der Aequinoktialgegenden und wenn nicht schon der Einfluß des Klima's auch sonst sichtbar wäre, würde man an unsere nördlichen Häuser erinnert.

Seit der holländischen Herrschaft hat man in Europa genauere Kunde über Geographie und Naturgeschichte Brasiliens, besonders der nördlichen Provinzen. Nicht bloß hatte der Prinz von Nassau in Gärten, deren Pracht man rühmt, die meisten Gewächse Südamerika's, Afrika's und Indiens gesammelt, sondern auf seinen Befehl und unter seinem Schutz erschien auch das große Werk von Margraff und Pison, welches in der Botanik und Zoologie Brasiliens so lange der einzige Führer blieb. Später kam zur Beurkundung seiner Eroberungen und derjenigen seiner Zeitgenossen die schöne Schrift von Barläus heraus, voll der kostbarsten Dokumente sowohl für die politische Geschichte dieser Länder als für ihre Topographie und Statistik.

So sehr alle Geschichtschreiber die militärischen und administrativen Eigenschaften des Prinzen von Nassau loben, so bitter tadeln Einige seine Gewinnsucht und seine Bedrückungen gegen die portugiesischen Kolonisten. Der einzige schwere Vorwurf, den ihm Holland machen konnte, war die Belagerung von San-Salvador im Jahr 1637, durch welche er sein Heer gefährdete und die der General Bognuolo abschlug. Nach diesem Unfall verdoppelte er seine Thätigkeit, um den Ackerbau und einige andere nützlichen Einrichtungen in neuen Schwung zu bringen. Allein der oberste Rath der Generalstaaten, welcher fürchtete, der Prinz möchte sich eine erbliche Souveränität schaffen wollen, rief ihn im Jahr 1643 zurück und die Leitung Brasiliens wurde in die Hände von drei Kommissären gegeben, die all diesen höhern Verwaltungsideen, welchen die Provinz ihren Flor verdankte, fremd waren. Unter Hamel, Bas und Bellestrate, bloßen Kaufleuten, nahmen dagegen die Nationalfeindseligkeiten zu und wurden giftiger. Bei den engherzigen Ansichten dieser neuen Verwalter und besonders ihrer Unduldsamkeit ließ sich der Sturz der holländischen Macht voraussehen.

Im Jahr 1640 hatte Johann IV den Thron bestiegen: Portugal hatte seine Nationalität wieder erlangt und es war ausgemacht worden, daß künftig zwei Mächte sich friedlich in das unermeßliche Brasilien theilen sollten. Damit Dieß möglich gewesen wäre, hätte man aber die religiösen Ideen beider Völker und vor Allem ihren Nationalcharakter ändern müssen. In der That gab es keinen stärkeren Gegensatz in Gewohnheiten und Sympathien als die Holländer und Portugiesen. Kein Tag verging, ohne daß eine neue Ursache des Hasses zum Vorschein kam. Bald versuchte man unter den Sklaven und den Indianern Ideen der Reformation zu verbreiten oder gestattete den Juden einen Einfluß, der des Elends der Christen zu spotten schien. Bald legte man dem religiösen Dienst der Katholiken Schwierigkeiten in den Weg und der Priester war genöthigt, auf das Land sich zu entfernen, wohin ihm die Bewohner der Städte nicht immer folgen konnten. Oder es war irgend

eine neue Scene der Plünderung, die in isolirten Wohnungen aufgeführt, eine Orgie, bei welcher die unter den Portugiesen mächtigen Begriffe von Ehre und Religion von den Siegern mit Füßen getreten wurden. Der übermüthige Luxus der neuen Einwohner bildete einen gehässigen Kontrast mit der Einfachheit der ersten Kolonisten *). Die holländische Kolonie glich diesen Lichtern, die nie heller leuchten als fast in dem Augenblick des Erlöschens.

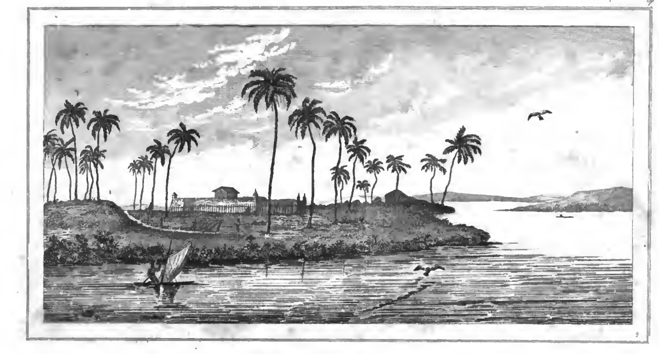
Als ob die Vorsehung das Werk der Wiedergeburt Brasiliens allen Geschlechtern anvertrauen wollte, welche die Bevölkerung dieses Landes bildeten, so sieht man plötzlich vier kühne Männer erstehen, welche die brasilische Nationalität repräsentiren und die sie mit dem Namen ihrer Befreier verherrlicht hat. Vidal und Fernandez Vieira bereiten die Verschwörung, sie führen sie aus mit Dias und Cameran. Ein Mann von dem weißen Stamm, ein Mulatte, ein Schwarzer und ein Indianer erringen die Freiheit ihres Landes und ihr Anführer hat Seelengröße genug, um in den Privatstand zurückzutreten, nachdem sein Werk vollbracht ist. Gleichwohl ist es bei dieser glorreichen That der Mann von gemischtem Blut, der Repräsentant der beiden thätigen Rassen, dem die Palme gebührt: Fernandez Vieira **) ist der eigentliche Held.

Keine Epoche der brasilischen Geschichte hat einen so imposanten und dramatischen Charakter. Bald ist es Vieira, der, nachdem er die meisten Städte der Küste erobert und den Oberbefehl an sich genommen, der Gewalt wieder entsagt, um sie in Hände zu überantworten, die er für mächtiger und geschickter hält. Bald ist es derselbe Anführer, dem vom Hof bedeutet wird, er solle die Feindseligkeiten einstellen, und der erwiedert, er werde sich bei seinem König den Lohn seines Ungehorsams holen, so bald er ihm den schönsten Diamant seiner Krone zurückgegeben haben werde. Es ist der Indianer Cameran, ein Ueberbleibsel der großen Horden, den man auf allen Schlachtfeldern findet, wo sein tapferer Arm nöthig ist, und der so sehr die Würde eines wilden Häuptlings an sich achtet, daß man ihn nie die Sprache der Herrscher reden hört, obwohl er sie wie seine eigene versteht, weil er fürchtet, sich darin nicht edel genug ausdrücken zu können. Es ist Heinrich Dias, der den ganzen ungestümen Muth des afrikanischen Geschlechts besizt und der, einer Hand beraubt, seine Waffe mit der andern faßt und nur um so wilder in den Kampf stürzt. In der berühmten Schlacht von Guararapi vereinigten diese vier Anführer ihre Anstrengungen und sie eröffnet auf wunderbare Weise die große Geschichte der brasilischen Unabhängigkeit.

Nach einer Menge von Gefechten, in welchen die Brasilier fast beständig Sieger waren, nach blutigen Repressalien, in Folge deren man ganze Bevölkerungen fliehen und erlöschen sah, hatten die Holländer unter dem General Sigismund Nichts mehr als die Hauptstadt. Aber schon währte der Kampf sieben Jahre in Pernambuco und hätte vielleicht noch lange fortge-

*) Pierre Moreau gibt eine Uebersicht über die Preise der Lebensmittel und die Gehalte, die eine für jene Epoche merkwürdige Höhe erreicht hatten. Das Pfund Schaf- oder Kalbfleisch kostete 40 Sous, das Pfund Schweinefleisch 3 Livres, ein Ei 10 Sous, ein Huhn 10 Livres. Die Faktoren der Herren von Engenhos hatten 3 bis 4000 Livres Gehalt.

**) Man scheint im Allgemeinen nicht zu wissen, daß Fernandez Vieira von der farbigen Klasse war. Er war gebürtig aus Funchal und der Castrioto Lusitano sagt nur sehr unbestimmte Dinge über seine Herkunft. Ayres de Cazal behauptet, er sey von weißer Abstammung gewesen, aber nach Peter Moreau, der als Augenzeuge von den Begebenheiten spricht, war er Mulatte. Southey scheint von dieser Thatsache keine Kunde gehabt zu haben, um so mehr Alfons de Beauchamp, dessen Geschichte immer mit Behutsamkeit zu Rathe gezogen werden muß.



Feste Wilhelm's von Nassau

dauert, denn die Holländer waren zur See Meister geblieben. Baretto und Vieira hatten Nichts vermocht gegen ihre Seemacht und gegen diesen Hafen des Riffs, den man immer als den Schlüssel der Provinz ansah. Da langte die portugiesische Flotte an: sie sollte die Handelsschiffe beschützen, die von San-Salvador nach Europa fuhren. Peter Jakob de Magalhaes, ihr Befehlshaber, war ein Mann von militärischem Ruf, hielt sich aber streng an die Vorschriften seiner Regierung. Da die Kolonisten in ihn drangen, sie in ihrem Beginnen zu unterstützen, wollte er nicht und gab erst nach, als sein Generalstab sich der Vertheidigung einer so schönen Sache geneigt erklärte. Der Angriff auf das Riff wurde beschlossen.

Der General Francisco Baretto de Menezes hegte so viel Vertrauen zu Vieira's oft erprobter Tapferkeit, daß er ihm die Ehre zutheilte, der Erste zu seyn im Angriff auf den Platz: er, der allen seinen Ruhm in die Befreiung seines Landes gesezt hatte, sollte auch den Krieg beendigen. Die Ereignisse rechtfertigten diese Wahl. Troz der Wuth der Belagerten bemeistert sich Vieira eines wichtigen Castells. Baretto richtet seine Streitkräfte auf einen andern Punkt und dringt durch. Man verdoppelt Anstrengung und Kühnheit. Die getroffenen Vorkehrungen zeugen von hoher Einsicht und während die Truppen dem Feuer der Belagerten trotzen, eröffnet der französische Ingenieur Dumas mehrere Minen, welche die Mauern, die so lange widerstanden haben, unfehlbar niederstürzen müssen. Beim Anblick dieser neuen Arbeiten sinkt den Holländern der Muth, die indianischen Stämme, die ihnen beigestanden, entfliehen, setzen über den Fluß und suchen in den Wäldern ein Asyl. Je weiter der Tag vorrückt, desto mehr nähert man sich der Stadt. Das Castell der fünf Spitzen wird genommen. Noch einige Stunden und man befindet sich unter den Mauern der Stadt, in welcher der entsetzlichste Tumult herrscht. Das Volk verlangt zu kapituliren: noch widersteht General Sigismund. Endlich versammelt sich der Rath und man besinnt sich eines Andern. Der Hafen des Riffs, die Stadt Olinda werden dem General Baretto übergeben, gleichwie alle dazu gehörigen Häfen. Die Besatzung zieht mit Sack und Pack ab, aber alle von den Holländern noch besezten Provinzen müssen in kürzester Frist geräumt werden und am 27 Januar 1654 sieht sich Brasilien auf immer befreit von der fremden Herrschaft.

Von dieser Epoche an, wenn man etwa die Vernichtung der unabhängigen Neger von Palmares und Duguay-Trouin's berühmten Ueberfall ausnimmt, dessen wir bei der Beschreibung der Bai von Rio de Janeiro des Nähern gedenken werden, schreitet Brasilien auf der Bahn landwirthschaftlicher Verbesserungen und nützlicher Erforschungen voran. Bergwerke werden entdeckt, Städte gegründet im Innern, die Geschichte aber bietet keine so hervorspringenden Züge mehr, daß sie Europa besonders interessirt. Anderthalb Jahrhunderte lang sind für Den, der Brasiliens Handel, Geographie oder Produkte kennen lernen will, Pison, Barläus und die alten Reisenden des sechszehnten Jahrhunderts die einzigen Quellen. Eine absurde Politik verbietet den Fremden den Zugang und man ist auf die beiläufigen Nachrichten einiger Weltumsegler verwiesen, die so verworren und unergiebig sind, wie man sie nur über das verborgenste Reich des Morgenlands empfangen kann. Gelegentlich werden Die, deren Verschwiegenheit verdächtig ist, wenn man ihrer habhaft wird, in Rio de Janeiro oder Bahia eingekerkert: wenn es seyn müßte, könnte Lendley es beweisen, er, der das Vergnügen, sein

Buch zu schreiben, durch eine grausame Gefangenschaft erkaufen mußte. Wirklich war neben den flüchtigen Berichten, die uns von Stauton, Barrow und aus dem maudave'schen Manuscript kommen, seine kurze Erzählung am Anfang dieses Jahrhunderts die einzige, die dem Europäer einen Leitfaden gibt. In wenigen Jahren haben sich die Dinge freilich sehr verändert und den Brasiliern liegt Alles daran, das Licht der Aufklärung herbeizurufen, welches eine Regierung, die sie in Unwissenheit lassen wollte, absichtlich von ihnen entfernt hielt. Seit Anfang des Jahrhunderts ist Brasilien von den thätigsten und unterrichtetsten Reisenden in allen Richtungen durchzogen worden und die Einwohner selbst haben die Fremden würdig unterstüzt. Unsere eigenen Erinnerungen mit so vielen gelehrten Forschungen verbindend, wollen wir nun versuchen, ein Gemälde von diesem schönen Land zu entwerfen.

Geographische Lage des Landes. Allgemeine Ansicht. Erzeugnisse des Bodens.

Obgleich Amerigo Vespucci schon mehrere Gegenden Südamerika's gesehen hatte, als er zuerst in Brasilien landete, so glaubte er sich, nach den damaligen Begriffen der heiligen Kosmographie, ohne Weiteres in die Nähe des irdischen Paradieses versezt. So poetisch die Auffassung des alten Seefahrers seyn mag, so erscheint sie vielleicht Denen nicht übertrieben, welche Augenzeugen waren des Reichthums dieser herrlichen Gegend. Diese auf so breiter Fläche gezeichneten Landschaften mit so malerischen Fernsichten, diese großen Flüsse, die dem Meer zuströmen mitten durch die grünen Wälder von Leuchterbäumen, diese unzähligen Palmen, welche noch die imposante Größe der alten Forste schauen lassen, diese regelmäßige Heiterkeit der Atmosphäre, die Ueppigkeit der Pflanzenwelt, die schimmernde Farbenpracht der Vögel und Insekten — dieses Alles mußte beim ersten Anblick die religiöse Phantasie jener Seefahrer bezaubern. Später als die Wissenschaft die Einbildungen des Wahns zerstörte, blieb ein tiefes Gefühl von Bewunderung, das oft in die rührendsten Aeußerungen ausbricht. »So oft das Bild dieser neuen Welt, welches Gott mir geschenkt hat, sich vor meinen Augen darstellt,« ruft der alte Lery, »so fallen mir unwillkürlich die Worte des Propheten ein: O Herr, wie sind Deine Werke so groß und wunderbar!« Es fehlte nicht Viel, so käme Vater Claude von Abbeville auf den Glauben des Zeitgenossen des Christoph Columbus zurück. »Die heilige Schrift,« sagt er, »macht viel Rühmens von den Reizen des irdischen Paradieses, insonderheit wegen eines Flusses, welcher davon ausging und diesen Siz der Lust bewässerte. Dieses Land Brasilien ist wundervoll geschmückt mit mehreren großen Flüssen und Strömen. Diese schönen Flüsse kühlen dermaßen die Luft und feuchten so gut das ganze Erdreich, daß es stets und zu jeder Zeit grünt und blüht. O wie lieblich sind erst diese Felder anzusehen mit ihrer Unendlichkeit schöner und mannigfaltiger Farben, mit diesen Pflanzen und Blumen — Ihr findet nirgends, die den unsern gleichen.«

Wie schon mehrere Geographen bemerkt haben, ist die Lage Brasiliens im Osten Südamerika's gewissermaßen in der Mitte der Welt. Mit Inbegriff des alten portugiesischen Guiana erstreckt sich sein Gebiet 4° 20′ nördlicher Breite bis 33° 55′ südlicher Breite und 37° 5′ bis 74° westlicher Länge von Paris. Mehr als 950 Lieues beträgt seine Ausdehnung von Norden nach Süden, 925 Lieues von Osten nach Westen. Und ungerechnet

die cisplatinische Provinz und die Missionen im Osten des Uruguay hat dieses ungeheure Land einen Flächenraum von 250,000 Quadratlieues *). Der ganze westliche Theil mit den Kapitanerien von Groß-Para, Rio Negro und Mato Grosso enthält allein 138,156 Quadratlieues, d. h. diese drei Provinzen, sonst als das Amazonenland bekannt, sind allein größer als das europäische Rußland, zählen aber, wenn man den authentischesten Berichten glauben will, nur 600,000 Einwohner.

Kein Land der Welt hat von der Natur prächtigere Grenzen **) empfangen: im Norden ist es der Amazonenstrom mit seinen niedern Ufern, im Schmuck hundertjähriger Bäume, mit seinen unbekannten Einöden, seiner ungeheuren Mündung, welche die ersten Seefahrer auf den Glauben brachte, in diesen Aeqinoktialgegenden verliere das Wasser des Oceans seine Bitterkeit. Im Süden ist es ebenfalls ein großer Fluß, der Rio de la Plata, welcher in den großen Ebenen von Xarays die Ueberschwemmungen des Nils erneut. Im Osten bespült der Ocean auf einer unermeßlichen Strecke die Küsten. Der Paraguay, der von Norden nach Süden, und der Madeirastrom, der umgekehrt von Süden nach Norden fließt und die riesigsten Bäume mit sich wälzt, sind die Grenzen im Westen. Das brasilische Reich bildet sonach eine Halbinsel, deren innere Landenge einige Metres breit ist. Man durchschneidet sie zwischen den Quellen des Aguapehy und des Rio-Alegre, zweier Nebenflüsse der eben erwähnten beiden großen Ströme.

Ohne den Leser durch rein geographische Einzelheiten ermüden zu wollen, muß ich, damit er sich besser ein Gesammtbild machen kann, ihm doch sagen, daß dieses Land in seiner ungeheuren Ausdehnung bei Weitem nicht ein so hohes Bergsystem darbietet wie Mexiko und Peru ***). Das gebirgichtste Stück Brasiliens liegt ungefähr zwischen dem 18ten und 28sten Grad südlicher Breite, aber nach Humboldts gelehrten Arbeiten hätte man sehr Unrecht, wenn man dieses Bergsystem an die Auden von Oberperu †) anknüpfen würde. Die Hauptrichtung der brasilischen Ketten, da, wo sie

---

*) So die Schätzung Balbi's in Uebereinstimmung mit Humboldt, welcher für ganz Brasilien 250,000 Seequadratlieues zu 20 auf den Grad oder 390,625 gewöhnliche Quadratlieues zu 25 auf den Grad annimmt. In Bezug auf die Breiten- und Längenberechnung weichen die Angaben ab, wir halten uns an die Schätzungen des Admirals Roussin. Anders bestimmt Casado Giraldez. Nach ihm hat Brasilien in größter Ausdehnung die Lage zwischen 0° 15′ und 43° 57′ südlicher Breite und zwischen 37° 45′ und 53° 4′ westlicher Länge von Ferro. Der amerikanische Atlas von Buchon sezt das Land zwischen 4° nördl. Br. und 34° südl. Br. Balbi's Angaben sind: westliche Länge zwischen 37° und 75°, Breite zwischen 4° nördlich und 33° südlich.

**) Jedermann weiß, daß die Politik diese Grenzen verrückt hat. Ein Theil des französischen Guiana wurde in Folge des Utrechter Vertrags an Portugal abgetreten und dieses Gebiet wird immer zu Brasilien gerechnet. Kostbare Manuscripte auf der königlichen Bibliothek zu Paris, welche von Malte-Brun herkommen, bezeichnen die alte Scheidungslinie. Ebenso haben in neuerer Zeit die Kriege mit der Republik Buenos-Ayres die Grenzen gegen Süden verändert. Man höre, wie sich Humboldt im dritten Band seines historischen Theils vor einigen Jahren über diesen Gegenstand ausgedrückt hat: „Die Küste Brasiliens vom 30sten bis 34sten Grad der südlichen Breite gleicht der mexikanischen zwischen Tamiagua, Tampico und dem Rio del Norte: sie ist gebildet aus schmalen Halbinseln, hinter welchen große Seen und salzichte Moraste oder Lagunen liegen. Gegen den äußersten Punkt der Laguna Mirim, in welche sich das Flüßchen Tahim (32° 10′ Br.) ergießt, waren die portugiesischen und spanischen Marcos oder Grenzscheiden. Die Ebene zwischen dem Tahym und Chuy wurde als neutrales Land betrachtet. Das kleine Castell von Santa Teresa (Br. 33° 50′ 32″ nach Don Joseph Varela's handschriftlicher Karte) war der nördlichste Posten der Spanier an den Küsten des atlantischen Oceans im Süden des Aequators." Die Geographen mache ich auf ein kostbares Werk aufmerksam: es hat den Titel: Annaes da provincia de S. Pedro, por Feliciano Fernandez Pinheiro. Lisboa, 1822, zwei Oktavbände mit einer sehr ausführlichen Karte.

***) Man könnte meinen, daß es so wäre, weil die westliche Ausbreitung der brasilischen Gruppe oder vielmehr die Undulationen der Campos Parecis den westlichen Ausläufern der Anden von Santa-Cruz, La Sierra und Beni entsprechen.

†) Der Orgelberg. Nach Eschwege sind folgende Höhen die höchsten in Brasilien:
Serra do Mar (Küstenkette) kaum 660 Toisen.
Serra do Espinhaço (Kette von Villarica) 950 Toisen.
Serra dos Vertentes (Gruppe von Canastra, brasilische Pyrenäen) 450 Toisen.

eine Höhe von 4 bis 500 Toisen erreichen, geht von Süden nach Norden und von Süd-Süd-West nach Nord-Nord-Ost. Die malerischeste unter den Gebirgslandschaften und diejenige, deren herrliche Einöde am häufigsten bereist wurde, ist die Serra do Mar, welche in den Campos de Vacaria beginnt, mit der Nordostküste von Rio de Janeiro fast parallel läuft, sich gegen den Rio Doce sehr erniedrigt und sich bei Bahia gänzlich verliert. Der berühmte Monte Pascoal, der den ersten Seefahrern erschien, war ein Theil der Serra do Mar. Diese schöne Kette wechselt übrigens nach den Oertlichkeiten ihre Namen: an der Ostküste heißt sie Serra dos Aymores und in der Nähe von Rio ist sie es, die als Serra dos Orgoes durch die schönsten Naturscenen überrascht. Beträchtlicher als diese Kette ist die Serra do Espinhaço, die ein bekannter Gelehrter, der Obrist von Eschwege, so zu sagen, als das Zimmergerippe Brasiliens betrachtet. Sie verliert sich gegen Norden um den 16ten Breitengrad und ihre größte Entfernung vom Meer in dieser östlichen Richtung beträgt ungefähr sechszig Lieues. Dagegen naht sie Süden zu dergestalt der Serra do Mar, daß sie im Norden der Serra de Mantiqueira fast mit ihr zusammenlauft. Dringt man tiefer ins Innere gegen die Grenzen von Minas Geraes, von Goyaz, so trifft man eine Berggruppe, die unter dem Namen Serras de Canastra bekannt ist. Ihre Erhebung ist nicht bedeutend, höchstens 400 Toisen. Noch nördlicher entwickelt sich eine Gruppe, welcher ein Gelehrter den Namen Serra dos Vertentes geschöpft hat und die man auch die brasilischen Pyrenäen nennt. Soll ich noch von den Campos Parecis reden, deren Höhe die Kartenzeichner so sehr übertrieben haben? Sie liegen im Norden der Binnenstädte Guyaba und Villa-Bella, aber diese dürren von Pflanzenwuchs fast ganz entblößten Hochebenen sind von den schönen Hügeln der Serra do Mar eben so verschieden als die Sandebenen von Siara von den fruchtbaren Gefilden des Reconcave.

Ein Land wie Brasilien, zwischen den zwei größten Flüssen Südamerika's, könnte in seinem ungeheuren Umfang wohl Gegenden darbieten, wo der Ackerbau wegen Mangels von Binnengewässern unmöglich würde. Dieß ist ohne Zweifel auch der Fall. Allein in diesem bevorzugten Land zeigt die Gestalt des Bodens und die Vertheilung der großen Becken ein inneres Flußsystem, wie es kein anderes Land aufzuweisen hat. Wir führen in dieser Beziehung bloß an, Was einer unserer berühmtesten Reisenden sagt: »Wenn man bei der Wasserscheide von Villa-Bella zwischen dem Rio de la Madeira und dem Rio Paraguay einen 550 Toisen langen Kanal graben könnte, so wäre eine Binnenschifffahrt eröffnet zwischen den Mündungen des Orinoco und des Rio de la Plata.« Soll ich nun Meldung thun all der zahllosen Flüsse, die in den Ocean rauschen, und der Gelegenheiten, die sie eines Tags gewähren werden, um in das Innere einzudringen? Ihrer ist Legion, so daß ich zu ermüden fürchten müßte, wenn ich nur ihre Namen herzählen wollte. Die wichtigeren mögen genügen. Wenn man von Norden nach Süden geht, so trifft man zuvörderst den Uruguay, der in den Serras de Rio Grande entspringt und nach einem Lauf von 300 Lieues in den Paraguay fällt; sodann den Jacuy, den nach 30 Lieues der See dos Patos aufnimmt; weiterhin den unermeßlichen Parana, der seine Quellen in Minas Geraes hat und nachdem er den Aguapehy, den Rio Pardo und den Itahi empfangen, in einer großartigen Mündung mit dem Paraguay sich vermählt. Man gibt ihm einen Lauf von 300 Lieues. Kaum weiß man, ob man den

Gualeguay, einen Zufluß des Uruguay, nennen darf, wenn er aber gleich in seinen verschiedenen Krümmungen nur 40 Lieues durchmißt, so bewässert er einen fruchtbaren Gau, wo unzählige Heerden weiden. Der Rio Pardo, der durch einen Theil der Provinz St. Paul fließt, entquillt dem Bezirk von San Joao del Rey. Der Parahyba befruchtet zwei Provinzen, St. Paul und Rio de Janeiro, und mündet ins Meer. Der Tocantins, dieser unermeßliche Zufluß des Para, kommt aus Goyaz und hat einen Lauf von nicht weniger als 500 Lieues: er berührt kaum gekannte Länder. Soll ich von dem Araguay reden, der gleichfalls aus Goyaz kommt, von dem Jiquitinhonha in Minas, der so berühmt ist durch seine Diamanten, oder von dem Rio das Contas aus Jacobina, welche beiden Letztern in den Ocean strömen? Merkwürdig ist der Rio de San Francisco durch den Wasserfall von Paolo Affonso, der seine Schifffahrt auf so imposante Art unterbricht. Aus den Bergen im Nordwesten von Rio de Janeiro entsprungen, hat er einen Lauf von 300 Lieues und ist der einzige beträchtliche Fluß zwischen Bahia und Pernambuco, wo er fruchtbare Gefilde labt. Auch den Parahyba do Norte in der Provinz gleichen Namens und den Parnahyba, der die sandichten Piauhyebenen befruchtet, empfängt der Ocean. Nun noch die ungeheuren Zuflüsse des Maranham: der Rio de Madeira, 700 Lieues weit aus Potosi fließend; der Xingu, der dereinst die Einöden von Mato Grosso aufklären helfen wird, dessen Wälder er auf einem Weg von 400 Lieues benezt; der Tanguraguay aus Peru, manchmal mit dem Amazonenfluß selbst verwechselt; der Rio Negro, der Neu-Granada auf einer Strecke von 400 Lieues mit dem Norden von Brasilien verbindet; der unermeßliche Amazonenfluß selbst mit nicht minder stattlichen Gestaden und unbekannten Wäldern.

Es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man diese majestätischen Ströme mit den Flüssen des alten Europa vergleichen wollte. Der Fleiß hat Nichts gethan, wo die Natur Alles gethan hat. Diese Wasserbahnen, die sich in allen Richtungen kreuzen, diese natürlichen Kanäle, durch welche so viele großen Becken zusammenhängen, diese launenhafte Flüsse, welche von Wäldern zu Wäldern laufen, diese Straßen, wie gemacht, um von den Gestaden des Meers bis in den Mittelpunkt des Reichs hineinzuführen — sie bieten noch tausend Gefahren, die erst im Fortgang der Jahrhunderte verschwinden werden. Man fühlt, daß der Mensch die Erde noch nicht unterworfen hat. Schlimme Fieber herrschen an den meisten dieser imposanten Ufer. Riesige Bäume, welche die Zeit umgestürzt, sperren den Lauf der größten Flüsse. Stromschnellen fast unmittelbar unter dem Wasserspiegel, über die man nur mit unglaublicher Anstrengung hinwegkommt, unterbrechen die Schifffahrt. Noch bedentendere Stürze nöthigen den Reisenden in mehr als einer Gegend, daß er sein Schiff verläßt und sein Gepäck zu Land fortschafft. All diese Schwierigkeiten werden jedoch verschwinden vor dem Ackerbau und der Wissenschaft: nur müssen die Brasilier sich mit diesem Axiom der Staatswirthschaft vertraut machen, daß eine hohe Gesittung stets die Frucht eines raschen Austausches der Gedanken und der Erzeugnisse ist.

Ungeachtet seines bewunderungswürdigen Systems innerer Schifffahrt besizt Brasilien nicht wie Nordamerika unermeßliche Seen als Bindemittel weiter Provinzen. Der Paraguay bildet zwar durch seine regelmäßigen Ueberschwemmungen endlose Lagunen, die man in Kähnen befahren kann,

aber in der trockenen Jahreszeit erheben sich grüne Reisäcker aus den überschwemmten Feldern. Eigentlich schließt Brasilien nur zwei große Seen in sich und diese stehen noch in Verbindung mit dem Meer. Der beträchtlichste, die **Lagoa dos Patos**, verlängert sich in der Richtung von Nordost nach Südost, parallel der Küste, 45 Lieues. Seine stärkste Breite sind 10 Lieues. Der **Mirim** *) ist nur 26 Lieues lang, 7 bis 8 breit: er wirft sich durch einen 14 Lieues langen schiffbaren Kanal in die Lagoa dos Patos. Seine Ufer, die ebenfalls parallel der Küste laufen, sind fruchtbar und pittoresk. Diese zwei Seen liegen an der äußersten Grenze gegen Süden: sie scheinen, obwohl ihre Wasser nicht ganz süß sind, die großen Flüsse zu vertreten, die auf diesen ausgedehnten Weiden des **Rio San Pedro** fehlen, wo sie doch für die irrenden Heerden so nützlich wären. Der **Mangueirasee** liegt in denselben Gegenden zwischen dem Mirim und dem Meer. Er ist 23 Lieues lang, man könnte ihn aber für einen großen Fluß halten, denn seine Breite beträgt nur eine Lieue. Der **Araruama**, die **Lagoa Feia**, der **Sequarema**, der **Juparanam**, der **Jiquiba**, der **Manguaba**, die **Lagoa do Velho**, der **Jaguarassu** sind in den verschiedenen Provinzen zerstreut, nicht von sehr bemerkenswerthem Umfang, im Allgemeinen mit bewaldeten Ufern.

In diesem ungeheuren Länderstrich muß nothwendig das **Klima** äußerst mannigfaltig seyn. Bei der großen Ungleichheit der Erhebungen des Bodens ist es schwer, so zahlreiche Thermometerbeobachtungen anzustellen, um einen Durchschnitt zu bekommen. Ungefähr kann man sagen, daß an der Küste die ordentliche Temperatur Mittags 19 bis 20° Reaumur betrage, unbeschadet einiger Modifikationen nach den Oertlichkeiten. Während aber der Thermometer in Bahia $20\frac{1}{2}$° anzeigt, steigt die Hitze manchmal in Rio de Janeiro schon auf 26° und 27°. Der Winter ist in den südlichen und einigen innern Provinzen ziemlich streng: es friert selbst zu **Rio Grande de San Pedro** und **Santa Catarina**. Diese klimatischen Verhältnisse haben für einen Europäer nichts Unangenehmes: die längs der Ostküste herrschende Hitze ist doch nie so, daß sie in den Zustand der Erschlaffung versezt, den man unter derselben Breite in andern tropischen Ländern empfindet. Das Klima in den höher gelegenen Theilen von Rio de Janeiro ist köstlich und das von San-Salvador ist vielleicht noch milder. Jahreszeiten gibt es zwei, die trockene und die Regenzeit: sie treffen so ziemlich mit den Nord- und Südpassatwinden zusammen. Gegen Ende des Septembers beginnt die trockene Jahreszeit auf der ganzen Ostküste: sie endigt im Februar. Sie währt also fünf Monate. Mai, Juni, Juli, August und ein Theil des Septembers bilden die Regenzeit in voller Bedeutung des Worts, da die dazwischen fallenden Monate an beiden Jahreszeiten Theil nehmen. Dieß ist nur eine allgemeine Eintheilung, die, wie's sich von selbst versteht, nach der Nähe der Berge und den verschiedenen Graden der Erhebung des Bodens eine Menge näherer Bestimmungen zuläßt.

Je größer die klimatische Mannigfaltigkeit, desto gesegneter die **Erzeugnisse**. Kein Land war vielleicht so begünstigt wie dieses, keines bietet so viel Elemente des Reichthums mit gesicherten Mitteln der Benützung. Nach Mexico und Peru ist Brasilien dasjenige Land, welches Europa die **meisten**

*) Dieß ist die indianische Benennung: **mirim** bedeutet klein, wie **assu** groß. Daher haben viele einheimische Namen diese beiden Endungen.

edeln Metalle geliefert hat. Silber, Gold, Platina zeigen sich allenthalben in den innern Provinzen, in Minas=Geraes, Goyaz, Mato Grosso, aber leugnen läßt sich nicht, daß der Goldsand nicht mehr die Ausbeute gewährt wie sonst *). Nicht so verhält es sich mit den sekundären, aber nützlicheren Metallen, die vernachläßigt worden zu seyn scheinen. Das Eisen ist in der Provinz Minas so verbreitet, daß sie allein eine ganze Welt versehen könnte, ohne daß sich die geringste Abnahme dieses Ueberflusses bemerken ließe. Die meisten Beschreiber geben unwandelbar dasselbe Verzeichniß von Metallen, ihre Angaben sind jedoch so unbestimmt als ungenügend. Kupfer und Silber werden immer fast zuerst erwähnt, doch haben sie bis jezt keine fühlbare Veränderung in dem Gewerbs= oder Finanzzustand des Landes hervorgebracht. Das vorhandene Zinn und Blei, glaubt man, werde dereinst für den Bedarf hinreichen. Allein, zuverläßig wird eine aufmerksame Beachtung der Erdschichten oder der im Mittelpunkt oder Gegenden unternommenen wissenschaftlichen Reisen neue Metalllager zum Vorschein bringen. So hat man jüngst zu Gurapiranga, zu Santa=Anna in der Wüste Bismuth, so Kobalt am Fuß des Arrayal de Tijuco, so Magnesia in der ganzen Provinz Minas, so Zink an den Ufern des Jiquitinhonha und in dem Bezirk von Tocaios entdeckt. Auch gibt es Schwefel= und Steinsalzminen und aus dem Monte Rorigo, sagt man, ließe sich ein Vorrath Salpeter gewinnen, daß jede auswärtige Einfuhr entbehrlich wäre. Und welche Masse Edelsteine hat Brasilien seit zwanzig Jahren über Europa ausgeschüttet? Im Ganzen gelten sie für geringer denn die orientalischen, dafür sind sie vielfältiger und ihre relative Wohlfeilheit macht sie einer größern Anzahl von Liebhabern zugänglich. Uebrigens werden in Brasilien schon Krystalle vom geringsten Werth als Edelsteine aufgeführt, während man nach dem Geständniß des berühmten vieljährigen Minendirektors da Camara selbst täglich Gemmen entdeckt, von denen man nicht weiß, wie man sie in die bekannten Klassen eintheilen soll. Am häufigsten kommen vor: Diamant, Smaragd, Chrysolith, Topas, Aquamarin, Wassertropfe, Und Wer kennt nicht die ungeheure Menge von Amethysten, die jährlich aus den Häfen von Rio de Janeiro und Bahia ausgeht? Einige Reisende versichern, es gebe in Brasilien auch Saphire und Rubine, die beinahe den lebhaften Glanz der Edelsteine des Orients hätten.

Aber alle diese Schätze sind verborgen im Schoos der Erde, diese kostbaren Metalle rollen im Sand der Flüsse, diese Steine und Diamanten erheischen alle Anstrengung der Industrie, damit sie in ihrem Glanz erscheinen. Thut Nichts. In Brasilien ist die Schöpfung mit so viel tausend andern Wundern geschmückt und ein Blick ist genug, um sich einen Begriff zu machen von der unerschöpflichen Fülle, die sie an die Einwohner verschwendet. Nicht als ob sie überall dieselbe Größe und Ueppigkeit zeigte, als ob nicht nach der Verschiedenheit der Breiten und den Lagen der großen Becken mächtige Unterschiede seyn müßten — als ob es etwas Unähnlicheres gäbe als die fruchtbaren Länder der Ostküste, als die herrlichen Campos de Minas und die öden Flächen des Siara und des Piauhy. Nicht mit Unrecht hat ein neuer Reisender sechs durch Klima und pittoreske Anschauung verschiedene Abtheilungen dieses Theils von Südamerika gefunden. Wir werden auf diese

*) Eine Denkschrift der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon enthält die Belege.

Allgemeinheiten zurückkommen, jetzt wollen wir betrachten, Was den Europäern bei ihrer Ankunft zuerst ins Auge fällt, die Küste und die beiden großen Städte.

Wer die Küste des brasilischen Oceans und die großen Wälder durchstreift und die Eindrücke dieser üppigen Natur schildern will, vermag mit keinen Worten die Bewunderung auszudrücken, die ihm die Erscheinung dieser malerischen und neuen Pflanzenwelt einflößt. Der Geist, wenn man nur einige Poesie hat, bemächtigt sich aller Gegenstände, die Phantasie verleiht ihnen einen unaussprechlichen Reiz — sie sieht ewige Fülle herrschen, wo die Natur so festlich angethan ist. Landet man am Strand, so hat die Wärme unbekannte Wohlgerüche entwickelt: man athmet neues Leben, die Sinne empfangen frische Regungen, das Herz schwelgt in andern Gefühlen, der Seele eröffnen sich größere Ideen. Eine unruhige Neugierde zieht den Wanderer von den majestätischen Bäumen zu den bescheidenen Pflanzen, von den Pflanzen zu den Vögeln, von den Vögeln zu den winzigsten Insekten. Alles ist Leben unter diesen heißen Himmelsstrichen.

Vornehmlich ist es an den Ufern der Seen und Flüsse, wo die Sonnenhitze, indem sie eine wohlthätige Feuchtigkeit hervorruft, die riesenhaftesten Pflanzenformen schafft. Bäume, die sich in andern Gegenden kaum über die Erde erheben, nehmen einen majestätischen Aufschwung, verschönern die Ufer, von deren Fruchtbarkeit sie Zeugen sind. Der Amazonenfluß, der Tocantins, der San Francisco, der Belmonte wälzen ihre Fluthen mitten durch grenzenlose Wälder, die allen Angriffen der Menschen trotzen. Die Natur verewigt an diesen Ufern ihre Größen — sie scheint sie gewählt zu haben, um eine Pracht zu entfalten, die man an andern Orten nicht ahnt. Ich habe in Südamerika gewahrt, daß die Bäume, je größer ihr Wachsthum ist an den Flüssen, den Wäldern eine besondere Physiognomie geben. Es ist nicht die Natur in wilder Unordnung, ihrer Kraft und Größe war es vergönnt, eine imposante Regelmäßigkeit einzuführen in das Chaos der Pflanzenwelt. Die zu einer Höhe, die das Auge ermüdet, emporstrebenden Bäume lassen die schwachen Gesträuche nicht mehr aufkommen. Da wölbt sich erhaben das Dach der Wälder, die ungeheuren Stämme, die es tragen, bilden unermeßliche Hallen unter ihren ausgebreiteten Aesten. Diese Aeste selbst sind oben belastet mit einer Menge Schmarozerpflanzen, deren Gebiet die Luft zu seyn scheint und die ihre Blüthen stolz vermählen mit dem höchsten Laubwerk. Geboren am Fuß eines niedern Cactus schlingt sich eine Liane um den unermeßlichen Baum, den sie bis aufs Leben schnürt, bedeckt ihn mit ihren Guirlanden, verbindet ihn mit allen großen Pflanzen, die ihn umgeben, und arbeitet sich keck in den Schimmer des Tags empor, ehe sie das geheimnißvolle Dunkel flicht, das stets in dem Schoos der großen Wälder Amerika's waltet.

In den weniger majestätischen Wäldern, wo noch die Sonne leicht durchdringt, ist in den Formen der Pflanzenwelt eine unerhörte Mannigfaltigkeit, ein sonst nirgend wahrzunehmender Ueberfluß. Aber das Auge des Kenners wird hier nothwendiger, um auf Schönheiten aufmerksam zu werden, die nur die Wissenschaft enthüllen kann. »Das Leben, die reichste Vegetation,« sagt ein Reisender, »sind überall verbreitet. Da ist nicht der kleinste Raum, der von Pflanzen entblößt wäre *). Längs den Baumstämmen sieht man blühen,

*) Reise des Prinzen Maximilian von Wied-Neuwied. Thl. 2.

Urwald *Jaguar-Jagd*

sich ranken und schlingen Passionsblumen, Caladien, Dracontien, Pfeffersträuche, Begonien, Vaniljen, allerlei Farne, Flechten, Moose. Die Palmen, die Melastomen, die Bignonien, die Rhexien, die Mimosen, die Inga's, die Käsebäume, die Stechpalmen, die Lorbeerbäume, die Myrten, die Eugenien, die Jacaranden, die Jatrophen, die Bismien, die Topfbäume, die Feigenbäume und tausend andere Baumarten bilden die Masse des Waldes. Die Erde ist besät mit Blüthen und man ist in Verlegenheit, zu errathen, welchem Baum sie entfallen sind. Einige der mit Blüthen belasteten riesenhaften Stämme erscheinen von Weitem weiß, dunkelgelb, hochroth, rosenfarb, violett, himmelblau. In sumpfigen Gegenden erheben sich gruppenweise auf langen Stielen die großen und schönen elliptischen Blätter der Helikonien, die manchmal eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreichen und mit seltsam dunkel- und flammrothen Blüthen geziert sind. Auf dem Scheitelpunkt der Aeste der größten Bäume wachsen ungeheure Bromelien mit ähren- oder rispenförmigen Blüthen von Scharlach oder andern gleich schönen Farben. Es hängen auf die Erde dicke Büschel von Wurzeln wie Seile und verwirren den Fuß des Wanderers. Diese Bromelien bedecken die Bäume, bis sie nach langen Jahren absterben und, von dem Wind entwurzelt, mit großem Geräusch herabfallen. Tausende von Kriechpflanzen von jeder Dimension, die winzigsten bis zur Dicke eines Mannsschenkels, mit hartem und kompaktem Holz, Bauhinien, Banisterien, Paullinien und andere schlingen sich um die Bäume bis zu ihrem Gipfel, wo sie Blüthen und Früchte tragen, ohne daß der Mensch sie bemerkt. Einige dieser Pflanzen haben eine so sonderbare Gestalt, z. B. gewisse Banisterien, daß man sie nicht ohne Verwunderung anschauen kann. Manchmal zerfällt der von dieser Pflanze umschlungene Stamm in Staub: man sieht dann die kolossalen Stengel, noch in einander verschlungen, sich aufrecht halten und erräth leicht die Ursache dieser Erscheinung. Es wäre sehr schwer, diese Wälder zu malen, die Kunst würde jedenfalls weit hinter der Wahrheit zurückbleiben.«

Wenden wir uns von den allgemeinen Zügen dieses großen Bildes zu den Einzelheiten, so muß die Bewunderung noch steigen. In je größerer Mannigfaltigkeit diese Bäume auf einem beschränkten Raum wachsen, desto mehr staunt der Europäer, und auf einer Viertelsquadratlieue kann er oft 60 bis 80 der verschiedensten Arten begegnen *). Ich sage für jetzt Nichts von den bewunderungswürdigen Hölzern zu Kunstschreinerarbeiten, noch von den gigantischen Bäumen zum Schiffs- und Häuserbau **), ich fahre fort, die Pflanzenwelt unter ihrem pittoresken Gesichtspunkt zu betrachten. Es sind hauptsächlich drei Formen, die durch ihre Eleganz und Majestät den Europäer überraschen, der mit dem Charakter der Aequinoktialgegenden noch nicht vertraut ist: die Palmen, die arborescirenden Farne und die Pisange. Wie Humboldt äußert, hat der Pisang den Menschen in der Kindheit der

*) Freycinet, Voyage autoue du monde, t. I.

**) Doch will ich an einige Bäume erinnern, deren Gebrauch am verbreitetsten ist. Baroba vermelha, Oiticica, Sicupiramirim liefern vorzügliche Säbelhölzer (courves). Aus Vinhatico, Angelim, Jacaranda, Oleo amarello werden ungeheure und unverderbliche Schiffsverkleidungen verfertigt, aus Jatauba, Oiticica, Arco Verde und Sicupiramirim die besten Blöcke (poulies). Doch vereinigen nicht alle Masthölzer Brasiliens die erforderlichen Eigenschaften. Als Holz für den Häuserbau sind ausgezeichnet: Gangirana, Cupiiba, Gonabeira do Mato, Guiri (das Holz dunkelviolett), Jetahy Amarello (auch zum Schiffsbau geeignet), Mangue-Bravo (trefflich zu Balken), Merendiba (eines der ersten Zimmer- und Tischlerhölzer), Pao Ferro oder Eisenholz, welcher Namen uneigentlich sehr verschiedenen Arten gegeben wird.

Gesittung begleitet und auf seinen Früchten beruht der Unterhalt aller Bewohner der Tropen. Daher suchen ihn auch die Blicke mit einem Gefühl dankbarer Bewunderung an den feuchten Ufern der Flüsse, wo er seine breiten Sammtblätter entfaltet, in der Nähe der Wohnungen, wo er seine nahrhafte Kost darbietet. Der Pisang wächst in freier Luft, man begegnet ihm am Saum der Wälder, aber seine reizenden Gruppen lieben es, wenn der Strahl der durchdringenden Sonne sie vergoldet. In Mitten der großen Wälder trifft man ihn nicht, der Schatten wäre ihm tödtlich. Die Palmen bilden dagegen eine zahllose Familie, die überall das Licht zu erobern weiß, an den Gestaden des Oceans wie in der Tiefe des Urwalds. Wie das übrige Südamerika, so enthält auch Brasilien von den Palmen die Beispiele größter Höhe, zu welcher die Pflanzenwelt emporsteigen kann *). Vor etwa dreißig Jahren rief der große Reisende, dem man die herrlichen Naturgemälde verdankt, begeistert für die majestätischen Formen dieser schönen Bäume aus: »Wie interessant müßte ein Werk seyn über die Palmen, wenn ein Botaniker in Südamerika sich ausschließlich mit ihrem Studium befaßte!« Humboldts Wunsch ist erfüllt und Brasilien allein hat die schönsten Arten geliefert **)! Trotz dieser Vielheit der Arten ist die so nützliche, vielleicht nirgends so verbreitete Palme in Brasilien nicht einheimisch. Der Kokosbaum, längs der Küste unter dem Namen Coco de Bahia bekannt, wird nur von 18° südlicher Breite bis Pernambuco gepflanzt. Außerordentlich gedeiht er aber in den Umgebungen von San-Salvador und ohne daß man alle Vortheile davon zieht, wie auf den Inseln des indischen Oceans, ist er zu vielen Dingen nützlich und der prächtigste Schmuck der Felder am Meer. Doch Wer wollte in einem flüchtigen Gemälde die unendlichen Formen schildern, welche die Palme Brasiliens und Südamerika's annimmt? Wer ihre großartigen oder anmuthigen Eindrücke auf die Landschaft? Bald ist der Stamm ungestalt und sehr dick, bald ist er schwach und hat nur die Festigkeit des Rohrs, oder er ist unten bauchig, oder glatt, oder schuppig. Charakteristische Unterschiede liegen auch in den Wurzeln, welche, hervorspringend über die Erde wie beim Feigenbaum, den Stamm auf eine Art Gerüste erheben oder ihn mit vielfältigen Büscheln umgeben. Und manchmal ist der Baum in der Mitte angeschwollen und oben und unten dünner. Vor Allem ist es das Laubwerk mit seinen unzähligen Verschiedenheiten, welches der Palme den malerischen Anblick verleiht. Welche unermeßliche Blätter hat der Coco de Pindoba? Da ist der Piassaba, dessen Scheide in lange, holzichte, biegsame Fasern zerfällt, welche wie ein Trauerschleier im Wind flattern, dort der mit den schönen pomeranzgelben traubenartigen Früchten behängte Guiriri Pissando, dort der Airi-assu in stolzer Haltung, der Aracui mit diesem Laubwerk, das die Sonnenstrahlen so schimmernd zurückwirft. All diese Palmen sind mehr oder minder verbreitet im Innern und an den Küsten. Spezieller den Nordprovinzen anzugehören und eine ihrer schönsten Zierden scheint die Cocos capitata zu seyn. Die Manicaria saccifera ist ein schönes spitzkeimendes Gewächs, dessen Scheide in seiner ungeheuren Erweiterung eine Art konischer Mütze darbietet. Der Murichi (mauritia vinifera) wird von den Reisenden gepriesen wegen seiner Eleganz und Nützlichkeit. Er ist ein seinem Wesen nach gesellschaftlicher Baum: er wächst

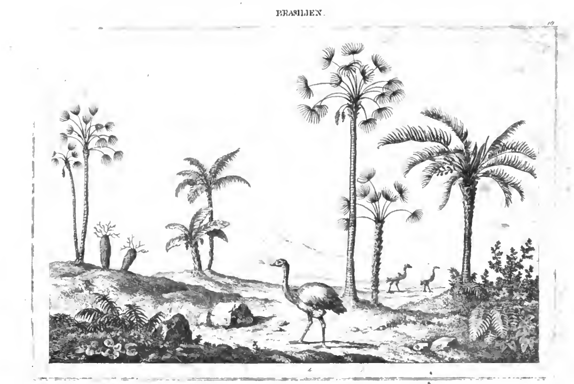
*) Die Wachspalme, welche Humboldt auf den Andes entdeckt hat, wird 160 bis 180 Fuß hoch.
**) Durch die Monographie von Martius.



1. Iriartia Ventricosa 2. Manicaria Saccifera 3. Affe 4. Ameisenfresser 5. Manatus 6. Dasypus.







1. Mauritia Vinifera. 2. Cocos Capitata. 3. Barrigudo. 4. Strausse.

in Gruppen bis mitten im Wasser und oft genügt er allein den Bedürfnissen eines ganzen Stammes. Die Nation der Guaraons, die in den der Ueberschwemmung ausgesezten Ländereien an der Mündung des Orinoco wohnt, gebraucht nicht nur sein dauerhaftes Holz zum Bau der luftigen Wohnungen, die sie auf den Bögen des Leuchterbaums aufschlägt, sondern sie erzielt auch eine nahrhafte Speise aus seinem Mark, einen angenehmen Wein aus seinem Saft, sie sammelt seine zahlreichen Früchte und eine Larve, mit der, als einer ausgesuchten Leckerei, man selbst auf den Tafeln von Kolonisten aufwartet, vollendet den Luxus ihrer Mahlzeiten, die ihren Ueberfluß einzig diesem Baum verdanken. Und nächst Pisang und Palme hat ohne Widerspruch der Farn die zierlichsten Formen und man könnte ihn nur mit den biegsamen Bambusbouquets vergleichen. Dieses in unsern Wäldern so niedrige Gewächs erreicht in einigen Wäldern Brasiliens eine Höhe von 35 Fuß und dann ist seine Aehnlichkeit mit der Palme augenfällig. Aber sein verkürzter und knorriger Stamm ist fast immer auch minder dünnschaftig, während sein durchsichtiges Blätterwerk leichte Zacken blicken läßt. Höhen sind es, wo der Farn zu Haus ist. In den ungeheuren Wäldern am Meeresufer trifft man ihn schon seltener.

Aber was ist dort für ein seltsamer einzelner Stamm, den die Zeit des Gipfels beraubt hat — man könnte ihn für eine ungeheure Säule halten, das Ueberbleibsel einer Ruine in der Einöde? Es ist ein Barrigudo *): er hat oft zwei Klafter im Umfang, wenig über der Erde wird er dick und dann vermindert er sich in der Art einer Spindel nach oben zu. Oft wächst der Baum sehr hoch und doch hat er keinen einzigen Ast. In Minas Novas baucht er sich schon einige Schuh vom Boden so ungeheuer, Was seinen Anblick in Mitten dieser unendlichen Schätze des Pflanzenreichs wahrhaft grotesk macht. Wie hoch jedoch der Barrigudo werden mag, ein Bouquet von fast wagrechten Zweigen endigt ihn an der Spitze. Seine röthlichte und glänzende Rinde ist mitunter bedeckt mit grauen Knollen, den Resten von Stacheln, die an dem Baum sind, ehe er ausgewachsen ist. Der Barrigudo spielt eine wichtige Rolle in der Hauswirthschaft der Botocudos, Puris und einiger andern indianischen Völkerschaften. Sein Holz ist äußerst zart. Man arbeitet daraus sehr schnell Gefäße zu Aufbewahrung des Cauin und man hölt es selbst zu Piroguen aus, die mehrere Monate dauern können. Die leichten Rädchen, welche die Lippen der Botocudos auf so sonderbare Weise schmücken, sind aus dem Kern dieses Holzes geschnitten. Ein anderer Baum, Imburana genannt, dessen Stamm meist geneigt ist, erhält auch diese wunderliche Form.

Mag man vielleicht den Ueberfluß von Früchten übertreiben, die von freien Stücken auf den Feldern und in den Wäldern wachsen, gleichwohl gibt es eine große Anzahl, welche man durch Kultur verbessern könnte. Abgesehen von den Fruchtbäumen, die fast allen Tropenländern gemein sind oder die man aus Ostindien und Afrika verpflanzt hat, so enthält Brasilien Arten, die das Land eigenthümlich besizt und die der Reisende noch in den wenigst angebauten Gegenden antrifft. Da ist der Jabuticabeira mit seinen langen erfrischenden Trauben, der Cajueiro mit seinen vergoldeten und hochrothen Aepfeln, woraus ein berauschender Wein gepreßt wird, der Araca, dessen Frucht etwas an den Geschmack der Erdbeeren erinnert und den man in allen Wäldern findet.

*) S. Voyage dans l'intérieur du Brésil von August Sainte-Hilaire. Der Barrigudo gehört mehr zu der Gattung der weniger erhabenen Catingas.

Da sind die verschiedenen Arten von Guyaven, die Mangave mit dem wohlriechenden Saft, der Bacopari, der Mutamba, der myrtenblättrige Cagaitfira, die hochrothe Pitanga, die man die amerikanische Kirsche nennen könnte und die in allen Gebüschen von San-Salvador wächst, oder der Grumijama, den man überall auf den Feldern von Rio de Janeiro sieht, oder die Monbinpflaume, oder der Jambusenbaum mit den rosenduftenden Früchten, der gleichfalls ohne Pflege fortkommt. Da sind ferner mehrere Arten von Inga's, die Jatoba, die eine Hülsenfrucht erzeugt, der Borulée, den man unter die Nesselarten rechnet, der Genipapo, der außer seiner genießbaren Frucht eine schwarze Farbe spendet, die allen Nationen als Schmuckmittel dient, der Guabiroba, der Andaia, der Bority, die sich noch in die Familie der Palmen reihen. Ohne Widerrede ist aber unter diesen sämmtlich ungepflegt und mitunter in den Wäldern wachsenden Fruchtbäumen keiner prächtiger und merkwürdiger als der Topfbaum (lecythis ollaria), den Bewohnern aller Provinzen im Osten und Norden gleich erkenntlich an seiner stattlichen Haltung und der Rosenfarbe seines Blätterwerks. Nichts gleicht der wundervollen Wirkung, welche mitten unter den Pao d'arco, den Copahiba, den Vinhatico, den Vasco d'arruda, den Sucupira der Topfbaum hervorbringt, wenn er über die erhabensten Bäume des Waldes seinen rosigen Dom erhebt. Dieses Blätterwerk, das unter der glühendsten Zone seine Schönheit bewahrt, scheint sich vorzugsweise im Schoos der Wälder zu entwickeln, die die großen Flüsse Amerika's umgrenzen, um durch seine herrlichen Harmonien die zu schimmernden Farben des Aequinoktialgrüns mit diesen reichen Blüthen zu vermählen, die unter keinem Himmelsstrich ihres Gleichen finden. Doch der Topfbaum, in Brasilien bekannter unter dem Namen Sapucaya, ist nicht allein ein durch seinen Wuchs und sein Blätterwerk bewunderungswürdiger Baum — er ist, ob sich gleich die Kultur noch nicht mit seiner Vervielfältigung befaßt hat, eben so kostbar für die wilden Horden als nützlich für die Thiere. Die äußere Hülle seiner Früchte hat die Gestalt eines kleinen Topfes. Eine Art Deckel verschließt sie hermetisch. Ist die Zeit der Reife gekommen, so findet man in diesem Gefäß symmetrisch gereihte Kerne, die mir den Wohlgeschmack der Kastanie mit dem der feinsten Mandel köstlich zu vereinigen schienen. Wenn der Sapucaya seine Früchte trägt, schwingen sich Schaaren von Affen auf seine starken Aeste, wo ihre Gelenkigkeit ihnen bald zu der trefflichen Frucht verhilft, die fast immer in Ueberfluß wächst. Man sagt, daß alsdann ihr Appetit mit ihrer sonstigen Gewandtheit in Collision komme: habe einer seine Hand in das Fruchtgefäß gesteckt und wolle sie nun beladen zurückziehen, so zeige er durch die komischesten Geberden die Verlegenheit, die es in koste, daß er seine Beute nicht auf einmal ganz herauslangen könne. Nichts ist merkwürdiger anzusehen, als wie schnell die Wilden der verschiedenen Stämme den Gipfel des riesigen Baumes erklettern, um ihn abzuleeren: keines der Hindernisse, auf die man in den Urwäldern stoßt, hält sie im Geringsten auf. Der Werth des Topfbaums wird noch erhöht durch sein hartes und schweres Holz, das eine helle, veilchenblaue Farbe hat: es wird im Schiffsbau verarbeitet. Der Baum wird auch Pao d'estopa genannt. Die Art Werg, die man unter seiner Rinde findet, dient den Indianern zu verschiedenen Zwecken, in Ermanglung eines Hamaks selbst statt einer Matratze. Weil wir einmal in den großen Wäldern sind, so mag hier noch ein Wort über das Eisenholz stehen. Der Baum, der diesen Namen mit mehr Recht



Brücke aus Lianen.

verdient als so manche verschiedene Arten, denen er beigelegt wird und wovon einige gerade das Gegentheil von schwer sind, wird gewöhnlich genauer als Ibiriratea und Antenilha bezeichnet. Sein Holz ist dunkelbraun, ins Schwarze schillernd. Es ist von gedrungenem Korn, der schönsten Politur fähig und seine spezifische Schwere so, daß die Indianer zu Verfertigung der furchtbaren Tacapes, die sie zumal als Streitart und Keule gebrauchen, selten ein anderes Holz wählen. Der Baum wird etwa 13 Metres hoch.

Gerne würden wir die ganze Herrlichkeit des Pflanzenreichs der Wälder mustern. Bis auf den heutigen Tag ist Dieß der wahre Luxus Brasiliens. Er kann in den Augen der Europäer diese Schöpfungen der Kunst ersetzen, die noch nicht Zeit hatten, ins Daseyn zu gelangen. Aber in jeder Scene dieses unermeßlichen Naturschauspiels könnten wir nur in Bewunderung uns erschöpfen. Wir wiederholen, Was der Prinz von Neu-Wied bemerkt, daß oft die Aeste eines einzigen Baumes mit einer solchen Menge von Blüthen, Früchten und Pflanzen bedeckt sind, daß er allein die Blicke des Reisenden lange fesseln kann, ein ganzer Wald aber wirklich eine unversiegbare Quelle der Beobachtung ist. Sind die Brasilier in ihrem Kultursystem klug, hören sie auf guten Rath und thun sie der unüberlegten Vernichtung dieser hundertjährigen Gehölze Einhalt, die schon in gewissen Bezirken des Innern zu mangeln anfangen, welche Reichthümer für Kunst und Industrie! So kostbare Tischlershölzer wie der Jaracanda und der Pao Setim, mit denen unser Mahagoni und die einheimischen Hölzer sich nicht vergleichen lassen, werden für elegante Möbeln immer gesucht seyn in Europa, und in Brasilien werden sie auch wenig bemittelten Leuten zu Gebot stehen. Fortwährend werden neue Arten Gummi und Harze entdeckt, deren Eigenschaften man noch nicht kennt, Gewächse, die vielleicht noch dauerhaftere und glänzendere Färbstoffe liefern, als die wir bis jezt benüzt haben, weil die Aufsuchung leicht war. Was sage ich? Auch die Arzneikunde wird unfehlbar neue Heilmittel finden. Man werfe einen Blick auf das schöne Werk, in welchem August von Saint-Hilaire die nützlichen Pflanzen Brasiliens gewürdigt hat — man folge Spix und Martius auf ihren Ausflügen in Goyaz, Mato-Grosso und Para und man wird überzeugt bleiben, daß kein Land der Welt so viel botanische Schätze begreift, von keinem man sich für Medizin und Industrie so Erspießliches versprechen darf.

So wie wir eine wichtige Landschaft an uns vorüber führen, werden wir auch unser Augenmerk auf ihre Vegetation und die ihr eigenthümliche Kultur richten. Dieß ist das einzige Mittel, um nicht falsche Ansichten zu verbreiten über ein Land, dessen Ausdehnung so unermeßlich ist, daß seine Erzeugnisse kaum weniger unter einander verschieden sind als die Gegenden von Nordamerika, von Neu-Holland und Vandiemensland. Ohne länger bei der Betrachtung dieser jungfräulichen Wälder zu verweilen, dürfen wir doch unter diesen Bäumen einen nicht mit Stillschweigen übergehen — das Brasilien-Holz oder Pao do Brazil (caesalpina), auch Hirapitanga *)

*) Man unterscheidet drei Arten Brasilienholz: Brazil mirim, Brazil assu und Braziletto. Alle drei geben einen mehr oder weniger geschäzten Färbstoff, Brazil mirim wird jedoch vorgezogen. Das Holz ist in Pernambuco, wo der Handel am verbreitetsten war, nur noch in kleiner Quantität vorhanden. Der Verkauf dieser Hölzer war vormals ein Monopol der Krone und der Schleichhandel wurde streng bestraft. Wäre das Brasilienholz für einen Zweig der Industrie nicht so kostbar, so wäre es auch ein vorzügliches Bauholz: man behauptet, es bekomme im Wasser neue Härte.

genannt. Im Anfang der Entdeckung Gegenstand des beträchtlichsten Handels zwischen Amerika und dem Mutterland und erste Ursache der europäischen Kolonisation, ist es aus den Orten, wo es sonst gemein war, fast verschwunden, es wird aber in den unausgebeuteten Wäldern noch in Ueberfluß gefunden. Wie es mit diesem Holzhandel ging und wie wenig die Eingebornen sich aus diesem Reichthum machten, lassen wir den öfters angeführten, so naiven als wahrheitsliebenden alten Reisenden erzählen: »Unter den berühmtesten und jezt bei uns bekanntesten Bäumen ist das Brasilienholz, von welchem dieses Land in Hinsicht Unserer seinen Namen erhalten hat, wegen der Färberei, wozu es gut ist, eines der geschätzesten. Dieser Baum nun, den die Wilden Arabutan nennen, wächst gemeiniglich so hoch und astig als die Eichen, die in den Wäldern dieses Landes sind. Es kann seyn, daß er einen so dicken Stamm hat, daß drei Männer ihn nicht umfassen können. Was das Laub anlangt, so ist es wie der Buchs: doch spielt die Farbe mehr in das Hellgrün. Frucht trägt er keine. Während der Zeit, da wir in diesem Land waren, haben wir gute Geschäfte gemacht mit diesem Brasilienholz. Ich habe bemerkt, weil es nicht feucht ist wie bei den andern Bäumen, sondern natürlich trocken, so verursacht es wenig, fast gar keinen Rauch, wenn man es brennt. Als eines Tags Einer von unserer Gesellschaft unsere Hemden wusch, dachte er an Nichts und that Asche von Brasilienholz in die Lauge: da wurden sie so roth, daß man die Farbe nicht wieder herauswaschen konnte und wir sie so tragen mußten. Weil unsere Tououpinambaults sich baß verwundern, daß wir Franzosen und Andere aus fernen Ländern uns so viel Mühe nehmen, um ihren Arabutan zu holen, so war einmal ein Greis unter ihnen, der mich frug: »»Was soll Das, daß Ihr Mair und Peros *) so weit Holz holt, um Euch zu wärmen? Gibt es keines in Eurem Land?«« Ich gab ihm darauf zur Antwort: Ja und in großer Menge, aber kein solches wie das Ihrige, und daß wir das Brasilienholz nicht holten zum Brennen, wie er meinte, sondern zum Farbmachen, wie sie es selbst gebrauchten, um ihre baumwollenen Schnüre, Federn und andere Dinge zu röthen. Er versezte schnell: »»Verstehe. Aber habt Ihr so Viel nöthig?«« Ja, sagte ich. Denn in unserem Land ist ein Kaufmann, der hat mehr rothe Zeuge und Tücher, ja (ich wollte ihm von Dingen reden, die er kannte) Messer, Scheren, Spiegel und andere Waaren, als Ihr je bei Euch gesehen habt, er allein kauft alles dieses Holz, womit mehrere Schiffe aus Deinem Land beladen zurückkommen. »»Ha! ha!«« sagte der Wilde, »»Du erzählst mir Wundergeschichten.«« Aber indem er sich Alles merkte, was ich ihm sagte, fragte er weiter: »»Dieser so reiche Mann, von dem Du mir sprichst, stirbt er denn nie?«« Freilich, freilich, sagte ich zu ihm, so gut wie die Andern. Wie sie aber große Sprecher sind, die einen Gegenstand bis ans Ende verfolgen, so frug er von Neuem: »»Und wenn er dann gestorben ist, Wem ist all das Vermögen, das er hinterläßt?«« Seinen Kindern, sagte ich, und in Ermanglung derer seinen Brüdern, seinen Schwestern oder seinen nächsten Verwandten. »»Wahrhaft,«« erwiederte darauf der Greis, denn er war keineswegs ein Tölpel: »»in dieser Stunde erfahre ich, daß Ihr Mair große Narren seyd. Darum müsset Ihr über das Meer fahren, auf dem Ihr, wie Ihr uns sagtet, als Ihr herüber kamet, so viel Böses auszustehen habt, um Reichthümer anzuhäufen für Eure Kinder oder

*) Franzosen und Portugiesen.

für Die, so nach Euch leben? Die Erde, die uns nährt, ist sie nicht hinreichend, auch sie zu ernähren? Wir haben Verwandte, Kinder, die wir, wie Du siehst, liebhaben, weil wir aber versichert sind, daß nach unserem Tod die Erde, die uns nährte, auch sie nähren wird, so verlassen wir uns darauf, ohne daß wir weiter sorgen.«« Da habt Ihr im Ganzen und in Wahrheit die Rede, die ich vernahm aus dem Mund eines armen amerikanischen Wilden.«

Wir können unsere Betrachtungen über diese Fürsten der Wälder nicht schließen, ohne von einer Familie von Pflanzen zu sprechen, die nicht nur der indianischen Industrie zahlreiche Vortheile gewährt, sondern auch den Aequinoktialwäldern einen höchst eigenthümlichen Charakter. In Brasilien führen die Lianen in allen Provinzen den generischen Namen Cipo. Wer nicht die großen Gehölze des Innern oder der Ostküste durchwandert, hat unmöglich eine Vorstellung, welch wildes und großartiges Gepräge gewisse Lianen den Landschaften geben. Unendlich mannigfaltig in ihrem Wuchs, ihrem Laub, in der Art, wie sie ihre riesenhaften Arme launisch mitten durch die hundertjährigen Bäume strecken, die ihre Umarmung nicht selten tödtet, oft unterbrochen in ihrem Wachsthum durch Felsen, die sie mit Blüthen bedecken, auf dem Gipfel der höchsten Bäume sich wiegend und wieder in langen Zasern herabsinkend, bieten sie überall den wunderlichsten und fast immer einen zierlichen Anblick. Da sind es eine Menge Seile, nieder hängend, verschlungen, dem verwickelten Takelwerk eines Schiffs ähnlich. Da sind es grüne Schößlinge mit schwebenden Blumenkränzen, auf denen manchmal die Vögel ihr Nest bauen, das die Winde schaukeln. Dann sieht man, wie eine Schlange mit bronzirter Haut sich an einem unermeßlichen Sicupira oder Vinhatico hinaufwindet, um sich in dem dunkeln Gewölbe der niedergekrümmten Aeste zu verbergen. Ueberall ist ein Luxus von Zweigen und dazwischen flatternden Blumengehängen, der von der üppigen Kraft des Pflanzenlebens zeugt. Wenn zuweilen diese riesigen Cipos am Ufer eines kleinen Flusses wachsen und ein starker Vinhatico ihnen zum Stützpunkt dient, so kann es geschehen, daß diese großen biegsamen Aeste eine unermeßliche Curve über den Fluß beschreiben und der Jäger sichern Fußes sich hinüberschwingt. Eine Lianenbrücke in diesen verlassenen Gegenden ist eine unerwartete Wohlthat, die man oft einer vereinzelten Familie oder einer Horde verdankt, die der Reisende dafür segnet.

Unter den nährenden Gewächsen nennen wir zuvörderst den Manioc (jatropha manihot), von welchem es, wie man behauptet, 35 Arten gibt und der das Hauptnahrungsmittel der Küstenbewohner bildet; sodann die Yamswurzeln in mehreren Arten; verschiedene Pflanzen von der Familie der Aroiden, die eine treffliche Speise liefern; den Mais, den schon die alten Eingebornen in Ueberfluß bauten, die reiche Hülfsquelle der Bewohner des Innern; den Waizen *), den man in der Folge vervielfältigen wird und der in Minas und den Gegenden des Südens vollkommen fortkommt; den Reis, der in den überschwemmten Ebenen des Paraguay wild wächst, aber im ganzen Umfang von Brasilien angebaut werden kann; die Bohnen von verschiedener Art (fejoes), für die Bewohner der Minen nebst dem Mais

*) Ich kann kaum glauben, sagt Saint-Hilaire, daß das aus Portugal nach Amerika verpflanzte Getreide nicht einige Veränderung in seinem Charakter erfahren habe.

von großem Werth; den Mar abin, eine Art Pistazie von ziemlich angenehmem Geschmack, die man gewöhnlich geröstet genießt und die besonders einigen Gegenden der Küste angehört. Außerdem werden verschiedene europäische Gartengewächse gepflanzt, die nach den Breiten mehr oder weniger gut gedeihen.

Der eigentliche Reichthum Brasiliens besteht in Zucker, Kaffee, Baumwolle und Tabak. Wenn man der Corografia brasilica glauben darf, so wächst das Zuckerrohr in der Provinz Mato-Grosso von selbst. Man baut gegenwärtig zwei Rohrarten: die creolische (cana criula), eingeführt aus Madeira im Jahr 1531 durch Martin Affonso de Souza, und das cayenne'sche (cana cayana), welches kein anderes ist als das durch den portugiesischen General Narciso vor einigen Jahren eingeführte von Haiti. Die Kaffeestaude, jezt ein so bedeutender Handelszweig, zumal für die Provinz Rio de Janeiro, wurde erst um das Jahr 1770 einheimisch, und war lange Zeit in den Häfen Europa's nicht sehr geschäzt. Allmälig wird mehr Fleiß auf die Trocknung verwendet und der brasilische Kaffee gewinnt einen Ruf, den man ihm vor dreißig Jahren noch nicht zugestand. Die Anpflanzung des Cacaobaums ist in einigen nördlichen Provinzen vorzüglich gelungen und man findet ihn selbst an den Ufern des Rio Negro, Madeira, Maranham im Naturzustand: doch läßt sich nicht sagen, daß sein Anbau für Brasilien diejenige Wichtigkeit habe, die er an den meisten Orten der Ostküste haben könnte, wo er bei einiger Pflege treffliche Ernten gibt. Auch ist er in der vormaligen Kapitanerie des Ilheos mit Erfolg angebaut worden. In einer Nordprovinz, zu San Luis de Maranham, soll die Cacaobohne schon die Scheidemünze im kleinen Verkehr vertreten haben. Den Tabak kannten die Tupinambas unter dem Namen Petun: er spielte bei ihren politischen und religiösen Bräuchen eine große Rolle. Bei der Entdeckung von Amerika war er auf der Insel San Domingo bekannt und zu Oviedo kann man von dem plumpen Werkzeug, welches die Eingebornen Tobacco nannten — einer sonderbaren Pfeife, deren sie sich zu Einathmung des Rauchs des sorgfältig getrockneten Krauts bedienten — noch eine Abbildung sehen. Die Europäer in Brasilien rauchten in früherer Zeit nur Cigarren, aber von Anfang legten sie sich auf den Anbau des Tabaks, der bald ein ansehnlicher Artikel für den auswärtigen Handel wurde, namentlich seit Raleigh mit den Eigenschaften des Petun bekannt machte, den er wahrscheinlich von den Ufern des Orinoco zurückbrachte, als er, um die fabelhafte Stadt Manoa aufzusuchen, diesen Fluß hinauf fuhr. Mit vorzüglichem Erfolg wird diese Kultur in den fruchtbaren Ebenen um San-Salvador betrieben. Sehr wahrscheinlich war der erste Tabak, den man in Frankreich angepflanzt hat, aus Brasilien. Auf einer diplomatischen Sendung nach Lissabon verschaffte sich der berühmte Nicot mit vieler Mühe einigen Petunsamen und nach seiner Rückkehr verbreitete er den Gebrauch des Tabaks dermaßen in Frankreich, daß derselbe ursprünglich seinen Namen führte. Später wurde diese Benennung durch die von den alten Bewohnern San Domingo's entlehnte spanische verdrängt. Die Baumwollenstaude ist in Brasilien einheimisch. Ohne sie gerade anzubauen, bedienten sich ihrer, wie mehrerer andern spinnbaren Gewächse, die Indianer zu Verfertigung ihrer Hamacs und kleiner Jagdgarne nach Art derjenigen, die man noch jezt bei den Machakalis, den Puris, den Mongoyos und andern Völkerschaften der Küste und des Innern trifft. Um

das Ende des 17ten Jahrhunderts begannen die Kolonisten zu fühlen, von welcher merkantilischen Wichtigkeit die Baumwolle in Vergleich mit der indischen Waare werden könnte. Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts nahm ihr Anbau eine rasche Verbreitung: er gelang besonders in dem Alagoasbezirk, einem Theil der Provinz Pernambuco, und diesem ausgezeichneten Erzeugniß verdankten die brasilischen Kolonisten ursprünglich ihren Absatz. Im Allgemeinen wird er in der Kapitanerie des Maranham und in Minas-Geraes glücklich betrieben. Seit einigen Jahren ist er für das noch wenig bevölkerte Land von Minas Novas ein erziebiger Handelsartikel geworden, er macht schon dessen Hauptreichthum aus und seine Produkte sind denen von Pernambuco fast an Schönheit gleich. Uebrigens wissen in dieser wie in andern Beziehungen die Brasilier noch nicht, was ihr wahres Interesse erheischt, und um zu zeigen, was dieser so wichtige Kulturzweig eines Tages werden könnte, darf man nur an eine Bemerkung Augusts von Saint-Hilaire erinnern: »Die Baumwolle,« sagte er, »wird vom Norden Brasiliens bis zur Serra das Furnas auf den herrlichen Hochebenen der Campos-Geraes gepflanzt. Aber über diese Hochebene erstreckt sich das Gossypium noch bis in die Nähe von Porto Alegre. Man kann nicht glauben, daß es in einer so unermeßlichen Ausdehnung nicht eine Menge Arten und Schattirungen geben sollte. Es wäre folglich der Mühe werth, daß ein Mann von Einsicht diese Arten systematisch studirte, um auszumitteln, wie sie nach den Verschiedenheiten des Bodens und der Breiten für jede Gegend passen.« Wollten wir ein vollständiges Verzeichniß der für Handel und Industrie nützlichen Gewächse geben, so dürften wir diese schönen Bäume von Para, den Cuchert und Pechurim, deren Früchte in Europa unter dem Namen des Allerhandgewürzes bekannt sind, nicht vergessen, auch nicht die Cassie oder Cana fistula, welche in so großer Menge am San-Francisco wächst, daß mit ihren rosigen Blüthen ganze Meilen weit das Ufer besäet ist; nicht die Sarsaparille und den Ipecacuanha, deren Ernten an Flüssen der Ostküste so ergiebig seyn könnten *); nicht die Vanilje, deren Produkt noch zu roh ist, als daß es sich vortheilhaft ausführen ließe, das sich aber zuverläßig vervollkommnen wird. Bei dem Cactus, der die Coschenille nährt, könnten wir still halten.

Auf die Zoologie Brasiliens ließe sich anwenden, was oben von den Erscheinungen des Pflanzenreichs und ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit im Verhältniß zu den Oertlichkeiten gesagt worden ist. Eine Anzahl großer Vierfüßler kommt indeß auf der ganzen Ausdehnung der Küste und in den weiten Wäldern des Innern vor. Einige wurden offenbar durch die europäischen Bevölkerungen von Punkten des Ufers vertrieben. Daher trifft man in den Umgebungen von Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco weder Tapire, noch Jaguars, noch Affen von der größern Gattung, sondern man muß schon in eine Entfernung von 15 bis 20 Lieues gehen, wenn man deren suchen will. Dringen wir dagegen in ein Gehölz auf der Ostküste oder folgen wir den undurchforschten Ufern eines der Zuflüsse des Maranham, so sehen wir die verschiedensten Thiere ans Wasser kommen und ihren Durst stillen und wir können mit dem Indianer, Humboldts Wegweser durch die

*) Zu diesen Medizinalpflanzen füge ich: den Strychnos oder Pseudo-Quina, statt der Fieberrinde von Peru zu brauchen; den falschen Thee (cha de pedestre), den Einige dem echten Thee vorziehen; den Para-todo, in den Augen der Einwohner eine Art allgemeines Heilmittel; den Craveiro da terra, der eine Menge Spezereien ersetzen kann.

Wälder des spanischen Guiana ausrufen: „Es ist hier wie im Paradies“ (es como el paraiso)! Vor Allen gewahren wir den massiv geformten Anta mit dem verlängerten Maul, das größte Thier Südamerika's, von den Eingebornen Tapir-Assu*) genannt; ferner den Jaguar, diesen schönen amerikanischen Panther, dessen Muth der Prinz von Neuwied wieder zu Ehren gebracht, dessen Charakter Lacordaire so glücklich geschildert hat. Die flinksten Thiere fangt er durch List. Auch der Jaguarete oder schwarze Tiger, der Cuguar, den man den amerikanischen Löwen nennt, der nicht minder furchtbare Sucuarana erscheinen uns in Verfolgung irgend eines friedlichen Thiers. Der Gato-Murisco oder Hyrara, der langgeschwänzte Macrura zeigen, wie viel die verschiedenen Arten von Hirschen, die Paca, die Aguti oder Cutia unter den Raubthieren vom Katzengeschlecht Feinde zählen. Der Guara, auch Guarinim benamst, oder der brasilische Wolf, der sich gern im Dickicht der Leuchterbäume versteckt, wo er auf seine Beute losstürzt, ist oft eben so gefährlich. Er hat sein Diminutiv in den Wäldern: der Cachorro do mato oder der Hund der Wälder kann nebst zwei andern Arten als der Fuchs Brasiliens betrachtet werden. Nichts ist interessanter und pittoresker als die mancherlei Jagden, die man, um das Land von diesen Thieren zu säubern oder wegen ihres Pelzes, anstellt. In den undurchdringlichen Forsten Brasiliens konnte der Waidmann seinen Feind nicht mit dem Gepräng eines kriegerischen Festes verfolgen wie in Ostindien: der schreckliche Jaguar wird fast immer durch einen einzelnen Jäger getödtet. Ist Dieser ein Indianer, so fürchet er sich nicht, ihn in einem undurchdringlichen Engpaß zu erwarten und da schnellt er sein befiedertes Geschoß auf ihn mit einer Sicherheit, die das Staunen des Reisenden erregt. Selten schießt er ihn im Lauf. Der Nachkomme des Europäers und der Schwarze, der in den großen Wäldern haust, machen es ebenso: Was Jener aus Klugheit thut, thun sie aus Sparsamkeit. In diesen abgelegenen Gegenden sind Pulver und Blei sehr theure Dinge, so daß man nicht gerne einen Schuß verliert, indem man auf ein Thier im Lauf oder einen Vogel im Flug zielt. Es ist sicherlich nicht Mangel an Geschicklichkeit, sondern Gewohnheit. Die Gewehre, welche die Bewohner des Innern besitzen, haben wie alle aus altspanischer Fabrik einen orientalischen Anstrich und gleichen viel denen aus Algier. Sie tragen sehr weit und die Jäger wissen sie oft mit seltener Geschicklichkeit zu handhaben. Gleichwohl bedienen sie sich aus einem leicht begreiflichen Grund, selbst auf der Jagd gegen reissende Thiere, fast nie der Kugeln und sie schießen ohne Unterschied Vögel von mittlerer Größe und die großen Vierfüßler mit dem Blei, das im europäischen Handel als Nr. 0 bekannt ist. Die in den Wäldern herrschende Feuchtigkeit ist oft ein Hinderniß der gefährlichen Jagden: ich zweifle nicht, daß die Gewehre nach der neuen Form auf die schnelle Verminderung der reissenden Thiere in den Einöden des Amazonenlands und Mato-Grosso's wirken werden. Die Indianer hatten von alten Zeiten her ihre besondern Mittel, sich der wilden Thiere zu bemächtigen und trotz der Vervielfältigung des Feuergewehrs hat sich deren Gebrauch erhalten. Sie

*) Die Indianer verfertigen aus seinem dicken Fell eine Art Schild, der sie gegen die Tacap und den Pfeil schüzt. Noch heutzutag schreiben die Kolonisten des Innern diesem Fell mehr als Eine eingebildete Eigenschaft zu: dadurch, daß man darauf schläft, soll man von gewissen für unheilbar geltenden Krankheiten genesen. Das Fleisch des Thieres hat in einigen Gegenden, vornehmlich in den Catingas, einen widrigen Geschmack. Mir kam es vor wie schlechtes Ochsen- oder Kuhfleisch. Von Dr. Roulin ist eine interessante wissenschaftliche Abhandlung nicht bloß über den amerikanischen, sondern auch über den orientalischen Tapir.

sind von solcher Einfachheit, daß sie den Europäern wie Wunder vorkommen. So bedienen sich im äußersten Süden, in der Provinz San Pedro, Indianer dieser Bolas, einer Art Schleuder, und in der Banda oriental wirft man noch auf der Jaguarjagd den Laço und man erzählte vor ungefähr zwanzig Jahren von einer Frau, die ein solches Thier beherzt angriff. Nachdem sie es am Laço hatte, schleppte sie es, mit verhängtem Zügel reitend, nach, bis es erwürgt war. Dann erst stieg sie vom Pferd, und im Augenblick hatte sie das Ungethüm seiner Haut entkleidet, daraus machte sie sich eine Art Mantel und so hielt sie ihren Triumpheinzug in ihrem Dorf. Im Innern spricht man von Jägern, die noch kecker sind: sie gehen mit der Faca, einem dolchartigen Messer, oder einer Pike auf den Jaguar los.

Wenn es in Brasilien eine Menge Thiere gibt, welche täglich verfolgt werden, weil es im Interesse der Kolonisten liegt, sie zu vertilgen, oder weil sie ein geschätztes Fleisch liefern, wie die Hirsche (veados), deren man fünf Arten zählt, so gibt es mehrere, auf die man als Naturmerkwürdigkeiten Jagd macht. Dahin gehört der große Ameisenbär oder Tamandua Cavallo, den man eher sich vermehren lassen sollte, weil er die Masse schädlicher und lästiger Insekten vermindert, die seine Hauptnahrung ausmachen. Weniger rar ist der Tamandua mirim. Da ist noch das Thier, welchem man wegen seiner Indolenz den Namen Faulthier geschöpft hat und das die Indianer, ohne Zweifel wegen seines klagenden Tons, Ai nennen. Es ist eines in unserem Besitz gewesen und wir können mit Quoy und Gaimard versichern, daß die Langsamkeit dieses seltsamen Geschöpfes sehr übertrieben wird. Das Exemplar, welches diese Gelehrten beobachtet haben, brauchte nicht über zwanzig Minuten, um die Spitze eines hundert Fuß hohen Masts zu erklettern, und das unsere sahen wir oft noch in kürzerer Zeit einen gleichen Raum durchlaufen. Wie wir aber aus Erfahrung wissen, ist sein Fleisch abscheulich. Trotz eines starken Appetits vermochten wir von dem uns auf einer Reise ins Innere in Ermanglung eines bessern Wildpräts vorgesetzten Gericht keinen Bissen zu kosten. So ist es nicht mit dem Tatu, der den Europäern wegen seines Panzers so sehr auffällt. Sein Fleisch, so wie das des Paca und Aguti (caelogenis paca, dasyprocta aguti), ist auf den Tafeln gesucht. Diese drei Thiere werden noch in den Umgebungen der großen Städte gejagt: man darf nur gutabgerichtete Hunde haben, so ist es selten, daß man sich nicht in einem Tag mehrere verschafft. Bei dieser einige Lieues von San-Salvador sehr üblichen Jagd thut aber die Enchada bessere Dienste als das Gewehr. Das von den Hunden gehezte Thier flüchtet sich nämlich in einen Bau, der nur einen Ausgang hat, und hat man Geduld genug, um eine oder zwei Stunden zu graben, so erreicht man den Zweck. Auch der Riesentatu, sagt man, sey in Brasilien, so Viel ich jedoch weiß, trifft man ihn bloß auf der Küste und sein Fleisch wird selten gespeist, weil er im Ruf steht, daß er auf die Todtenäcker gehe und Leichname verzehre. Doch der gesuchteste Gegenstand der Jagd ist das immer truppweise ziehende wilde Schwein, das man Pecari oder Tajassu heißt: es gibt deren mehrere Arten in Brasilien, alle gleich geschäzt. Der gemeine Pecari hat Etwas wie ein Fontanell auf dem Rücken, das den widrigsten Geruch von sich gibt. Es ist unerläßlich, daß man, so wie das Thier erlegt ist, diesen Theil sogleich wegschneidet. Das Thier ist nicht gefährlich, es ist aber gut, daß der Jäger kaltblütig bleibt, wenn diese

großen Heerden durch die mit Lianen und Schmarozerpflanzen verwachsenen Gehölze brechen, wenn sie ihre Annäherung mit furchtbarem Grunzen verkündigen und unter den Mündungen der Flinten vorübertraben, bis sie aus einem Engpaß des Waldes, in den man sie gelockt hat, in freiere Räume gelangt sind. Es geschieht nicht selten, daß auf einer einzigen Jagd dreißig dieser Thiere erlegt werden. Ihr Fleisch ist vortrefflich und läßt sich, sorgfältig geräuchert, lange aufbewahren.

Man muß in den Wäldern von Mato-Grosso, Goyaz und der Ostküste gewesen seyn, um sich eine richtige Vorstellung zu machen von der erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Affenarten, von dem zierlichen Sahui (simia jacchus), der sich selbst in den Umgebungen der Städte blicken läßt, bis zu den Guaribas, die sich in den Tiefen der abgelegensten Wälder verbergen. Da ist der gehörnte Saju, der sich mit seinen zwei langen Haarbüscheln so seltsam ausnimmt; der niedliche Marikina oder der kleine rothe Sahui, der um das Cap Frio wohnt; der Gigo und der graue Mono, mit deren Haut die Jäger den Pfannendeckel ihres Gewehrs verwahren; der Sauassu oder das buntscheckige maskirte Saguinchen. Für den Beobachter aber der merkwürdigste dieser Vierhänder wegen seines gesellschaftlichen Charakters ist der Guariba oder Barbado (simia beelzebuth), zu St. Paul unter dem Namen Bujio bekannt. Diese großen bärtigen Affen gehen immer truppweise: wir sind ihnen mehr als einmal in den Wäldern der Ostküste begegnet, wo sie den Indianern und den Landleuten zu allerhand abergläubischen Meinungen Stoff geben. Es sind besonders die verlängerten Klaglaute, die sie gegen Aufgang der Morgenröthe und gegen Sonnenuntergang ausstoßen, wovon sich die vielen Geschichten herschreiben, mit denen man sich täglich, wiewohl auf sehr unschuldige Weise, von ihnen unterhält. Ein gelehrter Reisender glaubte, als er das Geschrei der Guariba's hörte, ein Bergstrom wälze sich in das Thal, dessen Hintergrund man vor Bäumen nicht sehen könnte, und erst als er näher kam, entdeckte er seinen Irrthum. Auf uns machte dieses Geschrei, als wir es zum ersten Mal vernahmen, einen imposanten unheimlichen Eindruck, fast wie der monotone Chorgesang der Mönche *). Diese Aehnlichkeit ist es, auf welche die einsiedlerischen Pflanzer anspielen, wenn sie mit großer Ernsthaftigkeit von den Guariba's sagen: »sie beten ihr Paternoster« (estao rezendo). Sie behaupten sogar, daß der Aelteste diese wilde Hymne anstimme und daß dann erst die Andern ihren Trauergesang beginnen. In Vergleichung mit den andern Affen scheinen uns diese Guariba's nicht sehr behend. Manchmal sieht man sie gravitätisch von Ast zu Ast auf den Gipfel der Bäume steigen, allein wenn ein unerwartetes Geräusch sie in Schrecken sezt, so springen sie kräftig von Liane auf Liane und es gelingt ihnen oft, dem drohenden Pfeil zu entgehen, indem sie undurchdringliche Schlupfwinkel gewinnen. Der Fürst von Neuwied sagt mit Recht, daß die Wilden den Affen als das köstlichste Wildprät betrachten. Gewahrt ein Indianer eines dieser Thiere auf einem riesigen Waldbaum, so stellt er ihm nach mit einem Scharfsinn, wovon wir schwerlich einen Begriff haben: er hat auf der Stelle errathen, nach welcher Seite er ihm entwischen

*) Eschwege vergleicht es mit dem Gesang der Juden in einer Synagoge. Saint-Hilaire, der in seinen Beobachtungen so genau ist, bemerkt sehr richtig, daß auf dieses Geschrei ein Geräusch folge, ähnlich dem des Holzhackers mit der Axt. Man hört diese Heulaffen auf eine halbe Lieue weit. Diese Erscheinung wird erklärt aus der knochigen Trommel, die durch das Aufblasen des Zungenbeins gebildet wird, daher ihr Hals so voluminös ist.

kann. Ist der Baum sehr hoch, so klettert er auf einen andern, wo er ihm näher auf den Leib rückt und von da versucht er, ihn mit einem der Tacoara-pfeile zu erreichen, die so selten ihres Ziels verfehlen.

Wandern wir aus den großen brasilischen Wäldern den Seen des Innern oder den Flüssen der öden Gegenden zu, so begegnen wir einem Säugethier von ganz anderer Art, das aber von unschätzbarem Werth ist für die Indianer und die neuen Ansiedler — dem Manatus, der bei den Spaniern den Beinamen Peixe-boi führt. Obgleich dieses Thier eher Guiana eigenthümlich ist, so haben es doch Spix und Martius auch in den Einöden von Brasilien beobachtet. Es wird gegen fünfzehn Fuß lang und die Indianer verstehen, es geschickt zu harpuniren. Es gibt ein treffliches Schmalz, dessen man sich zum Anmachen der Speisen bedient, und die meisten Reisenden bezeugen übereinstimmend, daß sein Fleisch die größte Aehnlichkeit mit dem Rindfleisch hat. An den Küsten zeigen sich häufig Cetaceen. Sie mögen zwar ehedem zahlreicher gewesen seyn, aber die Ausbeute ist noch jezt, besonders in der Bai von San-Salvador, von Wichtigkeit. Lesson hat erkannt, daß der Wallfisch, den man an diesen Küsten fangt, einer Art angehört, die die Gewässer von Südamerika nie verläßt.

Noch ein Wort über die Hausthiere. Einige Theile Brasiliens scheinen zur Pferde-, Rinder- und Maulthierzucht vor andern geeignet. Nach den Südprovinzen nennt man Sertao de Bahia, Minas, Piauhy-Siara, Rio Grande do Norte. Die Ochsen sind in der Provinz Rio de Janeiro in kleiner Anzahl und genügen nicht für den Verbrauch. Im Allgemeinen wird der Viehzucht nicht die Aufmerksamkeit geschenkt, die sie verdient, denn sie könnte eine unberechenbare Quelle des Wohlstands werden. Die aus Europa eingeführten Schafe sind auffallend entartet, in keiner Provinz ist das Hammelfleisch geschäzt.

Wir gehen zu den Vögeln über. Oft wurden wir durch merkwürdige Aehnlichkeiten überrascht, welche die Natur in die Thiere der alten und der neuen Welt hineingelegt hat, ohne daß die Art völlig identisch ist. Bei dem amerikanischen Strauß ist es der Wuchs, welcher den Hauptunterschied macht. Der Ema, Nandu oder Tuyu wird nur 4 Fuß 5 Zoll lang und kann 53 bis 57 Pfund wägen. Der Fürst von Neuwied, der ihn in den Campos-Geraes häufig beobachtet hat, beschreibt die Jagd auf diesen Vogel also: »Ein Weibchen mit vierzehn Kleinen, die seit sechs Monaten ausgeschlüpft waren, lebte ruhig in der Nachbarschaft von Valo. Niemand focht sie an. Es mußten gierige Europäer kommen, um ihren Frieden zu stören und ihr nach dem Leben zu trachten. Dieser mißtrauische und sehr feine Vogel wittert die Gegenwart der Jäger selbst auf eine beträchtliche Entfernung: es bedarf daher vieler Vorsicht, wenn man seiner habhaft werden will. Im Lauf ermüdet er ein Pferd, weil er in keiner geraden Linie, sondern in vielen Wendungen seine Flucht bewerkstelligt. Als der Nandu mit den vierzehn Jungen, die über die Hälfte ihrer Größe erreicht hatten, sich zum ersten Mal zeigte (wir hatten seit mehreren Tagen umsonst gewartet), so legten sich drei meiner Jäger in Hinterhalt und begannen auf ihrer Seite die Hatz. Aber die Vögel waren so schlau als sie und ließen sich nicht täuschen. Der Zufall führte einen wohlbewaffneten und berittenen Vaqueiro herbei: er machte sich sogleich über die Vögel her. Zuerst folgte er dem Haufen langsam, schlug dann einen gestreckten Galopp an und durch verschiedene Angriffe gelang es ihm, dem größten der Jungen beizukommen,

indem er rasch vom Pferd sprang und es mit grobem Schrot niederschoß. In dem Magen des Thiers fand man kleine Cocusnüsse, andere sehr harte Früchte, Reste von Schlangen und Insekten. Das Fleisch hatte einen unangenehmen Geschmack: es wird überhaupt nicht gegessen. Man verfertigt in diesen Gegenden aus der schwarz beschmierten und gefärbten Haut Kamaschen, an denen man noch die Stelle der Federn sieht, aus der langen Halshaut Beutel. Die Eier, die man mitten zerschneidet, dienen zu Cuis oder Näpfen, die Federn zu Fächern.« Wir fügen hinzu, daß die Peones auf den Pampas den Nandu mittelst des Laço fangen. Und fast überall, wo dieser Vogelriese lebt, trifft man auch den Seriema. Derselbe ist fast eben so schnell im Lauf und man hat ihn wegen seines Aeußern und seiner Gewohnheiten mit dem Sekretär verglichen, der in den Wüsten von Afrika des Straußen treuer Begleiter ist. Die Seriema gehen truppweise wie die Truthühner. Man jagt sie zu Pferd wie die Strauße, denn ihre Flügel sind kurz und schwach. Sie sind ein sehr beliebtes Wildprät: ihr Fleisch schmeckt fast wie Hühnerfleisch.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Hühnergeschlecht: es ist eines der zahlreichsten und mannigfaltigsten. Das gemeine Huhn wurde aus Europa eingeführt und hat sich in allen Provinzen vervielfältigt. Auch das Truthuhn ist nicht einheimisch, sondern wurde wahrscheinlich aus Nord-Amerika gebracht: gleichwohl hat sein Gefieder eine Farbenpracht und sein Fleisch einen Wohlgeschmack, der bei uns selten ist. Der Hocco oder Mutum (crax alector), noch ein Bewohner der großen Wälder, hat einige Aehnlichkeit mit jenem Vogel und könnte unsere Geflügelhöfe bereichern, wenn man sich einige Mühe gäbe, ihn anzugewöhnen. Der Macuca, der Zabelè, der Jacu, der Jacupema und eine Menge anderer Vögel derselben Gattung gefallen sich in den Wäldern, besonders in den Neubrüchen, wo sie ein treffliches Wildprät sind.

Ohne Zweifel trifft man in den Bergen des Innern, gegen die Anden, den Condor, diesen Riesengeier, dessen Lebensart Humboldt so interessant geschildert und von welchem auch nach diesem großen Reisenden d'Orbigny so viel neue und merkwürdige Dinge zu melden gewußt hat, allein er ist nicht zu finden in den wenig hohen Gebirgen der besuchteren Theile Brasiliens, wo es übrigens an Raubvögeln nicht fehlt, an deren Spitze vielleicht der Urubu-rey oder Königsgeier aufzuführen ist, den sein weißes Gefieder und seine rothen fleischigen Auswüchse so bemerklich machen, den man aber äußerst schwer bekommt. In der Nachbarschaft der Städte, insonderheit längs dem Gestade von Rio de Janeiro, sind ganze Schwärme schwarzer Geier zu erblicken: sie bedecken den Strand und man könnte sie für Haufen Truthühner halten. Sie säubern das Land von einer Masse Unreinlichkeiten, weßhalb die Polizei mit Recht verlangt, daß man sie in Frieden läßt. Adler von der kleiner Sorte, Sperber, welche frei ihrer Beute nachgehen, sind eine gewöhnliche Erscheinung in fast allen Gegenden des Innern und der Küste.

Kommt man an die fast noch undurchforschten Ufer dieser großen Flüsse des Nordens oder zu diesen Lagunen, die nach den Winterregen in den Wäldern so häufig sind, so staunt man über die Menge von Wasservögeln, die mit melancholischer Gravität hier ihre Spaziergänge machen, als ob sie ahnten, daß man ihnen die Herrschaft dieser Einsamkeit bald entreißen wird. Da ist der Soco boy oder Ochsenreiher, der Erste an Größe und

Kraft, dessen mattes Gefieder absticht gegen die Pracht des Laubs und der Blüthen — er hält sich etwas bei Seite — da ist der Garça real mit fleckenlosem, weißem Gewand — da sind die Flamingos, deren glänzender Putz alle Vögel des Ufers überstrahlt. Die rosenfarbenen Löffelgänse, der feuerfarbene Guara, mehrere Arten Enten unterbrechen durch die Schnelligkeit ihres Flugs oder den Ungestüm ihres Gangs die traurige Stille dieser Ufer. Und unfern an sumpfigen Plätzen läßt der Anheima oder Kamichi seine Trauertöne erschallen und mischt sich selten unter andere Vögel. Charakteristisch in der Ornithologie der großen wie der kleinen brasilischen Flüsse sind die zahlreichen Eisvögel (martins-pêcheurs). Man sieht sie in verschiedenen Richtungen mit einem leichten Schrei an einander vorüberfliegen, ihr grünes Gefieder mit metallischen Reflexen vergoldet vom Sonnenstrahl.

Es lautet fast wie ein Gemeinplatz, wenn man in einer Schilderung Brasiliens von den Papagayen spricht. Seit dem sechszehnten Jahrhundert hört man aus dem Mund der Reisenden und selbst der Dichter das Lob der Papagaye mit den lachenden Farben: jedem Matrosen war es eine Herzensangelegenheit, sich ein solches Prachtstück mitzunehmen. Die Schiffskapitäne aus Dieppe oder Havre, die in Itamaraca oder im Reconcave Brasilienholz luden, ermangelten nicht, sich die schimmerndsten Arten auszuwählen, welche die Frauen für sie aufhoben und mit denen sie ihren Privathandel trieben *). Seitdem hat das ernste Studium sich Desjenigen bemächtigt, was ursprünglich bloß Gegenstand der Liebhaberei war. Man hat neue Arten in Amerika erkannt, man bewundert deren besonders drei große: den rothen Ara, den Ara mit blauen Flügeln und glänzend gelber Brust, den die Tupinambas Canindé nannten, und den Ara mit ganz blauen Flügeln, den man nur im Innern trifft und von dem wahrscheinlich in Europa kein lebendes Exemplar existirt. Diese drei prächtigen Arten haben längst aufgehört, sich in der Nähe der großen Küstenstädte zu zeigen, dagegen sieht man nicht selten die rothen Ara's und selbst die Canindé's in kleiner Entfernung vom Meer in den Gehölzen der Ostküste, wo sie jedoch nicht immer eine sichere Freistätte haben. Nichts ist herrlicher als an den Ufern des Belmonte und Rio Doce der Anblick eines Jaquetiba in seinem üppigen und malerischen Blätterschmuck, der diesen Vögeln zum Aufenthaltsort dient: man könnte sie für Blüthen dieses riesigen Baums ansehen. Aber hören sie ein ungewohntes Geräusch, gleich entfalten sie ihre großen purpurnen Schwingen, stoßen, um ihr Nest kreisend, ihren sonoren Laut in die Einöden und wenn die Sonne auf sie scheint, so umgeben ihre Strahlen diesen König des Waldes mit einer Glorie von Purpur und Azur. Man will behaupten, daß gegen Norden, vornehmlich an den Ufern des

*) Eine äußerst merkwürdige Sammlung Darstellungen von Trachten auf der königlichen Bibliothek zu Paris vom Jahr 1567 enthält unter Anderem das Bild eines wilden Brasiliers und seiner Frau. Dabei stehen die freilich nicht sehr poetischen Verse:

L'homme du lieu auquel le Brésil croist
Est tel qu'ici à l'oeil il apparoit.
Leur naturel exercice s'applique,
Couper Brésil pour en faire trafique.

Les femmes là sont vestues ainsi
Que ce pourtraict le montre et le présente
Là des guenons et perroquets aussi
Aux estrangers elles mettent en vente.

Orinoco's, einige Völkerschaften Ara's aufziehen, wie wir Geflügel halten, und daß diese in ihrem Wesen sonst so unabhängigen großen Vögel sich schnell an den Hausstand gewöhnen; ferner, daß man sie in großer Menge fange, indem man berauschende Körner auf den Boden streue, von deren Genuß sie so betäubt würden, daß sie nicht mehr recht auffliegen könnten. Ein Mann dürfe dann nur mit einem Stock ihnen einen Streich versetzen, der sie vollends betäube, so könne er leicht selbst der Erwachsenen sich bemächtigen. Außer den Ara's und den blauköpfigen Papagayen, die man auf dem Küstenland als eine Geisel des Ackerbaues betrachtet, gibt es in Brasilien noch verschiedene Arten, von welchen die Amazone eine der verbreitetsten ist, die sich auch leicht zähmen läßt. Gewiß ist, daß in einer schon entfernten Epoche die Indianer sich mit dem Aufziehen dieser Vögel besonders abgaben und daß sie selbst um ihr Gefieder mannigfaltiger zu machen, geheime Künste besaßen, die noch nicht bei allen Stämmen ausgestorben sind. Die Sache wäre überhaupt nicht schwer, wenn es sich, um buntscheckige Papagayen zu bekommen, um Nichts handelte, als, wie die Tupinambas und Tamoyos gethan haben sollen, ihnen gewisse Federn auszureißen und an deren Stelle den animalischen Saft von einem Frosch (rana tinctoria) einzuspritzen. Wie wir hatten die Indianer bemerkt, mit welcher Leichtigkeit diese Vögel die menschliche Stimme nachahmen und die Worte wiederholen, die man ihnen vorsagt. Im 16ten Jahrhundert gab es keine indianische Frau, die nicht ihren Lieblingspapagay hatte: die Muße des wilden Lebens erlaubte ihr, sich seinem Unterricht so zu widmen, daß sie ihm eine Geschicklichkeit beibrachte, die wohl jezt selten zu finden ist. Dem alten Lery hatte ein Dolmetscher einen schönen Papagay verehrt. Er erzählt: »Aber da war noch ein größeres Wunder von einem Papagay dieser Art, den hatte eine wilde Frau gelehrt in einem Dorfe zwei Lieues von unserer Insel. Denn als ob dieser Vogel Verstand gehabt hätte, um zu begreifen und zu unterscheiden, Was Die, so ihn nährte, mit ihm sprach, so sagte sie zu uns in ihrer Sprache, als wir vorbeigingen: »»Wollt Ihr mir einen Kamm oder einen Spiegel geben, so will ich Euch gleich jezt meinen Papagay singen und tanzen lassen?«« Darob nun, um einen Zeitvertreib zu haben, willigten wir in ihr Verlangen, und kaum hatte sie zu dem Vogel gesprochen, so hob er nicht allein an, auf der Stange, da er war, zu hüpfen und zu springen, sondern er plauderte, pfiff und machte die Wilden nach, wie sie in Krieg gehen, auf unglaubliche Weise. Kurz, wenn es seiner Herrin gefiel, ihm zu sagen: singe, so sang er, und: tanze, so tanzte er. Und im Gegentheil, wenn es ihr nicht gefiel, weil man ihr Nichts geben wollte, so durfte sie nur ein Wenig barsch zu dem Vogel sagen: Augé, d. h. hör auf, so gab er keinen Laut mehr von sich und Was wir auch zu ihm sagten, er rührte weder Fuß noch Zunge. Denket Euch, wenn die alten Römer, die, wie Plinius sagt, so gescheut waren, daß sie nicht nur einem Raben, der sie in ihrem Palast mit Namen grüßte, ein kostbares Leichenbegängniß hielten, sondern Den, der ihn tödtete, verurtheilten, das Leben zu verlieren — denket Euch, wenn sie einen so gut gelehrten Papagay gehabt hätten, Was müßte der ihnen werth gewesen seyn? Darum nannte ihn auch die wilde Frau ihren Cherimbave, ein Ding, das man lieb hat, und hielt ihn so theuer, daß, als wir sie fragten, ob sie ihn verkaufe und Was sie dafür wolle, sie im Spaß zur Antwort gab: Maca ussu, Das will sagen, eine Artillerie, so daß wir wohl wußten, wir würden ihn nie von ihr kriegen.« In diesen Gegenden, wo kein Monument,

keine Art Schrift von dem Vorübergehen der Nationen Kunde gab, konnte geschehen, wovon der berühmteste unserer Reisenden noch Zeuge gewesen ist, daß nämlich die unvollständige Sprache eines Ara die einzige Spur eines Stammes war, der aufgehört hatte zu seyn. Zu Maipure hörte Humboldt einen alten Papagay reden und die Indianer selbst sagten ihm, daß sie ihn nicht verständen. Er redete die Sprache der Atures, einer seit mehreren Jahren vollständig erloschenen, weiland mächtigen Nation *). Als Wildprät ist der Papagay erträglich: jüngere Papagaye werden zumal in der Zeit, wo gewisse Früchte reif sind, häufig gespeist. Doch ist es übertrieben von Lery, wenn er sagt, das Fleisch schmecke wie Rebhuhn, sey zwar ein Wenig hart. Vielleicht spricht aus diesen Worten des alten Reisenden die Erinnerung an die schreckliche Hungersnoth, die er auf der Rückreise nach Frankreich durchzumachen hatte, als sie, nachdem alle Thiere an Bord getödtet waren, die Schilde von Tapirfell verzehrten und an dem Brasilienholz nagten, aus welchem die Ladung des Schiffes bestand?

Einer der Vögel, die den Fremden am meisten auffallen, wenn sie sich nur einige Lieues von den großen Städten entfernen, ist der Tucan: er ist so bemerkenswerth durch die Seltsamkeit seiner Gestalt als den Schimmer eines Theils seines Gefieders und Was Manche nicht wissen, ein köstliches Wildprät. Nur zu einigen Zeiten des Jahrs nährt er sich mit gewissen Beeren, die seinem Fett eine Orangefarbe geben, deren Anblick nicht angenehm ist. Die Tupinambas schätzten diesen Vogel wegen seines Fleischs und wegen seines Gefieders außerordentlich. Sie bezeichneten ihn mit dem Beinamen des Tabura sirten, d. h. des Tanzgefiederten, und seine glänzenden Halsfedern dienten zum Putz den Piayes und den Häuptlingen bei den großen Festen. Vermuthlich war es dieser Umstand, der den Kaiser Don Pedro bestimmte, daß er seinen kaiserlichen Mantel mit Tucansfedern besetzen ließ **), ungefähr wie die europäischen Fürsten Mäntel mit Hermelin tragen.

Die fortwährende Vermehrung unserer naturgeschichtlichen Sammlungen beweist, wie groß die Zahl der Vögel mit glänzendem Gefieder ist, aber man darf nicht glauben; daß diese prächtigen Bewohner der Wälder auf Einem Punkt beisammen seyen. Sie finden sich in den entferntesten Gegenden zerstreut. Doch reicht die zahlreiche Familie der Tangaras und der Cardinäle hin, um selbst die Umgebungen der Städte mit einer Menge allerliebster Vögel zu bevölkern, die die Europäer nicht müde werden zu bewundern, nur fast immer mit dem Wunsch, sie möchten einen etwas sanftern Gesang haben, wiewohl es bloß ein freilich allgemein verbreitetes Vorurtheil ist, die Vögel der Aequinoktialzone geben bloß ein widerliches Gekreisch von sich. Der Sabia, Grunhata, Patativa, Azulao und viele andere Vögel stehen, Was die Lieblichkeit ihres Gesangs betrifft, keinem der Singvögel Europa's nach.

Unter den reizenden Bewohnern der Wälder und Felder ist einer, welcher In- und Ausländer gleich entzückt — der Paradiesvogel (oiseau-mouche). Die Indianer der verschiedenen Theile Amerika's nennen ihn bald Guainumbi oder Guaracinga, Sonnenstrahl oder Sonnenhaar, Vayautl quitotl, Etsioei oder den kleinen Blumenkönig. Sie

---

*) Die Atures waren in den Gegenden des Orinoco. Die lezten Familien lebten im Jahr 1767. S. Humboldt und Salvatore Gili's: Storia americana.

**) S. Walsh Notices of Brasil. Der Verfasser erzählt, daß dieses bei Eröffnung des Senats getragene Gallakleid sich ziemlich wunderlich ausnahm.

vergleichen ihn in ihrer lebendigen Sprache mit den glänzendsten und schnellsten Wesen der Schöpfung. Wenn die alten Reisenden seiner gedenken, erschöpfen sie sich in Formen der Bewunderung: da ist es, um mich der Ausdrücke des Paters du Tertre zu bedienen, eine kleine Himmelsblume, welche die Erdenblumen herzt, oder ein Strauß von Diamanten, der in den Feuern des Tages schimmert. Der Paradiesvogel ist durch ganz Brasilien verbreitet, besonders in ungeheurer Menge in den Umgebungen von San-Salvador. Die Portugiesen haben ihm wie dem Colibri den poetischen Namen Beja flor (Kußblume) geschöpft. Seine Arten sind so zahlreich, daß sie zu Lessons anmuthiger Monographie die reichsten und merkwürdigsten Beschreibungen geliefert haben. Brasilien und Guiana sind auch das Vaterland der Colibri's *). »Aber,« wie der oben erwähnte Naturforscher sagt, »die Colibri's scheinen durch ihren Körperbau an die heiße Zone gefesselt, die sie nie verlassen, während die anscheinend schwächeren Paradiesvögel sich ohne Scheu in kältere Breiten wagen, sey es in die Vereinigten Staaten, nach Neu-Schottland und auf die Nordwestküste, sey es nach Chili und Patagonien.« Daß die Colibri's wie die Paradiesvögel nur vom Saft der Blumen leben, wird ziemlich allgemein angenommen, allein es ist nun erwiesen, daß ihre Nahrung fast ausschließlich aus sehr kleinen Insekten besteht. Mit Hülfe ihres langen krummen Schnabels holen sie sie aus den Blumenkronen heraus, wo ein Honigsaft sie anzieht. Es sind kleine Fliegen, kleine Raupen, welche diese Vögel vorzugsweise aufsuchen. Obgleich wir nie Zeuge waren, daß man junge Colibri's aufgezogen hat, so haben wir gesehen, daß der Versuch gemacht worden ist. Und es scheint, daß man mit kleinlichter Sorgfalt sie wie die Paradiesvögel wohl aufziehen könnte.

Es gibt eine große Anzahl Reptilien in diesem Theil von Südamerika, wenn man aber all den Geschichten oder Erzählungen, die nach Muße im Kabinet verfaßt wurden, glauben wollte, so könnte man selbst in den Umgebungen der Städte keinen Schritt thun ohne Furcht vor einem gefährlichen Biß. Daß in einigen Seen, einigen Flüssen das amerikanische Crocodil, der Caiman, fast überall Jacaré genannt, zumal wenn er der Art angehört, die als Jacaré de papo amarello bezeichnet wird, ein gefährlicher Feind sey für gewisse Thiere, unterliegt keinem Zweifel. Selten hat man jedoch in den Orten, die er bewohnt, den Tod eines unvorsichtigen Schwimmers zu beklagen. Auch gibt es Giboya oder Riesenschlangen (boa constrictor), aber sie halten sich nur in den Wüsten der Ostküste und den unbewohnten Tiefen von Goyaz und Mato-Grosso auf, und auch dort ist den Reisenden ihre Begegnung so gar furchtbar nicht. In allen Provinzen existiren Surucucu und Jararaca, deren Biß tödtlich werden kann, aber

*) Manche kennen den wirklichen Unterschied zwischen dem Paradiesvogel und dem Colibri nicht. Wir glauben ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn wir die Stelle über diesen Gegenstand aus Lesson hersetzen: „Die meisten Schriftsteller schrieben den Paradiesvögeln einen stärkern Wuchs und den bogenförmig gekrümmten Schnabel zu, während er bei den Leztern gerade und an der Spitze ein Wenig aufgelaufen ist. Aber wie viele Paradiesvögel, wie der Blaubart, das Schwälbchen &c., bieten eine leichte Krümmung ihres Schnabels, während wahre Ornismyen, unter andern der Patagonier, durch ihren langen Wuchs sich gegen die Ungewißheit erklären, welche herrschen muß, wenn man eine Scheidelinie ziehen will, welche die Natur nicht hat. Indeß der an der Basis breite und convexe Schnabel eines Colibri verdünnt sich allmälig, bis er in eine glatte Spitze endigt, und, Alles gleich vorausgesezt, so ist er immer stärker und dicker als der eines Paradiesvogels. Mit Einem Wort, die Colibri's haben kürzere, gedrungenere Glieder, breitere, längere Schnäbel als die Paradiesvögel, ihre Körperform hat im Ganzen denselben Typus, nur modifizirt durch einige leichte Schattirungen." Histoire naturelle des colibris par R. P. Lesson, S. 4. Dieses niedliche Werk bildet die Fortsetzung der Histoire naturelle des oiseaux-mouches.

wie viele Thiere dieser Art, fliehen sie oft schon beim Geräusch des Menschen und selten greifen sie an, wenn sie nicht gereizt werden. So ist es auch mit der vielleicht gefährlicheren Klapperschlange (cobra de cascavel), die man ziemlich häufig antrifft. Das imposanteste und merkwürdigste unter den Reptilien der neuen Welt ist der Sucuriu oder Sucuriuba, der in Gegenden der Ostküste und des Sertao vorkommt. Wir hatten zu unserer Verfügung die Haut einer dieser Schlangen, die von einem Kolonisten mittelst eines an einer langen Stange befestigten Messers im Rio Belmonte getödtet worden war: sie hatte eine Länge von nicht weniger als 20 bis 25 Fuß. Wir geben, was die beiden Gelehrten, die die meisten Nachweisungen gesammelt haben, über den Sucuriu sagen. Nach Duarte Nogueira erreicht diese Schlange zuweilen eine solche Länge, daß man sie für einen umgestürzten Palmbaum halten könnte. Sie ist nicht giftig, aber furchtbar durch ihre außerordentliche Stärke. Wenn sie ein Thier angreifen will, so rollt sie ihren Schwanz um einen Baum oder einen Felsen, stürzt rasch auf ihren Raub, zerbricht ihm die Knochen in ihrer Umarmung und verschluckt ihn langsam, gleichsam saugend. Alte Schlangen haben im Hunger schon Reiter und Roß oder selbst Ochsen angegriffen und diese leztern verschlungen mit den Hörnern, die abfielen, wenn der Körper hinuntergewürgt war. Mehrere Sertanejos haben uns versichert, sie hätten im Magen eines 40 Fuß langen Sucuriu ein Reh und zwei wilde Schweine gefunden. Wir hatten oft Gelegenheit, diese Schlangen zu sehen, die zusammengerollt wie Kabeltaue an den Ufern der Seen lagen. Man kann ohne Gefahr auf sie Jagd machen, weil sie dumm, faul und furchtsam sind. Während der mehrwöchentlichen Erstarrung, die auf ihre Mahlzeiten zu folgen pflegt, greift man sie am sichersten an. Das Fleisch des Sucuriu ist ungenießbar, aber sein Fett wird bei verschiedenen Krankheiten, z. B. Schwindsucht, gebraucht. Saint-Hilaire fügt hinzu, daß diese Boa mit derjenigen identisch ist, welche Humboldt im Orinoco schwimmen sah. Humboldt will bemerkt haben, daß sie ihr Opfer mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzog — eine Thatsache, die Spix und Martius in Abrede stellen. Gewiß ist, daß die Krallen, mit welchen dieses Amphibium sich nach den Angaben verschiedener Schriftsteller anklammern soll, ehe es sich auf seine Beute wirft, nicht existiren.

Noch gibt es in Brasilien ein Thier, das auf den ersten Anblick mehr Widerwillen einflößt, als vielleicht irgend eine dieser Schlangen, von denen man so lange Namensverzeichnisse aufführt — es ist die gehörnte Kröte. Man findet sie auf dem Gebiete von Rio de Janeiro und in einigen andern Provinzen. Sie ist sonder Zweifel das garstigste Geschöpf dieser Breiten, wo doch die Formen so mannigfaltig und mitunter so seltsam sind. So groß wie ein Hut kann sie sich zu einem doppelten Umfang nach Belieben aufblähen und drohend richtet sie die fleischigen Anhängsel über jedem Augenlied empor. Wenn man sie reizt, so öffnet sie einen ungeheuren Schlund, gibt einen schreienden Ton von sich und beißt nach allen Seiten um sich. Ihr Zorn ist sehr belustigend, übrigens nicht gefährlich*). Brasilien hegt noch eine Menge Thiere vom Froschgeschlecht, darunter der Brüllfrosch. Läßt er seine tiefe Stimme aus den sumpfigen Theilen der Wälder erschallen, so glaubt man sich in der Nähe eines unendlich größeren Thieres.

*) S. Quoy, Voyage de l'Uranie bei Freycinet.

Auch von Eidechsen wimmelt Brasilien und sie zeigen sich sogar in den Häusern. Die große Art, welche man Tiu nennt, gibt ein treffliches Fleisch, das auf die besten Tische kommt. Es schmeckt wie junges Huhn. So verschafft man sich auch verschiedene Arten Schildkröten, sie sind aber bis jezt von keinem Nutzen für Handel und Industrie gewesen. Man unterscheidet die Testudo Midas, die Testudo coryacea und die Testudo careta. Ihre Eier bieten oft den Indianern wie den Reisenden eine reichliche Speise, sie sind jedoch nicht so in Ueberfluß vorhanden, daß man wie an den Ufern des Orinoco eine Art Butter daraus macht, welche ganzen Dörfern zur Nahrung dient. Nichts desto weniger gibt es Schildkröten, die auf einmal bis 20 Dutzend Eier legen. So viel sammelte der Fürst von Neuwied in dem Sand der Ostküste, ohne daß das geplünderte Thier den geringsten Widerstand leistete, um seine Brut zu erhalten.

Seit der Epoche der Entdeckung waren die Küsten Brasiliens berühmt wegen der Trefflichkeit und Mannigfaltigkeit der Fische, die man daselbst fing. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts sagt Claude von Abbeville in seinem malerischen Style, »man könne alle die Arten von Fischen, die sich hier finden, so wenig in Klassen bringen, als man die Sterne des Himmels zählen könne.« Doch hat die jetzige Wissenschaft eine Aufgabe nicht gescheut, die dem guten Missionär unmöglich schien und noch jeden Tag macht sie neue Entdeckungen. Zu den geschätzesten Fischen rechnet man die Garupa: sie bildet einen ansehnlichen Handelszweig. Am gewöhnlichsten wird sie zwischen Rio de Janeiro und Bahia bei den unter dem Namen Abrolhos gefürchteten Klipppen gefangen. Der Cavallo, dessen Fleisch etwas Aehnlichkeit mit dem des Thunfisches hat, verproviantirt die Fischereien von San Salvador. Zu Rio de Janeiro sind die beliebtesten Arten: Anchova, unserer Alse ähnlich, Enchada, von seltsamer Rautenform, Flodobaldo, eine Art sehr gesuchter Barbe, die große Corvina, die so selten ist als die kleine gemein. Außer einer Menge solcher, die zu den Haien, den Rochen, den Salmen gehören, gibt es andere, die man in die Klasse der Spitzschwänze (trichiures), der Meerhähne (gals), der Pimeloden, der Muränen, der Percis, den Serans setzen kann. Marimba und Olhos de Cachorro sind zwei köstliche Rothbärte. Verglichen mit diesen Meerfischen sind die Fische der Flüsse und Seen von weit geringerem Wohlgeschmack. Manche sind jedoch von den Kolonisten im Innern sehr geschäzt: so der Teufelsfisch oder Piranha. Er ist sehr häufig in den Gewässern des San-Francisco, wird zwar kaum zwei Fuß lang, zieht aber in Schaaren und ist der Schrecken der Schwimmer. Sein Biß ist wie der Schnitt eines Rasirmessers. Die elektrischen Aele, deren seltsam Wesen Humboldt so anziehend schildert, sind, wie man mir versichert hat, in den Seen in der Nähe des Amazonenflusses eine gewöhnliche Erscheinung. Wie in Oberguiana sind sie ohne Zweifel auch dort die Dränger der Thiere, die sie tödtlich treffen können mittelst ihres unsichtbaren Apparats. Im Süden sind sie unbekannt. In mehreren Flüssen findet man den Sucuruby, die Durada, die man mit dem Kabeljau von Neufundland verglichen hat, die aber nach dem Urtheil Saint-Hilaire's unendlich vorzuziehen ist. Der Matrinchan, Pacu, Piau oder Piao, Traira, Mandy, Jondia, Curvina, Acari, Piabanha, Curmatan, Pari, Lambari, Bagre, Piampera, Perpitinga, Roncador gehören verschiedenen Oertlichkeiten an und können von

großem Nutzen seyn, wenn sich an den Ufern eines verlassenen Flusses eine Niederlassung bildet.

Der Prinz von Neuwied hat in seiner interessanten Reisebeschreibung eine Liste der Muscheln gegeben, welche sich längs der Ostküste finden. Sie haben lange nicht die Pracht und Mannigfaltigkeit wie in Polynesien und den Meeren Indiens. Zwischen Rio de Janeiro und Bahia stoßt man, wie mir versichert wurde, zu einer und der andern Zeit am Ufer auf eine Murexart, die einen Purpur von großer Schönheit liefert. Obgleich diese Entdeckung nicht gerade ohne Belang ist, so kann ihr doch eine sehr hohe Wichtigkeit nicht beigelegt werden in einem Land, wo die Wälder so viele noch unbekannte Farbpflanzen in sich schließen. Nach dem Doktor Walsh enthielte der Orgelberg einen Kalksteinbruch: da dieser erste Erforscher das Geheimniß von dessen Lage mit sich fortgenommen hat, so bedient man sich in Rio de Janeiro und der Umgegend eines Kalks, den man durch die Verkalkung von Conchylien bekommt. In diesem Land wie in ganz Amerika sind die Austern von geringerer Qualität als in Europa. Wenn man über einige öden, vom Meer überschwemmten Gestade wandert, so ist Nichts gewöhnlicher als daß man mit einer Menge kleiner Austern belastete Wurzeln von Leuchterbäumen trifft, an denen sie wie wundersame Trauben in die Fluthen hinabhängen. Diese Austern sind auf eine sehr ungleiche Art an einander befestigt und sehr schwer zu öffnen. Ihr Geschmack ist nicht unangenehm und zuweilen ein willkommenes Labsal für einen hungrigen Reisenden. Die Indianer öffnen sie durch ein Mittel, das ihnen einen Theil ihrer Schmackhaftigkeit nimmt, aber Leuten, die einen starken Appetit haben, gute Dienste thut. Sie schneiden eine der mit Muscheln belasteten Wurzeln ab und bringen sie an ein mildes Feuer. Die Auster öffnet sich dann von selbst und das Thier läßt sich leicht herauslangen. Auf der Süd- und Nordküste ist Brasilien reicher an Crustaceen als an Muscheln. Außer den Langusten und einer Art Crevetten, Camaroes genannt, die leicht zu fangen sind, gibt es Myriaden von Krabben, die sich insgemein zwischen die Seewälder von Wurzelnträgern zurückziehen. Von ihnen gilt Was der Pater du Tertre von den wandernden Krabben der Antillen sagt: sie sind ein wahres Manna. Zu gewissen Zeiten können sich ganze Aldea's von ihnen nähren. Die Einwohner auf der Ostküste haben übrigens zum Theil so mäßige Gewohnheiten, daß einige Krabbenschenkel, in einem gepfefferten Wasser gekocht, und ein kleiner Kürbiß mit Maniocmehl gefüllt, zur Kost eines ganzen Tages hinreichen, mit dem Vorbehalt, sich für dieses etwas strenge Fasten bei dem ersten ergiebigen Fischfang schadlos zu halten.

Ohne Gefahr, Lügen gestraft zu werden, läßt sich behaupten, daß keine Gegend den Entomologisten ähnliche Reichthümer darbietet. Brasilien ist das gelobte Land des Gelehrten, der sich mit diesem Zweig der Naturwissenschaft beschäftigt. Man darf nur sehen, welch glänzende Exemplare die Ausbeute eines bloßen Spaziergangs an dem Fuß des Corcovado oder an den Ufern des Sees von San-Salvador sind, so theilt man gern die Begeisterung der Sammler. Verlängert man seine Wanderung und kommt einige Lieues ins Innere, so steigt die Begeisterung. Wo ist ein Reisender der Wissenschaft noch so fremd, der beim Anblick gewisser Schmetterlinge nicht entzückt still hält? Wer hat nicht mit neugieriger Bewunderung den Schmetterling betrachtet, welchen die Naturforscher Phaläna agrippina nennen — ohne

Zweifel das größte Insekt dieser Gattung, das man in der Welt treffen kann, da es 9½ Zoll breit ist? Der Indianer eines unserer gefeiertsten Reisenden hatte mit seinen langen Pfeilen eine dieser riesigen Phalänen geschossen, die sich während des Tags dicht an die großen Bäume halten, wo das Grau ihrer Flügel mit der Rinde zusammenfällt. So sehr aber auch die Phaläna agrippina auf den ersten Anblick in Erstaunen sezt — in Bezug auf Farbenpracht kann sie sich mit dem Nestor nicht messen, dessen blaue Flügel so reich in der Sonne schillern. Oft habe ich ihn bewundert in seinem etwas schwerfälligen Flug an den sumpfigen Ufern des Reconcave, wo er sich gefällt! Oft wenn er sich forttragen ließ vom Wind, konnte man ihn mit den Blumen des Ufers verwechseln, denn wie sie entfaltet er sich in brennender Mittagsglut und fast immer ist es dieser Augenblick, wo er seine Pracht zur Schau stellt. Welchen Schmetterling könnte man nach ihm mit Fug nennen, wenn es nicht der Leilus ist? Seine schwarzen Flügel sind gestreift mit grünen Fransen, ihr Schimmer erinnert an diese Goldstickereien auf Sammt, die man manchmal sieht. Doch ich bescheide mich, alle diese glänzenden Insekten aufzuzählen. Ich will nur noch an diese Kornwürmer (charançons) erinnern, die man ehedem zu Halsbändern faßte und als Ohrenringe trug, und vor Allem an diese leuchtenden Coleopteren, die, wie Humboldt sagt, in einer Nacht der Tropenländer glauben machen könnten, das Himmelsgewölbe habe sich auf die Savane herab gesenkt. Wir zählen in Europa nur drei oder vier Arten, fast sämmtlich ohne Flügel und bloß die Luciole Italiens vermag einen schwachen Begriff zu geben von dem Schauspiel der Leuchtkäfer der neuen Welt. In Brasilien sind es, nach Saint-Hilaire's Beobachtung, verschiedene Arten von mehr als Einer Gattung, welche die Luft durchsegeln und sie mit ihrem Licht furchen. Einige haben die lezten Bauchringe mit phosphorischer Materie gefüllt, andere dagegen haben am obern Theil ihres Bruststücks zwei leuchtende Hervorragungen, sie sind gerundet und ziemlich abstehend, scheinen aber zu verschmelzen, wenn das Insekt fliegt, und bei Nacht glänzen sie wie eben so viel Smaragde, gefaßt auf braunem etwas gekupfertem Grund. Alle Reisenden wurden von der bewunderungswürdigen Erscheinung dieser Coleopteren betroffen. Wirklich ist es schwer, etwas Ueberraschenderes zu sehen als diese schnellen Lichtstrahlen, welche wie elektrische Flammen durch die Nacht zucken oder die leuchten gleich den vereinzelten Funken, die eine bengalische Feuergarbe manchmal hinter sich läßt. Was allein keine Vergleichung erlaubt, ist dieses plötzliche Verschwinden des Lichts, welches jezt erlischt, dann wieder erscheint und von Neuem erlischt. Wenn man sich auf Oviedo beziehen darf, so banden sich die Einwohner von Haiti, die in die Berge flohen, um die Abgründe zu vermeiden, einige Coleopteren der größeren Art an die Füße, deren regelmäßige Bewegung sie unglücklicherweise den Spaniern verrieth. Auch hat man behauptet, sie erschrecken ihre Verfolger, indem sie den ganzen Körper mit ihrer phosphorischen Substanz überzögen und so ihr Ansehen furchtbar machten, besonders in einer stürmischen Nacht. Allein diese Angabe ist, ob sie wohl ziemlich glaubwürdige Gewährsmänner für sich hat, nicht statthaft. Eine andere Eigenthümlichkeit, die nicht in Zweifel gezogen werden sollte, ist, daß man mittelst dieser Koleopteren bei Nacht lesen kann. Der Pater du Tertre berichtet naiv, wie er bei diesen kleinen lebenden Leuchtern, wenn ihm das Licht

ausging, sein Brevier las. Wir haben mehr als einmal uns durch eigene Erfahrung überzeugt, daß der fromme Missionär Nichts übertrieben hat *).

Verlassen wir diese Insekten, die nur zu den Festen der Natur dienen, und untersuchen wir diejenigen, die den Menschen wesentlich schädlich oder nützlich sind. Der Cactus opuntia, der die Coschenille nährt, gedeiht vollkommen in Brasilien und eine Zeit lang hat er die Verbreitung dieses kostbaren Insekts sehr gefördert. Man sagt aber einigen Pflanzern nach, sie hätten gefärbtes Maniocmehl unter ihre Coschenille gemischt und diese Betrügerei habe diesen vielversprechenden Handelszweig in Mißkredit gebracht. Ich gestehe, ich glaube eher, daß sie nicht beharrlich genug und nachläßig waren.

Die Bienen, in Europa eine so kostbare Hülfsquelle der Hauswirthschaft, leben in Brasilien noch im Naturzustand. Sie kommen in großer Mannigfaltigkeit vor, und die Indianer betrachten Bienenstöcke als einen lieben Fund, den ihnen der Zufall der Wälder darbietet. Ohne von Spix und Martius deren langes Verzeichniß zu entlehnen, bemerke ich, daß die Jata, Mondu'ra, Nandaçaya, Marmelada und Uruçu den besten Honig geben und die Uruçu und Mumbuca in viel größerer Quantität als die andern, und daß keine dieser Bienen einen Stachel hat. In Gegenden des Innern legen einige Bienen ihren Stock in der Erde an und werden die Beute von Insekten, Eidechsen und Tatu's. Gewöhnlich nisten sie in alten Bäumen, wo sie, den Menschen ungerechnet, eine Menge Feinde haben. Im Allgemeinen ist das brasilische Wachs von sehr dunkelbrauner, schwärzlicher Farbe und man hat umsonst versucht, es weiß zu machen. Erst in den lezten Jahren soll ein Einwohner von Villa=Boa in seinen Versuchen glücklicher gewesen seyn. Der Honig ist in der Regel trefflich und hat nicht den unangenehmen Nachgeschmack des europäischen. Doch muß man sich in gewissen Wäldern des Innern in Acht nehmen: es gibt dort Honige, die ein wirkliches Gift sind. Spix und Martius bezeichnen als solches den von der Monbubinha: er ist von grüner Farbe und wirkt als heftiges Abführungsmittel. Fast wäre Saint=Hilaire während seiner langen Reisen ein Opfer giftigen Honigs geworden.

Wenn wir unsere zerstreuten Ameisenhaufen in Europa betrachten, so dächten wir nicht, daß die zahlreichen Arten von Ameisen eine der größten Geiseln des Ackerbaues und selbst einzelner Zweige der Industrie werden könnten: in Brasilien ist Dieß eine Thatsache, die der Reisende bald auf seine Kosten erfährt. Es gibt keine Sammlung, die den Ameisen entgeht, wenn man sie nicht mit aller möglichen Vorsicht verwahrt. Es gibt kein besätes Feld, das ihren Einfällen widersteht. Obgleich daher der Ackerbau noch nicht sehr weit vorgerückt ist, so hat man doch mehrere sinnreiche Mittel entdeckt, um einen so beunruhigenden Feind abzuhalten. Am Ufer des Meers wie im Innern führen die verschiedenen Arten Ameisen Namen, welche ihre Gewohnheiten bezeichnen. Die größte und gefürchtetste ist die Formiga

*) Um ganz genau zu seyn, so müssen wir sagen, daß man die beiden Lichtstrahlen des Insekts an der Linie, die man lesen will, vorüber führen muß. Ein Gelehrter, dessen Wahrnehmungen mir das größte Vertrauen einflößen, bemerkt, daß von gewissen phosphorischen Koleopteren bloß ein rothes und dunkles Licht ausgeht. Ich entsinne mich nicht, diese Art von Lichtfarbe gesehen zu haben, aber die beiden Lichtarten grün und gelb sind mir häufig vorgekommen: sie modifiziren sich sehr eine durch die andere.

mandioca oder die Maniocameise. In einigen Roças von San-Salvador haben wir gesehen, wie die mit dem Maniocbau beschäftigten Neger genöthigt waren, grüne Zweige zu schneiden und sie als Damm gegen die gefräßigen Insekten an den Stellen aufzuhäufen, über welche sie ihren Zug hatten. In den Umgebungen derselben Stadt, wo die Orangen eine im übrigen Brasilien so berühmte Frucht tragen, pflegt man die Bäume mitten in ein kreisförmiges irdenes Gefäß mit durchbrochener Scheibe und erhöhtem Doppelrand zu setzen, so daß der junge Baum von Wasser umgeben und folglich außer dem Bereich der Ameisen aufwächst. Die Formiga de correcao ist vielleicht noch beschwerlicher. Liest man Biet und einige andere ältere Reisenden, so scheint es, daß diese Insekten eine große Rolle in den Einweihungsscenen spielten, welchen sich die Piayes und die caraibischen Krieger unterwarfen, wenn sie sich, nachdem man ihnen Kalebassen mit Tabakssaft eingeschüttet, Myriaden Ameisen auf den Leib laufen lassen mußten. Mit geringen Modifikationen fanden diese Torturen auch bei den brasilischen Sehern Statt. In Gegenden des Südens soll man die großen Ameisen geröstet essen und diese seltsame Mahlzeit soll beliebt seyn. Wir können diese Thatsache nicht bezeugen: Außerordentliches wäre Nichts daran, wenn man andere Gebräuche der Urindianer ins Gedächtniß zurückruft.

Wie soll man unter diesen nützlichen oder schädlichen Insekten eines klassifiziren, welches Saint-Hilaire auf seinen Reisen getroffen, einsichtsvoll beobachtet hat und das vor ihm nicht gekannt gewesen zu seyn scheint, das aber gleichwohl eine der wunderbarsten Erscheinungen darbietet, welche die Entomologie offenbaren kann? Ich meine eine Raupe, die von den Malalis, einer indianischen Völkerschaft des Innern, begierig gegessen wird. In den Gegenden in der Nähe unseres Pols bringt ein Erdschwamm auf das Gehirn des Ostiaken die energischesten Eindrücke hervor. Seine Felsen färben sich mit glänzendem Licht, das Meer wälzt vor ihm entzündete Fluthen, der Schnee funkelt. In Brasilien ist es ein kriechender Wurm, der auf ähnliche Weise, nur noch stärker, auf den Geist der Malalis wirkt. Wie die Waraons am Orinoco die Larven des Murichi sammeln, so die Malalis den Bicho de taquara, woraus sie ein sehr leckeres Fett zu bereiten wissen, mit welchem sie ihre Speisen schmälzen, ohne daß sie den mindesten Nachtheil empfinden. Geschieht es aber, daß sie einen dieser Würmer verzehren, die man vor Herausnahme des Darmgangs trocknet, so bemächtigt sich ihrer eine ekstatische Trunkenheit, die oft mehrere Tage währt. Aehnlich dem Opiumesser verwandelt sich dem Indianer die ganze Welt. Die Wälder bekleiden sich mit ungewohntem Glanz, seine Jagd ist wundervoll, er kostet ausgesuchte Früchte, tausend selige Träume wiegen seine wilde Einbildungskraft. Doch scheint es, daß das Erwachen seine Bitterkeit hat, daß er das Uebermaß der Wollust durch die Betäubung seiner Sinne bezahlt *).

Kommen wir auf bekanntere Insekten zurück. Es gibt eines in Brasilien, das die Verzweiflung der Fremden ist — der Kakerlak. Hören wir einen Augenblick den guten Lery, vergleichen wir ihn mit den neuern Reisenden und man wird sehen, daß drei Jahrhunderte der Kultur und wachsender Bildung Nichts vermindert haben an dieser Plage: »Um mit einem Federzug,« sagt er, »diese Thierchen zu beschreiben, die von den Wilden Aravers genannt

*) Latreille hat erkannt, daß dieser Wurm dem Geschlecht Cossus oder dem Geschlecht der Wurzelspinner angehört. S. die Einleitung in Saint-Hilaire's botanischem Theil.

werden, so bemerke ich, daß, wo sie Etwas finden, sie es schlechtweg vernagen. Aber nicht genug, daß sie sich hauptsächlich auf Krägen und Schuhe von Saffian werfen, die sie abfressen, so daß man beim Aufstehen Alles weiß und abgeschirft findet — es ist noch der unangenehme Umstand, wenn man Abends ein gebratenes Huhn oder sonstiges Geflügel übrig läßt und hat es nicht wohl verschlossen, so nagen es diese Aravers bis auf die Knochen ab und wir haben am andern Morgen ein Skelett.« Die Kakerlaken sind die Geisel der Bibliotheken wie der Wäsche. Ihr stinkender Geruch macht sie eben so ekelhaft als sie wegen ihrer Gefräßigkeit schädlich sind. Zu den lästigen Bekanntschaften, die ein Europäer bei seiner Ankunft zu machen hat, gehört auch der durchdringende Floh. Welcher bloße Neugierige hat nicht von diesem Insekt gehört, das in Brasilien unter dem Namen Bicho de pe bekannt ist und von Latreille als eine Milbe betrachtet wird? Man erzählt sich in Brasilien noch Viel von einem Mönch, der eines lebend nach Europa bringen wollte und auf der Ueberfahrt starb. Obgleich zwar sein Eindringen in die Zehe oder in irgend einen Theil des Fußes nur ein beschwerliches Jucken oder ein etwas empfindliches Brennen verursacht, so plaudert man von Allerlei, was Einem Angst machen kann, wenn man ihn ungeschickt herausnimmt. Gewiß ist, daß, wenn die pünktlichste Reinlichkeit nicht als völliges Verwahrungsmittel wirkt, sie wenigstens gegen gefährliche Zufälle schützt *). Dürften wir endlich der Muskiten, der Bouraschonden vergessen? Größer als unsere Schnaken, übertreffen sie diese bei Weitem durch ihre boshafte Thätigkeit und ihre Stiche schmerzen wie Stiche von Knochensplittern. In den Städten hat man Fliegennetze, um diese Peiniger von sich abzuhalten, Dieß hält aber schwerer in den Wäldern, wo man sich bloß durch reichlichen Rauch von grünem Holz auf einige Augenblicke Ruhe verschaffen kann. In der Tiefe der großen sumpfigen Einöden ist die Mannigfaltigkeit stechender Insekten außerordentlich. Was merkwürdig ist, sie erscheinen nach einander und vermengen sich nie. An den Ufern des Orinoco bemerkten die Missionäre gegen Humboldt naiv, jede Art scheine abwechselnd auf die Wache zu ziehen. Wie sie haben wir sie unter verschiedenen Umständen beobachtet. Es gibt eine Pause, die für den Reisenden köstlich ist — wann sie sich sammeln oder ablösen. Habe ich noch den Carapate genannt, der die Blätter gewisser Bäume zur Behausung wählt und ein so grausamer Feind der Jäger ist, habe ich vor dem Scorpion gewarnt, dessen Biß zwar nicht tödtlich ist, aber gefährlich werden kann, vor der Krabbenspinne, vor der man sich in Acht nehmen muß, und vor dem noch schlimmern Tausendfuß, so ist die Liste der schädlichen Thiere so

*) Der durchdringende Floh (Chikr, Nizua, Bicho do pe) ist so oft beschrieben, daß ich kurz seyn kann. Man erblickt dieses Insekt schwer mit bloßem Auge: seine Gegenwart an der Stelle, wo es sich eingenistet hat, verräth sich durch einen schwarzen Punkt mit einem kleinen bleifarbenen Kreis. In dieser Gestalt hat es schon den Sack gebildet, der seine Eier einschließt und oft so groß wird wie eine kleine Erbse. Es ist durchaus nothwendig, daß man das Insekt sofort mit seinen Eiern herausnimmt, denn eine einzige solche Sackgeschwulst würde hinreichen, eine rothlaufartige Entzündung zu erzeugen nebst einem bösen Geschwür. Täglich sieht man die Schwarzen mit überraschender Gewandtheit ihre Fußsohlen von dem durchdringenden Floh säubern. Bei diesem Verfahren, das Jedermann in kurzer Zeit lernen kann, bedienen sie sich eines spitzigen Hölzchens, selten einer Nadel. So sind sie versichert, daß sie die Sackgeschwulst weniger zerreißen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß ihre Methode die beste ist. Nach der Ausziehung legen sie auf den wunden Fleck etwas Tabakstaub, Andere Quecksilberpomade, graue Salbe oder bloß Gips. Ein Arzt sagt mit Recht, man könne das Insekt ohne Eiterung mittelst Königssalbe tödten. Auch wird behauptet, daß man sich dieses Gastes durch Quecksilberwasser entledige, indem man nur mit einer Nadel, die in die Auflösung getaucht ist, die Sackgeschwulst durchstechen dürfe. Aber dieß Alles ist nicht so gut als das Ausziehen durch eine leichte gewandte Hand.

ziemlich erschöpft. Vielleicht meint man, ich habe bei diesem Gegenstand zu lang verweilt, es ist aber nicht unabsichtlich geschehen. Diese Insekten sind wirklich eine sehr unangenehme Bescherung dieser schönen Länder. Wenn die Einbildungskraft dadurch, daß sie, Was kaum auf die großen Wälder paßt, auf die friedlichen Uferplätze anwendet, sich in der Ferne seltsame Schreckbilder schafft, so vergißt sie auf der andern Seite gar zu leicht die unaufhörlichen Qualen, womit man dort von so vielen unsichtbaren Feinden heimgesucht wird. Uns dünkt, wenn man nach jenen Gegenden reist, so wäre es gescheidter, sich weniger vor Schlangen und Jaguars zu fürchten und dafür die europäische Industrie mehr zu benützen, um sich gegen Muskiten, Carapaten und Kakerlaken zu verwahren.

Gegenwärtige Eintheilungen.

Wir haben in großen Umrissen von Brasiliens Geschichte und Natur (die Eingebornen selbst kennen sie noch zu wenig) ein allgemeines Bild entworfen. Wir müssen nunmehr die Einzelheiten mustern. Wir werden untersuchen, Was die Nachfolger der ersten Kolonisten aus den fruchtbaren Ländern, die ihnen zugefallen waren, gemacht haben. Wir werden die Städte schildern mit den Sitten, die sich daselbst erhalten und denen die Vermischung der entgegengesezten Rassen manchmal einen so eigenthümlichen Anstrich gibt. Wir werden die Indianer in ihre Wälder begleiten: wir werden mitten in ihrem Elend und ihrem Zerfall einige dieser Charakterzüge zeichnen, die ihnen eigenthümlich zu verbleiben scheinen bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung. In Ermanglung von Monumenten oder merkwürdigen Alterthümern werden wir die Herrlichkeit der Schöpfung schildern und wir sind zum Voraus versichert, daß jede Zone uns neue überraschende Scenen liefern wird. Ehe wir aber diese Reihe von Beobachtungen beginnen, ist es nöthig, über die politische Geographie Brasiliens ein Wort zu sagen.

Wenn Johann III das Land in zwölf Kapitanerien eintheilte, von welchen San-Salvador bald die Hauptstadt wurde, so fühlten diese Donatare, welchen die Krone ganze Provinzen verliehen hatte, wie schwer es sey, so ausgedehnte Länderstriche auszubeuten: denn damals hatte z. B. die Kapitanerie San-Vincente nicht weniger als hundert Lieues in der Länge und eine verhältnißmäßige Breite. Die Regierung schuf daher eine andere Eintheilung. Man bildete zehn Statthalterschaften und aus diesen wieder zwanzig Provinzen. Diese Ordnung der Dinge währte bis 1823. Um diese Zeit und während der folgenden Jahre erlitten die Verwaltungseintheilungen einige wichtige Modifikationen. Demnach besteht Brasilien seit zehn oder eilf Jahren, wenn man Uruguay dazu rechnet, aus **neunzehn Provinzen** *).

---

*) **Debret** sagt in seinem großen Werk, Brasilien sey nur noch in eilf Provinzen eingetheilt: da er die Unterrubriken nicht angibt, so lassen wir die Eintheilung folgen, wie sie noch vor ganz kurzer Zeit bestand.

1) **Provinz Rio de Janeiro.**

Rio de Janeiro (San Sebastiao), Boavista, Santa-Cruz, Bota-Fogo, Macacu, Magé, Mandiora, Marica, Cabo-Frio, Campos oder San-Salvator dos Campos, Cantagallo, Novo-Friburgo, Angra dos Reis oder Ilha-Grande, Marambaya rc.

2) **Provinz San Paulo.**

Comarca de San Paulo. San Paulo, Santos, Villa da Princeza, Taubaté, Guaratingueta, San-Sebastiao, Jacarehy.

Comarca d'Ytu. Ytu oder Hitu, Porto-Feliz, Sorocaba, Mugymirim.

Comarca de Paranagua und Corytiba. Corytiba, Paranagua, Cannanea, Iguapé, Castro, Guaratuba.

Aber es ist physisch unmöglich, daß sich diese Eintheilung mit dem Wachsthum der Bevölkerung noch lange verträgt: Dieß begreift sich, wenn man

---

3) Prr"inz Santa Katharina.

Cidade de Nossa Senhora do Desterro, San-Francisko, Lagnna, Santa-Anna und San-Miguel.

4) Provinz San Pedro.

Portalegre, Rio Pardo, Rio Grande oder San Pedro, Estreito, Villa Nova de Caxoeira, Piratinim, San-Miguel und San-Nicolao.

5) Provinz Mato-Grosso.

Cidade de Mato-Grosso, weiland Villa-Bella, Guyabá, Diamantino, San-Pedro del Rey, Nova-Coimbra, Forte do Principe da Beira, Camapuan.

6) Provinz Goyaz.

Comarca de Goyaz. Cidade de Goyaz, weiland Villa-Boa, Meia-Ponte, Pilar, Ouro-Fino, Santa-Cruz. Santa-Rita-Crixá, Diamantenbezirk.

Comarca de San-Juan de duas Barras. Natividade, Aguaquente, Cavalcante, Conceição, Tabiras, San-Jozé dos Tocantins, Porto-Real, San-Joao da Palma.

7) Provinz Minas-Geraes.

Comarca de Uoro-Preto. Cidade de Uoro-Preto oder Villa-Rica, Marianna, Barbasinas, San-Bartholomeu, Santa-Barbara, Antonio Pereira, Inficionada, Catas altas de Mato Dentro.

Comarca do Rio das Mortes. San-Joao del Rey, San-Jozé, Campanha oder Villa da Princeza da Beiea, Queluz. San Carlos de Jacuhy.

Comarca do Rio das Velhas. Sabará oder Villa-Real do Sabará, Cahyte oder Villa-Nova da Rainha, Pitangni.

Comarea de Paracatu. Paracatu oder Paracatu do Peincipe, San-Romao, San-Domingo do Araxá oder Araxá.

Comarca do Rio San-Francisko. Rio San-Francisko das Chagas oder Rio-Grande, Pilao-Arcado, Campo-Largo.

Comarca do Serro do Frio. Villa do Prinzipe, Fanado oder Villa de Bom Sucesso, Agua-Suja, Barra do Rio das Velhas, Diamantenbezirk, Hauptstadt Tijuco.

8) Provinz Espirito-Santo.

Cidade de Vittoria, Itapemirim, Villa-Nova de Almeida, Villa-Velha de Espirito-Santo.

9) Provinz Bahia.

Comarea de Bahia. San-Salvador oder Bahia, Caxoeiea, Maragogype, Nazareth, Santo-Amaro, Itapicuru, Iguaripe, Insel Itaparica.

Comarca de Jacobina. Jacobina, Villa de Contas, Villa-Nova do Principe, Joazeiro.

Comarea dos Ilheos. San-Jorge oder Ilheos, Olivença. Camamú.

Comarca de Porto Seguro. Porto Segueo, Santa-Cruz, Caravellas, Leopoldina, Belmonte, San-Mattheus, Villa-Viçosa, Alcobaça.

10) Provinz Sergipe oder Seregipe.

Cidade de San-Christovao oder Sergipe, Estancia, Lagarto, Villa-Nova de San-Francisko, Propria oder Propiha, weiland Urabu de Baixo.

11) Provinz Alagoas.

Cidade de Alagoas, Maceyo, Penedo, Collegio, Atalaya, Porto-Calvo.

12) Provinz Pernambuco.

Comarca de Recife. Cidade do Recife odee Pernambuco, Antonio de Cabo de San-Agostinho, Serinhem, weiland Villa-Formosa, Apojuca.

Comarca de Olinda. Olinda, Goyanna, Pasmado, Iguarassu, Limoeiro, Pao d'Alho, Insel Itamaraca.

Comarca de Sertao. Symbres, weiland Ororaba, Santa-Maria oder Indios Real de Santa-Maeia, Floees, Guarahey, Pambu oder San-Antonio de Pambu.

13) Provinz Parahyba.

Cidade de Parahyba, Montemor, Villa-Real, Pilar do Tappu, Pombal.

14) Provinz Rio Grande.

Cidade de Natal, Villa-Nova da Princeza, weiland Assu, Porto-Alegre, Estremoz, weiland Guajiru, Insel Fernando de Noronha.

15) Provinz Seara, Ciara oder Siara.

Cidade de Fortaleza oder Seara, Aracaty, Granja. Sobral, weiland Garaçu, Villa-Viçosa.

Comarca de Crato. Crato, Icco oder Yco, San-Joao do Peincipe.

16) Provinz Piauhy.

Cidade do Oeiras, Pernahyba oder Paranahyba, Pimruca, Poti, Jerumenha, Pernagua.

17) Provinz Maranham.

Cidade de San-Luiz oder Maranhao, Hycatú, Caxias oder Cachias, Itapicury-Grande, Guimaraens, Alcantara, Lumiar, Tutoya.

18) Provinz Para.

Cidade de Belem oder Pará, Villa-Viçosa, weiland Cametá, Santarem, Gurupá oder Curupá, Souzel, Obidos, weiland Pauxis, Macapá, Gurupi, Collares, Ourem, Melgaço, Pombal, Alter do Chao, Pinhel.

weiß, daß die Provinz Mato-Grosso in Verbindung mit dem alten Amazonenland allein ein Reich gäbe, das so groß wäre als das ganze alte Deutschland. Zugleich ist die Schwierigkeit des Verkehrs mitten durch diese unermeßlichen Wüsten so außerordentlich, daß man in den lezten Dörfern der Provinz Maranham oft ein ganzes Jahr ohne Nachrichten aus der Hauptstadt ist. Oft umschiffen diese Neuigkeiten das Cap Horn und gelangen aus den weiland spanischen Besitzungen zu den Brasiliern. Ueberhaupt betrachtet man auf der Karte diese bürgerlichen und kirchlichen Eintheilungen Brasiliens, welch ein Kontrast mit Europa! Da ist ein Kirchspiel im Innern, das erstreckt sich nicht weniger als auf hundert Lieues und der Vigario oder Pfarrer wäre immer auf der Fahrt, wenn er nicht durch einige Geistliche unterstüzt würde, die zwischen den verschiedenen Kapellen hin- und herreisen. Koster schrieb vor zwanzig Jahren, im Piauhy gebe es Provinzen, wo die Priester mit den heiligen Geräthen auf dem Rücken der Maulthiere von Fazenda zu Fazenda ziehen und so Messe lesen. So gibt es in Brasilien nicht allein Provinzen, die die Größe von Reichen haben, sondern, um nur Para und Maranham zu erwähnen, auch Bisthümer.

Einige Benennungen, mit denen man bei längerem Aufenthalt in Brasilien vertraut wird und ohne die man sich von der Geographie des Landes keinen Begriff machen kann, werden künftig zu oft vorkommen, als daß wir sie nicht kurz erläutern müßten. Der Name Comarca, mit welchem eine große Unterabtheilung der Provinz bezeichnet wird, bedeutet ursprünglich Markung. Von weit nicht so beträchtlichem Umfang ist der Termo: es wird darunter auf ziemlich unbestimmte Art ein Gau verstanden. Arrayal hieß eigentlich ein Lager, jezt heißt so ein Bezirk, der von wandernden Bevölkerungen durchirrt wird. Ouvidoria ist ein mehr oder weniger ausgedehnter Gerichtssprengel des Ouvidors oder Landvogts. Cidade oder Stadt heißen nur die Hauptorte der Provinzen. Die geographische Lage hat viel Einfluß auf Gewährung dieses Titels. Es gibt Städte, die sich nicht mit einem französischen Marktflecken messen dürfen und manche Villa (der Name des Marktfleckens) gewinnt die Wichtigkeit einer Stadt und kann sich zu diesem Rang erheben, wie Solches kürzlich mit Villa-Rica geschehen ist, das den Titel Cidade imperial de Ouro preto empfangen hat. Povoacao ist im Allgemeinen eine Bevölkerung wie in unsern Dörfern, nur unendlich zerstreuter, während Aldea fast immer auf die indianischen Weiler bezogen wird. Doch gibt es auch Aldea's, die so viel Menschen enthalten als eines unserer großen Dörfer. Die Militärposten zum Schutz der Reisenden in den Wüsteneien des Innern und der Küste heißen Quartel. Ich muß hinzufügen, daß es Meiereien oder Fazendas gibt, die durch den Fleiß ihrer Eigenthümer ganze Weiler geworden sind. Wir halten uns mit dem Wort Serra nicht auf. Wie wir gesehen, bedeutet es eine Bergkette, aber es ist gut, wenn man sich erinnert, daß es sich manchmal in Serro oder Cerro verwandelt und dann speziell einen vereinzelten Berg bezeichnet, wie in Serro do Frio. Campo wird genannt, Was nicht Urwald ist oder Was bewachsen ist mit Gras. Capoeira ist ein etwas dichtes

---

Comarca de Marajo. Villa de Monforte oder Villa-Joannes, Chaves, Soure, Salvaterra, Monçaras.

Comarca do Rio-Negro. Barra do Rio-Negro, Barcelles, Thomar, Moira, Olivença, weiland San-Paulo, Borba, Serpa, Sylves.

Gehölz in den angebauten und verlassenen Neubrüchen. **Carrasqueiros** oder Carrasqueinos sind Gehölze von kräftigerem Wuchs. Fast dieselbe Bedeutung hat **Capoeirao**, nur ist ein solcher Wald beträchtlicher. **Capao** ist ein von Campos umgebenes Gehölz gleich einer Oase, denn **Caapoam** heißt im Brasilischen **Insel**. **Catinga** ist ein **verkrüppeltes Holz**. Die **Carrascos** bilden den Uebergang von den Campos zu einer höhern Vegetation: es sind Zwergwälder, die manchmal die **Taboleiros** oder **Hochflächen** bedecken. Die Leztern empfangen bei weiterer Ausdehnung den Namen **Chapadas**. **Morro** ist ein **Berg am Meer**. **Bandeiras** oder **Bandeirinhas** sind Orte, wo sich Haufen Paulisten aufhielten, die diesen Namen schöpften. **Pastos geraes** sind **Grasplätze**, **Matos geraes** sind **Waldgegenden**, **Queimadas neugebrannte Waiden**. **Sertao** ist eine **Wüste**: jede Provinz hat ihren Sertao, dieser ist der verlassenste Theil des Innern.

Rio Janeiro nebst Gebiet.

Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hieß die Provinz Rio de Janeiro einen Augenblick das **antarktische Frankreich**. Diese Thatsache ist in den alten Erzählungen begraben, man wird aber unwillkürlich daran erinnert, wenn man die Bevölkerung des schönen Landes betrachtet. Nicht nur scheinen die Bewohner dieses Theils von Amerika bestimmt, eines Tages in der neuen Welt den geistigen und politischen Rang einzunehmen, der den Franzosen in Europa zugewiesen ist, sondern eine große Zahl Franzosen hat bereits daselbst ein Adoptivvaterland *) gefunden. Auch ist vielleicht kein fernes Land für das Eingehen auf die Bahn unserer intellektuellen Bewegung so geeignet, gleichwie zur Entwicklung unserer Industrie. Ein Grund mehr, warum Rio Janeiro und dessen herrlicher Gau es verdienen, daß wir sie zu einem Gegenstand ernster Prüfung machen.

Wenn man nach einer unsern Seeleuten durch Gewohnheit vertrauten Ueberfahrt, gewöhnlich von zwei Monaten, vor diesen schönen Granitfelsen ankommt, welche den Eingang Rio's bilden, wenn man diese bergichten Gestade mit ihrer üppigen Pflanzenwelt sich entfalten sieht, wenn jede Felsenspalte sich mit hellem Grün und selbst der Ufersand mit schönen rosigen Blüthen des **Immergrüns** und der **Trichterwinde** schmückt, so fühlt man schon bei dem entgegenwehenden balsamischen Duft der Wälder, daß man einer Gegend naht, die bevorzugt ist unter den Ländern des Erdballs und durch den natürlichen Reichthum ihres Bodens das Volk, das sie bewohnt, zu einer hohen Stufe unter seinen jugendlichen Nachbarn erheben muß.

Die Provinz Rio de Janeiro befindet sich fast genau auf der Grenze der Aequinoktialgegenden und der gemäßigten Zone. Man erhält eine Idee von ihrem Klima, wenn man bedenkt, daß sie zwischen 21' 16° und 23° südlicher Breite, zwischen 42° 17' u. 47° 19' westl. Länge **) liegt. Sie hat zu Grenzen in Nordost die Provinz Espirito-Santo; im Norden die Provinz Minas-Geraes; im Westen San-Paulo. Im Süden und Osten ist sie vom Ocean bespühlt. Sie ist 85 Seelieues ***) lang, 19 breit vom Eingang der

---

*) Im Jahr 1830 stieg die französische Bevölkerung von Rio de Janeiro nach Dr. **Walsh** — 14,000 Köpfe.

) S. **Freycinets Voyage autour du monde, partie historique, S. 74.

***) Die Seelieue ist ein Viertel größer als die Lieue zu 25 auf den Grad. Die Seemeile ist auf 1/3 Seelieue, 12 Meilen = 5 gewöhnlichen Lieues.

Bai bis zum Rio Parahybuna. Ihre Oberfläche ist im Allgemeinen bergicht. Eine mit der Küste parallele Kette scheidet sie in zwei Theile.

Wenn man etwa den Bezirk von Goytakazes im Osten von Brasilien ausnimmt, so bietet vielleicht keine Gegend dieses Reichs ein so malerisches Schauspiel. Wer einige Tage die einsamen Schluchten der Serra-Acima und der Serra do Beiramar durchstreift, wird nicht in Abrede ziehen, daß man schwerlich imposantere und zugleich anmuthigere Landschaften finden kann. Vor drei Jahrhunderten waren es die jungfräulichen Wälder, von denen diese Berge noch bedeckt sind, bei deren Anblick Lery ausrief: »Auf, auf, meine Seele! Du mußt Deine Freude verkünden!« Sie flößten ihm diese fromme Begeisterung ein, die er so einfach und rührend ausspricht. Noch vor wenigen Jahren haben sie den Prinzen Maximilian entzückt und seine wissenschaftlichen Beschreibungen mit dieser dichterischen Glut durchhaucht, die ihnen einen religiösen Stempel aufdrückt. Ich selbst, der ich diese schönen Einsamkeiten in dem Alter der lebendigsten Eindrücke durchwanderte, glaube, daß die Formen der Sprache hier unmächtig sind und daß man mit dem alten Reisenden sagen muß: »Man kann nur Gott preisen, wenn man so viele Wunder betrachtet.«

Was der Pflanzenwelt diese Fülle, den Wäldern diese Frische gibt, ist die Menge von Flüssen und Quellen, welche sie bewässern. Außer dem Parahyba, der in den Bergen von San-Paulo entspringt, ist indeß keiner unter diesen Flüssen, der, besonders in Vergleichung mit denen des Nordens, eine besondere Meldung verdient. Sie ergießen sich alle nach kurzem Lauf ins Meer: wenige sind weit schiffbar und der Parahyba selbst, auf welchem Briggs von ziemlich starkem Tonnengehalt bis nach San-Salvador dos Campos hinauffahren, ist unterbrochen durch zahlreiche Inseln und Wasserfälle, die wohl die Ufer pittoresker machen, aber dem Gedeihen des Binnenhandels hinderlich sind. Wenn ich noch den Rio Piray nenne, den Piabanha, den Parahybuna, den Rio negro oder Bosorahi, den Rio Grande und den Rio Muriahe, dessen Quellen von den wilden Puris umwohnt sind, so habe ich die bedeutendsten Zuflüsse des Hauptflusses aufgezählt und zugleich diejenigen, welche den nördlichen Theil der Provinz bewässern, den man als den reichsten und der Landwirthschaft günstigsten beloben darf. Die Flüsse des Beiramar oder der südlichen Banda sind im Allgemeinen von geringerem Belang. Doch sind der Rio das Lagas, der Macabu, der Rio Imbe und der Rio Mambu zu erwähnen: letzterer fließt an der kaiserlichen Residenz von Santa-Cruz vorbei und mündet in die weite Bai von Marambaya. Außerdem ist die Provinz, zumal die Ebene von Goytakazes, von See'n übersät. Der beträchtlichste ist der Feia: er hat eine Ausdehnung von etwas Mehr als vier Lieues und steht wie der Araruama im Norden des Cap Frio mit dem Meer in Verbindung.

Da Rio die bevölkertste Provinz und eine von denen ist, wo der Ackerbau die meisten Fortschritte gemacht hat, so würde man mit Ausnahme des Tapir, der sich noch zuweilen in der Serra dos Orgoës zeigt, umsonst in den Urwäldern, von welchen diese Flüsse und See'n umgeben sind, gewisse große Thiere suchen, die längs der Küste, in Goyaz und Mato-Grosso häufig umherstreifen. Allenthalben zeugen seit einigen Jahren zahlreiche Neubrüche von der Emsigkeit einwandernder Ansiedler. Diese werdenden Kulturen, welche die zoologischen Merkwürdigkeiten in die einsamen Wälder verscheuchen, sind der Botanik nicht so schädlich. So thätig schafft die Natur unter diesem



Schweizer Colonie Neu-Freiburg

schönen Klima, daß ein Neubruch nur einige Zeit sich selbst überlassen werden darf, damit er sich von freien Stücken wieder mit Pflanzen und Bäumen schmückt. Was ohne Zweifel dabei am sonderbarsten ist, worauf schon Freycinet aufmerksam gemacht hat, ist der Umstand, daß die so entstehenden krautartigen Gewächse ganz andere sind als diejenigen, von denen der Boden ursprünglich bedeckt war. Es sind Farne, Bäume meist von zartem Holz, wie man sie nicht in den Urwäldern trifft. Wird ein zweiter Neubruch angelegt und ist er auch von jenem entfernt genug, daß nicht wohl anzunehmen ist, der Wind habe den Samen hinübergeweht, so wiederholt sich gleichwohl die nämliche Erscheinung.

Abgesehen von den großen landwirthschaftlichen Schöpfungen, die der Zufluß von Fremden belebt, von dieser imposanten Größe der Wälder, der die aufblühende Industrie keinen Abbruch gethan hat, und von der Hauptstadt ist die Provinz Rio nicht die interessanteste für den Reisenden, eben weil sie mit großen Schritten der Civilisation zugeht und man diese großen Züge der wilden Natur oder diese Originalcharaktere von dem kräftigen Gepräge wie in Minas, Goyaz und Mato-Grosso hier vermißt. Die kriegerischesten und gebildetsten Stämme des Küstenlandes *) hatten weiland in Rio ihren Sitz, aber kein Denkmal ist von ihnen überblieben. Obgleich vielleicht so weit vorgerückt in der Gesittung wie die Pikten des alten Caledoniens, mit denen ihnen die Gewohnheit, den Leib zu bemalen, jedenfalls eine gewisse Aehnlichkeit gibt, haben diese Indianer nicht einmal wie sie grobe steinerne Altäre, religiöse Umkreise mit Ringmauern von Granitfelsen hinterlassen. Ihre Grabmäler waren sinnreich geformt, aber einige Jahre konnten sie zerstören. Und außer zu St. Paul unter den Bogres zeigt meines Wissens kein Tumulus das Grab eines gefürchteten Häuptlings. Ich zweifle indeß nicht, daß man diese unermeßlichen Urnen, in welchen die Coroados ihre Krieger begruben und die Debret in seinem lesenswerthen Reisewerk so glücklich abgebildet hat, noch in größerer Anzahl entdecken wird. Es wäre möglich, daß Grabmäler unter dem Schutz der Bäume des Waldes sich erhalten hätten, um die Blicke der Neugierigen eines Tages mit ihren wilden Reichthümern zu überraschen. Nichts dürfte alsdann versäumt werden, damit diese zerbrechlichen Alterthümer vor gänzlicher Zerstörung bewahrt würden. Vielleicht daß man sich noch einige dieser Götzen mit menschlichem Antlitz verschafft, von welchen Vater Ives von Evreux mit so vieler Bestimmtheit spricht und die nicht einmal in einem Bruchstück vorhanden sind — vielleicht, daß noch einmal einige dieser heiligen Maracas zum Vorschein kommen, das Sinnbild der Allmacht der Piayes oder Caraiben. Aber man muß sich sputen, denn vermuthlich ist die Feuchtigkeit der hundertjährigen Wälder den anziehenden Resten eines großen Volkes so schädlich als der Sand von Piauhy. Diese Provinz, die man das brasilische Egypten nennen könnte, war ohne Zweifel der Erhaltung einiger Urnen oder alten Geräthschaften günstig. Wie interessant wäre es, wenn man plötzlich in der Verborgenheit

*) Die Tupinambas und Tamoyos. Bei weitern Fortschritten im historischen Studium dieser Völker wird man sich mehr und mehr überzeugen, daß die guaranische Sprachforschung das größte Licht über die Kenntniß ihrer politischen Verhältnisse verbreiten kann. Ist es wahr, daß der Name der Tamoyos, wie d'Orbigny bemerkt, von Tamoï, d. h. Großvater, abgeleitet werden muß, so könnten sie als das Urgeschlecht der tupischen Nationen betrachtet werden. So würde der Analogie zwischen den Nationen von Nord- und Südamerika ein großer verwandtschaftlicher Zug hinzugefügt. Die Goytakazes, die einem der Bezirke ihren Namen gaben, gehörten nicht zu dem herrschenden Stamm: sie erhielten diese Benennung, die einen Menschen bezeichnet, der aus den Wäldern kommt, wahrscheinlich von den Tupis.

einer unbekannten Einöde auf eines dieser großen umpfählten Dörfer stieße, über die uns Schmidel, Lery und Hans Stade so oft unterhalten, oder auf die Stätte dieser Burg mit Basteien und Erdwällen, die von Thevet beschrieben und von dem deutschen Reisenden während seiner peinlichen Gefangenschaft besucht worden ist! Wie manche Thatsachen mögen von den alten Schriftstellern ungenügend beobachtet worden seyn und würden bei sorgsamerer Prüfung unerwartete Aufschlüsse geben! Ist es z. B., wenn die Tupis von Süden kommen und guaranischen Ursprungs sind, nicht auffallend, daß sie diese Scheibe von Jade als Lippenverzierung hatten, die so ganz an die Barbote der vornehmen Mexikaner am Cap Frio erinnert? Vasconcellos spricht von einem noch zu seiner Zeit sichtbaren Gedenkbild (empreinte), welches die Fahrten Sume's, des wandernden Gesetzgebers der Tupis, zurückruft, der so Viel mit Bochica und Quetzalcoatl gemein hat. Sollte sich nicht dort noch der Anknüpfungspunkt der Sagen nachweisen lassen? Eine Denkschrift erwähnt eines Funds von Masken an den Ufern des Rio Mosquito. Sollten am Para oder Rio Negro nicht irgend ähnliche Alterthümer zu finden seyn? Schon hat das wissenschaftliche Werk von Spix und Martius kostbare Entdeckungen in dieser Art beurkundet und man kann die gelehrten Brasilier nicht genug auffordern, ihre Bemühungen mit denen der Reisenden zu vereinigen, damit diese Entdeckungen sich vervielfältigen. Das heißt für die Zukunft sorgen, so lange es Zeit ist.

Allerdings existiren in der Provinz Rio noch in unsern Tagen Nachkommen der Herrscher Brasiliens. Allein mit Ausnahme einiger Puris, Bewohner der Grenzen des Innern, haben sie sämmtlich das Christenthum angenommen. Sie sind so ganz und gar der Regierung unterworfen, daß sie friedlich für Rechnung Derer, die ihre Dienste begehren, die Gewerbe als Töpfer und Küstenfahrer ausüben — die einzigen Industriearten, in welchen Gebräuche der Tupinambas oder Tamoyos auf die Nachwelt gelangt seyn mögen. Die Bewohner der indianischen Aldeen, die man wenige Stunden von der Hauptstadt trifft, tragen den physiologischen Charakter der Tupis oder der Goyatakazes an sich, haben selbst das Gepräge gewisser häuslichen Fundamentalgebräuche gewissenhaft behalten und darin die Unterscheidung der verschiedenen Abstammungen von Menschen, die ohne den Zwang der Missionäre nie zusammengelebt hätten. Dagegen ist es sehr zweifelhaft, ob von den merkwürdigen Sagen, die in der Epoche der Eroberung unter den indianischen Nationen verbreitet waren, bei ihnen noch Etwas übrig ist. Diese Leute scheinen ihre Herkunft vergessen zu haben. Alle Eingebornen, die selbst die Lingoa geral sprechen, sind für sie Tapuyas, Feinde. Von dem großen Bund der Tupis, der noch im sechszehnten Jahrhundert bestand, wissen sie Nichts. Ich bin überzeugt, daß fortgesetzte Verschwägerungen mit Farbigen in Kurzem ihren physischen Charakter verwischen, wie das Portugiesische der gemeinen Stände das Guarani allmälig außer Brauch bringt. Und doch war diese schöne Sprache mit ihren mannigfaltigen Beugungen die Bewunderung Vater Anchieta's: sie erlaubte ihm, die metaphysischen Wahrheiten des Christenthums zu predigen, ohne daß er ein Zwangsanlehen aus den europäischen Mundarten nöthig hatte, wie er sagt. Mit den letzten Spuren der Lingoa geral, die noch hin und wieder in ziemlicher Reinheit geredet wird, werden auch die letzten Züge der indianischen Individualität verschwinden. Als man im Jahr 1815 Horden Botocudos, Puris und Coroados als Repräsentanten der zerstreuten indianischen Stämme nach der Hauptstadt



schickte, wurden sie daselbst fast mit denselben Augen betrachtet, wie bei uns Osagen und Charruas. Wenn es noch Originalität der Sitten und Sagen gibt, so muß man sie in den niedern Klassen suchen. Unter diesen ist keine in Amerika, wo nicht die Mischung der Rassen und die Rassen selbst in ihrer Reinheit merkwürdige Erscheinungen darbieten, während die höhere Gesellschaft in Rio de Janeiro, wie in einem von mir mit Hippolyt Taunay vor mehreren Jahren herausgegebenen Werk dargethan ist, von der höhern Gesellschaft in London oder Paris nicht merklich abweicht.

Wer mit der modernen Philosophie in der Geschichte vertraut ist, muß sich der Bedeutung erinnern, die vor Alters in die Benennung von Städten gelegt wurde. Wir sind zwar fern der Zeit, wo Städte ihren mysteriösen Namen hatten, den die Menge nicht kannte und der mit den mächtigsten Dogmen zusammenhing, aber der Namen der brasilischen Hauptstadt ist, was vielen Reisenden entgangen zu seyn scheint, gänzlich religiösen Ursprungs. Als Mem de Sa die Franzosen von der Bai von Ganabara vertrieb, kämpfte, wie Rocha Pitta meldete, ein lichtstrahlender Jüngling im portugiesischen Heer: man glaubte in ihm den Namensheiligen des Thronfolgers zu erkennen und so wurde auch die neue Stadt, deren Mauern sofort emporstiegen, San-Sebastiao de Rio de Janeiro genannt. Was den gewöhnlichen üblichen abgekürzten Namen Rio de Janeiro anlangt, so hat sie denselben, wenn man ihn nicht von Ganabara ableiten will, mit welchem Wort die Indianer nach Lery die Bai benannten, etwa dem Umstand zu verdanken, daß die Entdeckung dieses prächtigen Hafens auf den 15 Januar fällt. Es ist jedoch ein schwerer geographischer Irrthum, den die Reisenden bald bemerkten, wenn man sich die Bai von Rio de Janeiro als durch einen Fluß gebildet vorstellt. Bei den in Ortsbezeichnungen äußerst glücklichen Indianern hieß die Gegend ausdrucksvoll Niterohy oder Nelhero hy *), das Land des verborgenen Wassers. Wirklich ehe man zwischen den Granitfelsen, welche die Rhede so malerisch umgürten, hindurch gefahren ist, hat man Nichts zu sehen, und welch ein unvergleichliches Schauspiel diese Bai beim Aufgang der Sonne! Ist man zwischen den Castellen Santa-Cruz und San-José durch und an der kleinen Insel Lage vorbei, so befindet man sich in der weiten Bai, welche Mem de Sa im Jahr 1567 wählte, um das Gelübde einer edlen Königin zu erfüllen und eine Stadt zu gründen, die in weniger als drei Jahrhunderten die Nebenbuhlerin des Mutterlandes werden sollte. Diese Bai ist, um mit einem berühmten Seefahrer zu reden, ein unregelmäßiges Dreieck. Die Linie ihrer Entwicklung von Süden nach Norden hat fünf, von der Insel Lage an vier Lieues; sie ist ungefähr $\frac{3}{4}$ Meilen breit **). Nicht ohne Grund hat man also ihre ungeheure Ausdehnung gerühmt und ist sogar so weit gegangen, zu sagen, daß sie allein Platz für alle Häfen der Welt in sich begreife. Weht ein leichter Seewind den fast immer gegen die gefährlichen Winde geschützten Schiffer in den Hafen, so fällt sein Auge überrascht auf diese Menge Inseln und Inselchen, die durch die Bai gestreut sind. Da ist die Ilha do Governador, die nicht weniger als zwei Lieues im Umfang hat, dort die malerisch schöne Ilha de Paqueta. Etwas weiterhin ist die Villegagnonsinsel, die den Franzosen alte historische Erinnerungen, und die mit jener die Rhede vertheidigende Ilha das Cobras,

---

*) S. das Journal O Patriota.
**) Freycinet in seiner Reise um die Welt.

welche glänzendere neue zurückruft. Hat man die Anker geworfen, verweilt, während man den Besuch des Gesundheitsbeamten empfangt, bewunderungsvoll die Betrachtung auf diesem schönen See, der gegenwärtig von Schiffen aller Seemächte der Welt durchfurcht wird. Was zuvörderst am meisten auffällt, sind die großen Linien der Landschaft, der üppige Pflanzenschmuck der Hügel, die unaussprechliche Heiterkeit der Luft, die Reinheit der Wogen, in welchen diese herrlichen Gefilde sich spiegeln. San-Sebastiao de Rio de Janeiro, auch schlechtweg O Rio genannt, liegt an dem westlichen Rand der Bai, in einer bergichten Ebene, weniger als eine Lieue von diesem großen Felsenkegel Pao d'Assucar, wo sich dem Ankömmling die Einfahrt enthüllt.

Die Nationen Europa's haben fast alle irgend eine volkthümliche Redensart, welche vielleicht mit etwas Uebertreibung die Schönheit gewisser Städte preist. Wer kennt nicht das Sprichwort der Spanier, das von den Wundern Sevilla's zeugt, oder das der Italiener, das sie immer im Munde haben beim Anblick des Golfs von Neapel? Schaut man die brasilische Hauptstadt, die sich majestätisch längs des Meeres entfaltet, die bald diese Hügel ersteigen, bald all den harmonischen Umrissen des Hafens gefolgt seyn wird, so ist man versucht, das Sprichwort der Spanier zu wiederholen wie das der Italiener. Diese Stille der Luft und diese Frische der Wasser, diese Vegetation ohne Ende und ohne Rast, das sanfte und leichte Rauschen von den Höhen — Alles erfüllt uns mit Bildern der Ruhe und der Poesie, wie man sie im Golf von Baia träumt. Die Natur scheint in der Bildung der Bai von Rio de Janeiro alle glücklichen Landschaftsformen vereint zu haben: die abgerundeten Hügel, hin und wieder unterbrochen durch Spalten, durch wilde Schluchten, mit einer Menge klarer Quellen, an denen die Pflanzungen der Quintas sich beleben und in der Ferne, im Hintergrund der Bai, die wolkichten Säulen des Orgelberges, der bereits die großen Einöden und die Urpflanzenwelt ahnen läßt. Wenn der Granitkegel am Eingang der Bai den Seefahrer, der ihn auch nur einmal sieht, durch seinen ernsten und imposanten Anblick fesselt, so macht der Corcovado *) oder der Höckerberg, der höchste in den Umgebungen der Stadt, (nach Walsh) 2329 Fuß über das Meer erhaben, keinen minder lebhaften Eindruck durch seine in der ganzen Ausdehnung der Rhede sichtbare Gestalt und ihren ausnehmend malerischen Charakter.

Wie die meisten Städte, die eine große Zukunft haben, besitzt Rio de Janeiro den zu seinem Wachsthum erforderlichen Stoff in unmittelbarer Nähe und derselbe ist der ungeheuersten Entwicklung fähig. Die unermeßlichen Wälder, gleichsam vor den Thoren, liefern Balken von einer Größe, wie man sich in der alten Welt vielleicht keine verschaffen kann. Die Granitbergchen **), zum Theil innerhalb der Ringmauern, würden erlauben, Säulenschäfte zu hauen und Obelisken aus Einem Stück. Kommt eines Tages

*) Der Gneiß, aus welchem dieser Berg besteht, wenn man ihn auf der Spitze nimmt und wo die Wasserleitung anfängt, ist kleinkörnig: er verwittert leicht und trennt sich in dünne und zerbrechliche Platten. Freycinet, Tom. I, p. 104.

**) Einige dieser Bergchen bieten Steine, die zu großen Bauten geschickt sind: so der Catete einen porphyrartigen Gneiß mit Granat im Allgemeinen von weißlichter Farbe und mit kleinen Adern von Quarz, Feldspath und Glimmer. Wenn ich mich recht entsinne, so wird die Ausbeute dieses Steins, die ganz äußerlich ist, in Kurzem unter den Spitzhauen der Neger verschwunden seyn, nachdem sie seit mehreren Jahren ansehnliche Blöcke durch Pulver ablösen. Ein in der Serra dos Orgaos ansäßiger Deutscher hat sich zwar durch elende Stänkereien eines benachbarten Grundbesitzers bewogen gefunden, das Geheimniß eines Kalksteinbruchs für sich zu behalten. Die Regierung dürfte aber nur eine fleißige mineralogische Untersuchung in diesen Bergen anstellen lassen, so würde sie ohne Zweifel diese und andere Entdeckungen selbst machen, während man sich jezt mit Muschelkalk begnügen muß.



Orgel-Berge.



der große Künstler und das Volk, das ihn versteht, so werden alle Reichthümer der Natur die Macht seiner Erfindung unterstützen. Und sind die Versicherungen einiger Reisenden zuverläßig, so ist Rio de Janeiro auch zur Theilnahme an der großen industriellen Bewegung durch Anwendung des Dampfes berufen. Torf- und Steinkohlenlager, sagt man, wurden in den Umgebungen entdeckt und wenn man hundert Lieues ins Innere geht, so gibt es Eisenminen, wie die von Congonhos, die nicht nur die Bau- und Hüttenwerke der Stadt, sondern nöthigenfalls das ganze Reich mit diesem unentbehrlichen Metall versehen können. Zwar fehlt noch Viel, bis sich Rio de Janeiro die unermeßlichen, wenig gekannten Hülfsquellen seines reichen Bodens angeeignet haben wird, wenn man indeß die alten Reisenden vergleicht, so staunt man über die wundervolle Zunahme, die das Werk weniger Jahre ist. Keine Stadt Europa's kann sich wohl einer gleich raschen Entwicklung rühmen. Nur diese Eine Bemerkung: im Beginn des Jahrhunderts zählte Rio 80,000 Seelen, jezt gegen 260,000.

Die Hauptstadt stand nicht gleich auf der Stelle, welche sie nunmehr einnimmt. Die ersten portugiesischen Kolonisten bauten ihre Wohnungen auf dem Plan zwischen dem Zuckerhut und dem Berg von San Joao. Dieß war die sogenannte Villa Velha, aber es scheint, daß von dieser Altstadt keine Spur mehr existirt. Im Jahr 1567 geschah auf Befehl der Königin Katharine die definitive Anlage der Stadt an den Ufern der Bai von Ganabara auf ihrem gegenwärtigen Platz. Sie machte Anfangs schlechte Fortschritte und beschränkte sich vermuthlich auf den Raum des Forts Calabouço. Einige alte Häuser, die aus der Epoche der Gründung seyn können, gleichwie das Castell und die Kirche St. Sebastian sind noch da als die authentischesten Monumente der alten Stadt. Erst als gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Paulisten die Reichthümer von Minas-Geraes entdeckt hatten, lockte der Ruf eine Menge Kolonisten aus Lissabon und ganze neue Straßen mußten gebaut werden. Die Umgebungen von Calabouço waren, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, von einer solchen Beschaffenheit, daß sie die Existenz einer großen Stadt entschieden gefährtet hätten — eine weite sumpfige Ebene, fast beständig überschwemmt, in allen Jahreszeiten durchnitten von Pfützen und hin und wieder bedeckt mit beholzten Hügeln, welche den freien Luftzug hemmten. Keines dieser Hindernisse hielt die neuen Ankömmlinge auf: Was man die dritte Stadt heißen konnte, wurde gegründet. Die Nachtheile der ersten Anlage ließen sich aber auch ein Jahrhundert später noch nicht so beseitigen, daß nicht Reisende wie die Lords Stauton und Macartney die Aushauchungen der Moräste für eine lästige Zugabe Rio's erklärt hätten. Und noch vor wenigen Jahren wurden diese Klagen von mehreren Reisenden wiederholt. Die von Don Pedro verfügten Arbeiten haben jedoch diesem Uebelstand sehr abgeholfen, wenn er nicht gänzlich verschwunden ist.

Im Jahr 1676 wurde Rio zum Sitz eines Erzbischofs erhoben und für denselben auf einem hohen Hügel ein Palast erbaut. Von dieser Zeit an sah man für die andern kirchlichen Gebäude ähnliche Lagen wählen: Was den Gesammteindruck der Stadt so imposant macht.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war mit der Ausbente der Bergwerke des Innern auch der Flor Rio's bedeutend gestiegen. Dieß reizte verwegene Corsaren. Kapitän Du Clerc unterfing sich im Jahr 1710 mit 1200 Mann eines Angriffs. Da er es nicht wagte, in die Bai einzulaufen, so sezte er seine Leute auf der öden Küste von Guartiba ans Land. Zwei

Neger führten ihn über die Berge, er drang ohne Hinderniß in die Stadt und selbst auf einen der Hauptplätze. Hier wurde er von dem Volk dergestalt empfangen, daß er sich in die Zollgebäude zurückziehen mußte, wo er kapitulirte. Das Leben wurde ihm und den Seinen zugesichert: sie blieben kriegsgefangen. In der Nacht des 18 März 1711 aber wurde er ermordet und das Loos seiner Gefährten war nur um so trauriger. Damals war in Frankreich ein Mann von außerordentlicher Energie, Duguay-Trouin: er beschloß, Du Clerc zu rächen. Offenbar hing, wie er selbst sagte, der Erfolg der Unternehmung von der Schnelligkeit der Ausführung ab: er durfte den Feinden keine Zeit zum Besinnen lassen. Am 11 September war er vor der Bai angelangt und am andern Morgen hatte er die Einfahrt erzwungen. Trotz der Ueberlegenheit der portugiesischen Truppen, die sich, eine beträchtliche Anzahl Milizen und Neger ungerechnet, auf 10 bis 12,000 Mann belaufen haben sollen, bemächtigte er sich an demselben Tag der Insel Das Cobras, landete mit 1800 Mann auf dem Saco do Alferez und bereitete Alles zum Sturm. Die Batterien der Insel Das Cobras konnten die Stadt zusammenschießen, der Admiral erachtete es jedoch für angemessen, ehe er die ersten Schläge that, dem Statthalter zu schreiben. Er forderte Rechenschaft für das an dem unglücklichen Du Clerc begangene Verbrechen, die Auslieferung der Mörder, um sie nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen, die Zurückgabe der Gefangenen und die Vergütung der Expeditionskosten. Don Francisko de Castro hatte sich nach Mata-Porcos zurückgezogen. Er erwiederte dem französischen Befehlshaber, seine Vorschläge seyen unzuläßig, er wolle, wenn es seyn müsse, lieber auf seinem Posten umkommen. Die Nacht des $\frac{20}{21}$sten war eine trostlose Nacht für die Einwohner. »Unaufhörlich donnerten die französischen Batterien,« erzählt Hippolyt Taunay, der gewissenhafte und lebendige Berichterstatter über diese Expedition. »Unterm Schutz der Dunkelheit wurden Schaluppen mit Truppen abgeschickt, um sich fünf portugiesischer Fahrzeuge am Ufer zu bemächtigen. Da ein plötzlich ausgebrochenes Gewitter sie verrieth, so begrüßte sie der Feind mit Musketenschüssen: sie ließen den Muth nicht sinken. Duguay-Trouin selbst aber brannte eine Kanone los zum Zeichen, daß alle Batterien zumal auf die Stadt feuern sollten. Das Krachen des Geschützes, vermischt mit der Wuth des Donners und vervielfältigt durch die zahlreichen Echo's der Bai, erfüllte die Einwohner mit Schrecken, gegen die der Himmel, die Erde und die Hölle los zu seyn schienen. Sie flohen in Unordnung landeinwärts, mit sich nehmend von ihren Schätzen, Was sie schleppen konnten. Die Milizen, der Generalstab verließen die Wälle. Schon war die Stadt verödet. Aber so war die zweifache Wuth der Elemente und der Artillerie, daß Duguay-Trouin Nichts wußte von Allem, was inzwischen am Land vorging.« Man muß die Denkschrift des berühmten Seemanns lesen, um zu sehen, wie viel Kühnheit und Kaltblütigkeit dazu gehörte, um einen so verwegenen Angriff glücklich zu Ende zu bringen. Obwohl fliehend, hatten die Portugiesen keine der Maßregeln versäumt, welche den Einbruch vereiteln konnten. Die Castelle von San-Bento waren gänzlich unterminirt und sollten mit einem Theil der französischen Truppen in die Luft springen. Man begegnete jedoch dieser Gefahr: die Stadt fiel völlig in Duguay-Trouins Gewalt. Die Gegner lassen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie gestehen, er habe sich alle Mühe gegeben, die Plünderung zu verhindern: umsonst. Nach einem schwachen Gefecht mußte Francisko de Castro die aufgelegten Bedingungen annehmen

und man berechnet die Verluste, welche die Kolonie bei dieser Gelegenheit erfuhr, zu 27 Millionen *). Das Kloster San-Bento erhebt sich auf einem Hügel, der gerade dem Feuer ausgesezt war. Die starken Mauern dieses Klosters wurden daher von den französischen Kanonen tüchtig mitgenommen und noch vor fünf Jahren, nach mehr als einem Jahrhundert, waren davon Spuren wahrzunehmen. Die Mönche und die meisten Geistlichen, deren es zu Rio zu allen Zeiten eine Legion gab, entwichen in die Berge um Tijuca, zehn oder zwölf Meilen von der Stadt. Einige Einsiedeleien und einige in der Geschwindigkeit errichteten Altäre zeugen von ihrem vorübergehenden Aufenthalt in jener Gegend, die seitdem ein Vergnügungsort für Rio geworden ist.

Um dieses Unglück wieder gut zu machen, wirkten bald nachher viele Umstände auf Rio's Aufblühen. Die Führung einer Straße nach Minas leitete die reichen Produkte dieser Provinz, die sonst nach dem Hafen de Santos gingen, der Hauptstadt zu. Das Jahr darauf, 1725, wurden die Diamantgruben von Tejuco entdeckt, zwanzig Jahre später empfing Rio, das Wassermangel hatte, eine prächtige Wasserleitung und ums Jahr 1755 sandte Pombal seinen Bruder Carvalho als Statthalter — er, der Mann thätigen Geistes, der allen Orten, auf die sein Einfluß sich erstreckte, neue Impulse gab und der, wie man versichert, Rio, das bereits 40,000 Seelen zählte, zu einer Metropole, einem Verbindungsglied zwischen Europa und der neuen Welt bestimmte. Pombals Traum sollte sich erst verwirklichen im Anfang eines andern Jahrhunderts. Zwar hatte ums Jahr 1763 König Joseph den Siz des Vicekönigreichs Brasiliens nach Rio verlegt und die Stadt durch den Marquis de Lavradio und Luiz Vasconcellos sich außerordentlich vergrößert. Doch dachte kein portugiesischer Monarch daran, sie selbst zu seiner Residenz zu wählen, als der Krieg auf der Halbinsel den damaligen Reichsverweser Don Joao nöthigte, hier ein Asyl zu suchen. Den 14 Januar 1808 brachte die Kriegsbrigg Voador nach Rio die Nachricht von dem Einrücken des französisch-spanischen Heeres in Portugal und daß die königliche Familie sich am 29 September nach Brasilien eingeschifft hatte. Der Eindruck dieser Neuigkeit in Rio war elektrisch. Die Zurüstungen für die Aufnahme der Königin Marie und ihrer Angehörigen beschäftigten alle Gedanken. Der Palast des Vicekönigs nebst den verschiedenen Verwaltungsgebäuden wurde sogleich für den Hof in Bereitschaft gesezt, ja, da dieser Raum noch nicht hinreichend schien, so wurden die Besitzer der Privathäuser in der Nachbarschaft gezwungen, aus ihren Wohnungen auszuziehen und die Schlüssel der Behörde zuzustellen: Was ohne Zaudern geschah, als eine Sache, die sich von selbst verstand. Auch an die Statthalter von St. Paul und Minas-Geraes wurden Eilboten abgeschickt, um sie von einem Ereigniß, das die Gestalt des Landes ändern sollte, in Kenntniß zu setzen und zu einigen Beisteuern aufzufordern. Die Einrichtung der königlichen Familie, wenn man auch noch so sparsam verfuhr, erheischte einen Aufwand, dem der Schatz im Augenblick nicht gewachsen war. Aber so von

*) Die Portugiesen mußten 600,000 Cruzados (nicht 110,000, wie Walsh angibt), 100 Kisten Zucker und 200 Ochsen spenden. Außerdem verloren sie vier Kriegsschiffe, zwei Fregatten und über sechzig Handelsschiffe und eine ungeheure Menge Waaren, die sofort wieder an portugiesische Kaufleute verkauft oder an Bord des französischen Geschwaders geschafft wurden. Am 19 Oktober 1711 ging Duguay-Trouin unter Segel. Durch das schlechte Wetter während der Ueberfahrt büßte er einen ansehnlichen Theil dieser unermeßlichen Beute wieder ein.

Eifer beseelt, um kein Opfer zu scheuen, waren die großen Eigenthümer, ein so tiefes Gefühl dieses wichtigen Ereignisses für ihr Vaterland hatten auch die minder begüterten Familien, daß von allen Seiten freiwillige Gaben einkamen, theils in Geld bestehend, theils in andern Gegenständen des Bedürfnisses für die erwarteten Gäste.

Wenn der größte Staatsmann der pyrenäischen Halbinsel im achtzehnten Jahrhundert mit prophetischem Scharfsinn die unermeßlichen Resultate einer königlichen Gegenwart in Amerika erkannte, wenn er die Nothwendigkeit begriff, in dem fremdgesitteten ungeheuren Lande, das eine Revolution auf immer von Portugal trennen konnte, den Samen monarchischer Ideen auszustreuen, da genug republikanischer Stoff auf den Ebenen von Piratininga gährte, so knüpft sich an den Namen Johanns VI der Ruhm, daß er Derjenige war, durch den, Was einst das Genie ahnte und jezt das unbeugsame Gesetz der Nothwendigkeit gebot, zur That wurde. Nachdem der Prinz einem heftigen Sturm entgangen, landete er zu San-Salvador und in dieser Stadt erließ er den 23 Januar 1808 die denkwürdige Akte, welche das alte Prohibitivsystem aufhob und allen mit Portugal befreundeten Nationen den freien Eingang in die brasilischen Häfen erlaubte. Dieß war nichts Anderes denn Gerechtigkeit, aber dieser Gerechtigkeit mußte ein Genüge geschehen: ein ungereimtes, unerträgliches System war nach dreihundertjährigem Daseyn endlich gestürzt. Einem so rührigen und verständigen Volke, wie die Brasilier sind, die freie Berührung mit Europa gestatten, war so Viel als das Land emancipiren!

Während des kurzen Verweilens Johanns VI in San-Salvador wurde er nachdrücklich angegangen, seine Residenz in dieser Stadt zu nehmen, die ihm einen prächtigen Palast erbauen wollte, die nicht nur ihr altes Hauptstadtrecht und die Milde ihres Himmels, die Fruchtbarkeit ihres Gebiets geltend machte, sondern auch ihre centrale Lage, welche eine genaue Aufsicht über die Provinzen am Meer zuließ. Hätte Johann auf den Antrag gehorcht, vielleicht hätte er die insurrektionellen Bewegungen, die sich zehn Jahre später äußerten, wirksamer gehemmt, vielleicht hätte er die Vortheile, die man sich von seinem Aufenthalt versprach, gleichmäßiger unter die Provinzen vertheilt. Man versichert in Bahia, müde seiner langen Seereise und bezaubert durch den Anblick des Landes, habe er große Lust gehabt, sich den Wünschen der Einwohner zu fügen. Ohne Zweifel überwog in den Augen seiner Minister der Gedanke an das unvergleichliche Rio und an die Leichtigkeit des Verkehrs von dort mit Minas und daß man mit der Residenz auch den Sitz der verschiedenen Verwaltungen ändern müßte. Der Hof schied von San-Salvador und lief den 7 März 1809 in die Bai von Rio ein. Man hat keinen Begriff von dem Jubel dieses Tages. In einem Augenblick standen alle Häuser leer, die Hügel bedeckten sich mit zahllosen Zuschauern, Wer eine Piroge oder ein Boot bekommen konnte, fuhr der Flotte entgegen. Das Erste, was Johann that, war, daß er sich in die Kathedrale begab, Gott zu danken für seine glückliche Ankunft. Sein Glauben war aufrichtig und wenn in der Folge nicht Alles geschah, zu dessen Ausführung er sich vom Himmel in dieser feierlichen Stunde Kraft erbeten haben mag, so muß man mehr auf die Fehler seiner Erziehung als auf eine unmäßige Liebe zur Gewalt oder einen Mangel an Redlichkeit die Schuld schieben *).

*) Johann VI war der zweite Sohn der Königin Marie. Wie alle Erstgebornen des Hauses

Wir berühren von der politischen Geschichte nur diejenigen Thatsachen, ohne welche all diese wundervollen Veränderungen, die in einigen Jahren vorgegangen sind, nicht verstanden würden. Um sich über den industriellen Zustand Brasiliens im Beginn dieses Jahrhunderts ein richtiges Urtheil zu bilden, muß man sich erinnern, daß aller offenkundige Handel mit fremden Schiffen streng *) verpönt war und daß das in den Gewerben selbst so verwahrloste Mutterland sich gleichwohl das Recht vorbehielt, die Kolonien mit den unentbehrlichsten Dingen zu versehen. Einwohner von Rio und Bahia, die noch nicht sehr alt sind, gedenken wohl der Zeit, da die reichsten Eigenthümer sich nicht ohne Schwierigkeiten aller Art die gewöhnlichsten Hausgeräthschaften anschaffen konnten. So stellte z. B. vor zwanzig Jahren ein Herr von Engheno bei einem Gastmahl das prachtvollste Silbergeschirr zur Schau, aber ein Messer vermochte er nicht jedem Gast zu bieten. Ich selbst habe in der Nähe von San-Salvador einem Bankett angewohnt, bei welchem der erste Beamte des Bezirks den Vorsitz führte und ein einziges Glas an der Tafel die Runde machte. Und jezt ist der Ueberfluß an Gegenständen des Luxus wie der Bequemlichkeit so groß, daß mit Ausnahme der ersten Hauptstädte vielleicht keine Stadt in Europa sich in dieser Beziehung mit Rio messen darf.

Am 1 April 1808 eröffnete Johann den Bewohnern Brasiliens eine neue Bahn fortschreitender Bildung: durch ein Alvara wurden sie zu Ausübung jeder Manufaktur- und Handelsindustrie ermächtigt. Ein englischer Schriftsteller macht, indem er das Datum dieses wichtigen Dekrets anführt, die gegründete Bemerkung, die bisherige Gesezgebung sey so unsinnig gewesen, daß aus der bewunderungswürdigen Baumwolle, um welche sich die Manufakturen Europa's reißen, Nichts habe verfertigt werden dürfen als grobes Tuch für die Neger. Dasselbe Jahr sah in Rio de Janeiro die erste Presse entstehen. Derselbe Geist furchtsamer Tyrannei, der so lange auf der Industrie lastete, hatte die Buchdruckerei als ein zu gefährliches Mittel der Erörterung, einen zu mächtigen Hebel der Unabhängigkeit betrachtet, als daß er ihre Einführung gestattet hätte. Es ist fast unnöthig, hinzuzufügen, daß die Erscheinung einer Zeitung auf dem Fuße folgte. Es ist richtig gesagt worden: Nichts vielleicht als dieser leztere Umstand gibt einen vollständigen Begriff von der Tiefe der Unwissenheit, in welcher das schöne Brasilien begraben lag, und von dem raschen Gang der Entwicklung, welchen die Nation nahm. Vor zwanzig Jahren existirte noch kein einziges öffentliches Blatt in einem Land, wo jezt mehr als zwanzig Zeitschriften in freiem Umlauf sind und gelesen werden in einer einzigen Stadt. Das nächste Jahr zeichnete sich durch einige nüzliche Stiftungen aus, deren

---

Braganza war sein Bruder, dessen nicht gemeine Einsichten man rühmte, gestorben, lange ehe er die Reichsverwesung übernehmen konnte, welche die Geisteskrankheit seiner Mutter in seine Hände gegeben hätte. Johann VI, wird behauptet, habe gegen seine Vertrauten oft geäußert, wie wenig die Bürde der Regierung ihm tauge und den Tod seines Bruders schmerzlich bedauert.

*) Im Jahr 1801 schreibt ein Mann, der, weil er dieses Verbot umgehen wollte, die grausamste Gefangenschaft erleiden mußte, also über San-Salvador: „Kein fremdes Schiff darf mit dieser Stadt handeln. Es ist sogar den nicht portugiesischen Schiffen verboten, in den Hafen einzulaufen, es sey denn, daß sie Lebensmittel, Wasser oder Ausbesserungen nöthig haben. Um jeder Möglichkeit des Verkehrs vorzubeugen, begeben sich bei Ankunft jedes Schiffes sechs Mautner an Bord und ein Wachtschiff mit einem Lieutenant und Soldaten wird hinten angehängt. Außerdem erscheint ein Justizbeamter und ein Marinebeamter mit einem Zimmermann, nehmen Einsicht, untersuchen die Papiere und die angebliche oder wirkliche Ursache, warum das Schiff eingelaufen ist, und nehmen Alles zu Protokoll. Das Protokoll wird dem Statthalter vorgelegt, der die Dauer des Aufenthalts bestimmt, vier bis zwanzig Tage, je nachdem das Schiff gelitten hat oder die Umstände sind." S. Lindley's Reise nach Brasilien, wo man eine Schilderung der Einwohner der Stadt San-Salvador und der Provinzen San-Salvador und Porto-Seguro findet.

Wichtigkeit die Zukunft zeigen muß: so wurde eine Anatomie-, Chirurgie- und Arzneischule mit dem Militärspital verbunden, ein chemisches Laboratorium gegründet und endlich zur Sicherheit der Stadt in dem mit allen Theilen der Welt eröffneten Verkehr auf dem Vorgebirge Boa Viagem ein regelmäßiges Lazareth angelegt. Diese Schöpfungen, verbunden mit dem Zufluß der in Rio sich niederlassenden Fremden, den Berührungen mit den großen portugiesischen Familien, erweckten die Brasilier aus ihrer moralischen Lethargie zum Gefühl ihrer Rechte und nach der ersten Aufwallung begeisterter Freude über die Ankunft des Hofs und einer unterrichteteren Bevölkerung stürzten sie in den Wettkampf. Von diesem Augenblick bot Rio nicht mehr den Anblick einer durch Repressivgesetze niederzuhaltenden Kolonie. Die Geister waren in Aufschwung, eine neue Aera begann.

Der Hof hatte auf die Bewegung dieser großen gesellschaftlichen Umwandlung oder, wenn man so sagen will, geistigen Emancipation von Anfang weniger Einfluß, als man sich einbilden könnte. Von vornherein machte er eine Welt für sich aus, die sich um den Monarchen gruppirte und ihn im Kreis der alten Gewohnheiten einschloß. Der Fürst selbst verschmähte den Prunk: er lebte ungefähr wie ein Vicekönig und diese Einfachheit bewahrte er, als der Tod seiner Mutter ihn auf den Thron erhob. Nichts desto weniger verschlang der Aufwand für sein Haus eine ungeheure Summe, noch einige Jahre und dieser Aufwand mußte ein Gegenstand ernster Besorgnisse für seinen Sohn werden. Woher kamen diese Ausgaben, die nothwendig das Volk beschwerten und wie konnten sie sich erhalten? Man muß sie namentlich aus der ungewissen Lage erklären, in welcher sich der ausgewanderte Adel befand, und einem alten Herkommen, von welchem der Fürst nicht abgehen mochte. Daher wurden nicht nur den Beamten der Krone, sondern selbst den bloßen Palastdienern Naturalunterstützungen bewilligt und die Verzeichnisse der königlichen Hofhaltung boten Ausgaben, die einem andern Zeitalter anzugehören schienen, die sich eben so schwer begreifen als rechtfertigen ließen. Als der Bevölkerung allmälig die Augen aufgingen, daß sie sah, wo die ächten und bleibenden Verbesserungen im Lande herrührten, als sie die vortheilhafte Einwirkung der zahlreichen Niederlassungen englischer und französischer Handelshäuser auf das Wachsthum ihrer Industrie würdigen konnte, wurde der Kampf noch lebhafter und fiel nicht immer zu Gunsten des Mutterlandes aus. Man dachte nicht ohne Bitterkeit an Das, was es hätte thun können und nicht that. Wurde die Wohlthat wirklich bewilligt, so kam sie zu spät. Auf der andern Seite hatte die Klasse, die man unter dem Namen Fidalgia begriff, zwar Anfangs mit einer Art Entzücken in der auf Tage der Angst gefolgten Ruhe geschwelgt, hatte sich der Bewunderung hingegeben für diesen herrlichen Himmel, den man so gerne mit dem Lissaboner verglich, dem er aber noch den Preis abgewann, hatte diese üppige Fruchtbarkeit gepriesen, diesen unendlichen Reichthum der Erzeugnisse der Erde, welche alle Fremden überrascht, aber bald vermißten die edlen Herren mit Bedauern die Genüsse des Luxus, der Civilisation, des Ueberflusses, von denen sie hatten scheiden müssen. Man zog Parallelen. Man musterte die neuen Sitten und Gebräuche. Die wohlwollenden Bewirther wurden nicht geschont. Die klimatischen Unbequemlichkeiten fielen jezt mehr auf. Auch stellte sich, nachdem der Rausch der ersten Begeisterung verraucht war, das Heimweh ein. Auf beiden Seiten gab es eine Frage des Vaterlandes. Sie überwog. Jezt, nachdem die große Revolution, die unvermeidliche Folge dieser scheinbar eiteln

Reibungen, vollendet ist, nachdem die Interessen gesondert sind und künftig nur noch verwandtschaftliche Beziehungen zwischen beiden Nationen bestehen können — eilen wir, es zu sagen, die etwas stürmische, oft unterbrochene Berührung der Brasilier und der ersten Familien des Königreichs vor zwanzig Jahren ist nicht ohne einige Früchte und der ganze Vortheil dem Kolonial-lande geblieben: so ein feinerer Sinn für die Künste, eine unverkennbare Zierlichkeit in den Manieren und eine geistige Schärfe, die nur der Ausbildung durch Studium bedarf. Daß dieses Licht, namentlich Was die entlegeneren Gegenden betrifft, nicht ohne Schatten ist, versteht sich von selbst.

Nach diesen großen Ereignissen, welche von so entscheidendem Einfluß auf Brasiliens fernere Schicksale seyn mußten, gingen die andern Veränderungen schnellen Schritts. Aber Was man mehr als alles Andere ersehnte, war das Aufhören der untergeordneten Stellung in der politischen Hierarchie. Den 15 Dezember 1815 erschien ein Dekret, welches dieses unermeßliche Land vom Rang einer Provinz zur Würde eines Königreichs erhob. Von da an sollte Eine Monarchie die vereinigten Königreiche Portugal, Algarbien und Brasilien umfassen. Niemand kann sich den Jubel vorstellen, welchen diese Zeitung durch ganz Brasilien erregte. Ueberall hin flogen die Kuriere. Ueberall beurkundete das Volk durch freiwillige Beleuchtung seine Theilnahme. Von den Ufern des Rio de la Plata bis zum Amazonenfluß war kein Schiff, wie ein englischer Reisender bemerkt, das sich nicht mit Blumenkränzen schmückte. Einige Monate später genehmigte der Kongreß zu Wien die Maßregel des Reichsverwesers und als Lord Castlereagh die Beipflichtung Englands übermachte, gab er deutlich genug zu verstehen, welchen Werth er auf diese Combination lege. Unmittelbar nachher segnete die Königin Marie das Zeitliche: sie befand sich seit langen Jahren in einem solchen Zustand von Geistesverwirrung, daß ihr Tod politisch ohne Bedeutung war. Nur führte der Reichsverweser jezt den Titel Johann VI. Bei der kläglichen Lage seiner Mutter hatte der Prinz zärtliche Sohnes-Anhänglichkeit nie verleugnet: sein Schmerz war tief. Personen, die damals Brasilien besuchten, erinnern sich, mit welchem Prunk die erste Königin bestattet wurde, die in der neuen Welt starb. Sind die Berichte nicht übertrieben, so erneute man in Rio diese Leichenfeierlichkeiten, von deren Pracht einige Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts melden, die aber durch die Gleichförmigkeit der europäischen Sitten für immer verbannt zu seyn schienen: alle Trauertapeten waren von Seidesammet, die überall vervielfältigten Stickereien von Gold. Um diese Zeit nahm Brasilien sein königliches Wappen an. Wie Alphons III die Wappen Portugals und Algarbiens verband, legte Johann VI das alte Schildchen auf die gekrönte Ringkugel — die Bezeichnung des neuen Reichs.

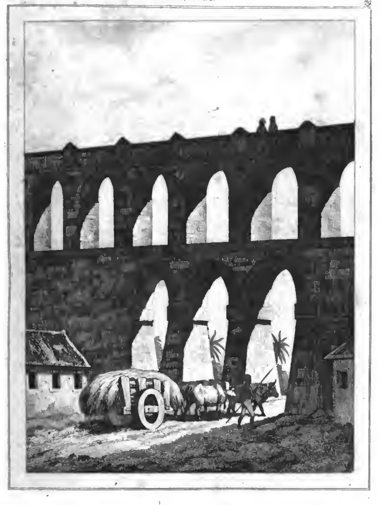
Wenn die Engländer Diejenigen sind, welche bei den Brasiliern zuerst den Geschmack für industrielle Verbesserungen gewirkt, besonders das Land in diesen Handelsschwung versezt haben, worin Frankreich sie später unterstüzt hat und wovon es einen Theil des Nutzens zieht, so haben wir noch ein anderes Verdienst. Die Einweihung in Künste und Wissenschaften hat Brasilien von uns empfangen, sie, die ein Volk stets dem andern schuldig ist und die auf immer Epoche macht in der Geschichte seiner gesellschaftlichen Entwicklung. Rechnet man die Zeit, seit welcher die Brasilier geistigen Arbeiten mit Ernst obliegen können und prüft man ihre Leistungen, vergleicht man sie namentlich

im Punkt der Kunst mit andern amerikanischen Völkern, so ist kein Zweifel, daß ihnen gegenwärtig der Preis gebührt, den sie wohl auch in Zukunft behalten werden: den Vereinigten Staaten von Nordamerika die großen politischen Kombinationen, die riesenhaften Entfaltungen der Industrie, den südamerikanischen Staaten und vor allen Brasilien die intelligente Glut des Schönen, das Interesse für die neuen Schöpfungen der Wissenschaft; Beiden die Erfassung der mächtigen gesellschaftlichen Bewegungen, in welchen die Bahn der Welt lauft. Werden aber die dem Studium gewidmeten Jahre verflossen seyn, werden Originalerzeugnisse den Verein der Begeisterung und des Fleißes beurkunden, wird vollständige Anerkennung erlangen, Wer sie fordern kann, so wird auch der Niederlassung französischer Künstler ihr Ruhmesantheil zukommen. Gleichwohl waren von mancherlei Wechseln ihre ersten Anstrengungen begleitet.

Es war im Jahr 1815 als der portugiesische Gesandte in Frankreich, Marquis von Marialva, mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Rio Verabredungen traf wegen Errichtung einer Akademie, von welcher man sich die glücklichsten Resultate versprach. Lebreton *), beständiger Sekretär der Klasse der schönen Künste, wurde mit Einrichtung dieses Instituts beauftragt. Männer von Talent, von Frankreich bedauert, wanderten nach Brasilien: 10,000 Franken waren für die Kosten der Ueberfahrt bewilligt, im Mai 1816 landeten sie in Rio. Johann VI empfing sie mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Ein Dekret vom 12 August regelte ihre Stellung: Lebreton als Direktor erhielt einen Gehalt von 12,000 Franken, 5000 jeder Künstler. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß Brasilien, kaum den Fesseln des Kolonialregiments entwunden, noch nicht gehörig vorbereitet war, daß die Regierung bei dieser Kunstschule keinen festen Plan und daher auch weniger Gewinn davon hatte als ein Theil des Publikums, der die Künstler verstand und bei dem sie wenigstens anregend auf den Geschmack wirkten. Mittlerweile hatte das Ministerium durch Grandjean von Montigny einen Riß zu einem Akademiegebäude fertigen lassen. Der Entwurf wurde genehmigt, sofort der Grund gelegt, aber das Bauwesen währte zehn Jahre. Waren nun auch die Künstler mit ihren Arbeiten beschäftigt, so konnten sie dieselben weder sehr betreiben, noch zumal im speziellen Interesse des Unterrichts. Mitunter mangelten ihnen auch die materiellen Mittel gänzlich. So hatte Debret mehrere Bilder ausgeführt, welche geschichtliche Ereignisse verewigen sollten, als jedoch Pradier sie stechen wollte, mußte er sich nach Paris begeben, weil er in Rio sogar das geeignete Papier nicht fand. Um den Stand der Dinge zu erklären, muß man weiter zurückgehen. Gleich nach Ankunft der Künstler war Graf d'Abarca gestorben und nicht lange, so folgte ihm Lebreton nach. Die beiden Männer, auf welche man bei dem Fortgang der Akademie zählen mußte, waren im Jahr 1819 nicht mehr. Kurz darauf (so erzählt ein Schriftsteller, der über diesen Gegenstand genau unterrichtet ist) ließ der Minister Baron de San-Lourenço einen von ihm begünstigten Maler, Namens Henrique José da Sylva, aus Portugal kommen, und dieser legte dem König einen Organisationsplan

*) Diese Künstler waren folgende: A. Taunay, Mitglied des Instituts; Aug. Taunay, Bildhauer, Bruder des Vorigen; Debret, Historienmaler; Grandjean de Montigny, Architekt; Simon Pradier, Kupferstecher; Franz Ovide, Professor der Mechanik; Franz Bonrepos, Taunay's Skulpturgehülfe; die beiden Brüder Ferrez. Die Leztern kamen später nach Brasilien, genoßen aber die nämlichen Vortheile wir die andern.





Wasserleitung zu Rio-Janeiro

Ansicht von Rio Janeiro, von der Höhe der Wasserleitung aus

für die Akademie vor, der auch durch Dekret vom 25 November 1820 genehmigt wurde. Durch dasselbe Dekret wurde dieser Künstler zum Schuldirektor und Professor der Zeichnungskunst ernannt. Ein portugiesischer Priester ersezte den Sekretär des verstorbenen Lebreton, man ließ die Stellen der beiden Gehülfen des Baumeisters eingehen, ebenso die des Kupferstechers, der damals abwesend war. Durch diese neuen Einrichtungen waren die ursprünglichen Grundlagen der Akademie ganz und gar verändert. Taunay kehrte nach Frankreich zurück. Mehrere seiner Gefährten blieben zwar, es kostete ihnen aber große Anstrengung, bis ihre Beharrlichkeit obsiegte. Die meisten Gebäude, welche die neue Ordnung der Dinge nöthig machte, entstanden nach Grandjeans Planen und im Jahr 1826 wurde ein geschickter Künstler von der ersten Partie als Vorstand einer Schule angestellt, deren Wirksamkeit man aus den wiederholt Statt gefundenen Ausstellungen ermessen kann. So flüchtig und unvollständig diese Notizen sind, gewiß ist, daß die Ankunft des Hofs, der Zufluß von Fremden und der Aufenthalt der französischen Künstler einen zu bestimmten Einfluß auf Rio's äußere Erscheinung ausgeübt haben, als daß wir nicht wenigstens auf die hervorragendsten Thatsachen hätten aufmerksam machen müssen.

Jede Hauptstadt in Europa hat ihr berühmtes Monument, ihr Lieblingsgebäude, ihr großes Lokalwerk, dem sie die Originalität ihres Aeußern verdankt. In Rio ist es die Wasserleitung von La Carioca mit ihrer zweifachen Arkadenreihe, ihren zumal zierlichen und grandiosen Formen eines römischen Styls, welche die Blicke überall suchen und der sie gern begegnen. Dieses Gebäude reicht in kein bedeutendes Alterthum: denn es wurde im lezten Jahrhundert angefangen. Eine poetische Sage, die freilich vielen Einwohnern Rio's unbekannt ist, knüpft sich an diese Nährquelle. Rocha-Pitta erzählt, das Wasser gebe den Sängern eine sanfte Stimme und die Frauen, die sich damit waschen, erglänzen von neuer Schönheit *). Nicht das erste Mal haben sich so die erloschenen Sagen der alten Welt in Amerika verjüngt. Auch Ponce de Leon, der so lange die lachenden Einöden von Florida durchwanderte, suchte dort die Quelle der Jugend. Vor Gründung der Wasserleitung mußte man das Wasser, das sich jezt in die Stadt ergießt, auf eine Stunde weit holen. Unter dem Statthalter Ayres de Saldanha Albuquerque begannen die Arbeiten — die Municipalkammer hatte sie beschlossen — und erwägt man die Wichtigkeit des Baues, so ist nicht zu leugnen, daß sie einen raschen Fortgang nahmen. Mit dem Jahr 1740 hatte Rio endlich den unschätzbaren Vortheil des Besitzes reichlichen Wassers. Außer den Schwierigkeiten der Oertlichkeit, die man zu überwinden hatte, war es noch das Material, um das man verlegen war. Da man sich scheute, den Granit in der Nähe zu verwenden, so ließ man Steine aus Portugal kommen. So wie die Wasserleitung ist, in Bezug auf Größe und Festigkeit steht sie Nichts nach, Was Europa in dieser Art besizt. Sie entwickelt sich von dem Berg von Corcovado auf einer Länge von beinahe sechs Meilen. »Die Fassung des Wassers,« sagt Labiche, »geschieht an einem Bach, der, nachdem er als Cascade herabgefallen, sich mit einem Behälter vereinigt, wozu eine benachbarte Quelle ausgeweitet worden ist. Hier beginnt

*) He fama accreditada entre seus naturaes, que esta agua faz vozes suaves nos musicos e mimosos caroes nas damas. *America portugueza*, liv. seg. p. 120.

ein 6 Fuß hohes, $2\frac{1}{2}$ Fuß breites, in gewissen Zwischenräumen mit Seitenöffnungen versehenes Gewölb und bedeckt einen ungefähr 8 Zoll breiten und 6 Zoll tiefen Kanal. Derselbe läuft in leichter Neigung auf das Kloster Santa-Theresa zu, wird dann unterirdisch und steigt im Durchgang durch das Kloster auf eine doppelte Arkadenreihe herab, die ihn einem neuen Behälter in der Nähe des Klosters des heiligen Antonio zuführt. Von diesem Punkte gehen die Vertheilungsröhren nach den verschiedenen Brunnen.«

Dem unlängst von dem Kaiser bewohnten Palast mangelt Viel zu einem merkwürdigen Gebäude. Die Architektur ist massiv, aber die Einrichtung im Innern ist schlecht. Seinen einzigen Vorzug theilt er mit den alten Privathäusern am Strand: die Bai mit ihren wundervollen Landschaften liegt ausgebreitet vor den Fenstern. Hätte man freilich im achtzehnten Jahrhundert wissen können, daß dieser Palast, der für einen Vicekönig oder Generalkapitän hinreichend war, in eine kaiserliche Residenz verwandelt werden würde, so würde man ihn ganz anders gebaut haben. So war man genöthigt, später mehrere Theile des Karmeliterbaues dazu zu schlagen und ihn mit dem Municipalsenat in Verbindung zu setzen. Dieß war das einzige Mittel, ihn zu vergrößern.

Wir befinden uns auf dem Platz des Palastes. Hier erheben sich die kirchlichen Gebäude, welche vielleicht der interessanteste Theil von Rio sind. Die Metropolitankirche, auch Kirche der beschuhten Karmeliter genannt, und die kaiserliche Kapelle stehen neben einander. Die Erhebung Rio's zu einem Bisthum*) unter dem Pontifikat Innocens XI und die Entstehung der Karmeliterkirche sind keineswegs gleichzeitig: sie wurde im Jahr 1700 erbaut. Sie hat äußerlich ganz den architektonischen Charakter der meisten Kirchen Spaniens und Portugals aus jener Zeit. Da bei Ankunft des Hofs alle wichtigen Ceremonien in der königlichen Kapelle (capella real) vor sich gingen, so verlor die Metropolitankirche nach und nach von ihren Privilegien. Ein ziemlich hübsches Schiff, ein großer Reichthum von Verzierungen ist es, was die jetzige kaiserliche Kapelle auszeichnet. Als Johann VI sich in Rio niederließ, wurde für ihn eine Tribüne im Chor errichtet und unermeßliche Tapeten von karmosinrother Seide mit goldenen Krepinen gaben dieser Kirche ein höchst eigenthümliches Aussehen. Hier hörte man noch vor wenigen Jahren eine religiöse Musik, die besser war als in den meisten königlichen Residenzen Europa's. Markos Portugal war, um das Orchester zu leiten, aus Italien berufen worden, und Neukomm, Haydns Lieblingsschüler, spielte die Orgel. Seitdem werden tüchtige Musiker aus dem Lande selbst das Werk dieser Meister fortgesezt haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die große Kirchenmusik je aufhört, in Brasilien gepflegt zu werden: Was von den Gemüthern so feurig ergriffen worden ist, Was sich so stark als inneres Kunstgefühl geoffenbart hat, darin kann nicht wohl so bald Erschlaffung eintreten. Wenn diese beiden Gebäude diejenigen sind, denen der erste Besuch des Fremden gilt, die merkwürdigsten in Hinsicht der Architektur sind sie nicht. Der größte Tempel in Brasilien ist die Candelariakirche. Unglücklicher Weise wurde sie in einer zu engen Gasse erbaut, so daß man die Façade nicht leicht betrachten kann. Neuerdings ist der

*) Der erste Bischof war ein Dominikaner, Francisko Manoel Pereira, der nach Empfang der Weihe sein Bisthum niederlegte. Er war Staatssekretär geworden und zog diese Würde vor. Don Jose Barros de Alarcao, sein Nachfolger, ergriff zuerst von seinem Sprengel Besitz.



Rio-Janeiro.

Vorschlag gemacht worden, die Häuser, die sie verbergen, abzubrechen und einen freien Platz daselbst anzulegen, der sich nach der geraden Straße öffnen würde. Diese Veränderung muß früher oder später geschehen. Die Kirche mit ihren beiden Thürmen war ursprünglich zur Kathedrale bestimmt. Man hat die schönen Granite der Umgegend für sie ausgebrochen, aber obgleich vor fünfzig Jahren angefangen, ist sie noch nicht vollendet. Die alte Kathedrale, weiland unter dem Namen Se Velha bekannt, erhebt sich in der Rosariostraße. Walsh ist im Irrthum, wenn er behauptet, ihr Vorzug sey ihr geblieben, bis er auf die königliche Kapelle übergegangen sey. Richtiger bemerkt er, daß das Innere dieses alten Gebäudes ein ungeheurer Kirchhof, der Boden buchstäblich mit Leichen gepflastert ist. Vor wenigen Jahren war es nicht möglich, einen Schritt zu gehen, ohne über menschliche Reste zu stolpern, so nachläßig waren die Beerdigungen. Dieser Sorglosigkeit ist gesteuert, noch begrabt man aber in der Kirche.

San Francisko de Paula mit seinen zahlreichen Weihgelübden, San Francisko von Assisi mit seinen innern Vergoldungen können sich nach der Pracht ihrer Zierarten und der Volksmasse, die sich um ihre Heiligenschreine drängt, mit den besuchtesten Kirchen anderer katholischen Länder messen. Allein Was am schnellsten schon von der Bai aus die Blicke auf sich zieht, ist das Kloster San Bento's, malerisch gelegen auf einem Hügel über der Insel das Cobras. Dieses große Gebäude ist eines der ältesten Rio's: die Inschrift am Haupteingang bezeugt, daß es im Jahr 1671 ausgebessert worden ist. Die Architektur ist roh und massiv und die ungeheuren Eisengitter vor den Fenstern geben ihm eher das Ansehen eines Gefängnisses. Hat man aber eine schöne steinerne Treppe erstiegen, die nach einer Plattform führt, und ist man in einen ungeheuren Corridor gelangt, der zu beiden Enden an zwei große Pavillons stoßt, wo man die Bai und die Stadt aus drei Gesichtspunkten betrachten kann, von welchen einer schöner ist als der andere, so begreift man, warum der reichste Orden von Rio de Janeiro den äußern Schimmer verschmähen konnte, um sich mit einer Solitidät zu begnügen, die auch ihre Pracht hat. So übertrieben vielleicht die Einfachheit außen ist, so hat es mit dem Innern eine ganz andere Bewandtniß. Hier herrscht ein Ueberfluß von Schmuck und Glanz, an welchem man wenig Strenge spürt, wie er aber für ein Kloster paßt. Die Säle nnd Gänge sind ausgetäfelt mit Jacaranda. Dieses Holz ist zu reichem Schnitzwerk verarbeitet und die düstere Farbe mit den goldenen Violettstreifen ist der herrlichsten Politur fähig. Malereien aller brasilischen Künstler schildern die Hauptereignisse des Lebens St. Benedikts. Die Reliquien des Patrons werden gewissenhaft aufbewahrt in der Kapelle, die sich durch eine andere Art von Pracht auszeichnet. Das Innere ist vergoldet *). Uns bleibt, und wenn auch Jahre verflossen seyn werden, unvergeßlich sowohl die unendliche Größe dieser Landschaft, deren Aussicht man auf der Spize des Hügels genießt, als auch diese ächt mönchischen Herrlichkeiten, die auf Jahrhunderte angesammelt schienen, als sie bereits auf die Neige gingen. Die Ideen schreiten in Amerika gegenwärtig so rasch als in Europa. In kurzer Zeit haben sich die Dinge sehr verändert und auf den ersten Anblick sieht man, daß

*) St. Benedikts Kloster hat eine Bibliothek von etwa 6000 Bänden. Sie ist alle Tage dem Publikum geöffnet. Es gibt wenige Klöster in Brasilien, deren Einkommen mit dem dieser Mönchsgemeinde verglichen werden kann. Diese Benediktiner sind im ganzen Land verbreitet und besitzen Fazendas aller Art. Auch die Statthaltersinsel, die schönste in der Bai, ist ihr Eigenthum.

San-Bentos Kloster nicht mehr ist, Was es war. Im Jahr 1830 waren zwei Flügel des Gebäudes in Kasernen verwandelt und die Mönche hatten sich meist auf ihre Statthaltersinsel begeben. In der Folge wartet vieler religiösen Körperschaften ein ähnliches Loos: durch ein den Kammern vorgelegtes Gesetz ist das mönchische Eigenthum mit der Veräußerung für Staatszwecke bedroht.

Ehe diese Gebäude ihre Bestimmung wechseln, laßt uns sie noch in einer lezten Wanderung begrüßen! Wir traten in eines dieser Klöster, die der Aristokratie der religiösen Orden angehören: betrachten wir ein anderes, es erhebt sich gleichfalls auf einem Hügel, aber am entgegengesezten Ende der Stadt und trägt den Namen Santo Antonio, ist also das Haus eines Bettelordens. Wenn auch der Bendiktiner und der Franciskaner sich nicht gleich getheilt haben in die Reichthümer dieser Welt, so breitet die Natur doch vor ihnen dieselben Schätze aus und ist man auf der Plattform, auf welcher dieses Franciskanerkloster steht, so weiß man nicht, welcher von beiden Klostergemeinden man das Verdienst der glücklicheren Wahl der Lage zuschreiben soll. In dem Kapitelsaal sind die Reste des Generals **Forbes**, eines ausgezeichneten schottischen Offiziers, niedergelegt: er war unter den Begleitern der königlichen Familie und starb bald hernach. Jenseits des Klosters befindet sich das Refektorium und da erscheint eine Art Verzierung, die in den Mönchsbehausungen Portugals und Brasiliens häufig ist. Die Wände sind bis zu einer gewissen Höhe mit diesem schönen holländischen Halbporzellan ausgelegt, das, so zu sagen, eine einfärbige Mosaik bildet. Die so geschmückten Säle bieten oft dem Beschauer Bilder meist religiösen Inhalts. Bekanntlich dürfen St. Franzens Jünger keine Erwerbung machen: ihre Regel verbietet es ihnen. Ursprünglich hatten sie am Meeresufer zu Santa-Luzia eine Kapelle inne. Diesen Ort vertauschten sie mit ihrem gegenwärtigen Sitz. Im Jahr 1608 bewilligte ihnen die Municipalität von Rio die Besitznahme. Da die Franciskaner kein Eigenthum haben sollen, so wurde der Platz dem Pabst verliehen und das Grundstück zum Erbgut der Kirche Roms geschlagen. Die guten Väter verschafften sich dann hinlängliche Almosen zur Gründung ihres Klosters.

Wiederum einen dieser Hügel, Santo-Antonio gegenüber, bekränzt **Santa-Theresa**, eines der vier Frauenklöster, die Rio besizt: 21 Nonnen, deren Zahl nie vermehrt werden darf, finden darin Herberge. Die Lage, die sie ausersehen haben, ist vielleicht noch bewunderungswürdiger als die der beiden andern Heiligen. Eine imposantere, für ein beschauliches Leben anziehendere Stätte kann man sich nicht denken. Das Gebäude hat keine Ringmauern, sondern zwischen dem wohlriechenden Gesträuch eines Hags auf einem grünen Anger blickt die weiße Façade hervor. Just unterhalb der Einsiedelei der heiligen Theresa, auf dem Ausläufer eines Vorgebirgs, ist ein kleines Achteck mit einer zierlichen Säulenhalle: es ist die hübsche **Kirche Unserer lieben Frau da Gloria**, eines dieser pittoresken Gebäude, die nach Lagen und manchmal nach Erinnerungen einer Stadt eine lachende oder eine traurige Physiognomie geben. Hier war es, wohin die junge Kaiserin gerne zum Gebet kam, hier saß sie mehr als einmal, die Augen geheftet auf diese stillen Wasser, diese sanften Wogen, im Hintergrund den Orgelberg. Wenn ihr ein Kind geboren wurde, so weihte sie es hier ihrer Schutzherrin. Später, sagt man, sey keine Woche vergangen, wo nicht auch Don Pedro



Ansicht von Rio Janeiro vom Theresienkloster aus



Rio Janeiro

zu den Stufen des Altars kniete. Noch könnten wir die Höhe des Vorgebirgs ersteigen, auf welcher die Kirche von Boa-Viagem sich erhebt, die von den Seefahrern besucht wird. Wir könnten wieder einen Gang zurück machen in die Stadt zur Kirche San-Domingo's, die den Negern gehört und wo schwarze Priester Messe lesen. Wir könnten einen Blick nach der Kirche de Santa-Rita thun, die man die Kapelle der armen Sünder nennt, weil diese auf dem Weg zur Hinrichtung dort die lezten Tröstungen empfangen, oder nach dem Kloster von Ajuda, einem der größten Gebäude Rio's, dessen weite und düstere Kapelle den traurigen Vorzug hat, daß sie das wenigst verzierte religiöse Gebäude der Hauptstadt ist. Doch ist hier die Ruhestätte zweier Königinnen, die ein sehr verschiedenes Loos hatten: die eine wurde nach Amerika geführt als in ein leztes Asyl zum Sterben, die andere ging hin mit allen Hoffnungen einer jungen Gattin. Beide erloschen wie ein Meteor und dieselbe Gruft hat sie aufgenommen. Wir müssen diesen Gegenstand abbrechen. Rio hat einen solchen Reichthum an religiösen Gebäuden, daß, wenn wir jeder Kirche erwähnen wollten, Dieß eine ermüdende Vollständigkeit würde, um so mehr als sie durch keinen entschiedenen Baustyl, keine kostbare Erinnerung des Alterthums, keine wahrhaft interessante örtliche Sage die Aufmerksamkeit fesseln.

Besichtigen wir andere Monumente. Da ist das Zollhaus mit seinem stets beschäftigten Krahnen und dem unaufhörlichen Geschrei der schwarzen Lastträger, die Zeughäuser des Heers und der Marine, das Castell von Conceicao mit dem Waffensaal, die Akademie der schönen Künste selbst, im reingriechischen Styl mit vier Granitsäulen aus Einem Stück — lauter mehr oder minder ausgedehnte, mehr oder minder verzierte Gebäude von unmittelbarem Nutzen, die eine so ansehnliche Stadt wie Rio nicht lange entbehren könnte, an denen übrigens nichts Besonderes ist. Nicht so das Schauspielhaus: hier wird man überrascht, daß eine amerikanische Stadt schon ein Theater besizt wie Mailand, das also etwas mehr Raum enthält als die große Oper in Paris. Das Nationaltheater ist aber nicht das einzige: man zählt seit Kurzem noch zwei andere, welche öffentlich sind. Einer dieser Säle, der weniger ansehnliche, dient zur Darstellung französischer Dramen. Doch ohne Widerspruch eine der vornehmsten Merkwürdigkeiten ist die Börse. Wenn uns unsere Erinnerungen nicht täuschen, so ist sie das erste Gebäude, an dem Grandjean de Montigny sein Talent erprobt hat. Sie steht in der Rua Direita, jenseits des Zollhauses. Um sie zu erbauen, mußten viele alte Häuser abgebrochen werden. Die Arbeiten hatten einen raschen Fortgang: im Oktober 1819 angefangen, wurde sie bereits im Mai des folgenden Jahrs dem Publikum eröffnet. Das Gebäude ist 160 Palmen lang, 145 breit. Der Hauptsaal erhebt sich sechs Stufen über die Wasserwage des Bodens. Den Eingang bilden vier große gewölbte Thore an beiden entgegengesezten Enden. Die zwei Hauptthore sehen auf die Straße und den Strand. Ueber dem Mittelpunkt ist eine Kuppel, aus welcher das Licht in vier rechtwinkelige Transepten fällt, die sich in Form eines Kreuzes über die ganze Länge und Breite des Gebäudes ausdehnen, mit Gallerien an jedem Ende, die auf 32 dorischen Säulen ruhen. Statuen, welche die vier Theile der Welt vorstellen, das Sinnbild der künftigen Entwicklung des brasilischen Handels, schmücken das Innere. Leider erweckt dieser schöne Saal in den Brasiliern so bittere politische Erinnerungen, daß er noch jüngst verlassen

war und längere Zeit bloß als Magazin benützt wurde. Es hat damit folgende Bewandtniß.

Johann VI war den 5 Februar 1818 gekrönt worden. Diese Feierlichkeit, welche die Vereinigung der Kronen von Portugal und Brasilien auf Einem Haupt aussprach, schien die Gemüther zu beruhigen, hatte aber die Spaltung nur vergrößert. Drei Jahre später nöthigten die europäischen Ereignisse den König zur Rückkehr nach Lissabon und alle Anzeigen in Rio deuteten auf eine nahe Umwälzung. Brasilien begriff die Nothwendigkeit einer verbesserten Verfassung. Die Einberufung der Stellvertreter der Nation wurde beschlossen und ihre vorbereitenden Versammlungen fanden in dem neuen Saal Statt. Natürlich mußte in diesen ersten Berathungen eine große Unregelmäßigkeit herrschen. Nicht allein waren die parlamentarischen Formen gänzlich unbekannt, sondern die Mitglieder waren auch über den Umfang ihrer Vollmachten nichts weniger als im Klaren. Die Debatten waren sehr stürmisch und manche Anträge hatten das Gepräge der Ueberspanntheit. Die spanische Verfassung, wurde verlangt, sollte das Muster der portugiesischen werden. Unheimliche Gerüchte hatten sich verbreitet: es hieß, die portugiesischen Truppen hätten Befehl bekommen, gegen die Versammlung zu marschiren und sie aus einander zu jagen. Der Befehlshaber wurde zur Rede gestellt, erwiederte aber, er wisse von Nichts. Außerdem wurde behauptet, der König wolle einen beträchtlichen Schatz außer Landes nehmen und man habe deßhalb selbst das Vermögen mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten an Bord gebracht. Daß alle Fehler und Verlegenheiten der Regierung in Verschwendung und Raubsucht ihre Ursachen hatten, war bekannt. Diese Gerüchte gewannen Bestand. Es wurde ausgemacht, die Schiffe durchsuchen zu lassen und die Befehlshaber der Castelle de Santa-Cruz und Lage bekamen Weisung, die Schiffe anzuhalten, wenn sie sollten auslaufen wollen. Es war um Mitternacht, berichtet Walsh. Einige der Wähler hatten sich zurückgezogen. Aber in Betracht der Wichtigkeit der Berathschlagung war der Saal noch voll, als plötzlich das Haus von einem Regiment mit Bajonetten auf den geladenen Gewehren umringt wurde. Niemand hatte die geringste Anzeige von seiner Annäherung. Ohne vorher zu warnen, stürzten die Truppen auf die wehrlose Menge. Feuer wurde kommandirt, dann mit dem Bajonet angegriffen und die schrecklichste Scene von Metzelei aufgeführt. Unter Denen, die dem Blutbad entgingen oder nicht gefährlich verwundet wurden, wollten sich Einige durch die Fenster retten und fielen zu Tode, Andere, die ins Meer sprangen, ertranken. Inzwischen plünderten die Soldaten und nicht eher als nachdem sie Alles, was irgend von Werth war, aufgerafft hatten, räumten sie den Platz. Dreißig Personen waren todt oder verwundet liegen geblieben, ungerechnet Die, welche verschwunden waren und von denen man annahm, sie seyen ertrunken. Am andern Morgen ging Alles, als ob Nichts geschehen wäre. Aber der Eindruck des Schreckens auf die Bevölkerung war so groß, daß man keine Untersuchung anstellte, um die Urheber dieser Schandthat zu entdecken, nicht eine, um die Zahl der Schlachtopfer auszumitteln. Der König reiste ab und die öffentliche Meinung sprach ihn frei. Sein Charakter, seine bekannte Herzensgüte ließen nicht glauben, daß er so die Hände in das Blut seiner Unterthanen hätte tauchen mögen. Einige legten das Ganze dem Grafen Dos Arcos zur Last: die Insurgenten von Pernambuco hatten seine unbeugsame Strenge bereits erfahren. So Viel ist gewiß, er mußte seine Stelle in der Regierung aufgeben und kehrte

nach Portugal zurück. Andere — und Dieß ist die Mehrheit — warfen auf eine viel höhere Person ihren Verdacht. Von da wollte kein Kaufmann ein Geschäft auf der Börse machen: sie blieb ganz und gar verödet. Die von Kugeln durchlöcherten Mauern und die Blutflecken auf dem getäfelten Fußboden boten lange Zeit eine traurige Erinnerung an diese Nacht des Grauens. Endlich wurde der Saal ausgebessert, bemalt und eleganter eingerichtet als vorher. Doch wollte Niemand hinein. Im Jahr 1830 war er in eine Eisenniederlage verwandelt, Thüren und Fenster waren zum Theil zerbrochen und der zierliche Saal wurde nur von Negern betreten.

Oeffnet die Werke des achtzehnten Jahrhunderts, leset Maudave, Barrow, Macartney — Was nach dem imposanten Anblick von Rio selbst sie am meisten überrascht zu haben scheint, ist die Wasserleitung, dann der öffentliche Garten. Indeß obgleich die Aussicht, die man von seinen Terrassen genießt, etwa Konstantinopel ausgenommen, ihresgleichen nicht hat, so gestehen wir doch, daß es uns schien, dieser öffentliche Spaziergang (passeio publico) habe entweder von seinem ersten Glanz verloren oder es herrsche in den Berichten der Reisenden etwas Uebertreibung. Seine Ausdehnung ist nicht übergroß: er wurde während des lezten Jahrhunderts auf Befehl des Vicekönigs Vasconcellos angelegt, eines Mannes, dessen Namen stets wiederkehrt, wo es sich von einer nützlichen Einrichtung für Rio handelt. Der Garten liegt am Meer, in dem Stadtviertel von Calabouço: er besteht aus breiten Alleen von großen heimischen und ausländischen Bäumen, die sich zu dichten Schattenbogen wölben. Die indischen Mangobäume, die Grumixamas mit rother, pfirsichähnlicher Frucht, die Jambusenbäume, die sich mit schönen, weißen Reiherbüschen schmücken, ehe sie ihre rosigduftenden Aepfel geben — sie alle wachsen neben den Cäsalpinen und dem Bombax erianthos aus den brasilischen Wäldern, der stolz wie Tulpen seine Purpurblüthe entfaltet. Gegen die Mitte des Gartens hat man eine Art Tempel von achteckiger Form erbaut, in welchem ein Professor der Botanik Vorlesungen hält. Vor etlichen Jahren war dieser Brauch abgekommen und wir wissen nicht, ob der Unterricht jezt wieder im Gang ist. In diesem Garten hat man die erste bemerkenswerthe Probe brasilischer Skulptur gesehen und Was am seltsamsten ist, die zwei Krokodile, welche in ein Marmorbecken Wasser ausspeien, sind das Werk eines armen Negers, bei dem sie bestellt wurden wie irgend eine andere Arbeit seines Handwerks. Das Kind mit dem Vogel in der Hand, der aus dem Schnabel Wasser in ein Becken gießt, ist gleichfalls von einem im Lande gebornen Meister. Diese beiden Gruppen legen von dem natürlichen Kunstsinn der Brasilier Zeugniß ab. Uebrigens ist der grünbemalte kupferne Melonenbaum, sind die viereckigen Gebäude an den Ausgängen der Terrassen nicht mehr da. Die von allen Reisenden des achtzehnten Jahrhunderts gerühmten zwei Pavillons sind verschwunden und es heißt fast den Brasiliern einen Dienst erweisen, wenn man die Erinnerung daran auffrischt. »In dem einen Pavillon,« meldet Lord Macartney's Reisebeschreibung, »zeigt ein Wandgemälde verschiedene Ansichten des Hafens nebst dem Wallfischfang, den man daselbst trieb, so lange die großen schwarzen Wallfische sich einfanden, die aber seit dem Einlaufen der vielen Schiffe entwichen sind. Die Decke ist mit höchst mannigfaltigen Zeichnungen geziert und das Gesims stellt mehrere den dortigen Meeren eigenthümliche Arten Fische in ihren Farben dar. Das ganze Werk ist aus Muscheln gemacht. An der Decke des andern

Pavillon sind Zierarten von künstlichen Federn und längs dem Gesims hat man die schönsten Vögel Brasiliens in ihrem eigenthümlichen Gefieder abgebildet. Die Wände sind mit ziemlich schlecht ausgeführten Malereien bedeckt, aber sie gewähren eine Anschauung der so reichen Erzeugnisse des Landes. Da sieht man Gold- und Diamantengruben nebst dem Verfahren, das beobachtet wird, um diese Schätze von der Erde zu trennen, die sie umhüllt, da Zuckerrohre und die Art und Weise, wie man den Saft auszieht und ihn krystallisirt. So ist auch dargestellt, wie man es angreift, um die Thierchen zu bekommen, woraus man Coschenille gewinnt und wie man diese prächtige Farbe zubreitet. Selbst die Pflanzung des Manioc und wie man ihn zu Mehl macht, ist nicht vergessen. Eben so wenig der Ban und die Bereitung von Kaffee, Reis und Indigo.« Wahrscheinlich werden diese Gebäude nie wieder erstehen, doch würde der Garten immerhin einer der angenehmsten Ruheplätze bleiben ohne einen Damm, den man gegenüber aufgeworfen hat und der nicht allein die bewunderungswürdige Aussicht auf die Bai unterbricht, sondern auch den kühlenden Seewind abhält. Vorn erheben sich zwei Obelisken von Granit. Auf einem ist die Inschrift: »aus Liebe zum Publikum« (Ao amor do publico), auf dem andern: »der Gesundheit Rio's« (a saudade do Rio). Bei Ankunft des Hofs wurde dieser Garten unendlich weniger besucht, als man hätte erwarten sollen. Ich wenigstens sah ihn fast verlassen. Ohne Zweifel wird die Sorge *), die man neuerdings auf ihn verwendet, ihm wieder mehr Lustwandler zuführen. Jeden Abend kommen einige Bürger mit ihren Familien: sie ersteigen den Damm und laben sich an der erfrischenden Abendluft.

Ich weiß nicht, welcher Reisende in einer Betrachtung über die gegenwärtige Lage von Rio bemerkt hat, die Gassen in der Nähe des Zollhauses bieten den Blicken fast so viel englische Waaren als einzelne Gassen von Manchester. Man könnte ebenso von der Ouvidorsstraße sagen, welche beinahe ausschließlich mit französischen Waaren versehen ist. Es gab hier so viel Magazine mit Luxus- und Modeartikeln, daß man sich in die Umgebungen der Rue Vivienne oder des Palais-Royal versezt meinte. Ungeachtet dieses Zusammenflusses fremder Kaufleute und ungeachtet des europäischen Charakters, den ihre Anwesenheit auf Rio nothwendig überträgt, behält doch die sehr gemischte Bevölkerung ihre Originalität wegen der außerordentlichen Verschiedenheit der Farben und Rassen, denen man auf jedem Schritt begegnet. Was am meisten auffällt, wenn man sich mehr aus den Stadtvierteln entfernt, die vorzugsweise von Europäern bewohnt sind, ist dieses Uebergewicht der schwarzen Bevölkerung, das weit bedeutender erscheint als in Buenos-Ayres, Mexico oder Lima. Noch vor einigen Jahren war eine Klasse, die vor allen Andern den Vortritt hatte, die man schon an ihrer Haltung, an ihren herrischen Gewohnheiten erkennen konnte — es waren die reinen Portugiesen, die Söhne des Reichs (filhos do reino), wie man sie nannte. Die Brasileiros, so sehr sich ihr Stolz dagegen sträubte, mußten ihnen nachstehen. Just dieser Unterschied hat den Kampf veranlaßt und Europa weiß, welches das Ergebniß war. Nach den Brasileiros (welcher Namen generisch alle Rassenmischungen bezeichnet) unterscheidet man die Mulatos, Sprößlinge von Negern und Weißen, und die

*) Es sind nämlich 1,903,000 Reis zu seiner Unterhaltung angewiesen.





Neger. Canqueiros.

Mamalucos, Sprößlinge von Weißen und Indianerinnen, die in Rio seltener sind als in Santa-Catharina und in San-Paulo. Die Neger selbst bilden wieder unter einander markirte Unterscheidungen: die direkt aus Afrika gekommenen Schwarzen heißen Negres muleccos, die aus Brasilien gebürtigen heißen Criolos, wie man in andern Gegenden nur die auf den Kolonien geborenen Weißen benennt. Von reinen Indios, obgleich zwei der mächtigsten Nationen einst die Küste bewohnt haben, gewahrt man nur hin und wieder einige Individuen und sind sie nicht aus dem Innern, so werden sie mit der verächtlichen Benennung Caboclos abgefertigt. Die man Gentios, Tapuyas, Bugres heißt, sind allerdings nicht so verachtet, aber sie gehen so selten aus ihren Wäldern hervor, daß ihr Erscheinen von Zeit zu Zeit in den Straßen von Rio ein Ereigniß ist. Fügt man zu all diesen Leuten von reiner oder gemischter Klasse einige Cariboços, Sprößlinge von Negern und Indianerinnen, so hat man eine Idee von den unendlichen Schattirungen der eingebornen Bevölkerung. Will man auch noch die zufällige Bevölkerung in Anschlag bringen, so war sie anfänglich zusammengesezt aus Franzosen, Engländern, Schweizern, Spaniern: dazu 150 bis 200 Chinesen, die lieber auf Schacher in der Stadt herumzogen, als daß sie sich mit dem botanischen Garten befaßten, zu dessen Pflege sie herbeigerufen waren. Seit Don Pedro's Verbindung mit einer Prinzessin aus dem österreichischen Haus hat die Zahl der Deutschen sehr zugenommen. Um dieselbe Zeit und noch früher wurden Schweizer zu Gründung innerer Kolonien eingeladen, die Irländer nahmen Dienst in der Armee und nach und nach sah man auch einige Schweden, Dänen und Russen anlangen. Durch diesen Zusammenfluß aller Nationen ist das jetzige Rio ganz verschieden von Dem, was es früher war. Und gibt es einen Ort, wo die Vorurtheile, die sich an die Farbe knüpfen, bald verschwinden müssen, so ist es in Folge dieser Rassenmischung Rio. Das Nämliche gilt von den Hauptstädten der Provinzen. Vorläufig sind noch fast alle mühsamen Arbeiten der schwarzen Rasse vorbehalten.

Was auf den Fremden in der Rua da Alfandega, der Straße des Fuhrwesens und der Lastträger, die nach dem Zollhaus geht, einen eigenen Eindruck macht, ist diese Musterkarte von Negern von allen afrikanischen Stämmen, die er auf den ersten Anblick immer verwechselt, diese Halbnacktheit, denn sie tragen Nichts als Hosen von Leinwand, diese starken Gliedmaßen, die an die schönsten Formen der antiken Bildhauerei erinnern, diese seltsamen Tatuirungen, die bald als Erkennungszeichen der mancherlei Nationen dienen, dieses Gelärm, der stete Begleiter des mindesten Geschäfts, das Negern anvertraut wird, darauf diese taktartig abgemessene Harmonie der Stimme zur Bezeichnung des Schritts, wenn eine Last getragen wird. All Dieß bildet ein Schauspiel, gegen das man wohl bald gleichgültig wird, das aber Einem Anfangs vorkommt wie die Offenbarung einer unbekannten Welt, die in tausend Zügen zu studiren ist. Wenn man einige rein örtliche Umstände ausnimmt, so wiederholt sich zwar diese Erscheinung in allen Ländern, die einst dem Kolonialregiment unterworfen waren, aber um Was man die Regierung in Rio und Bahia loben muß, weil man es nicht überall findet, das ist, daß sie die Emancipation seit vielen Jahren vorbereitet und deßwegen die Neger den andern Klassen zu assimiliren sucht. Eine eben sehr scharfe Beobachtungsgabe ist nicht erforderlich, um unter dieser arbeitsamen Bevölkerung von Schwarzen Personen, die einen sonst nur der weißen Bevölkerung zugetheilten

Rang einnehmen, herauszukennen: Offiziere, die Befehlshaber von Regimentern sind, Priester, die zu St. Thomé die Weihen empfangen haben und die Messe lesen dürfen. Hat man einen Augenblick die Muskelkraft bewundert, welche die schwarzen Arbeiter in ihrem Dienst entwickeln, so staunt man über die Unvollkommenheit der Transportmittel, die ihnen zu Gebot stehen. Fast nirgend macht man Gebrauch von Schubkarren und Baumwagen: eine starke Stange mit Seilen ist so ziemlich das einzige Werkzeug zur Fortschaffung der schwersten Lasten. Fünf oder sechs Mann fassen sie bei jedem Ende, legen sie auf ihre Schulter und wissen einen solchen Einklang in ihren Bewegungen zu beobachten, daß sie oft große Entfernungen durchlaufen, ohne daß man ihnen Ermüdung ansieht. Nichts ist belebter, bunter als diese Alfandegastraße. Da sind die Negerinnen mit dem Cesto voll Früchte, die sie auf der Quinta ihrer Herren gesammelt haben und nach dem Markt tragen. Andere gleich den Canephoren wiegen eine Urne auf dem Haupt. Weiterhin ist eine Kreolin-Negerin und wenn die Blöße der Füße ihre Sklaverei beurkundet, so zeigt die Sorglosigkeit ihres Gangs, wie viel sie sich höher dünkt als ihre Genossen, die sie mit Neid betrachten. Wird man aber von diesen Unterschieden in der Hierarchie der Sklaverei überrascht, so sind noch überraschender diese alten Erinnerungen Afrika's, welche die Gefangenschaft überleben. Dieser Schwarze, den Ihr bei Seite seht, ist oft ein geehrter Häuptling, der seine Gewalt wieder findet, so oft man ihn um Rath fragt. Dieser einsame Musiker, welcher so aufmerksam den melancholischen Lauten seines Banza oder seines Balafo lauscht, ist ein halbwilder Barde, der sich bewußt ist, Was er vermag, er braucht nur eine raschere Weise oder einen leidenschaftlicheren Gesang anzustimmen, so laufen sie herbei, die ihn für entzückt halten und die er durch seine Begeisterung beherrscht. Da ist der Neger von Mozambique, der mit Verachtung auf den schwarzen Congo herabsieht. Dort gesellt sich der Bewohner von Minas zu dem Koromantiner. Unter diesen durch die Knechtschaft scheinbar so nivelirten Menschen gibt es eine Ueberlieferung kriegerischer Macht, man erkennt die Ueberlegenheit der Intelligenz, man ist Zeuge von Eifersucht der Nationen. Daher das originelle Gepräge dieser Sklavenbevölkerung, deren Sitten noch so wenig erforscht sind.

Wenn in französischen Kolonien die Einwanderung so vieler Europäer ohne Vermögen, die sich bloß mechanischen Geschäften widmen, wenn die Einführung weißer Diener in das Innere der Familien den Unterschied der Rassen mehr festhält, so bieten die Straßen von Rio das Bild ihrer Vereinigung. Nach sehr neuen Reisenden ist indeß das Aeußere dieser Hauptstadt seit den lezten Ereignissen merklich anders geworden, wiewohl einige Jahre Ruhe wieder Manches ins Gleis gebracht haben mögen. »Diese jüngst von reichen Equipagen und rührigen Geschäftsleuten durchfahrenen und durchwanderten Gassen,« erzählt Laplace, »sind fast verlassen, besonders weiter vom Meer weg. Allerdings hat Alles noch ein europäisches Colorit. Diese geräuschvollen Posten mit Nationalgarden in Uniform, das Casket auf dem Ohr, nachläßig im Schatten sitzend — diese Weißen, die ungeachtet der außerordentlichen Sonnenhitze in den Straßen herumlaufen, lassen zweifeln, ob man denn wirklich an den Gestaden der neuen Welt sey. Der Anblick der glänzenden Wohnungen der englischen Kaufleute erhöht diese Täuschung und deutet zugleich auf den Reichthum des britischen Handels in Brasilien. Sie handeln nicht wie die unsern mit theuren Luxuserfindungen der Hauptstädte, wie in

Peru und Chili liefern sie den Einwohnern Gegenstände des ersten Bedürfnisses *).« Laplace hat ganz Recht: in den Handelsverhältnissen Europa's mit Brasilien neigt sich die Wagschale auf die Seite Englands. Ich füge hinzu: der Kredit der Engländer beruht auf solideren Grundlagen und auf einem befestigten persönlichen Ansehen. Sie waren von Anfang im Vortheil. Nach Aufhören des nach Innen und Außen beschränkenden Prohibitivsystems und dem allgemeinen Frieden wurden mit den großen Seemächten Handelsverträge unterhandelt: da waren die Engländer, Verbündete während unglücklicher Kriegszeiten, besser bedacht als die Franzosen, welche Feinde waren. Bei **Dampier** liest man, in fünfzehn Jahren sey oft kein englisches Schiff in San-Salvador gesehen worden: nun zahlten ihre Waaren, wenn sie aus ihren Fabriken kamen, bloß fünfzehn Prozent und wenn ausgemittelt wurde, daß sie einen andern Ursprung hatten, schäzte man sie zu sechszehn Prozent. Was noch wichtiger war — die Schätzung der Abgaben sollte durch die britischen Konsuln geschehen. Sie konnten nicht Mehr verlangen, denn sie wurden wie die Einheimischen behandelt. Solche Bedingungen erhielten die Franzosen nicht: sie zahlten 24 Prozent und der Werth ihrer Waaren wurde nach den Fakturen von der portugiesischen Behörde festgesezt. Abgesehen von der Höhe der Auflage, so war diese Schätzung nicht selten willkürlich. Die Dinge sind inzwischen so umgestaltet worden, daß die Franzosen zwar auch nur fünfzehn Prozent entrichten, aber die Engländer hatten Zeit gehabt, sich auszudehnen. Uebrigens gibt es noch zufällige Ausgaben, durch welche die Unkosten vermehrt werden können. Die Baldeacao z. B. ist eine Ueberladungsgebühr von 4 oder nur $2\frac{1}{2}$ Prozent von Waaren, deren Einfuhr verboten ist und die wieder zurück müssen. Die fremden Schiffe, die auf der Rhede von Rio Anker werfen, zahlen ein Ankergeld von 1000 Reis oder $6\frac{1}{4}$ Franken des Tags. Ohne uns mit den Einfuhrgegenständen Englands aus den Manufakturen von Liverpool und Manchester zu befassen, nennen wir als diejenigen Artikel, in welchen Frankreich den Vorzug hat, feine Leinwand, die man **Cambraya** nennt, Seidezeuge, Hüte und Mützen von Seide und Baumwolle, Parfümerie, Modewaaren, Bijouterie, gewisse Luxusmeubel und Bücher, mit welchen leztern wir fast Monopolisten sind. Dagegen führen wir aus Brasilien aus: Baumwolle, Kaffee, Cacao, etwas Zucker, Farb- und Kunstschreinershölzer, Ipecacuana, falsche Fieberrinde, Sarsaparille, Copahu- und peruvianischen Balsam, ein wenig Indigo, rohe Diamanten, farbige Steine wie Amethyste, Topase, Aquamarine, die bei Weitem wohlfeiler geworden sind. Wird eine Ladung im Süden eingenommen, so besteht sie besonders aus rohem Leder, Häuten, Ochsenhörnern, Talg, im Norden aus Bau- und Kunstschreinerhölzern, unter andern Jacaranda oder Palisanderholz, dessen Verbrauch zu Luxusmeubeln in Europa sehr zunimmt.

Wollte man in gewerblicher Beziehung die Stadt vergleichen mit Dem, was sie war, so würde man ohne Zweifel nicht in Abrede ziehen, daß sie in offenbaren Fortschritten begriffen ist und daß diese unaufhaltsam sind. Gleichwohl und gerade weil der Handel eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen hat und jedes Jahr eine Menge europäischer Fabrikate nach den verschiedenen Hauptstädten des Reichs verführt werden, fühlt man weniger die Nothwendigkeit einer Nationalindustrie, rechnet man zu sehr auf die Thätigkeit der

---

*) Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de la Chine, exécuté sur la corvette de l'État la *Favorite*, pendant les années 1830, 1831 et 1832. Paris, 1835, 4 vol.

Manufakturen Englands und Frankreichs. Versuchen wir eine Schilderung des Zustands dieser Industrie. Fast alle chemischen Produkte kommen aus Europa: doch verfertigt man schon sehr gutes Pulver in den Umgebungen von Rio. Die in so reicher Fülle gewonnenen Baumwollen werden zu sehr dünnen und groben Webereien verarbeitet, die mit den europäischen keine Konkurrenz aushalten, obgleich der Boden das Material in erster Qualität liefert. Die Färberei ist in Rio und Bahia noch völlig in der Kindheit. Die Gerberei nicht minder. Die Wurzel des Gerberbaums ersezt den Loh. Mit den rohen Häuten, woraus in England und Frankreich das vorzüglichste Leder gewonnen wird, bringt man es in Brasilien nur zu einem sehr unvollkommenen Produkt. Auch die Wagnerei ist noch sehr zurück. Saint-Hilaire spricht von einer Waffenfabrik im Innern: wir wissen nicht, wie weit sie seit einigen Jahren gediehen ist. Außerdem gibt es eine Waffenfabrik und eine Stückgießerei in Rio, wo mehr als 200 Arbeiter beschäftigt sind. Troz mehrerer Versuche, Glas- und Halbporzellanfabriken zu errichten, ist es bisher nicht gelungen, die europäische Einfuhr ihrer Artikel zu vermindern. Vor einigen Jahren hätte man in Rio noch Niemand gefunden, der so geschickt gewesen wäre, ein Spiegelglas zu belegen und in Bahia und Pernambuco waren sie nicht erfahrner. Schon um die Zeit der Entdeckung beschäftigten sich die Eingebornen mit Töpferei: an mehreren Orten sind sie im Besiz dieser Industrie geblieben, in welcher sie Bewunderungswürdiges leisten. Ziegel und Backsteine, deren man sich in der bürgerlichen Baukunst bedient, sind im Allgemeinen von ziemlich guter Qualität. Kalk wird fast überall aus Seemuscheln gebrannt. Die kleinen Holzkohlen könnten bei einem andern Verfahren viel besser seyn: Boapeba, Arco de pipa, Tapinhoa, Grauna sind die Hölzer, die man vorzugsweise dazu braucht. Die groben Kohlen für die Eisenwerke werden gemacht ungefähr wie in Frankreich: sie werden auch dreißig Prozent theurer verkauft. Die brasilischen Kupfer- und Zeugschmide stehen den europäischen nicht nach, aber sie arbeiten theurer. In den großen Städten gibt es geschickte Gold- und Bijouteriearbeiter. Mit dem Schneiden feiner Steine befaßt man sich selten: sie werden fast alle in ihrem rohen Zustand nach Europa geschickt. Doch kann man in Rio Diamanten schneiden lassen, auch enthält die Stadt einige Uhrenmacher, die sich durch ihren Verkehr mit vielen englischen und französischen Handwerkern in ihrer Kunst vervollkommnen. Die Gewandtheit der Sticker und Bortenwirker ist zu loben. Obgleich die Kunstschreinerei nur in einem beschränkten Umfang ausgeübt wird, so ist nicht zu verkennen, daß die Brasilier in diesem Industriezweig sehr geschickt sind. Die Lautenmacher verfertigen nur Guitarren mit Metallsaiten und die Klaviere, die man in Brasilien so zahlreich sieht, kommen fast alle aus England und Frankreich. Die Parfümeriekunst will in Rio und Bahia noch nicht Viel heißen: nur ein aus Orangenblüthen gemachtes Wasser ist sehr geschäzt. Die Nonnenklöster sind es hauptsächlich, wo die Fabrikation dieser Konfekte geschieht, die einen so großen Ruf im Lande haben und die mit der Zeit ein wichtiger Ausfuhrartikel werden könnten. Eine Brasilien eigenthümliche Art von Industrie, die besonders in den Frauenklöstern von Bahia zu Haus ist, sind die in Europa fast unbekannten Federnblumen, eine der gesuchtesten und graziösesten Putzsachen der brasilischen Damen. Bemerken wir noch, daß man anfangt, die Gegenstände der europäischen Manufakturen nach ihrem wirklichen Werth zu schäzen und daß dieser Takt, der sich von Tag zu Tag mehr entwickelt,

nothwendig die Brasilier zu Anstrengungen führen muß, die man sonst hätte von ihnen nicht erwarten dürfen.

Vor einigen Jahren hat ein brasilischer Minister, ein Mann von unbestreitbar weisen Absichten, sich laut für Verbreitung des Elementarunterrichts und Gründung von Musterwirthschaften ausgesprochen *). „Nicht allein wünschte er ausländische Gewächse nach Brasilien verpflanzt, „vornehmlich sollten Gewächse des Landes selbst, die eine Provinz der andern leihen könnte, verallgemeinert und so Ausfuhrgegenstände geschaffen werden, wo es oft daran gebricht. Schon ist dieser patriotische Gedanke zum Theil verwirklicht. Im Jahr 1827 waren, wie Manoel José de Souza-França uns belehrt, 13,000 Schuh mit Thee angepflanzt, 112 Jahre zuvor nur 1500 und man wußte nicht, ob diese nützliche Pflanze dereinst ein Ausfuhrartikel werden könnte. Die Zeit wird die Frage lösen, ob nicht ein Handel, der vielleicht den chinesischen sinken macht, ob nicht der Theehandel bald San Paulo angehört. Rugendas geht in Bezug auf den brasilischen Thee in merkwürdige Einzelheiten ein. Nach ihm hat er einen herben und erdichten Geschmack, es ist aber nicht zu zweifeln, daß er bei einer verbesserten Kultur erlangen wird, Was ihm noch abgeht.

Der botanische Garten mit dem Namen Viveiro da Lagao de Rodrigo de Freitas liegt drei Viertelstunden vor der Stadt. Unaussprechlich ist die Schönheit der Lage längs dem Weg. Diese stillen Wasser der Bai, die diese Binnensee'n bilden, an deren Ufer anmuthige Wohnungen sich erheben — Spitzberge von Granit mit fettem Pflanzenwuchs, welcher bethätigt, was erst eine durch Industrie beförderte Vegetation auf diesem Boden seyn muß — diese bewaldeten Hügel, auf welchen die Augen so gerne ruhen, die Scheidewand stürmischer Winde und friedlicher Bilder, denen so viele Reichthümer entsprossen — Alles umgibt den Beschauer mit großen Bildern landwirthschaftlicher Verbesserung, welche gegenwärtig die Häupter der Verwaltung ganz und gar zu beschäftigen scheint. Der bloße Anblick des Gartens läßt ahnen, Was Brasilien in einigen Jahren werden kann. Trotz der Berühmtheit des an der Spitze der Anstalt befindlichen Professors haben Reisende über den Mangel an Ordnung in den Klassifikationen und die unsystematische Anlage der Kulturen geklagt. Mit einiger Sorgfalt läßt sich diesen Uebelständen leicht abhelfen. Wichtig ist das Gedeihen gewisser Vegetabilien als Aussicht auf die Zunahme, deren der Ausfuhrhandel Brasiliens erlangen kann. Allerdings wäre zu wünschen, daß die kostbaren und mannigfaltigen einheimischen Gewächse der verschiedenen Provinzen in einer solchen Anstalt vereinigt würden, der öffentliche Garten zu Rio könnte eine wahre Schule für den fremden Gelehrten werden, aber das ist eine Verbesserung, welche man von der Zeit hoffen kann und die auch ohne Zweifel nicht lange auf sich warten lassen wird. Einstweilen kommen der Zimmtbaum, der Gewürznelkenbaum, der Muscatbaum, der Kampherlorbeer auf befriedigende Weise fort und beweisen, daß das Gewürzmonopol für die indischen Häfen aufhört. Wir sprechen nicht von dem Riana, den man schon den heißen nördlichen Gegenden akklimatisirt hat, nicht von dem sumadrischen Nußbaum, der lange Alleen bildet. Wir erinnern uns, in diesem Garten an Aesten, die sich in einander schlingen konnten, neben den amerikanischen chinesische, javanische und europäische Früchte gepflückt zu haben und

*) S. Warden, Art de verifier les dates.

dieses Schauspiel wird man künftig in allen Gärten haben. Wie die meisten wissenschaftlichen Anstalten Rio's verdankt der botanische Garten Etwas dem französischen Einfluß. Im Jahr 1809 brachte ein Schiff, das einige portugisische Gefangene von Ile de France an Bord hatte, zwanzig Kisten mit Gewächsen aus den orientalischen Ländern, die schon nach Mauritius verpflanzt waren, und sie bereicherten die neue Anstalt. Ebenso wurde im Jahr 1810 aus den prächtigen Gabriellegärten auf Cayenne, deren die Brasilier sich bemächtigten, eine große Zahl nützlicher Gewächse eingeführt. Bald nachher kamen Theepflanzen aus Macao mit 200 Chinesen zu ihrem Anbau. Die Chinesen, Wenige ausgenommen, zerstreuten sich und ihre Bemühungen waren fast für Nichts. Gleichwohl gediehen die Pflanzen. Andere Chinesen wanderten nach Brasilien und nun konnte man den Pflanzungen einige Ausdehnung geben. Die Bereitung der Blätter kann noch besser werden. Daß die Kultur gelingt, ist nicht mehr problematisch. Gegenwärtig enthält der botanische Garten nur etwa fünfzig Morgen: er wird wohl erweitert werden. Die vor vier oder fünf Jahren zu seiner Unterhaltung bestimmte Summe betrug 2,902,000 Reis. Was im Gartenbau der Eifer für das Gute, verbunden mit positiven Kenntnissen, zu leisten vermag, zeigt die Wohnung eines Franzosen, die reiche Quinta, wo der vormalige Generalkonsul de Gestas die lieblichsten Früchte der Gärten seines Vaterlandes zieht.

Die Bibliothek in Rio hat man insgemein überschätzt. Beinahe alle Reisende erzählen es einander nach, daß sie 60,000 Bände enthalte, ob sie gleich nicht mehr als 45,000 zählt. Die kaiserliche Bibliothek liegt in der Straße de Traz do Carmo: sie besteht aus einer Reihe von Zimmern, in welchen Bücher, Manuscripte, Karten und Kupferstiche systematisch geordnet sind. Im Jahr 1830 waren es besonders zwei große Säle, einer ausschließlich für die kaiserliche Familie, der andere für das Publikum bestimmt. In den lezten Jahren wurden diese Säle mit Gemälden brasilischer Künstler geschmückt. Die Bücher gehören zwar im Allgemeinen der neuen, namentlich der französischen Literatur an, doch ist die Bibliothek *) nicht ohne bibliographische Merkwürdigkeiten: so eine ansehnliche Sammlung von Bibeln, darunter ein schönes Exemplar der im Jahr 1462 zu Mainz gedruckten, um welche sie die reichsten Bibliotheken der europäischen Hauptstädte beneiden könnten. Unter den Manuscripten ist ein Prachtwerk über die Flora von Rio: es soll bald im Druck erscheinen. Der Eingang in das Bibliothekgebäude ist vollkommen frei: man steigt eine große steinerne Treppe hinan, sie ist bemalt mit Copien aus dem Vatican. Man tritt in einen geräumigen gewölbten Saal, dem durch die an jedem Ende stets offenen Fenster frische Luft zuströmt. Da ist eine große Tafel mit grünem Teppich und allem Nothwendigen zum Schreiben. Ein neuer Reisender rühmt die Dienstfertigkeit der Angestellten sehr. Jeden Morgen werden die in Rio und den Provinzen gedruckten periodischen Blätter auf die Bibliothek geschickt, Was nicht wenig beiträgt, ihr einen zahlreichen Leserkreis aus allen Klassen und Farben zu verschaffen. Mit Ausnahme der Feste ist sie täglich von Morgens neun Uhr offen und es gibt nicht leicht einen Ort, wo man die ermüdenden Stunden des Tages so angenehm zubringen kann. Noch eine andere Bibliothek

*) Die Bücher, welche Johann VI aus Lissabon brachte, mit denen des Grafen d'Abarca, eines aufgeklärten und wissenschaftlichen Mannes, bildeten den Grundstock. Jonqueira Damaso und Joze Viegas machten die erste Einrichtung. Geöffnet wurde die Bibliothek im Jahr 1814.



ist in Rio, die Klosterbibliothek von San-Bento. Wir haben Wenig über sie in Erfahrung gebracht, aber es ist wahrscheinlich, daß sie Werke einschließt, die man anderswo vergeblich suchen würde. Ueberhaupt sind manche Klosterbibliotheken aller Beachtung werth: mitten unter ihren ascetischen Schätzen haben sie Bücher, die in Europa selten sind. Mehrere brasilische Bibliotheken besitzen Karten im Manuscript, um die sich Niemand kümmert, aus denen aber gewiß in Bezug auf den noch so wenig gekannten alten Zustand des Landes manche schätzbare Nachricht geschöpft werden kann. Noch eine Bemerkung — die Listen der Bücher, die man aus Europa verschreibt, scheinen stereotypirt zu seyn: denn es ist dieselbe Gattung, die man verlangt, als ob die geistige Bewegung nicht so große Modifikationen erfahren hätten. Möchten auch die brasilischen Bibliotheken eine vollständige Sammlung der in Europa erschienenen alten Werke über Brasilien anlegen! Sie würde eines Tages das historische Archiv eines Landes werden, das zu so hohen wissenschaftlichen und literarischen Geschicken berufen scheint.

Das Museum von Rio Janeiro ist, wie man leicht denken kann, noch nicht sehr alt; es wurde von Johann VI um 1821, einige Zeit vor seiner Abreise, gegründet. Das Gebäude desselben steht auf dem Campo d'Acclamacao, fast dem Palast des Senats gegenüber. Die Säle desselben sind alle Donnerstag von zehn bis drei Uhr offen. Reisende, welche es neuerlich besuchten, scheinen nichts Ausgezeichnetes daselbst gefunden zu haben; doch läßt sich um so eher auf baldige Vervollkommnung hoffen, da es der Anstalt nicht an einem Fond fehlt und sie außerdem jährlich 4,512,000 Reis bezieht.

Am meisten Interesse bilden die Säle der Mineralogie, und es muß wohl so seyn, da keine Gegend der Welt so viele und verschiedene Exemplare dieses Fachs aufzuweisen hat; und wie sollte ein Land, das Gelehrte besitzt wie Camara und Eschwege, in diesem Zweige der Naturgeschichte zurückbleiben? Anders steht es mit der Archäologie; aber vernünftigerweise kann man auch keine Reichthümer dieser Art im Museum von Rio Janeiro erwarten. Man sieht einige egyptische Mumien, mehrere Denkmünzen und einige andere Antiquitäten. Etwas reicher ist das Fach nationeller Merkwürdigkeiten: sie bestehen in indischen aus verschiedenen Gräbern gezogenen Mumien, die sich zum Verwundern gut erhalten haben und noch Spuren von Farbe zeigen; ferner in Geräthschaften, die den wilden Zustand bezeichnen, Waffen, Kleidungsstücken rc. *).

Unter den Gegenständen des Museums finden sich auch einige, denen man in europäischen Anstalten dieser Art ihren Platz oben auf den Kästen anweisen würde, die aber hier sogleich den Blick der Menge auf sich ziehen. Mitten in einem der Säle gewahrt man zwei Glaskästen mit verschiedenen Fächern, in welchen die bei den verschiedenen Mannfakturen üblichen Verfahrungsarten in erhabener Arbeit dargestellt sind. »Diese Gegenstände sind sehr sorgfältig ausgeführt,« sagt ein Reisender, »und haben Aehnlichkeit mit jenen Kunst- und Handwerkskästchen, die in England zum Nutzen der Jugend verfertigt werden; sie geben ein charakteristisches Bild von dem Lande, in welchem die Industrie sich noch in ihrer Kindheit befindet, und weisen eben so gut auf die Jugend als auf die Bedürfnisse derselben hin.«

---

*) Ein Reisender findet es auffallend, daß unter die Curiositäten auch ein Schwan und ein Rothkehlchen aufgenommen wurden. Die Sache ist aber sehr einfach, und in der That, wenn die Brasilier die gewöhnlichen Vögel ihres Landes aufnehmen wollten, so hätten sie gar Viel zu thun.

Ein Reisender, der vor einigen Jahren das Museum besuchte, war erstaunt über der Menge von Leuten aus den niedrigsten Ständen, die er daselbst antraf, besonders waren viele Soldaten da; Alles schien von lebhaftem Interesse für die freilich etwas konfuse Ausstellung belebt. Mit Recht schloß er daraus, daß man Anstalten dieser Art nicht eifrig genug unterstützen könne. Sie sind wahre Nationalschulen, durch welche der Sinn für die verschiedenen Künste am besten geweckt und am vortheilhaftesten geleitet werden kann.

Will man die in Rio Janeiro bei Hochzeiten, Geburten und Leichenbegängnissen üblichen Ceremonien beschreiben, so darf man fast wörtlich wiederholen, was über derartige Gebräuche bei der Beschreibung Portugals gesagt werden kann. Doch hier sind es hauptsächlich nur die höheren Stände, bei denen diese unaufhörliche Ueberlieferung von Sitten und Gebräuchen aus dem alten Mutterlande sichtbar wird; aber der solchen Gebräuchen inwohnende, feierliche, man möchte sagen, pompöse Charakter, der in Spanien und Portugal mehr und mehr erlischt, ist als ein Erbtheil früherer Zeiten zu betrachten, das sich bei der weiten Entfernung von der Zeit der Eroberung her rein erhalten konnte. Anderswo dürfte man Solches vergeblich suchen, und wenn auch die aus unsern großen Städten nach Brasilien übergepflanzten Gebräuche der feinen Gesellschaft die alten Sitten und Gewohnheiten verdrängt haben, so kommen doch bei wichtigen Vorfällen des Lebens immer wieder einige der lezteren zum Vorschein als geheiligte und stets noch verehrte Andenken: in ihnen erkennt man genau den Nationaltypus und das Gepräge des brasilischen Charakters.

Doch ist es hauptsächlich das Volk und die Mittelklasse, wo der Beobachter eine reiche Ausbeute machen kann an alten Gewohnheiten, an originellen durch Vermischung der Rassen veranlaßten Modifikationen derselben, an sonderbaren und oft sehr bizarren Gebräuchen, welche auf die einstige Verbindung mit sehr entfernten Völkern oder auch wohl mit einheimischen Nationen hindeuten, die nach ihrem Erlöschen noch einige Andenken hinterlassen haben. Wir wollen diese zerstreuten Züge in ein Gemälde zusammenfassen, wie es dem Titel dieses Werkes entspricht, und demselben, indem wir den Berichten mehrerer fremder Reisenden unsere eigenen Erinnerungen zufügen, möglichste Vollständigkeit zu geben suchen.

Von den Gebräuchen bei Geburten ist nichts Wesentliches zu bemerken. Gehört das Kind einer höheren Klasse an, so wird es selten von seiner Mutter, sondern von einer farbigen oder gar von einer Negerfrau gesäugt. Man muß es jedoch den Brasiliern zum Lobe nachsagen, daß eine solche Ama oder Amme nicht als Sklavin, sondern mehr als ein Familienglied betrachtet wird. Die Neugebornen werden bald getauft; über die Impfung der Schutzpocken wird seit mehreren Jahren strenge Aufsicht geführt. Die Kinder jeder Klasse erfreuen sich von ihrer Geburt an der freiesten Bewegung ihrer Gliedmaßen. In den ersten Jahren hindert selten eine leichte Kleidung dieses ungezwungene Spiel. Es ist malerisch, die kleinen Geschöpfe vor den Hausthüren erscheinen zu sehen mit ihren ernsthaften Gesichtern und ihrer gewandten Körperhaltung. Ihre sehr verschiedenen Gesichtsfarben zeugen von der Mischung der Rassen; Kinder von europäischer Abkunft haben jedoch eine weniger frische und lebhafte Farbe als bei uns oder in gemäßigteren Gegenden Südamerika's. Im Allgemeinen verlieren die Kinder in Brasilien allzufrühe jenen naiven Ausdruck, der sie so liebenswürdig macht. Für einen

Fremden gibt es nichts Seltsameres, als solche kleine Personen von acht bis zehn Jahren zu sehen, die sich so ernsthaft gebärden wie Erwachsene, und wenn sie zur Schule gehen, ein Gefolge von Negerknaben hinter sich haben, welche nicht anders als in höchster Ehrerbietung mit ihnen sprechen. Häufig kann man sehen, wie zwei solcher Bübchen sich ernsthaft anreden und einander eine Prise Tabak anbieten. Karten, Würfel oder Damenspiel ersetzen ihnen die lärmenden Spiele der Schulknaben in Europa. So ist es aber nicht bloß in Brasilien, sondern in den meisten heißen Ländern, wo in der brennenden Hitze die Reize der Kindheit bald verwelken und früh erwachte Leidenschaften an deren Stelle treten. Die Folgen davon zeigen sich natürlich im Jünglingsalter nur allzudeutlich. Zu befehlen gewohnt, wenn auch mit einer Art wohlwollender, aus kindlichen Erinnerungen entspringender Vertraulichkeit; — gleichgültig und unbekümmert wie alle Kreolen, jedoch von würdevollem, wenn auch etwas studirtem Anstande; — geschickt in schneller Auffassung ausländischer Charaktere und in Aneignung Desjenigen aus denselben, was ihnen geschmackvoll und gefällig däucht; — im Allgemeinen mehr aristokratisch als republikanisch gesinnt; — wenig ausgerüstet mit positiven Kenntnissen, aber schnell alle politischen Fragen auffassend; — so haben wir die Jugend in den höheren Ständen gefunden. Ueber die andern Klassen der Gesellschaft ein eben so erschöpfendes, allgemeines Urtheil zu fällen, ist weit schwerer. Das Volk von Rio besteht aus so vielen verschiedenen Elementen und die häufige Berührung mit Fremden hat seine Gebräuche dergestalt modifizirt, daß es schwer ist, das Ursprüngliche herauszufinden. Dazu würde man sich sehr irren, wenn man die Bewohner von Rio Janeiro nach demselben Maßstabe beurtheilen wollte wie die Einwohner anderer Städte Brasiliens; doch haben, wie schon gesagt, die Mittelklassen noch am meisten von alten Gebräuchen und Sitten beibehalten. Magistratspersonen, Advokaten und Aerzte können ihren Aufenthalt in Coimbra nie verläugnen, wenn sie etwa ihre Studien nicht auf andern, französischen oder englischen, Universitäten gemacht haben.

»Es müßte schwer seyn,« sagt ein Reisender, »den Charakter der Brasilier (und wir fügen hinzu, vorzüglich den der Brasilier in Rio) in scharfen und allgemeinen Zügen zu zeichnen; um so schwerer, da sie erst anfangen, eine Nation zu bilden. Im Allgemeinen haben sie viele Aehnlichkeit mit den Portugiesen. Die höheren Klassen jedoch, besonders in den Hafenstädten, verzichten auf Das, was sie Ursprüngliches haben, und ahmen fremde, besonders englische und französische Sitten nach, — eine Nachahmung, die wenig Vortheil bringen und höchstens dazu dienen kann, unter der Maske leerer Formalität die eigene Schwäche zu verbergen. Ueberdieß setzen diese Sitten einen gewissen Grad von Civilisation voraus, geben ihn aber nicht; im Gegentheil, sie halten die freie Entwicklung der natürlichen Anlagen, womit die südlichen Völker so reich begabt sind, durch die Schranken der Convenienz zurück.«

»Wenn gesagt wird,« bemerkt Hr. Rugendas, »daß zwischen Lissabon und Rio Janeiro nur ein geringer Unterschied sey, so kann Dieses nicht von den niedern Klassen gelten. Diese allein verdienen, Volk genannt zu werden. Nichts hemmt bei ihnen die Entwicklung des Nationalcharakters und sie unterscheiden sich von den niedern Klassen Portugals oder wenigstens Lissabons merklich durch ihre freieren Manieren und eine große Rührigkeit. In Rio Janeiro ist Alles lebhafter, lärmender, mannigfaltiger, freier. In den vom

Volk bewohnten Stadttheilen geben Musik, Tanz und Feuerwerk jedem Abend das Ansehen eines Festes. Das Volk in andern Seestädten, wie z. B. in Bahia, Pernambuco 2c., hat zwar Aehnlichkeit mit dem von Rio Janeiro; aber es zeigt, und besonders das von Pernambuco, weniger leichten Sinn. Letzteres besonders gibt sich irgend einem Gegenstande mit Leidenschaft hin, und erscheint daher heftiger, wilder« *).

Indem wir jezt zur genaueren Beschreibung einzelner Gebräuche und Gewohnheiten übergehen, wiederholen wir, Was wir schon bei unserer Darstellung der geographischen Verhältnisse Brasiliens gesagt haben. Die Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt sind genau dieselben, wie wir sie bei den höhern Ständen des civilisirten Europa finden; die Salons in Rio Janeiro und Bahia unterscheiden sich nur wenig von denen in Paris oder London. Man spricht daselbst gewöhnlich französisch und die Gebräuche zeigen deutlich den englischen Einfluß.

Dagegen herrscht der größte Unterschied zwischen unsern und den brasilischen Handwerkern, besonders wenn Leztere der weißen Rasse angehören. Diese haben gewöhnlich Neger zu Sklaven, denen sie die beschwerlicheren Arbeiten überlassen; sie selbst aber sind so sehr von ihrer Meisterwürde durchdrungen, daß ein Schreiner, nach dem man schickt, um ein Meubel zu bestellen, oder ein Schlosser, durch den man ein Schloß öffnen lassen will, sein Handwerkszeug nie selbst herbeibringt und nicht anders als im schwarzen Frack und manchmal im dreieckigen Hut erscheint. Unter den Handwerkerklassen spielt besonders die der Barbiere eine große Rolle; ihre Läden ersetzen häufig in Rio Janeiro unsere Kaffeehäuser: hier werden Neuigkeiten aller Art verbreitet, öfters auch erfunden. Der brasilische Barbier ist wie der portugiesische ein wahres Faktotum: er verrichtet nicht nur mit seltener Geschicklichkeit alle gewöhnlichen Dienste eines Barbiers, sondern auch noch eine Menge anderer, ganz heterogen scheinender Dienste. »Gewiß,« sagt Herr Debret, »Ihr findet in einer und derselben Person einen Meister im Bartabnehmen, einen gewandten Haarkräusler, einen vertrauten Wundarzt, dessen Hauptmittel Blutigel sind, die er geschickt anzusetzen weiß. Unerschöpflich an Talenten, versteht er sich eben so gut darauf, eine Masche an einem seidenen Strumpf wieder aufzunehmen, als auf der Violine oder Clarinette französische Walzer oder Contretänze, freilich nach eigenem Arrangement, zu spielen. Vom Tanzsaal weg eilt er zum Dienst einer religiösen Gemeinde, und an Festtagen kann man ihn mit fünf bis sechs seiner Kollegen am äußersten Portal der Kirche, auf einer Bank sitzend, antreffen, wo er dasselbe Repertoire herunterspielt, und zwar dieses Mal zur Erbauung der Gläubigen, die nach der Kirche gehen.«

Uebrigens darf man diese Personen, die unter den Brasiliern eine so

---

*) Eine Art Volksstimme hat über den Charakter der Bewohner in den verschiedenen Provinzen entschieden. Dem Paulisten erkennt sie unternehmenden Muth, dem Bewohner der Bergwerke gastliche Biederkeit zu, während sie die Bewohner von Seragipe del Rei der Rachelust beschuldigt. Der Beiname Pernambucano bezeichnet schon lange den freien, unabhängigen Charakter der Bewohner dieser großen Provinz. Solche unterscheidende Merkmale, die sich auch bei den größern Völkern Europa's vorfinden, durch die Fortschritte der Industrie und Verfassung jedoch unzählige Modifikationen erleiden, lassen sich freilich bloß an Ort und Stelle würdigen. Aber gewiß würden gründliche in dieser Beziehung angestellte Beobachtungen zu Entdeckung wichtiger moralischer Phänomene führen und Aufschlüsse über den ursprünglichen Geist der in dieser oder jener Gegend vorherrschenden Rasse geben. Es wäre uns ein Leichtes, diese Behauptung durch eine Menge Beispiele zu rechtfertigen; für jezt begnügen wir uns, zu sagen, daß die brasilische Nation alle moralischen und intellektuellen Hülfsmittel besizt, sich zu einem hohen Rang unter den Völkern der Erde zu erheben.



wichtige Rolle spielen, nicht mit jenen herumziehenden Barbieren verwechseln, die ihr Gewerbe unter freiem Himmel treiben und gegen die geringste Summe eine Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen. »Obgleich diese nomadisirenden Figaro's den lezten Rang in der Hierarchie der Barbiere einnehmen, so wirft ihnen doch ihr Gewerbe ziemlich viel ab, indem sie, Bartabnehmer und Haarkräusler zugleich, ihre Scheere dem Dienst der eiteln Neger und Negerinnen weichen, die leidenschaftlich für einen eleganten Haarschnitt eingenommen sind.«

»Mit Scharfsinn den Geist ihrer Kunst erfassend, streichen sie vom frühen Morgen an bei den Landungsplätzen der Küsten, auf dem Kai, in den größeren Straßen, auf öffentlichen Plätzen, um große Werkstätten herum, wo sie sicher sind, Arbeit zu finden, entweder bei den Negros de Ganho, den öffentlichen Kommissionären, bei den Pedreiros, den Maurern, den Carpenteiros, den Zimmerleuten, den Marinheiros, den Ruderknechten, oder bei den Quitandeiras, den Negerinnen, welche Obst und Gemüse verkaufen.«

Gewiß, wenn wir nicht wichtigere Dinge zu berichten hätten und der Raum es gestattete, länger bei Rio Janeiro zu verweilen, so würden wir es versuchen, eine getreue Schilderung von den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Handerwerkerklassen zu geben; wir würden einige Sprossen der sozialen Leiter hinansteigen und bei der Bürgerklasse, der Hüterin alter Gebräuche, stille halten. Unterstüzt durch eigene Rückerinnerung und durch die anziehende Gallerie, die Hr. Debret uns in seinem schönen Werke eröffnet hat *), sollte es uns an interessanten und unterhaltenden Thatsachen nicht fehlen. Bald wollten wir dem Leser einen Viktualienhändler, Vendeiro, zeigen, der aus den hunderterlei verschiedenen Eßwaaren, die er in seiner Bude aufgeschichtet hatte, nach und nach so viel Vermögen gezogen, daß er aufs Land hinausziehen konnte. Er ist jezt Roçeiro, d. h. Eigenthümer eines Gutes (Roça), geworden, das nicht mehr als sechs bis zwölf Neger zur Bebauung braucht, und auf dessen Besitz er so hochmüthig ist, daß er in der Stadt als ein Muster groben Bauernstolzes gilt. — Ein andermal würden wir einen von den Eigenthümern jener prächtigen Landhäuser, Chacras genannt, betrachten, wie er mit Gewalt sich dem Eindrange fremder Sitten widersezt und sich in einer Hängematte nach seiner Wohnung bringen läßt, wie zur schönen Zeit der holländischen Kriege; gleichwohl zeugt aber seine und seiner Sklaven

*) Wir gestehen frei, in keinem neueren Werke das brasilische Leben so ganz nach der Natur dargestellt gefunden zu haben als in dem des Hrn. Debret, das eben dadurch für die Brasilianer selbst dereinst einen hohen Werth bekommen wird. Nur Schade, daß das Format den Gebrauch desselben nicht bequemer macht. In Oktavform würde dieses Buch als Reisebeschreibung denselben Ruf erhalten, der ihm bereits als einem Kupferwerke zu Theil geworden. Wir kennen den Verfasser nicht, möchten ihn aber, im Falle eine zweite Ausgabe nöthig würde, auf die Orthographie der Eigennamen aufmerksam machen, die er im Allgemeinen nach ihrem Wortklange, aber nicht nach den Regeln der portugiesischen und brasilischen Grammatik gegeben hat. Mag auch diese Bemerkung als kleinlich erscheinen, so glaubt man doch nicht, welche auffallende Fehler diese Vernachlässigung der portugiesischen Orthographie in der Nomenclatur der neu über Brasilien herausgekommenen Werke veranlaßt hat. Besonders ist dieses bei den in dieser Hinsicht sonst so gewissenhaften deutschen Schriftstellern bemerklich. In den mit Recht berühmtesten Reisebeschreibungen findet eine stete Verwechslung des b mit p und vice versa Statt. Der geringste Fehler dieser Art aber macht gewisse Namen den Brasiliern fast unverständlich. Saint-Hilaire war der Erste, der auf die vielen Fehler aufmerksam machte, welche durch die von uns bezeichneten Werke veranlaßt werden. Die indischen Namen sind eine neue Klippe; aber da die Portugiesen keine bestimmte Regel hierüber haben, so ist es fast unmöglich, daß ihre Aussprache keine Modifikationen erleide. Wir sind weit entfernt, uns ganz frei von den Fehlern zu halten, die wir Andern vorwerfen. Das fehlende portugiesische til hat uns manchen Anstoß verursacht; mit Ausnahme des geflissentlich in ou verwandelten u aber, wie in Sapoucaya statt Sapucaya, haben wir uns stets an die portugiesische Orthographie gehalten

Kleidung von dem geheimen Einflusse, der nach und nach Alles ändern wird, was in Rio für unwandelbar gehalten wurde. Nur des reichen Eigenthümers Asyl, die Chacra, scheint auch den alten Sitten und Gebräuchen, wenigstens für einige Jahre noch, zum Zufluchtsort bestimmt zu seyn; man findet daselbst Meubel aus der Zeit der Eroberung und die innern Einrichtungen mahnen an das sechszehnte Jahrhundert. Doch hat unsere Architektur in den reizenden Umgebungen von Rio Janeiro bereits die Oberhand gewonnen. In Bota-Fogo, Mata-Porcos und Catumbi sieht man prächtige Villen, und wenn wir in den Vorstädten Rio's blieben, während man uns die Gebräuche Portugals schilderte, so würden wir kaum zu unterscheiden wissen, was fremder und was einheimischer Luxus ist. — Stiegen wir nun um einige Sprossen weiter auf zum Senhor d'Engenho, dessen Privilegien ihn gewisser Art dem Adel beigesellen; zum Fazendeiro, der, obwohl nur ein reicher Pächter, mit jedem Tage an Wichtigkeit gewinnt; zum Estanceiro, der, fern von der Stadt, sich eine gastfreie Gutmüthigkeit bewahrt; ferner zum reisenden Paulisten, zum Mineiro, dem Führer der Carawanen, — so würden uns überall entweder in der Stadt selbst, so fern sie auf Augenblicke von diesen Menschen bewohnt wird, oder einige Meilen von derselben originelle Züge begegnen, in deren verschiedenen Nuancen man die Zeiten der Vicekönige bis zu den Revolutionen des Kaiserthums herab erkennen würde.

Ehe wir aber die Stadt verließen, würden wir noch einen Blick in das Innere der Haushaltungen werfen und besonders einer von jenen brasilischen Mahlzeiten anwohnen, denen man noch keinen Einfluß fremder Gebräuche anspürt, da bekanntlich von allen Geschäften des Lebens die Mahlzeit dem mäßigen Portugiesen das unwichtigste ist. Wenn auch die Stunde des Mittagessens sich in Rio nach den verschiedenen Beschäftigungen der Einwohner richtet und in den weiten Zeitraum von zwei bis sechs Uhr Abends fallen kann, so speist doch der ächte Brasilier noch immer um ein Uhr, während sein Vater um zwölf Uhr Mittag hielt. Da wir eine kurze Beschreibung der Mittagstafel nicht umgehen könnten, so würden wir zuerst den Caldo de Substancia, eine Fleischbrühe mit wohlriechenden Kräutern, auftragen lassen; hierauf folgte ein Stück Ochsenfleisch von Bratwürsten und Speck umgeben; alsdann der Escaldado, den man als das unentbehrlichste Gericht betrachtet und der oft die Stelle des Brods vertritt; er besteht aus dem feinsten mit Fleischbrühe oder Sauce von Liebesäpfeln angerührten Maniocmehl; hierauf Geflügel in Reis gekocht, gebratene Hühner, ganz anders zubereitet als in Europa, und eine Platte mit stark gepfeffertem Gemüse. Der Molho, eine pikante Sauce aus Essig und Cardamomen oder kleinem Pfeffer, dient als Zugericht für alle Speisen und neben ihm erhebt sich eine Pyramide schöner Orangen, die nicht bloß zum Nachtische aufgetragen sind, sondern deren kühlender Saft die unerträgliche Schärfe der gepfefferten Saucen zu mildern dient. Treffliche Fische aus der Bai von Rio; der classische Salat, stets mit Scheibchen rohen Zwiebels bedeckt, kalter Reiskuchen mit Zimmet bestreut oder vielleicht ein Orangenpudding würden das Gemälde einer gutbesezten brasilischen Tafel vollenden, besonders wenn statt des gebratenen Geflügels einer von jenen ungeheuren Truthahnen (Peru) und ein prächtiger Schinken (Presunto) auf der Tafel prangte, wie es bei festlichen Veranlassungen vorzukommen pflegt. Wein von Porto und Madera, der aber nur aus Kelchgläsern und bei Ausbringung von Gesundheiten getrunken wird; klares Wasser in kühlen Morinhas von manchmal sehr eleganter Form, Orangewein,

der nur selten bereitet wird und an den canarischen Malvasier erinnert; einige Liqueure, die aber sehr mäßig genossen werden; all Dieß machte sammt einem Nachtisch den lezten Akt einer brasilischen Mahlzeit aus. Der Nachtisch enthält Käse aus Minas oder Rio-Grande, Melanzien, süßer als unsere Melonen, Ananas, die in allen Gärten wachsen, hochrothe Pitangas, rosenduftende Jambos, Maracujas, Jabuticabas, Cajas, deren es hauptsächlich viele in Brasilien gibt, Mangas aus Indien, denen Rio's südliches Klima schon zu gemäßigt ist, die würzreiche Atte, hier unter dem Namen Fruta do Conde bekannt, und endlich einige europäische Obstarten, welche erst neuerlich ein Franzose, der Graf von Gestas, nach Amerika verpflanzt und sich dadurch für immer den Dank der Brasilier erworben hat *).

Das Mittagessen eines Handwerkers würde natürlich keiner so langen Beschreibung bedürfen: etwas getrockneter Fisch (Bacalhao), ein Stück getrockneten Fleisches, kleine schwarze Bohnen (Feijoës) mit Maniocmehl zubereitet; der ewige Pfeffermolho, frisches Wasser in den Marinhas; das wären die wenigen Bestandtheile des Mahles, das im Hinterladen, fern von den Blicken der Vorübergehenden, eingenommen wird. Doch wäre das noch ein Festmahl in Vergleich mit dem Mittagessen der Sklaven.

Nun würden wir mit leichter Mühe unsern Lesern darthun, wie der alte Küchenzettel der Brasilier der neuen Kunst unserer Köche hat weichen müssen. Unsere geschicktesten Restaurateurs haben jezt Nebenbuhler in Rio, und so sehr einst die Confituren, die in gewissen Klöstern erfunden und bereitet wurden, die Bewunderung aller Fremden erregten, so muß doch all dieser Luxus jezt vor den Kunstwerken französischer oder italienischer Conditoren weichen. Man kann jezt in Rio Gefornes so gut haben als bei Tortoni.

Von den Revolutionen in dieser unumgänglich nothwendigen Kunst uns wegwendend, würden wir die Häuser einfacher brasilischer Bürger besuchen, wo, im Heiligthum der Familie und unter dem Schuze der alten Penaten, die meisten Gebräuche aus der Väter Zeiten noch fortleben. Hier schläft man noch, unsern Meubelhändlern und ihren vielfachen Waarensendungen zum Troz, auf Teppichen von Negern gewoben, in indischen Hängematten oder auf der alten Marquesa, einem mit Ochsenfellen bedeckten Kanapee, das die Europäer nach ihrer Ankunft aus Jaracandaholz verfertigten. Hier wird noch täglich Sieste gehalten und die immer zunehmende Thätigkeit der Europäer hat noch Nichts über diesen Gebrauch vermocht. Hier legen die brasilischen Frauen, welche nach der neuesten französischen Mode in der Kirche erschienen waren, ihr altes brasilisches Kostüme wieder an: die Kapuze, das Kleid ohne Corset, Halsketten in orientalischem Geschmack und Pantoffeln, die man oft an den niedlichsten Füßen sieht. Selten sizend, sondern immer auf den Fersen hockend, verfertigt die Brasilianerin Spizen, wie man sie im sechszehnten Jahrhundert machte, gibt ihren Negerinnen Pläzer auf die Hand und denkt auf neuen Puz für die nächste Predigt.

*) In dem ersten Band von Freycinets Reise um die Welt findet man alle die Arten angeführt, welche Gestas übergepflanzt hat, und außerdem noch ein Verzeichniß der Obstarten, welche der Boden von Rio erzeugt. Unter denen, die sich vorzüglich um die Gartenkultur verdient gemacht haben, ist hauptsächlich ein französischer Backer, Maçou, zu erwähnen, der mit Glück den Anbau französischer und südamerikanischer Gemüsearten in Rio versucht hat. Leider gelingen solche Versuche nicht immer. Der europäische Samen artet bald aus; auch zeigen sich nicht selten sonderbare Aenderungen in der Fortpflanzung; an manchen Orten z. B. kann der Kohl nicht immer gesäet werden, pflanzt man ihn aber durch Schlinge fort, so gedeiht er trefflich.

Hier müßten wir nun verschiedenen Lesern zu Gefallen ein wenig inne halten und von den Reizen der Brasilierinnen sprechen, welche ganz verschieden sind von denen der Französinnen; wir müßten jene durch sanfte Melancholie gedämpfte Lebhaftigkeit und die großen schwarzen Augen zu schildern versuchen, um welche die durch ihre Schönheit berühmten Paulistas die Frauen Rio Janeiro's so oft beneiden, und jenen Blick, den Lamartine das zitternde Feuer der Nacht nennt, und endlich jenen ganz orientalischen Gang, den bis jezt kein französischer Tanzmeister zu verderben vermocht hat. Alles Dieses findet man noch in Rio; Was man aber nicht mehr findet, das ist, wie Hippolyte Taunay vor einigen Jahren bemerkte, eine von den glücklichen Reisenden früherer Zeit hochgepriesene Gewohnheit dieser liebenswürdigen Amerikanerinnen, nach Demjenigen mit Blumen zu werfen, den sie auszeichnen und durch ihre Gunst beglücken wollten.

Hat ein solcher Gebrauch wohl je existirt? oder hat vielleicht Parny die Episode, durch die er seine Erzählung würzte, erfunden? Maudave, der um dieselbe Zeit schrieb, sagt Nichts davon. So Viel ist gewiß, daß es dieser vom Orient entlehnten Blumensprache nicht mehr bedarf. Seit mehreren Jahren genießen die Frauen aus der feineren Welt einer Freiheit, die vor nicht gar langer Zeit noch unerhört gewesen wäre. Ohne Bedenken nehmen sie auf Spaziergängen oder im Salon den dargeboten Arm eines Cavaliers an, und es ist nicht selten, daß sie bei Unterhaltungen ganz allein die Rede führen; mit einem Wort, die große in den Sitten und Gebräuchen vorgegangene Veränderung hat sich auch auf sie erstreckt.

»Will der Brasilier eine Visite machen in einem Hause, mit dem er sonst in der genauesten Verbindung steht,« sagt ein anonymer Reisender, »so macht er sich in vollem Staat, mit dreieckigem Hute und Schnallen an Schuhen und Kniebändern auf den Weg. Am Fuß der Treppe angekommen, klatscht er mit den Händen, um seine Ankunft anzuzeigen, und läßt, die Zunge zwischen den Zähnen, einen pfeifenden Ton hören, etwa als wollte er das Wort tschü aussprechen. Der Bediente fragt auf dieses Signal mit ziemlich rauhem, näselndem Tone: Wer da? und meldet die erhaltene Antwort seinem Herrn. Ist nun der Angemeldete ein Freund oder guter Bekannter, den man ohne Ceremonien empfangen könnte, so geht ihm gleichwohl der Herr des Hauses entgegen und führt ihn unter tausendfältiger Versicherung des Vergnügens über seinen Besuch und mit einer Menge Reverenzen in den großen Saal. Hier nun beginnt er aufs Neue mit Entschuldigungen wegen des schlechten Empfangs, und hat hiezu allerdings einige Ursache; denn gewöhnlich ist sein Bart einige Tage her nicht rasirt, die Haare schlecht gekämmt und sein Kleid ein leinenes Hemd, das mit Sorgfalt verfertigt und an verschiedenen Stellen mit Stickereien verziert ist; man trägt es gewöhnlich im Hause herum, die Brust offen und die Aermel bis zum Ellbogen aufgestreift; manchmal ist es an den Preischen mit kugelförmigen goldenen Knöpfchen zugeheftet. Unter demselben werden kurze durch einen Gürtel gehaltene Hosen getragen; von den Knieen an sind die Beine nackt; die Vorfüße aber mit Tamancas bekleidet. Dieser Anzug steht weder elegant noch überhaupt sehr sauber aus, besonders da die Brasilianer einen sehr haarigen Körper haben und Brust und Beine von der Sonne verbrannt sind.«

»Geschieht der Besuch, den man macht, des Anstands halber, so wird man von dem Bedienten in den Saal geführt, aus dem man häufig noch die daselbst befindlichen Personen durch Nebenthüren entschlüpfen sieht. Man



bleibt ungefähr eine halbe Stunde allein; alsdann erscheint der Herr des Hauses in halbem Anzuge. Nun erfolgen von beiden Seiten, aber immer in gemessener Entfernung, die tiefsten Verbeugungen; hat endlich Jeder sich in allen möglichen kunstreichen Bücklingen erschöpft und dadurch Zeit gewonnen, sich von dem Rang und Stand seines Gegenmannes zu überzeugen, so nähert man sich und zwar, wenn die Rangverhältnisse verschieden sind, mit Würde von der einen und Respekt von der andern Seite; sind sie aber gleich, mit ungezwungener Vertraulichkeit. Hierauf wird die Ursache des Besuchs besprochen und in Bälde wieder Abschied genommen.«

Wer in Brasilien ankömmt, glaubt Anfangs Menschen von ganz anderer Natur vor sich zu sehen, so groß scheint ihm der Unterschied zwischen ihren und den Sitten seiner Landsleute. Sobald er sich aber diesen Unterschied klar machen will, so erscheint er ihm als Täuschung; er sieht ein, daß er auch hier es mit Menschen zu thun hat, die hochmüthig oder bescheiden, aufrichtig oder falsch, gutmüthig oder boshaft sind wie anderswo, deren Neigungen aber nur sich auf ganz andere Art äußern.

Ohne den Satz aufstellen zu wollen, daß der Brasilianer fauler sey als der Pariser, bemerke ich doch, daß Faulheit, d. h. Widerwille gegen Anstrengungen des Geistes, Beiden gemeinschaftlich ist, nur mit folgendem Unterschied.

Der faule Pariser ist vom Morgen bis zum Abend in Bewegung; er verläßt seine Geschäfte, um seinen Geist in leeren Zeitungsnachrichten und Kaffeehausunterhaltungen, die ihn kein Kopfverbrechen kosten, herumschweifen zu lassen; ein Leben in den Tag hinein ist ihm lieber als ein Amt; um zehn Uhr Morgens aufstehen, seine Zeit über einer nachläßigen Toilette hinbringen, herumlaufen ohne Zweck, sich Tagesneuigkeiten sagen lassen und sie in absichtslos veränderter Gestalt weiter berichten, — das ist ein Leben nach seinem Geschmack. Die leichten Eindrücke, die er den Tag über empfängt, verwischen sich schnell wieder und überheben ihn dadurch der von ihm so gehaßten Reflexion.

Der faule Brasilier steht mit der Sonne auf. Er braucht sich nicht anzukleiden, weil er Abends seine Kleider nicht abgelegt hat; in den Unterhosen, mit der Pfeife im Mund, bleibt er vor seiner Hausthüre stehen, und verläßt diese nur, um sich in seiner Hängematte zu wiegen. Kaum mag er die Hand nach seiner schlechten Maniocsuppe ausrecken. Fragt ihn, wo Der und Der wohne: er weiß es nicht, und wenn es sein Nachbar ist. Reden ermüdet ihn eben so sehr als Denken.

Man ist eifersüchtig in Brasilien wie in Frankreich: dort offen, hier verborgen. Der Pariser führt seine Frau an öffentliche Orte, während die Wuth der Eifersucht in seinem Innern kocht. Trifft er den Galan, so folgt ein Duell oder man klagt auf Scheidung. Der Brasilier entzieht die Seinige Aller Augen; für den Liebhaber dingt er Mörder; die Ungetreue erdolcht er selbst. Die eifersüchtige Französin schickt Späher aus und seufzt; die Brasilierin läuft auf den leisesten Argwohn selbst herbei und fordert in Wuth die verlorenen Rechte zurück. Hier wie dort gibt es betrogene Ehemänner. In Frankreich lacht man darüber, in Brasilien wäre es unklug, sich den leichtesten Scherz zu erlauben. Dort darf ich beim Mittagessen Madame um ihr Befinden fragen; hier würde es fast als eine Unhöflichkeit aufgenommen werden: man hüte sich wohl, mit dem Brasilier von seiner Familie zu sprechen.

Die Eitelkeit des Franzosen offenbart sich in seinen Reden durch die Ansprüche, die er auf Geist macht; ist er reich, so will er es seinem Genie zu verdanken haben, und wenn es auch bloßer Zufall ist. Sein Aufwand ist ein mehr oder minder glücklicher Zeuge seines Geschmacks. Er raffinirt auf Bequemlichkeiten des Lebens, folgt der Mode in ihren lächerlichsten Abwechslungen, affektirt Liebe für die schönen Künste und duldet keine Schmeichler um sich als solche, die geschickt zu loben wissen.

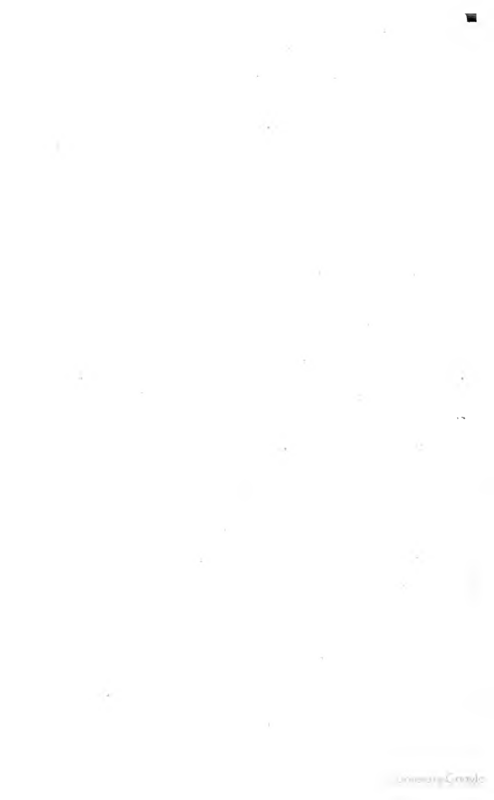
Der Brasilier, wenn er vom Teufel der Eitelkeit besessen ist, lobt sich selbst und wirft sich in die Brust; was auch die Quelle seines Vermögens sey, sie kann ihm nie zum Schimpf gereichen; er sucht sie im Geringsten nicht zu verdecken; der Reiche kann keine unrechte Handlung begehen, während man am Armen immer auszusetzen findet. Der Luxus ist roh, aber solid. Das Silbergeschirr muß schwer, die Kostbarkeiten massiv seyn. Männer und Frauen erscheinen öffentlich in ausgesuchtem Putz; Madame geht zur Messe mit einem Gefolge reichgekleideter Sklaven; kömmt sie nach Hause zurück, so sezt sie sich auf eine Matte, um aus der Hand Manioc und getrockneten Fisch zu essen *).

Der Schutzpatron von Rio ist, wie schon oben gesagt worden, der heilige **Sebastian**. Unter seinem Banner waren die Bewohner dieser Gegend, schon vor Gründung der Stadt, gegen die Indianer ausgezogen und hatten die Gefährten Villegagnons verjagt. Der Festtag des h. Sebastian, im Januar, wird daher mit großem Pomp begangen; drei Nächte hinter einander wird die ganze Stadt illuminirt. Das Bild des Heiligen, mit einem reichen Diadem geschmückt, wird in Prozession nach dem Senatspalaste gebracht und Psalmen zu seinem Lobe gesungen. Dieser Gebrauch war nach und nach abgekommen, aber eine Seuche, von der Rio heimgesucht wurde und die das Volk als eine Strafe für Vernachläßigung seines Heiligen ansah, veranlaßte die Wiederverordnung für alle künftige Zeiten. Am Vorabende des Festes werden um Mittag Böllersalven von allen Kirchen gelöst und überall Petarden abgefeuert, so daß die Luft mit weißen Rauchwolken sich erfüllt. In jeder Kirche wird eine Neunandacht gehalten, während welcher man unaufhörlich das Krachen der Raketen und anderen Feuerwerks hört. Uebrigens vergeht kein Tag im Jahr, wo nicht in irgend einem Theile der Stadt Lustfeuerwerke abgebrannt werden.

Was dieses Fest noch mehr bezeichnet, sind die unzähligen Lichter, welche, untermischt mit einer Menge künstlicher Blumen, die Hauptkirche des Heiligen schmücken. Auf derartige kirchliche Dekorationen wenden die Brasilier die höchste Sorgfalt und immer mit glücklichstem Erfolge. Eine brennende Wand von Wachskerzen breitet vom Eingang der Kirche bis in den Hintergrund derselben sich in Gestalt einer ungeheuren Lichtpyramide aus und erleuchtet nebst den vom Gewölbe herabhängenden Lampen die inneren Hallen. Diese Lichter werden aus einem Wachse bereitet, das eigends zu solchem Gebrauche von den Küsten Afrika's eingeführt wird. Doch sollen die Brasilier jezt endlich das Mittel gefunden haben, das Wachs ihrer Bienen so zu bleichen, daß es zu den verschiedenen Festlichkeiten der Kirche wohl gebraucht werden kann.

*) Die hier angestellte Vergleichung ist aus dem Manuscript einer Reisebeschreibung gezogen, das Hr. L. F. de Tollenare, ein Mann von seltenem Beobachtungsgeist, mir zur Benützung zu überlassen die Güte hatte.







Familie welche in die Messe geht.

Ein gebildeter Brasilier, der Rom und die andern Hauptstädte Italiens mit Nutzen besucht hat, versichert, daß die religiösen Ceremonien in Rio Janeiro an Pomp und Glanz denen in der Hauptstadt der Christenheit kaum nachstehen, und wir müssen aus eigener Erfahrung dieser zwar seltsam scheinenden, aber keineswegs übertriebenen Versicherung beipflichten.

Ein englischer Reisender bemerkt sehr gut, daß die Ausgaben für das unaufhörliche Feuerwerk und die unzähligen Wachskerzen bei reiflicher Erwägung erschreckend seyn müßten. Walsh sagt, er selbst wisse keinen bestimmten Maßstab, nach welchem die durch jene Ceremonien veranlaßten und von der ganzen Stadt getragenen Unkosten berechnet werden könnten; einer seiner Freunde aber habe eine Approximativsumme herauszubringen versucht und sey zu folgendem Resultate gelangt: »In der Kirche St. Antonio,« sagt Derselbe, »zählten wir 830 und in der von Terceira, am nämlichen Abend, 660 Kerzen; einige derselben waren eben so groß als unsere Wachsfackeln. Das Pfund Wachs kostete damals 560 Reis, und wir schloßen daraus, daß in den 42 Kapellen, Klöstern und Kirchen Rio's gegen 50,000 Pfund Sterling verbraucht werden dürften.« Es muß übrigens bemerkt werden, daß die religiösen Brüderschaften einen Theil dieser Unkosten tragen, die sich auch in Pernambuco und San Salvador sehr hoch belaufen, wo während der Feste unzählige Lichtpyramiden auf den Altären brennen und in der Kirche einen Glanz verbreiten, wie man ihn kaum in den reichsten Kirchen Europa's sehen wird.

Im Allgemeinen wird der Sonntag in Rio ziemlich streng gehalten und manche Familien setzen eine Ehre darein, ihre religiösen Pflichten mit einem gewissen äußern Anstand zu erfüllen. Kaum ist der Tag angebrochen, so sieht man häufig eine lange Reihe Personen, die oft Einer Familie angehören, der nächsten Kirche zuwandeln. Jede hat einen Rosenkranz und ein Gebetbuch bei sich, und schreitet mit feierlichem Ernste vorwärts. Meistens eröffnet der Vater den Zug; ihm folgt die Mutter, und alsdann kommen die Kinder nach ihrem Alter. Das weitere Gefolge bilden einige Sklaven beiderlei Geschlechts, die einen gewissen Rang unter sich festzuhalten scheinen. Eine solche Familienprozession hat Debret zu einem seiner originellsten Gemälde benützt. Man begegnet welchen, die aus 12, 14 und noch mehr Personen bestehen.

Es geschieht häufig, daß nach Anhörung des Frühgottesdienstes viele Kaufleute ihre Läden öffnen und ihre gewöhnlichen Geschäfte treiben; aber man muß es den Bewohnern Rio's zum Lobe nachsagen, daß, wenn auch Sonntags meistens gearbeitet wird, man nicht wie in Frankreich oder England so viele Betrunkene an diesem Tage sieht. Der Grund, warum manche Einwohner Rio's an einem in allen katholischen Ländern der Ruhe geweihten Tage ihre gewöhnlichen Geschäfte vornehmen, besteht darin, daß nach ihrer Meinung der Sabbath schon Samstags nach Sonnenuntergang anfängt und sich am folgenden Tage um dieselbe Zeit endet. Sie gründen diese Meinung auf die heilige Schrift, wo es heißt: »Der Abend und Morgen machten den ersten Tag.« Damit rechtfertigen sie auch die Aufführung der Oper am Sonntag Abend.

Wenn es der Fall seyn mag, daß die Brasilier gegenwärtig ihre Festtage und Prozessionen nicht mehr mit derselben Andacht und Gewissenhaftigkeit begehen wie früher und wenn sie auch nicht mehr so viele äußere Frömmigkeit an den Tag legen als noch vor einigen Jahren, so haben sie zuverläßig

an Toleranz gewonnen, was sie an äußeren Formen verloren haben, und man darf um so weniger hieran zweifeln, da ihnen gerade in dieser Beziehung ein Geistlicher der protestantischen Gemeinde alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Zugleich aber sagt Walsh, daß er die Klagen der Geistlichkeit über Einführung fremder Lehren keineswegs begründet gefunden habe.

Wie oben (S. 91) erzählt worden, ist der h. Sebastian zugleich der Namensheilige des jungen Königs, der die Stadt gründete. Wer die gleichzeitigen Berichte gelesen hat, kann nicht zweifelhaft seyn über die Umstände, welche den Tod dieses jungen und unglücklichen Monarchen begleiteten. Besonders läßt Hieronymo Mendoza in dieser Beziehung Nichts zu wünschen übrig und die Versuche, ihn zu widerlegen, sind, unserer Meinung nach, vergeblich gewesen. Wer sollte aber glauben, daß die seltsame Mythe, welche dem König Arthur eine Art Unsterblichkeit zuschrieb und seine gewissermaßen messianische Wiederkunft verkündigte, im neunzehnten Jahrhundert abermals und zwar in Brasilien und Portugal aufleben würde. Und doch ist die Sekte, welche an die Wiederkunft des Königs Sebastian glaubt, zahlreich genug. Der Behauptung eines englischen Reisenden aber, der den Ursprung dieser Sekte, die er genau kennt, den Jesuiten zuschreibt, möchten wir nicht beistimmen. Es ist allgemein bekannt, was für ein Ende der Kreuzzug nahm, den im sechszehnten Jahrhundert Sebastian zu Gunsten eines muselmännischen Königs und zu weiterer Verbreitung des christlichen Glaubens unternommen hatte. Die Schlacht bei Alcazar Kebir hatte die traurigsten Folgen für Portugal. Der junge König kam bei der Ueberfahrt über den Fluß Macassin um. Der Kardinal Heinrich ward sein Nachfolger und nach dem Tode dieses kraftlosen Regenten kam Portugal unter spanische Herrschaft, und es begann jetzt die unglückliche Periode, welche einige Geschichtschreiber mit dem Namen der sechszigjährigen Gefangenschaft bezeichnen (von 1580 bis 1640).

Wie es nun immer zu geschehen pflegt, daß kühne Abenteurer sich großes Unglück zu Nutze zu machen suchen, so erschienen jetzt deren drei nach einander, die sich für den todtgeglaubten Sebastian ausgaben. Der Kühnste und Merkwürdigste derselben, Don Sebastian aus Genua, der durch Enthüllung der geheimsten Umstände die ersten Personen der spanischen Monarchie in Verlegenheit brachte und an seine Identität glauben ließ, mußte an Spanien ausgeliefert werden, wo er sein Leben auf den Galeeren beschloß!

Träume, Prophezeihungen, Kometen und andere Schreckenszeichen des Himmels, alle Wunder endlich, welche in den Zeiten des Mittelalters außerordentliche Begebenheiten zu begleiten pflegten, wurden aufgeboten, um zu beweisen, daß Sebastian nicht nur nicht todt, sondern daß er sogar der Gefangenschaft entflohen sey und in Europa herumirre. Unter den alten Weissagungen, welche die Jesuiten verbreiteten, sind besonders die merkwürdig, welche, aus der rohen Begeisterung eines Schusters Bandarra hervorgegangen, große Aehnlichkeit mit Nostradamus Centurien hatten. Sie behaupteten ausdrücklich, ein Engel Gottes habe den Sebastian seinen Feinden entrückt und ihn der Sorge eines heiligen Eremiten auf einer wüsten Insel anvertraut. Hieraus ward natürlich die Folgerung gezogen, er werde nach mehreren Jahrhunderten seine Insel wieder verlassen und den Thron seiner Voreltern wieder besteigen. Verschiedene neuere Wahrsagungen fanden später Glauben, unter ihnen die Prophezeihungen eines prophetischen Zwergs, den die Sebastianisten Pretinho do Japao oder den kleinen Neger von Japon heißen.

Am meisten Wirkung scheinen jedoch die Offenbarungen und Träume der Mutter Leonardo, einer Nonne aus dem Kloster Monchique zu Oporto, auf die Masse des Volkes hervorgebracht und dasselbe in dem Glauben an eine baldige Wiederkehr des jungen Königs bestärkt zu haben.

Alle Diejenigen, welche Portugal irgend einen wichtigen Dienst geleistet haben, sind zu ihrer Zeit als eben so viele Sebastiane betrachtet worden; so behauptet wenigstens Walsh, der aus guten Quellen geschöpft zu haben scheint. Johann IV, der sein Königreich wieder von den Spaniern eroberte, genoß mehrere Male dieser Ehre. Der Marquis de Pombal, der Sebastião João de Carvalho hieß, wurde von Vielen für das phantastische Wesen gehalten, dessen Namen er führte. Und im Jahr 1830 soll der Sohn der Infantin Donna Theresia, der älteren Tochter Johann VI, es gewesen seyn, dem die gleiche Ehre zu Theil ward.

So viel Aberglauben auch dazu gehören mag, der Sekte der Sebastianisten beizutreten, so zählt dieselbe doch in Portugal und Brasilien gegen 3000 Anhänger. Sie haben keinen bestimmten Versammlungsort und bilden eigentlich auch keine abgesonderte Congregation. Ihr Glaubensartikel ist, Sebastian werde gewißlich wieder kommen, und sie werden unzweifelhaft die Zeugen dieses glücklichen Ereignisses seyn. Sie erwarten ihn auch in der That mit eben so viel Einfalt und Sehnsucht wie die heutigen Juden ihren Messias. In Minas-Geraes soll ihre Zahl besonders stark seyn; sie erinnern durch ihre Sitten an die Quäcker und mährischen Brüder und zeichnen sich durch Fleiß, Wohlwollen und Einfalt des Herzens aus. Auch in Rio Janeiro sind ihrer ziemlich Viele.

Man erzählt in Brasilien eine Menge Anekdoten von den Sebastianisten, immer eine seltsamer als die andere. So soll vor vier oder fünf Jahren ein Handelsmann in der Straße Diraita seinen Kunden bis zur Erscheinung Sebastians Kredit geliehen haben *).

Weder der Karneval zu Venedig, das so viel von seinem vorigen Glanze verloren hat, noch die Maskeraden in Paris vermögen dem Leser einen Begriff von dem Getümmel und den ausgelassenen Narrheiten zu geben, die während des Intrudo nicht nur in Rio Janeiro, sondern fast in allen Städten Brasiliens herrschen. Bloß die originellen Narrheiten Roms während des Karnevals, welche selbst Göthe zu schildern nicht verschmäht hat, können damit verglichen werden, und die Gypsconfetti allein, womit man in der heiligen Stadt die Vorübergehenden überschüttet, sind würdig, neben den Wachsfrüchten genannt zu werden, die man in Rio Jedem, der vorübergeht, nachwirft. Wir geben hier einen Auszug aus der malerischen Beschreibung dieses Volksfestes von einem bedeutenden Schriftsteller, der selbst eine Rolle dabei gespielt hat.

»Mit der herannahenden Fastenzeit beginnt die Natur in Brasilien einen neuen Charakter anzunehmen; die waldigen Hügel, welche man rings um Rio Janeiro erblickt, prangen in der purpurnen Blüthe eines prächtigen

*) Walsh führt ähnliche und sehr beglaubigte Thatsachen an, die wir, wenn der Raum es gestattete, hier wieder geben würden. Unter Anderen versprach ein Obrist Souza Menellas an Morão Tello zehn Reis-Contos (60,000 Franken) zu bezahlen, falls nach Verfluß von zehn Jahren der König Sebastian noch nicht erschienen wäre. Diejenigen, welche mehr von dieser sonderbaren Gesellschaft, die wohl den Namen einer Sekte nicht verdient, zu erfahren wünschen, verweisen wir auf ein, freilich selten gewordenes portugiesisches Werk: Portugal regenerado. Nach Kinsey haben einige von jenen Absolutisten, die man um 1829 durch den Namen Corcundas bezeichnete, behauptet, Sebastian sey bereits unter der Gestalt Don Miguels erschienen. Portugal illustrated; pag. 40.



Strauches, flor de quaresma genannt. Auch die Straßen der Stadt bieten einen nicht minder überraschenden Anblick. Da und dort gewahrt man ein Grün und Gelb, fast so glänzend als die Blume auf den Hügeln. Es sind die unzählig vielen gefärbten Wachskugeln, welche ganze Läden erfüllen oder in ganzen Haufen vor den Hausthüren aufgeschichtet stehen. Sie gleichen an Größe den Eiern und sind inwendig mit reinem, manchmal mit wohlriechendem Wasser gefüllt. Nun besteht in manchen katholischen und griechisch-katholischen Ländern der Brauch, sich zu gewissen Zeiten mit rothgefärbten Eiern zu beschenken, als einer Erinnerung an Christi blutende Wunden; aber Dieses geschieht nur um Ostern, und ich konnte mir deßhalb nicht einbilden, wozu die vielen grünen und gelben Eier dienen sollten, die ich allerseits aufgestellt sah. Einige Tage nachher wußte ich es nur zu gut.«

»Wie alle Völker in den Tropenländern, so überlassen sich auch die Brasilier, wenn die Zeit der Lustbarkeiten herannaht, der lebhaftesten Freude, besonders zur Zeit des Intrudo. Dieses Karnevalsfest, bei welchem die wächsernen Eier eine Hauptrolle spielen, beginnt am Montag nach Quinquagesimä und dauert bis zum Aschermittwoch fort. Um diese Zeit der Narrheit begleitete ein Freund mich zu einem Besuche, den ich abstatten mußte. Die ersten Begrüßungen waren kaum gewechselt, als ein Hagel von gelben und grünen Eiern aus den Händen der schönen, jungen Frauenzimmer des Hauses uns nach dem Gesichte flog. Hierauf wurden wir eingeladen, auf den Balkon herauszutreten, und nun sahen wir auf der Straße Viele, welche ähnlichen Würfen zu entgehen suchten, und Andere, welche nach den Opfern zielten, die sie sich auserschen hatten. Wer die Straße herkam, ward von allen Seiten bombardirt und mit Strömen Wassers übergossen; sein Hut ward das Ziel von tausend grünen und gelben Eiern. Hörten die Angriffe endlich auf und war er so unbesonnen, einen Augenblick stille zu stehen und seinen Hut abzunehmen, um ihn von der Wachskruste, womit er überzogen worden, zu reinigen, so geschah es gewiß, daß irgend ein tolles Mädchen das hinter den Fenstern der oberen Stockwerke sich versteckt hatte, ihm einen Kübel Wassers über den Kopf schüttete. Floh er nach der entgegengesezten Seite, so empfing er eine neue Ladung, und wollte er sich nun auf der Mitte der Straße halten, so begann das Eierwerfen aufs Neue.«

»In den Buden und hinter den Hausthüren hielten Viele mit Spritzen sich verborgen, aus welchen sie Wasserströme nach dem Gesicht oder dem Leib der Vorübergehenden leiteten, so daß die Straße endlich von einem Ende zum andern im Wasser stand und eine Verlängerung der Bai zu seyn schien.«

»Die jungen brasilischen Mädchen, welche von Natur melancholisch sind und sehr zurückgezogen leben, scheinen um diese Zeit ihren Charakter ganz geändert zu haben und drei Tage lang weicht ihr Ernst und ihre angeborene Schüchternheit einem unaufhörlichen schallenden Gelächter.«

»Ich sah manche Personen, welche unter den Wassergüssen und dem Hagel wächserner Eier fast erstickten. Oft wird auch Mehl mit ins Spiel gemischt und ganze Gefäße desselben auf einzelne Menschen ausgeschüttet. Besonders geschieht Solches den Negern und Mulatten, welche durch einen ihrer Leibesfarbe so fremden Schmuck ein wahrhaft furchtbares Aussehen bekommen. Das Theater ist um diese Zeit beständig offen, und das eben beschriebene Spiel wiederholt sich dort mit gleicher Lebhaftigkeit zwischen Parterre und Logen.«

»Der Unfug wurde schon so weit getrieben, daß eine Zeitung ernstliche Klage darüber erhob. Die Brunnen, hieß es, würden bei so toller Wasservergeudung endlich erschöpft und dadurch Mangel an einem der nothwendigsten Lebensbedürfnisse herbeigeführt werden; eine Befürchtung, die um so mehr gegründet war, als schon einige Zeit vorher Wassermangel sich gezeigt hatte. Die in Rio so zahlreichen Fremden scheinen den tollen Angriffen der Einwohner besonders ausgesetzt zu seyn, so daß der Polizeiintendant eine öffentliche Bekanntmachung erlassen zu müssen glaubte, in welcher er, in Folge der häufigen und zum Theil blutigen Schlägereien, zu welchen die Spiele des Intrudo schon Veranlassung gegeben, dieselben in den Straßen und im Theater für verboten erklärte, als Belustigungen, die einer civilisirten Gesellschaft nicht geziemten und daher auch nicht geduldet werden könnten. Es wurden deßhalb auch in allen Stadtvierteln Wachen aufgestellt. Aber Rio Janeiro's civilisirte Gesellschaft nahm von der Ordonanz nicht die mindeste Notiz und setzte unbekümmert ihr Amusement fort, das ihr auch Keiner mehr wird verbieten können, da der Kaiser mit gutem Beispiel voranging und sammt Kindern und Freunden die volle Zeit des Intrudo über daran Theil nahm.«

»Ich habe mich verschiedentlich nach dem Ursprunge des Festes erkundigt, aber Niemand konnte mir auch nur die geringste Auskunft darüber geben. Da viele Feste dieser Art eine gewisse religiöse Beziehung haben, so kann man vielleicht annehmen, der Gebrauch, Wasser auf die Leute zu schütten, habe vor Zeiten eine Anspielung auf die Taufe enthalten sollen. Mit Ausnahme der beschriebenen Spiele und der Oper ist keine andere Unterhaltung während des Karnevals gestattet. Man sieht weder Masken noch sonstige seltsame Aufzüge in den Straßen von Rio.«

Wir müssen jedoch beifügen, daß Maskeraden in Brasilien keineswegs unbekannt sind. Wir selbst sahen vor mehreren Jahren zu San Salvador so mannigfache und groteske Maskenaufzüge, und komische Charaktermasken von so viel Wahrheit trotz des zum Theil ärmlichen Kostüms, daß man sich auf Augenblicke in jene Zeit zurück versetzt glaubte, wo noch häufiger Verkehr zwischen Portugal und Venedig herrschte und wo der originelle Geist der Italiener noch mächtigen Einfluß auf den ernsteren Charakter der Portugiesen übte.

Die Spiele des Intrudo, welche unter den Nationalgebräuchen noch immer eine der ersten Stellen behaupten, werden während der drei Tage vor dem Aschermittwoch in allen nur etwas bedeutenden Städten Brasiliens begangen. Man kann sich hieraus einen Begriff von der Menge Wachskugeln machen, welche zu diesem Feste verfertigt werden. In San Salvador gibt man ihnen meistens die Form von Citronen und Orangen, und diejenigen, welche die feinere Welt zu ihrem Gebrauche verwendet, sind fast immer mit wohlriechendem Wasser gefüllt.

In Rio Janeiro, so wie in allen Provinzhauptstädten, folgt auf diese Tage der Narrheit eine sehr imposante Ceremonie, bei welcher die Franziscaner eine Hauptrolle spielen. Am Aschermittwoch nehmen die Mönche dieses Ordens eigentlich Besitz von der Stadt, und ihre Prozession hat das Merkwürdige, daß sie dabei die Bildnisse aller ausgezeichneten Mitglieder ihres Ordens zur Schau tragen. Nicht selten erstreckt sich diese großartige Prozession eine Meile weit durch die Straße Diraita. Auf festen Tragbahren

erheben sich lebensgroße Bilder, ganz im Kostüm des Ordens gekleidet; mehrere derselben bilden ganze Gruppen, welche gewisse Handlungen aus dem Leben der heiligen Personen darstellen. Die Tragbahren, auf welchen solche Gruppen sich befinden, werden auf starken Stangen emporgehalten und sind manchmal so schwer, daß sie zehn bis zwölf Träger erfordern. Leztere sind schwarz gekleidet.

Vor jeder Gruppe geht eine Zahl Kinder her, die von Mönchen geführt werden und ganz besonders gekleidet sind. Sie sollen nämlich Engel vorstellen und tragen kleine Röcke, die durch Reise aus einander gehalten werden, nach Art der Reifröcke, die vormals an Höfen Mode waren. Ihre Flügel bestehen aus verschiedenfarbigen Gaszeugen, welche über leichte Bambusreife hergezogen sind; ihre Haare sind frisirt und übermäßig gepudert und pomadisirt, die Wangen geschminkt, und in der Hand halten sie silberne Stäbe mit kleinen Fähnlein, auf denen das Bild des Heiligen zu sehen ist, dessen Schutzengel sie auf Erden waren. Den Zug beschließt eine Gruppe starker Männer, welche einen reich verzierten Thronhimmel tragen, unter dem der Prior des Klosters geht, inmitten einer Menge brennender, an langen Stäben emporgehaltener Laternen. Den Beschluß macht eine rauschende Militärmusik.

Die reichsten Familien hielten es ehemals für eine Ehre, zu der Pracht dieser Ceremonie beisteuern zu dürfen. Wir waren Zeuge einer solchen Prozession und wurden nicht wenig überrascht durch den Anblick der seltsam gekleideten Engel; besonders erstaunten wir über der Menge Edelsteine, womit ihre Kleider besezt waren. Der Werth der Ausstattung eines solchen Engels soll sich auf eine sehr hohe Summe belaufen.

Der Charfreitag wird in Rio Janeiro und den andern Hauptstädten der Provinzen ebenfalls durch eine großartige Ceremonie gefeiert, von der wir in Frankreich keine Idee mehr haben, welche jedoch das ernste Andenken an unsere alten Mysterien und jene Autos Sacramentaes erweckt, welche in Portugal und Spanien um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im Gebrauche waren. Hören wir denn, worin jene Feierlichkeit besteht.

In der Stadt herrscht tiefe Stille — das einzige Mal im Jahre. Man hört keine Glocken, keine Flintenschüsse, keine Artilleriesalven, welche sonst unaufhörlich die Bai erschüttern; nur wenn ein Kriegsschiff vor Anker ist, hört man von Minute zu Minute den dumpfen Knall einer Kanone. Es ist sieben Uhr Abend; gehen wir in eine Kirche, z. B. in die dos Terceiros, welche in der Nähe des Palastes ist; das Volk drängt sich, es ist fast ganz Nacht; man sieht den Chor nicht mehr, ein großer Vorhang verhüllt ihn. Endlich besteigt ein Priester die Kanzel und beginnt, nachdem er sich einige Minuten gesammelt hat, seine Rede. Nun ist bekannt, wie sehr die Beredsamkeit in Brasilien zu Hause ist, und die Worte eines unserer größten Schriftsteller, daß diese Kunst nicht nur im Redner, sondern auch im Zuhörer sich zeige, sind hier ganz am Platze. In der That, mit welcher Gemüthsstimmung man auch den Tempel betreten habe, — es ist unmöglich, der Gewalt dieser Worte zu widerstehen, die den Opfertod Christi verkündigen und zur Buße mahnen; aber wenn endlich der Priester, nachdem er die Schmerzen des Gottmenschen und seine Schmach geschildert, mit lauter Stimme ruft: »Sehet da Euern Erlöser, den Ihr gekreuziget habt,« wenn alsdann plötzlich der große Vorhang fällt und Jesum auf seinem Grabe liegend zeigt, von seinen Jüngern und der römischen Wache umgeben — da

durchschüttert ein heiliger Schrecken die ganze versammelte Gemeinde, und nun erst kann man die Wirkungen begreifen, welche jene großen religiösen Dramen des Mittelalters bei dem gläubigen Volke hervorbrachten, dem die Tage solcher Aufführungen als Festtage galten *).

Dieser heiligen Ceremonie folgt gewöhnlich eine große Prozession durch die Straßen Rio's. Zwei ungeheure Candelaber mit Wachskerzen, die weit größer und dicker sind als unsere Osterkerzen, eröffnen den Zug; hierauf kommt ein Mann mit einem schwarzen Kreuze, an welchem eine weiße Fahne flattert mit dem Anfangsbuchstaben des Namens Mariä; nun folgt eine lange Reihe Personen mit Wachskerzen, hierauf Kinder, als Engel gekleidet, frisirt und gepudert, in seidenen Reifröcken, mit Flügeln von Gas; ihnen folgt das heilige Grab selbst, umgeben von den schwarzen und einigen weißen Büßenden, die in Trauermäntel gehüllt einhergehen; die Apostel, römische Soldaten, der Centurio, eine Gruppe Engel und manchmal noch die Jungfrau Maria beschließen den Zug. Ein englischer Reisender machte vor Kurzem auf den Anachronismus aufmerksam, daß die heilige Jungfrau bei dieser Gelegenheit nicht um 32 Jahre älter erscheine als bei der Geburt. Gewöhnlich folgt dem feierlichen Zuge ein Regiment Soldaten mit gesenktem Gewehr unter dem langsamen Takte eines Trauermarsches, und es ist nicht selten, daß noch über 800 Personen mit Fackeln dieser unermeßlichen Prozession sich anschließen, deren Zug durch die Straße gegen zwei Stunden dauert.

Die heilige Woche schließt mit dem Sabbado de Allelnia, den man auch den Judastag nennt, weil an ihm das Bild des Verräthers durch die Straßen geschleppt und der Rache des Volkes preisgegeben wird. Diese Ceremonie kam ehemals auch in mehreren Städten Europa's vor, in Rio Janeiro aber wird sie auf eine ganz eigenthümliche Weise begangen, die wir zu schildern versuchen wollen. Wer um zehn Uhr Morgens durch die Straßen geht, der sieht dieselben angefüllt von phantastischen Gestalten; einige derselben sind an Bäumen, andere an langen Stangen befestigt. Im Allgemeinen zeugen diese lebensgroßen Gliedermänner durch die Art, wie sie dargestellt sind, von vieler Geschicklichkeit und Imagination; einige derselben sind einsam, andere zu Gruppen vereinigt; gereimte Devisen nennen die Person, welche sie vorstellen sollen. Die beiden Hauptfiguren sind der Teufel und der Verräther Judas; sie sind von einer Menge Drachen und Schlangen umgeben, die mit Feuerwerk angefüllt und so gestellt sind, als wollten sie jeden Augenblick ihr flammendes Gift auswerfen.

Außer der Figur des Judas, welche man in jeder Straße wieder unter anderer Gestalt, aber stets von den vorbemeldeten höllischen Agenten umgeben, sieht, bemerkt man noch eine Menge anderer Figuren, die mit seiner Person nicht der mindesten Beziehung stehen. Gerade hierin aber zeigt der künstlerische Geist des Volkes sich auf eine glänzende Weise: alle diese phantastischen Bilder, die man auf Augenblicke der Volksrache aussezt, sind nichts Anderes als satyrische Embleme, deren Deutung meist sehr leicht ist. Bald ist die

*) In seiner Reise nach Indien beschreibt Dillon, wie diese Ceremonie ehemals in Goa aufgeführt wurde, und ein neuerer Reisender, Kinsey, schildert dieselbe, wie sie noch heurzutage in einigen Städten Portugals abgehalten wird. Brasilien hat diesen alten Gebrauch vielleicht am Besten bewahrt: doch hat er in Rio Janeiro bereits eine Aenderung erlitten. In San Salvador und in Pernambuco wurde noch vor 15 Jahren das heilige Drama mit allen Einzelnheiten gegeben: Christus stieg vor den Augen des Volkes vom Kreuze herab und nun wurden alle Acte der Leidensgeschichte, wie der Priester sie vorlas, am Altare aufgeführt.

Beziehung allgemein und gilt einer ganzen Klasse; bald ist sie persönlich und enthält öfters eine Lehre, die man den Großen geben will; noch öfter ist sie ein bloßer Scherz, der Lachen erregen soll. Ein Reisender, welcher vor mehreren Jahren diesem Feste beiwohnte, Walsh, erzählt, daß die Satyre hauptsächlich einer Magistratsperson von sehr zweideutiger Rechtschaffenheit und zwei sehr ernsthaften Engländern gegolten habe, welche über einige Ceremonien sich bitter ausgelassen haben und dieselben einen papistischen Götzendienst genannt hatten. Er bemerkt noch, daß die Porträts so treu gewesen, daß man dieselben unmöglich habe ansehen können, ohne zu lachen. Die Verse, von welchen diese Ausstellungen begleitet sind, lassen sich des tollen Scherzes und der örtlichen Beziehungen wegen meistens gar nicht übersetzen.

Das sehenswürdigste Schauspiel bietet die Straße Diraita; diese ist in eine große schöne Palmallee verwandelt. Von einem Baumstamme zum andern ziehen sich Blumenguirlanden, hinter welchen die Zuschauer sich aufhalten. Auch gehen von einigen vis-à-vis gelegenen Balkonen herüber und hinüber blumenumwundene Seile, die in der Mitte der Straße sich kreuzen, und von welchen mehrere gemalte Vasen von verschiedener Form und Größe herabhängen. Zwischen diesen Vasen, sagt Walsh, sah man eine Menge Gliederfiguren, jede ihrem Charakter gemäß gekleidet und an ihrer Devise zu erkennen. Die am höchsten schwebende und leichtest kennbare war Judas, der Verräther. Er war an den Aesten eines sehr hohen Baumes aufgehängt und hatte ein weißes Kleid an. Ueber ihm und gleichsam in den Blättern des Baumes versteckt, gewahrte man Satan, wie er auf Judas herabzustürzen bereit war.

Das Fest beginnt mit einem Gottesdienst. Sobald nun in den Kirchen das Halleluja zum ersten Male angestimmt wird, verkündet eine Musketensalve in den Straßen, daß nun die Spiele überall ihren Anfang nehmen dürfen; die Glocken läuten dazu und das Knallen der Gewehre dauert fort.

Jezt stürzt Satan sich schnell vom Gipfel des Baumes auf Judas herab und in einem Nu stehen Beide in Flammen. Von allen Seiten her speien Drachen und Schlangen Feuer gegen sie aus; endlich plazt Judas brennender Leib und Was er ausstreut, wird eine Beute des triumphirenden Volkes. Die andern Figuren, welche unterdessen hinter dichten Rauchwolken sich den Blicken entzogen hatten, werden endlich auch vom Feuer ergriffen und sinken, nachdem sie noch einige ihrem Charakter entsprechende Manöuvres ausgeführt, in Asche zusammen.

Nun öffnet sich in der Mitte der Straße eine Gasse und man sieht mehrere lanzenbewaffnete Ritter mit ihren Schildknappen dahersprengen. Nachdem sie verschiedene Evolutionen ausgeführt, reiten sie hinter die am Ende der Straße angebrachten Barrieren zurück. Auf ein gegebenes Signal fällt die Schranke, ein Ritter rennt auf eine der vorerwähnten Vasen los und führt mit seinem Schwerte einen Schlag nach derselben. Die Scherben fliegen aus einander und man sieht ein Milchschwein herabfallen, das eiligst dem Volkshaufen zu entfliehen sucht, aber Dem, der es erfaßt, zur sichern Beute wird. Ein zweiter Ritter sprengt gegen eine andere Vase an: ein Affe fällt herab und geschwind macht sich der Haufen über ihn her; dieser aber schwingt schnell sich zu einem der Seile auf und gelangt, flink auf demselben hinankletternd, zu einem Fenster, das schützend sich ihm öffnet. Nun wird eine Vase nach der andern zerschlagen; die eine sendet eine große Eidechse, die andere eine Katze oder ein anderes lebendes Thier herab; »es ist nur noch eine



übrig,« sagt Walsh, »nach welcher sich Aller Augen hinwenden; aber keiner unter den Rittern scheint geneigt, ihr den Todesstreich versetzen zu wollen. Endlich wagt sich einer, der ohne Zweifel muthiger ist als die andern, hervor, schlägt sie in Trümmer und ist noch glücklich genug, dem Unheil, das ihr Bauch verbarg, durch schnelle Flucht zu entrinnen; denn Myriaden von großen Hornissen lassen gleich Wolken sich auf die Menge hernieder und theilen da und dort die empfindlichsten Stiche aus: in einem Augenblicke wedeln tausend weiße Tücher in der Luft, um das Ungeziefer von Gesicht und Händen abzuwehren.«

»Die Polizei war während der ganzen Maskerade auf den Füßen und der Intendant derselben ging in voller Uniform von Straße zu Straße. Doch es bedurfte dieser Vorsicht nicht. Man war vergnügt und Alles ging in Ordnung vorüber. . . . Um ein Uhr war das Fest vorbei und das Volk begann nun, wie gewöhnlich, Alles zu zerstören, was noch übrig war. Die Bäume wurden umgestürzt, die Ueberbleibsel der Figuren im Triumph herumgetragen und alle Straßen von einem Ende zum andern mit den Fragmenten der vielen Dinge, die zum Feste gedient hatten, bestreut.« Dieses Schauspiel, das jedes Jahr an Reichthum und Glanz zunehmen soll, ist bei den Brasiliern, die sonst wenig öffentliche Lustbarkeiten haben, besonders beliebt. Sie wenden ungeheure Summen darauf, und nach dem Berichte eines Reisenden soll die Ausstattung einer einzigen, aber der bedeutendsten, Straße für dieses kaum einige Stunden lange Spiel gegen 25,000 Franken kosten.

Zur Ergänzung Dessen, was wir über die religiösen Ceremonien und die Volksfeste der Brasilier zu sagen hatten, müssen wir jezt noch Einiges von der Osterfeier, wie sie bei diesem Volke üblich ist, anfügen. Der Montag dieses großen Festes wird durch zahlreiche Flintenschüsse und Kanonensalven von den Festungen herab verkündet; hierauf wird das heilige Ciborium in verschiedenen Theilen der Stadt ausgestellt. In der Frühe errichtet man eine Art Maienbäume — lange, bemalte Stangen mit Kränzen und Bändern geschmückt, an deren oberem Ende eine große, rothe Fahne im Winde flattert, auf welcher irgend ein heiliges Emblem, z. B. der h. Geist, wie er vom Himmel herabsteigt, gemalt zu sehen ist.

Für die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten hat sich ein eigener, sonderbarer Gebrauch erhalten. Ein Knabe, der Sohn irgend eines Krämers, wird zum Kaiser des h. Geistes erwählt; er bekömmt einen Hofstaat so glänzend als möglich und sein elterliches Haus ist der Sammelplatz Aller, welche dem jungen Monarchen, dessen Gewalt, wie die des Pabstes, ganz geistlich ist und von den Dienern der Kirche anerkannt wird, ihre Ehrfurcht bezeugen wollen. So groß aber diese Auszeichnung auch ist, so zieht sie doch den Eltern des Knaben manche Unkosten zu; sie müssen z. B. während der Zeit seiner Herrschaft offene Tafel halten.

Die Leichenbegängnisse sind in Brasilien immer mit pompösen Ceremonien verbunden. Personen von hohem Rang werden gewöhnlich bei Nacht unter Fackelschein begraben. Dem Sarge folgen nicht bloß Verwandte und Freunde des Verstorbenen, sondern jeder anständig Gekleidete, der am Trauerhause vorübergeht, wird eingeladen, eine Fackel zu nehmen und dem Leichenzuge zu folgen.

Der Sarg geht voran und die Fackelträger folgen ihm in langer Prozession bis zu der Kirche, in welcher der Trauergottesdienst abgehalten wird.

Hier wird der Leichnam auf einen gewöhnlich mit Pracht aufgerichteten Katafalk gestellt. Vor einigen Jahren war es noch gebräuchlich, den Todten in das Gewand irgend eines Ordens zu kleiden und mit verhülltem Gesichte auszustellen. Diese Gewohnheit besteht noch in einigen Orten. War der Verstorbene ein Ritter vom Orden Christi, so wurde ihm eine Rüstung angezogen und auf dem Katafalk sah man die Insignien dieses einst so berühmten Ordens. Bekleidete die Person, die beerdigt wird, ein nur irgend ausgezeichnetes Amt, so wird die Orgel zu den Trauergesängen gespielt und es sind sogar Musiker bei der Kirche angestellt, die ein kleines Orchester bilden und bei solchen Gelegenheiten eine Trauermesse aufführen. — Kirchhöfe gibt es in Rio Janeiro noch nicht. Sobald der Gottesdienst vorbei ist, wird eine der Steinplatten des Fußbodens weggehoben und der Leichnam in eine zuvor bereitete Grube gesenkt, wo er alsdann mit einer Menge Kalk bedeckt wird. Manchmal bringt man ihn auch in den Kreuzgang eines Klosters, wo in den Mauern Todtennischen angebracht sind. Aus diesen Nischen, welche man ebenfalls mit Kalk ausfüllt, können später die Gebeine wieder herausgenommen werden. So geschieht es häufig, daß bei neuen Begräbnissen Gebeine zum Vorschein kommen, welche nicht immer so sorgfältig gesammelt und aufbewahrt werden, wie die Achtung gegen die Verstorbenen es erfordert. Ich selbst bin gar oft Zeuge einer solchen Profanation gewesen, gegen welche die Gewohnheit bald unempfindlich macht. Manchmal, sagt Walsh, ist die Erde so umgegraben, daß man kaum einen neuen Platz finden kann und daß das Grab, das man zu Stande bringt, oft nicht weit genug ist, den Leichnam ganz in sich aufzunehmen. In solchen Fällen bedient sich alsdann der Todtengräber einer Art Handramme, wie sie unsere Pflästerer haben, um den Theil des Körpers, der über das Grab hervorragt, hinunterzubringen. Die Menge bleibt bei dieser widrigen Handlung ganz gleichgültig, was man sich vielleicht daraus erklären kann, daß sie den der Erde wieder gegebenen Leichnam nun selbst als Erde betrachtet. Es haben sich übrigens schon mehrere Stimmen in Brasilien gegen diesen empörenden Gebrauch erhoben.

Kinderbegräbnisse werden in Brasilien mit einem Pompe begangen, von dem man bei uns Nichts weiß, und der entfernt nicht an eine Trauer mahnt. Der allgemein verbreitete Glaube, daß ein Kind, welches die Erde verläßt, dieselbe mit einem glücklicheren Wohnplatze vertausche, läßt keinen Schmerz aufkommen. Der Leichnam des kleinen Geschöpfes ruht, auf künstliche Blumen gebettet, in einem kleinen Sarge, der mit einem reich gestickten Tuche überdeckt ist. Derjenige Theil des Klosters, in welchem Kinderleichen beigesetzt werden, wird außerordentlich rein gehalten und hat fast immer das Ansehen eines kleinen Gartens, in welchem mit Sorgfalt Blumen gepflegt werden, deren Wohlgerüche diese lezte Wohnung der Kindheit erfüllen.

Unter allen Leichenbegängnissen, welche in den lezten Jahren zu Rio Janeiro gehalten wurden, war gewiß keines so rührend als das der jungen Kaiserin. Sie hatte ihr Leben einzig durch Handlungen der Güte und Wohlthätigkeit bezeichnet, daher die tiefste Trauer sich jenem Ceremoniel beigesellte, das im neunzehnten Jahrhundert an die erloschenen Gebräuche des Mittelalters mahnte.

Es war zur Zeit des Krieges gegen die südlichen Provinzen; die junge Kaiserin war schwanger und ihre Gesundheit durch häuslichen Kummer, dessen Quelle kein Geheimniß für Brasilien ist, tief erschüttert. Als nun das Uebel immer weiter um sich griff und alle ärztliche Hülfe vergeblich war, nahm

man zu frommen Mitteln seine Zuflucht. Prozessionen wurden von allen den verschiedenen Orden Rio's gehalten und die Bilder der angesehensten Heiligen besucht. »Unter den vielen frommen Ceremonien,« sagt ein Reisender, »kam eine vor, bei der man sich eines traurigen Lächelns nicht enthalten konnte. Die Patronin der Kaiserin, der diese in keiner Zeit ihres Lebens den Tribut der Anbetung schuldig geblieben, ward besonders mit flehentlichen Bitten angegangen, und das Volk sah mit andächtiger Rührung, wie dieses Heiligenbild von einer feierlichen Prozession in seiner Kapelle abgeholt und trotz des heftigen Regens durch die Straßen getragen wurde, um der Kaiserin einen Besuch abzustatten.«

Am 2 December stellten sich heftige Schmerzen ein und die Kaiserin kam lange vor ihrer Zeit mit einem Knaben nieder; nach der Entbindung schienen für einen Augenblick die gefährlichsten Symptome verschwunden, und man wagte zu hoffen, aber nur zu bald stellten sie sich wieder ein und nun war keine Hoffnung mehr übrig. Die Kaiserin verlangte nach dem lezten Beistande der Kirche. Sie ließ ihre Dienerschaft herbeirufen, und während Alle um ihr Bett herstanden und die aufrichtigsten Thränen des Schmerzes vergoßen, fragte sie, ob unter den anwesenden Personen eine sey, die von ihr durch Wort oder That beleidigt worden; sie wolle diese Welt nicht verlassen, ohne allen Schaden, den sie irgend Jemand zugefügt, wieder gut gemacht zu haben: Thränen waren die einzige Antwort, die sie erhielt.

Man sagt, diejenige Person, welche die Ursache aller ihrer häuslichen Leiden gewesen, habe bei diesem Vorgange durchaus in das Sterbezimmer eintreten wollen, um daselbst ihren Dienst als Camareira zu erfüllen und sie habe nur dem beharrlichsten Widerstande einiger Anwesenden endlich nachgegeben.

Am 11 December 1826 um zehn Uhr Morgens endeten die Leiden der jungen Kaiserin; ein Bild der blühendsten Gesundheit starb sie in ihrem 21sten Jahre.

Ihr Leichnam ward, nach der Sitte undenklicher Zeit, in vollem königlichen Ornate in einer erleuchteten Kapelle ausgestellt. Eine Ceremonie, die im Palaste Statt fand, hat wohl nur der tragischen Umstände wegen, von denen sie begleitet war, in Europa Celebrität erlangt; sie ist für den Tod jedes portugiesischen Souveräns verordnet, wird aber, als ein leztes Ueberbleibsel der Feudalität, hoffentlich nie mehr wiederholt werden. Die Hand der jungen Kaiserin blieb unverhüllt und alle Offiziere des Hauses so wie die Großwürdenträger des Reiches nahten sich zum Kusse derselben. So widrig nun auch sonst diese durch die Etikette gebotene Ceremonie gewesen seyn mochte, so rührend war sie bei dieser Gelegenheit. Alle Diejenigen, welche die junge Fürstin geliebt und geehrt hatten, drängten sich herbei, den sterblichen Resten derselben diesen lezten Beweis ihrer ehrerbietigen Liebe zu bringen *). Ein Reisender, dem alle bei dieser Ceremonie vorgekommenen Einzelheiten kurz nachher von einem Augenzeugen erzählt wurden, berichtet, daß auch die Kinder der Kaiserin von einem Kapellan zu dem Katafalk geführt wurden, um die ausgestreckte mütterliche Hand zu küssen, aber sie

*) Diese Ceremonie gehörte ehemals so sehr zu den Gebräuchen des portugiesischen Hofes, daß sie nothwendig auch bei den Exequien der Ines de Castro Statt gefunden haben muß, und gewiß erwähnen die Geschichtschreiber ihrer nur darum nicht, weil sie unter diejenigen Gebräuche gehörte, welche, nach ihrer Meinung, sich von selbst verstanden. Als die Brasilier den jungen Don Pedro II auf den Thron erhoben, ward die Ceremonie des Handkusses abgeschafft.



waren noch zu jung, um lebhaft von dem traurigen Anblick ergriffen zu werden. Nur das älteste, Donna Maria, die junge Königin von Portugal, gab Zeichen einer für ihr Alter außerordentlichen Rührung; ihre Thränen und ihr herzzerreissendes Schluchzen verkündeten ihren tiefen Schmerz und die Liebe, welche sie für ihre gute Mutter gefühlt hatte.

Die Trauerprozession fand Nachts beim Fackelscheine Statt, wie es überhaupt bei allen Personen von hohem Range der Brauch ist. Sieben Altäre waren unter der Varanda des Palastes errichtet, an welchen Messe gelesen wurde. In den Straßen, durch welche der Trauerzug ging, hatten die Geistlichen und alle Mönche der verschiedenen Orden in langen Reihen sich aufgestellt. Um eilf Uhr kam man im Kloster Ajuda an, wo die Nonnen den Leichnam in Empfang nahmen und ihn nicht ins Grab, sondern in eine Art Ruhebett niederlegten. So aufgestellt sah kürzlich ein Reisender den Sarg auf dem Kirchhof des Klosters, der, wie er sich ausdrückte, die sterblichen Reste der tugendhaftesten und vortrefflichsten Frau in sich schließt.

Der Tag aller Seelen wird in Rio Janeiro wie in mehreren andern Städten Brasiliens sehr feierlich begangen. Besonders zeichnet sich die Kirche des Franzisco de Paula an demselben aus. Diese Kirche, welche auch den Namen Caritas führt, ist nicht allein wegen des wunderthätigen Bildes ihres Heiligen, dem sogar Todtenerweckungen zugeschrieben werden, sondern auch wegen des Schutzes berühmt, den der heilige Franz den Gebeinen Derer, die er nicht vom Tode retten konnte, angedeihen läßt. Ist man in die Kirche eingetreten, so kömmt man zuerst durch einen langen Gang, dessen Wände bedeckt sind mit Votivtäfelchen und Gemälden, auf welchen man Kranke aller Art, und an den verschiedensten Uebeln leidend, dargestellt sieht. Ihnen Allen ist der h. Franz in einer Wolke erschienen und hat sie gesund gemacht. Unter jedem Bilde steht zu lesen: Milagre que fez san Francisco de Paula (Wunder des h. Franz de Paula). Die Weihgeschenke selbst sind von der größten Mannigfaltigkeit: Arme, Beine, Köpfe, Brüste und andere Theile des menschlichen Körpers, alle sehr täuschend in Wachs nachgeahmt, hängen an den Wänden umher. Eine der Tafeln weiht den bei einem Blasenschnitt ausgezogenen Stein. Ein großes Gemälde, den Heiligen selbst als einen Greisen mit langem Barte darstellend, hängt mitten unter diesen Votivtafeln. Seine Bekleidung ist ein Mantel, unter dem man die nackte Brust gewahrt, mit der Aufschrift: Caritas. Die langen, der Kirche angebauten Corridors mit Gemächern für Kranke, welche hier ihre Heilung erwarten, rechtfertigen jene Aufschrift.

Aus dem langen Gange der Votivtafeln tritt man in die Kapelle selbst ein, zu welcher am heutigen Feste eine Menge von Einwohnern strömt, um der Messe beizuwohnen. Von ihr aus gelangt man in den großen Klostergarten, in welchem man, an den Mauern hin, ganze Reihen von Todtennischen mit Gebeinkisten, die bald größer, bald kleiner, zum Theil mit unsern Grabmälern vergleichbar und alle mit Schloß und Riegeln versehen sind. Aus den Inschriften derselben, welche viele Aehnlichkeit mit unsern Epitaphien haben, geht hervor, daß die Gebeine Verstorbener darin aufbewahrt werden *). In Rio Janeiro werden nämlich, wie schon gesagt worden, die Todten in Kalk eingegraben; ist nun durch denselben alles Fleisch verzehrt worden, so

*) Aqui jazem os ossos de nosso irmão: Hier ruhen die Gebeine unseres Bruders. Aqui secaõ os ossos: Hier verdorren seine Gebeine ꝛc.

werden die Gebeine wieder herausgenommen, sorgfältig gereinigt und in eine Kiste eingeschlossen, deren Schlüssel der Familie des Verstorbenen übergeben wird. Diese Kisten haben keine Aehnlichkeit mit unsern Särgen; sie sind von verschiedener Größe und manche derselben lassen beim ersten Anblick ihrer Verzierungen nicht auf ihre traurige Bestimmung rathen. Sobald sie geschlossen sind, werden sie in den besonders dazu ausgehauenen Nischen der Klostermauern oder auch in gewissen Räumen der Kirche beigesezt. An dem jährlichen Gedächtnißtage aber, von dem wir hier reden, werden sie öffentlich aufgestellt, einige unter einer Art Cenotaphien, die man längs der Mauer hin errichtet und mit gold- und silberdurchwirkten Vorhängen von Atlas oder Sammt so reich ausstattet, daß sie mit der Ceremonie, zu der sie bestimmt sind, in etwas seltsamem Kontraste stehen.

Unser eigenes Tagebuch, so wie die vielen in den lezten Jahren erschienenen Werke über Brasilien würden uns noch eine Menge Stoff liefern zu solchen Beschreibungen von Festen, Gebräuchen 2c.; aber man könnte uns vielleicht mit Recht den Vorwurf machen, bereits etwas zu weit hierin gegangen zu seyn, wenn es nicht unsere Absicht gewesen wäre, eine Materie, von der im weiteren Verlaufe dieser Beschreibung von Brasilien wohl schwerlich mehr viel die Rede seyn dürfte, hier am geeigneten Orte wo möglich zu erschöpfen. Der Intrudo, die Ceremonie am Charfreitag, die Prozessionen des h. Franziscus finden auch in San Salvador, in Pernambuco, in San Luiz 2c., wiewohl mit minderem Pompe als in Rio Janeiro, Statt. Dagegen kommen in allen diesen Städten, so wie auch in der Hauptstadt, manche sehr pittoreske Spiele immer mehr in Abgang, so jene glänzenden Reiterspiele, den Kampf zwischen den Christen und Mauren vorstellend, welche am Todestage Sebastians abgehalten wurden. Die Neger sind hierin beständiger; noch immer feiern sie mit gleich großem Jubel den Tag, an welchem sie seit undenklichen Zeiten sich einen König und eine Königin wählen dürfen. Diese Krönung eines Königs von Congo findet auch in andern Hauptstädten Statt und ist von den seltsamsten Ceremonien begleitet.

Obgleich das Loos der Neger in Brasilien mit dem der Neger in Buenos-Ayres und in den angrenzenden Ländern nicht verglichen werden kann, so ist es gleichwohl nach den Berichten aller Reisenden weit milder als in den andern Kolonien; doch hängt es mehr oder weniger von der Lage und Beschaffenheit der einzelnen Provinzen, ja sogar einzelner Comarcas ab. Ziemlich mühevoll in den Ländern, wo viel Landbau getrieben wird, ist es erträglicher in den Weidegegenden des Innern, dagegen wieder härter in den Provinzen der Bergwerke. In denjenigen Gegenden, welche früher von nicht sehr kriegerischen indianischen Völkern bewohnt wurden, die noch bei Zeiten in Verbindung mit den Europäern traten, war die Einfuhr von Negern am wenigsten nöthig, wie z. B. in Rio Grande do Sul, Uruguay, St. Paul und in den vom Amazonenstrom bewässerten Ländern. Am zahlreichsten ist die schwarze Bevölkerung in Rio Janeiro und San Salvador. Doch können vielleicht nirgends in Brasilien die Neger so leicht ihre Freiheit erlangen als in diesen beiden Provinzen. Vor den unlängst abgeschlossenen politischen Traktaten, durch welche der Negerhandel abgeschafft oder, um es besser zu sagen, beschränkt worden ist, stieg die Zahl jährlich eingeführter Schwarzen für Rio allein von 24,000 auf 43,000 Seelen. So war es wenigstens von 1822 bis 1828. Dagegen betrug in den lezten Jahren diese Zahl nicht mehr als 90,000 fürs ganze Reich. Untersucht man ernstlich die hierüber

angestellten Berechnungen, so wird man finden, daß die Bevölkerung in Brasilien bei Weitem nicht um die reine Zahl jener unglücklichen Eingeführten vermehrt ward oder vermehrt blieb. Schon bei der Ueberschiffung von den Küsten Afrika's nach Rio stirbt nach der Annahme ein Fünftheil derselben; und es ist leicht zu schätzen, wie groß die Sterblichkeit unter ihnen seyn mag, bevor sie sich an das Klima gewöhnt haben und als ein wirklicher Theil der Bevölkerung betrachtet werden können.

Die Neger, welche in Brasilien eingeführt werden, gehören meistens den Ländern von Angola, Anguiz, Benguela, Cabinda, Mozambique und Congo an. Seit den lezten Repressivgesetzen sieht man selten mehr Koromantinen oder Neger von der Goldküste, denen man im Allgemeinen mehr Intelligenz als den andern Negern zuschreibt. Sie sind daher auch in ganz Brasilien sehr gesucht, und mehrere von ihnen sollen, nachdem sie sich die Freiheit erkauft hatten, es so weit gebracht haben, daß sie ihren Kindern ein beträchtliches Vermögen hinterlassen konnten. So namentlich in der ungeheuer großen Provinz Mato Grosso, die nicht mehr als 120,000 Einwohner zählt und ganz dem alten Deutschland gleichen soll.

Obgleich den Negern alle möglichen Geschäfte des Ackerbaues übertragen werden (Heerden haben sie selten zu besorgen), so darf man doch nicht glauben, daß, wie in unsern Kolonien, die ganze Last derselben auf ihnen allein ruhe. Außer den Indianern, welche das Land bebauen, sieht man zu Pernambuco, Alagoas, Parahyba häufig auch Weiße die härtesten Arbeiten des Feldbaues mit den Negern theilen. Die in Canta Gallo, in den Umgegenden von Porto Alegre und zu Ilheos gegründeten Kolonien haben den Beweis geliefert, daß die Neger nicht die Einzigen sind, welche ohne Gefahr an dem Anbau des Erdreiches arbeiten; sie fühlen es selbst und gewiß wird dieser Umstand einst den glücklichsten Einfluß auf ihr Schicksal üben.

Bei dem Aufstande der fremden Regimenter zu Rio Janeiro im Jahr 1830 scheuten die Neger sich nicht, die unter diesen Regimentern dienenden Deutschen und Irländer weiße Sklaven (escravos brancos) zu nennen; und troz der Ungleichheit der Waffen stellten sie im Kampfe eine Gleichheit her, die sehr gut begriffen wurde, wenn sie auch, wir glauben es gewiß, nie gefährlich werden wird.

Es leidet durchaus keinen Zweifel, daß troz der gehässigen Strafmaßregeln, zu denen man sich in allen Ländern, wo die Sklaverei fortbesteht, immer gezwungen sieht, und troz der schändlichen Peitschenhiebe, denen die Regierung nicht immer den gehörigen Einhalt thut, dennoch die Neger in Brasilien weit weniger zu Revolten geneigt sind als in den andern Ländern Südamerika's. Sie wissen zu gut, daß sie zur freien Bevölkerung des Landes übertreten können oder daß ihren Nachkommen dieses Glück einst werde zu Theil werden, als daß sie ihr Leben an eine gewaltsame Befreiung setzen sollten. Seit dem Aufstande des berüchtigten Quilombo von Palmares, wovon später die Rede seyn wird, bis zum neunzehnten Jahrhundert zählt man nur zwei bedeutendere Negerempörungen. Sie fanden in den Ebenen von San Salvador Statt, wurden aber schnell gedämpft und hatten nicht den mindesten Einfluß auf die Sklavenbevölkerung von Rio Janeiro.

Die Neger können auf zweierlei Art frei werden: entweder sie erhalten von ihrem Herrn noch bei dessen Lebzeiten oder durch dessen Testament die Freiheit, oder sie kaufen sich los; oft auch erlangen sie ihre Befreiung, wenn sie ihre Kinder durch einen reichen Eigenthümer aus der Taufe heben lassen.





Negerwohnung.

Dieses Privilegium der Loskaufung, welches in unsern Kolonien nicht besteht, gehört unter die größten Vortheile, welche der Neger in Brasilien genießt. Es kann auffallend scheinen, daß man den Sklaven, der eigentlich kein Eigenthum hat, im Besitze einer Summe läßt, durch die er von seinem Herrn sich die Freiheit erkaufen kann. Und doch ist es so. Gewöhnlich vertraut der Negersklave einem seiner freien Landsleute oder seinem Pathen die zu seiner Loskaufung bestimmte Summe an; aber auch wenn er sie selbst aufbewahren wollte, dürfte sie ihm nicht entrissen werden. Oeffentlicher Schimpf würde Den treffen, der anders handelte. Ueberdieß existirt hierüber ein bestimmtes Gesetz. Daher mehrt sich denn auch täglich in Rio Janeiro und andern Städten die Zahl der Neger, welche auf diese Art ihre Freiheit erhalten.

Im Allgemeinen sind nur die Neger in den Hauptstädten im Stande, sich loszukaufen, weil sie daselbst gewissermaßen dazu berechtigt sind, sich Etwas zu ersparen. Es besteht hierüber zwischen Herr und Sklave eine stillschweigende Uebereinkunft. Hat der Herr seinen Neger ein Handwerk erlernen lassen, oder schickt er ihn auch nur mit großen Tragkörben, mit Stricken und Stangen versehen, nach der Stadt, um sich durch Lasttragen oder Hin- und Hertransportiren von Waaren u. dgl. Etwas zu verdienen, so wird zum Voraus die Summe festgesetzt, die er bei Strafe Abends seinem Herrn nach Hause zu bringen hat; Was er aber über diese Summe verdient, ist sein Eigenthum, worüber er nach Belieben verfügen darf. Natürlich genießen die Neger in den Fazendas (Meiereien) diesen Vortheil nicht; doch geschieht es nicht selten, daß sie durch eine Testamentsverordnung ihre Freiheit erhalten, besonders in den Bergwerksgegenden, wo überdieß auch ein glücklicher Fund (z. B. von Diamanten) sie aus der Sklaverei befreien kann.

Gewöhnlich übersteigt die Summe, welche ein Herr von seinem Sklaven fordert, täglich keinen Pataca oder zwei Franken; von dem Ueberschuß muß der Neger sich seinen Unterhalt verschaffen. Diejenigen Neger, welche in großen Pflanzungen oder auch nur in den Roças leben, wo man nicht über fünf oder sechs Arbeiter zählt, brauchen nicht für ihre Nahrung zu sorgen; diese besteht gewöhnlich in Maniocmehl, getrocknetem Fleisch und zuweilen auch in Stockfisch oder Bacalhão, Bananen ꝛc. In einigen Pflanzungen zu Bahia werden die Neger während des Walfischfanges mit dem Fleische dieses Seeungeheuers genährt. An einigen Orten gibt man ihnen auch eine gewisse Anzahl Rapaduras, Zuckerhüte, deren Verbrauch hier außerordentlich groß ist; auf den Estancias erhalten sie Fleisch und in mehreren Küstenländern Fische.

Wie in unsern Kolonien, so haben auch die Neger in den Fazendas einen Tag in der Woche, an welchem sie das Stückchen Landes, auf welchem ihre Hütte steht, bebauen können. Nichts ist malerischer in den Umgebungen größerer Städte als diese zufälligen Anbauungen, welche nicht groß genug sind, um die Harmonie der Landschaft zu stören, und einer an sich wüsten Gegend häufig den Anschein des Ueberflusses geben.

Ein Schriftsteller, welcher den Zustand der Neger in Brasilien genau beobachtet zu haben scheint, Rugendas, hat einige, wie uns dünkt, sehr richtige und auf sichere Thatsachen gegründete Bemerkungen darüber ausgesprochen. »Die freie schwarze Bevölkerung ist in mancher Hinsicht und besonders wegen ihrer Zukunft eine der wichtigsten Klassen in den Kolonien. Dieses gilt hauptsächlich von den in Amerika gebornen Negern. Vergleicht man sie mit den afrikanischen, so gewinnt man die tröstliche Gewißheit, daß

die afrikanische Rasse trotz der traurigen Umstände, welche ihre Ueberpflanzung in die neue Welt begleiten, daselbst in moralischer und physischer Hinsicht Vieles gewinnt. Im Allgemeinen sind diese Kreolen von sehr guter und kräftiger Natur, entschlossen, thätig und viel mäßiger als die Neger von Afrika. In ihren sozialen Verhältnissen räumen sie dem Weißen einen gewissen Vorrang ein, doch gewiß mehr seines Ranges als seiner Farbe halber. Ihrerseits haben sie einen gerechten, auf das Bewußtseyn ihrer Stärke und ihrer Freiheit gegründeten Stolz. Sie sind leicht verwundbar und sehr mißtrauisch, weil sie wissen, daß sie die Farbe der Sklaven tragen. Sie halten sehr darauf, auch in der kleinsten Begebenheit des Lebens, daß man sie nicht für Sklaven halte. Bezeigt ein Weißer ihnen Vertrauen und Achtung, so ergreifen sie jede Gelegenheit, ihm sich dienstbar und höflich zu erweisen; dagegen regt jede verächtliche Anspielung auf ihre Farbe ihren Stolz und ihre Wuth auf, was oft keineswegs gleichgültig ist. Sich Genugthuung zu verschaffen, fehlt es bei solchen Gelegenheiten ihnen nicht an Muth; die Kreolen pflegen jeden Spott mit den Worten zu erwiedern: Negro sim, porem direito, ich bin zwar Neger, aber rechtschaffen. Die freien Neger, besonders die in den niedern Klassen, nehmen in der Gesellschaft den nämlichen Rang ein, den man unter gleichen Umständen Menschen von einer andern Farbe zugestehen würde. Doch kommen selten Heirathen zwischen wahrhaft weißen Frauen und Negern vor.«

Wir haben schon gesagt, daß den Negern in Brasilien weit mehr Mittel zu Wiedererlangung ihrer Freiheit zu Gebot stehen als in den andern Ländern Südamerika's. Auch sind die Strafen für begangene Verbrechen weniger hart als anderswo. Sie bestehen gewöhnlich in Auspeitschung und Einsperrung auf kürzere oder längere Zeit. In den Pflanzungen ist es der Feitor, welcher die Schwarzen befehligt und die Strafen auferlegt. In letzterem Falle wird der unglückliche Sklave an einen Pfahl gebunden oder, wenn es auf dem Felde ist, geknebelt, um in diesem Zustande die ihm zuerkannte Tracht Schläge zu empfangen. In Rio Janeiro sind hinsichtlich der Strafen, welche den Sklaven auferlegt werden können, einige Bestimmungen getroffen. Wenn das begangene Verbrechen die gewöhnlichen Grade der Strafbarkeit zu übersteigen scheint, so wird der Sklave auf den Platz Calabouço geschickt, wo er vom Henker unter Aufsicht eines Inspektors ausgepeitscht wird. Geringe Vergehen werden auf der Stelle mit Stockhieben bestraft, die gewöhnlich so kräftig ausgetheilt werden, daß sie für eine höhere Strafe gelten könnten. Nichts ist schmerzlicher für einen Fremden als zusehen zu müssen, wie diese Strafe alle Augenblicke und selbst von Frauen an ihre Sklaven beiderlei Geschlechts ertheilt wird. Wir freuen uns, beifügen zu können, daß man von dieser Grausamkeit, von welcher besonders holländisch Guyana und selbst die englischen Kolonien so abscheuliche Beispiele liefern, in den Pflanzungen des Innern, wo die Neger überhaupt mit mehr Menschlichkeit behandelt werden, Nichts weiß. Uebrigens besteht in ganz Brasilien ein Gebrauch, der in Rücksicht auf das beweinenswerthe Loos der armen Sklaven nicht genug gerühmt werden kann. Wenn nämlich ein Fremder, der auf der Straße oder durch eine Pflanzung geht, das Schmerzgeschrei eines Negers hört, so kann er durch seinen Ruf der Strafe augenblicklich Einhalt thun. Der erzürnteste Peiniger muß auf der Stelle inne halten, wenn er sich nicht einer schweren Beleidigung gegen Den schuldig machen will, der seine Gnade anruft und dessen Worte in solchem Falle eine offizielle Kraft haben. Wir



Aufseher welche Sklaven züchtigen.





Capitao do Matto.

haben Gelegenheit gehabt, mehrere Male von diesem Rechte Gebrauch zu machen, das seit vierzehn Jahren her in voller Kraft besteht; und Auguste de Saint-Hilaire erzählt, daß während seiner langen Reisen ihm seine Fürbitte für einen Sklaven nie abgeschlagen worden sey, wenn nicht etwa zu Rio Grande do Sul auf dessen geringe schwarze Bevölkerung sich dieser löbliche Gebrauch noch nicht ganz ausgedehnt zu haben scheint. Basta, basta, Senhor! genug, genug, Herr! sind die heiligen Worte, denen der Strafende, wenn er sie unvermuthet aus dem Munde eines Fremden hört, sogleich gehorcht, ohne dadurch seinen Rechten dem Sklaven gegenüber im Geringsten Etwas zu vergeben. Ein anderer, vielleicht noch wichtigerer, Gebrauch gestattet dem flüchtigen Neger, der wieder zu seinem Herrn zurückkehren will, völlige Straflosigkeit, wenn er irgend eine mitleidige und in einigem Ansehen stehende Person findet, welche bei seinem Herrn um Gnade für ihn bitten will. Diese wird alsdann der Padrinho, Pathe oder Fürsprecher, des Flüchtlings, der bei seiner Wiederaufnahme statt aller Strafe mit einem ernstlichen Verweis davon kömmt.

Doch finden nicht alle flüchtigen Neger eine solche Fürsprache und überdieß gibt es Viele, die, wenn sie sie auch fänden, keinen Gebrauch davon machen würden. Gewöhnlich zwar entleibet schon nach wenigen Tagen dem flüchtigen Sklaven das Leben in den Wäldern, doch gibt es auch Manche, welche dieses jämmerliche Loos der Sklaverei vorziehen und im Innern der Küstenwälder Quilombos oder temporäre Niederlassungen bilden. Tiefer ins Land hinein wagen sie sich nicht, besonders in solchen Provinzen, wo die Nachbarschaft der Indianer, ihrer natürlichen Feinde, ihnen gefährlich werden könnte. Doch haben sie auch an der Küste hin unerbittliche Feinde zu fürchten, die unaufhörlich Jagd auf sie machen; dieses sind die Kapitães do Mato, die Kapitäne der Wälder, deren Dienst einzig darin besteht, alle Neger, von deren Flucht sie Kunde erhalten, einzufangen. Diese Kapitaes do Mato wurden im ersten Viertel des lezten Jahrhunderts zu einer Zeit creirt, da man einen Aufstand der Neger zu Minas fürchtete.

Im Jahr 1722 erhielten sie eine besondere Dienstordnung, in welcher auch ihre Belohnung, den verschiedenen Umständen gemäß, bestimmt wurde. Zu Kapitans do Mato wählt man stets farbige, aber freie Männer; sie bilden eine Art Miliz, sind immer in großer Thätigkeit und werden von den flüchtigen Negern sehr gefürchtet. Gewöhnlich erhalten sie für einen wieder eingebrachten Sklaven 156 Franken 25 Centimes. Diese Summe theilen sie unter sich.

Diese schwarze und in Rio Janeiro aus so vielen Stämmen bestehende Bevölkerung ist es eben, was der ganzen Volksmasse jener Stadt ein so eigenthümliches Aussehen gibt. Die seltsamen, manchmal so reichen Livreen der schwarzen Sklaven, der wunderliche Kopfputz, durch welchen die einzelnen Stämme sich, so wie auch durch die Tätowirung, von einander unterscheiden; ihre heimathlichen Gebräuche, auf welche die Sklaverei nur geringen Einfluß übt und welche mitten in der europäischen Civilisation immer wieder an Afrika erinnern, alle die Kontraste in Sitten, Kleidung und geistiger Ausbildung geben der schwarzen Bevölkerung dieser Gegenden einen Charakter, der sich noch lange erhalten und erst mit dem Sklavenhandel selbst erlöschen wird.

Wenn ich nicht irre, so ist es der Reisende Golberry, der gesagt hat, daß während einer gewissen Stunde der Nacht ganz Afrika tanze und daß

die Neger auch mitten unter Gräbern diesem Vergnügen nicht entsagen. Selbst in Amerika, unter dem harten Joche der Sklaverei, erlischt ihre Tanzlust nicht; unaufhörlich schallt der Klang ihrer Nationalinstrumente, des Banza, der Congotrommel, des Monochords von Loango, durch die Straßen von Janeiro. Ueberall, wo sie keine Störung zu befürchten haben, führen sie ihre Nationaltänze aus; den Batuca, der den Widerstand und die Freuden der Liebe ausdrückt; den Capoeira, der einem Kampfe gleicht; den Landon, der selbst auf das Theater übergegangen ist und dessen Anmuth hauptsächlich in besondern Bewegungen der untern Theile des Körpers besteht, welche der Europäer nie wird nachahmen können; alle diese leidenschaftlichen Tänze, welche schon tausendfältig von den Reisenden beschrieben worden sind, sieht man täglich zu Rio Janeiro, wie auch in unsern Kolonien und überhaupt wie überall aufführen, wo es Neger gibt, nur immer wieder unter anderen Namen.

Es ist nicht unsere Absicht, hier von den vielen Modifikationen, den verschiedenen Nuançen, den besondern Gesichtsfarben zu sprechen, welche aus der Verbindung der zwei Hauptrassen in Brasilien hervorgegangen sind; es ist schon genug darüber geredet und geschrieben worden. Es gibt wenige Familien in Brasilien, die von fremder Beimischung sich rein erhalten haben, und das Zusammenschmelzen der Rassen wird immer häufiger. Und wer sollte es glauben, daß gerade dieser Umstand einen Theil der Unruhen bei den lezten politischen Ereignissen hervorgerufen hat? Die Rassen wurden zu Partien, die Farbe zu einer Streitsache; auf sie und die Reinheit des Ursprungs gründete man Forderungen und Ansprüche; und wenn man einem sonst gut unterrichteten Reisenden glauben darf, so war es der Name Mulatte, von dem Oberhaupt des Staates unklugerweise auf die Bevölkerung Brasiliens angewendet, dem die Politik dieses Landes eine ihrer wichtigsten Aenderungen verdankt.

Sehr bemerkenswerth in dieser Hinsicht ist, daß eigentlich das Gesetz und nicht das Aussehen den Mulatten macht. So lange nämlich die Mulatten von mehreren Aemtern ganz ausgeschlossen waren, wurde das Gesetz beständig hintergangen. Jeder Farbige, dessen Gesichtsfarbe etwas ins Helle stach, galt beim Staate sowohl als auch bei der Gesellschaft als ein Weißer. Wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt, so ist es Heinrich Koster, der eine in dieser Beziehung ganz bezeichnende Anekdote erzählt. Ein Fremder fragte einen Farbigen, ob ein gewisser Mann, der erst Capitao-Mor geworden, nicht ein Mulatte sey. Der Farbige konnte die Frage nicht begreifen, als aber der Fremde durchaus Aufklärung haben wollte, gab endlich Jener folgende Antwort: »Er war freilich ein Mulatte, aber jezt ist ers nicht mehr; wie kann denn ein Capitao-Mor ein Mulatte seyn?«

Gewiß ist, daß die Mulatten einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Brasiliens ausüben. Ihre kräftige physische Organisation, welcher die Hitze des Klima's Nichts anhaben kann, ihre Beweglichkeit und Intelligenz machen sie geschickt genug, in Revolutionen zu figuriren, vielleicht auch sie zu erregen. Man hat mit vielem Rechte gesagt: die Spaltung, welche der amerikanische Hochmuth der Mulatten und der portugiesische Stolz der weißen Brasilier veranlaßte, wird noch zu einem Krieg auf Tod und Leben führen« *).

*) Debret, Voyage pittoresque au Brésil.



Kaffee Erndte.

Wie bei den meisten Hauptstädten, so ist auch der Boden um Rio Janeiro herum schweres Ackerland. Doch ist er fruchtbar und seiner Lage nach zum mannigfaltigsten Anbau geschickt. Alle Proben, die man mit demselben vornimmt, gelingen, und vielleicht wird man in wenigen Jahren schon Hoffnungen sich erfüllen sehen, die Anfangs übertrieben scheinen mochten. Dieses glückliche Gelingen aber frischt den Wunsch nach Verbesserung immer aufs Neue wieder an.

Für den täglichen Verbrauch einer großen Stadt sorgen gewöhnlich Diejenigen, welche den Landbau im Kleinen treiben, und in dieser Beziehung ist Rio Janeiro ziemlich wohl bedacht. Obst gibt es im Ueberfluß und darunter mehrere aus Europa überpflanzte Sorten; Gemüse der verschiedensten Art zeugen von den Fortschritten in der Gärtnerei. Der Anbau des Manioc gelingt gut in der Gegend von Rio Janeiro; man pflanzt ihn auf Höhen und in Thälern, nur nicht an feuchten Orten. Eben so gedeiht auch der Aipi oder Mandioca mansa trefflich und seine mehlreiche Wurzel, die man nicht erst in Mehl zu verwandeln braucht, ist längst ein allgemeines Nahrungsmittel der Brasilier geworden. Der Yam, den man an schattigen und feuchten Orten oder am Wasser hin pflanzt, wird immer häufiger angebaut und lohnt den Fleiß des Landmanns mit doppelter Ernte. Seine mehlige Wurzel wird gleich unsern Kartoffeln gegessen und sein grüner, öfters zwei Fuß hoher Stängel kann die Stelle unseres Spinats vertreten. Der Mais, ein Hauptnahrungsmittel der alten Bewohner, wird noch immer auf hochliegenden Orten gebaut, doch dient er jezt mehr dem Vieh als den Menschen zur Nahrung. Der Capim, diese im Ueberfluß wachsende Graspflanze, die als Futter dient, und Bohnen oder Feijoes von verschiedener Art, deren Anbau gegen das Innere des Landes zu immer häufiger wird, sind ebenfalls nützliche Zweige der Kultur. Manchmal macht eine nützliche Pflanze den Reichthum einer arbeitsamen Gemeinde aus. So ist in der Gegend von Rio Janeiro ein Flecken, der seinen immer noch wachsenden Wohlstand dem Anbau der Bananenfeigen verdankt. Die nützlichsten Früchte für die Ausfuhr liefert unstreitig die Kaffeestaude. So wie die Baumwolle hauptsächlich in Pernambuco und Minas, Zuckerrohr und Tabak vorzüglich auf dem Gebiete von San Salvador gebaut werden, so ist der Kaffeebaum eine wahre Quelle des Reichthums für die Provinz Rio Janeiro geworden. Seine Einführung geschah vor nicht sehr langer Zeit, und das große Quantum, das in den lezten Jahren ausgeführt wurde, muß in Erstaunen setzen, wenn man erfährt, daß vor nicht mehr als sechzig Jahren die ersten Kaffeepflanzungen angelegt wurden. Eine Magistratsperson, deren Namen man nicht mehr weiß, welche aber unter der Regierung des Grafen Bobadella lebte, führte die ersten, ohne Zweifel von den französischen Inseln bezogenen Kaffeebäume in Rio ein. Später legte, nach den glaubwürdigen Berichten von Spix und Martins, der Doktor Lesseme, ein sehr erfahrener Pflanzer von Domingo, eine Kaffeepflanzung in der Gegend von Rio an und belehrte die benachbarten Kolonisten über den Anbau dieses Gewächses. Ohne uns auf die ohnehin schon sehr bekannten Einzelheiten des Kaffeebaumes einzulassen, bemerken wir bloß, daß derselbe, selbst nach der Meinung geschickter Kolonisten, in der Gegend von Rio noch einiger Vervollkommnung bedarf. Aus Mangel an Sorgfalt verlieren die Kaffeebohnen häufig ihre Farbe, und statt der besondern Maschinen, wodurch man sie von dem Fleische befreit, bedient man sich allzuhäufig noch des Stampfers und Mörsers. Dessen ungeachtet hat in den lezten Jahren der Kaffee von

Rio Janeiro sehr an Werth gewonnen. Nichts gewährt einen so freundlichen Anblick als der Anbau des Kaffeebaumes in der Nähe dieser Stadt. Die Schönheit seines Wuchses, die glänzende Farbe seiner Früchte, die liebliche Verschlingung seines Blätterwerks mit andern tropischen Gewächsen, alles Dieses trägt dazu bei, einer Kaffeepflanzung, besonders zur Zeit der Blüthe und Ernte das lachendste und pittoreskeste Ansehen zu geben *).

Der Kaiser Don Pedro.

Der Kaiser Don Pedro ward am 12 Oktober 1798 zu Lissabon geboren. Er war der zweite Sohn des Don Joao VI und der Carlota Joaquina, der Infantin von Spanien und Tochter Karls IV. Durch den frühzeitigen Tod seines Bruders Don Antonio wurde er präsumtiver Thronfolger. Als Kind war er von ziemlich schwacher Leibesbeschaffenheit, zeigte aber frühe schon jene außerordentliche Lebhaftigkeit des Charakters, durch die er auch später sich auszeichnete. Seine Erziehung ward dem Pater Antonio d'Arrabida anvertraut, einem Manne voll Einsichten, der seinem Zöglinge die religiösen Gesinnungen einpflanzte, die er während seines ganzen Lebens zeigte. Von seiner Erziehung ist nichts Merkwürdiges zu berichten: wie seine Schwestern erhielt auch er Unterricht in der lateinischen Sprache, die er sich so zu eigen machte, daß er sie nie wieder vergaß. Seinem alten Lehrmeister, der zum Bischof von Anamuria in partibus ernannt worden war, übertrug er später auch die Erziehung der jungen Prinzen und ernannte ihn zum Bibliothekar der Kaiserl. Bibliothek.

Als der Stand der Dinge auf der pyrenäischen Halbinsel einen für das Haus Braganza mißlichen Charakter anzunehmen begann, wollte der Prinz Regent seinen Sohn Don Pedro nach Brasilien schicken, um diesen so wichtigen Sprößling des Hauses den politischen Stürmen zu entziehen; aber auf Zureden des Lordes Strangford, der damals englischer Gesandter in Lissabon war, und mehr noch aus Schrecken über Junots Armee, schiffte er sich bekanntlich selbst ein, auf dem Prinzen von Brasilien, einem portugiesischen Kriegsschiffe, dem der Rest der Flotte folgte. Während der Reise zeigte der junge Prinz sich voll guten Humors. Es machte ihm Vergnügen an dem Schiffsmanöver Theil zu nehmen, wobei er die größte Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit an den Tag legte. Hatte er an dieser Beschäftigung genug, so sezte er sich am Fuß des großen Mastes nieder und las mit Aufmerksamkeit in seinem Virgil die Abenteuer des Aeneas, mit dem er sich gerne verglich. Die Reise ward durch heftigen Gegenwind sehr verzögert, und da sie in größter Eile beschlossen und angetreten worden, so fehlte es schon wenige Tage nach der Abfahrt an allen Bequemlichkeiten. Mehrere Details die man hierüber erzählt, beweisen, wie sehr die flüchtige Familie an Entbehrungen zu leiden hatte.

Don Pedro war zehn Jahre alt als er in Brasilien ankam. Die erste Sorge seines Vaters war, ihm einen geschickten Hofmeister aufzutreiben, und seine Wahl fiel auf Johann Rademacher, der portugiesischer Gesandter

*) Nach Verfluß von drei Jahren, sagt Hippolyt Taunay, dessen Familie eine solche Pflanzung in der Gegend von Rio besizt, liefert die Kaffeestaude eine halbe, und nach dem fünften oder sechsten Jahre eine volle Ernte. Sie dauert weit länger aus als in den Antillen, weil sie in Brasilien Nichts von den Alles verheerenden Stürmen jener Gegenden zu leiden hat.



in Dänemark gewesen, und sich durch seinen Aufenthalt an verschiedenen Höfen, fast mit allen Sprachen Europa's vertraut gemacht hatte. Gewiß war dieser Mann sehr tauglich für das ihm anvertraute wichtige Geschäft, und der Prinz hatte ohne Zweifel großen Nutzen aus seinen Unterweisungen ziehen können; aber plötzlich starb Rademacher. Nach Walsh's Erzählung wurde dieser jähe Tod der Wirkung eines Giftes zugeschrieben, das ein Sklave ihm beigebracht hatte, der heftig in eine in der Nähe wohnende Frau verliebt war und der, um sich nicht von dieser entfernen zu dürfen, das Verbrechen beging. Der unglückliche Rademacher selbst soll seinen schnellen Tod einem mächtigen Feinde zugeschrieben haben, der die nämliche Carriere gemacht hatte, wie er.

Auf eine so unerwartete Art seines Erziehers beraubt, schien der junge Prinz nicht geneigt, sich der Leitung eines andern Lehrers zu unterwerfen. Seine Neigung fiel auf verschiedene Gegenstände. Er fand großen Geschmack an mechanischen Arbeiten, und wie von seinem berühmten Namensbruder in Rußland so bewahrt man auch von ihm noch mehrere Gegenstände auf, die von seiner Geschicklichkeit in diesem Fache zeugen. Man zeigt namentlich ein Modell zu einem Kriegsschiff und ein großes Billard *), das er, Tafel sammt Zugehör, verfertigt hatte. Der Musik widmete er sich mit wahrer Begeisterung; im frühesten Alter schon hatte er unzweideutige Proben eines entschiedenen Talentes hiefür an den Tag gelegt. Er hatte nicht nur mehrere Instrumente spielen gelernt, sondern componirte auch mit Glück. Mehrere von der königlichen Hofkapelle aufgeführte Stücke waren von ihm, und außer der nun weltbekannten Nationalhymne hat er noch mehrere Modinhas seiner eigenen Dichtung in Musik gesezt, die unterdessen populär geworden sind und ein wahrhaftes Talent beurkunden.

Von dem Sitze weg, auf welchen solche Beschäftigungen ihn bannten, eilte er zu körperlichen Uebungen. Er war ein kühner Reiter, und auf der Jagd, die er besonders liebte und welche in Brasilien mit Gefahren verbunden ist, von denen man in Europa keinen Begriff hat, zeigte er solchen Muth, solche Unerschrockenheit, daß man voraussehen konnte, wie er sich dereinst in noch wichtigeren und gefährlicheren Momenten benehmen würde.

Als er heirathsfähig geworden, war der so lange unterbrochene Friede in Europa wieder hergestellt. Sein Vater wünschte ihn mit einer Prinzessin vom Hause Oesterreich vermählt zu sehen, und hielt für ihn um die Hand der Erzherzogin Leopoldine, einer Tochter Kaisers Franz I und Schwester der Marie Louise, an. Die Unterhandlungen wurden durch den Marquis von Marialva eingeleitet und die Heirath den 13 März 1817 durch Procuration vollzogen. Gleich darauf schiffte die Prinzessin sich ein und kam am 5 November desselben Jahres in Brasilien an. Wer sie um diese Zeit sah, spricht mit liebevollem Andenken von ihr. Sie war von sehr interessantem Aussehen, von nicht großem, aber proportionirtem Wuchse; ihre blauen Augen, ihre regelmäßigen Züge und ihre blendend weiße Gesichtsfarbe, so wie ihr goldblondes Haar bildeten einen merkwürdigen Kontrast gegen die südlichen Schönheiten in ihrer Umgebung. Was sie aber hauptsächlich auszeichnete, war jener Ausdruck von Güte und Wohlwollen, den sie während

*) Der Reisende, dem wir diese Einzelnheiten entnehmen, sagt auch, daß Don Pedro das Billard sehr gut gespielt habe.

ihres nur allzu kurzen Lebens nie ablegte. So hohe körperliche und geistige Vorzüge gewannen ihr auch sogleich die Liebe ihres Gemahls und machten sie bald zum Gegenstande des lebhaftesten Interesses. Glänzende Feste, die noch jezt im Andenken Aller leben, bezeichneten zu Rio Janeiro diese glückliche Epoche.

Die Unruhen, welche zu Pernambuco ausbrachen, übten bald einigen Einfluß auf die Stellung Don Pedro's. Geheime Feinde suchten ihn dem Herzen seines Vaters zu entfremden. Um sich von ihren ungerechten Beschuldigungen zu reinigen, errichtete Don Pedro auf seine Kosten ein Bataillon zum Theil aus seinen eigenen Bedienten und Leuten seines Hofes, gab ihm den Namen Freiwillige des königlichen Prinzen und stellte es ganz zur Verfügung seines Vaters, zu dessen Vertheidigung es jeden Augenblick bereit seyn sollte. Dessen ungeachtet wurden Maßregeln ergriffen, um die Liebe, welche das Volk offen gegen ihn äußerte, zurückzuhalten, und einige Individuen, welche ihm ein Vivat gebracht, wurden eingesezt.

Wir gehen schleunigst über die Revolution vom Februar des Jahres 1821 hinweg, weil die Hauptthatsachen derselben und ihre Folgen Jedem, der sich mit Politik beschäftigt, hinlänglich bekannt sind. Jedermann weiß, wie Johanns VI Regierung endete, und das schreckliche Blutbad auf der Börse von Rio Janeiro beweist hinlänglich, wie gewaltsam jene große politische Bewegung vollbracht wurde; auch ist allgemein bekannt, daß Don Pedro, nachdem er einige Zeit den Titel eines Prinzregenten und hierauf den eines ewigen Vertheidigers von Brasilien geführt hatte, feierlich zum konstitutionellen Kaiser dieses Landes ausgerufen wurde. Nach den Dokumenten eines geschickten Diplomaten, die wir vor uns haben, ward vom Sohne sowohl, der die Krone annahm, als auch vom Vater, der ihr entsagte, freiwillig in diesen Akt gewilligt; Don Pedro's Energie habe sich gegen die europäische Partei, nicht aber gegen den Willen Desjenigen gewendet, den er als Sohn ehren mußte *). Wie Dem auch sey, der Schritt war einmal geschehen, und Brasilien mußte nun eine Constitution erhalten. Die Deputirten der Provinzen kamen in der Hauptstadt zusammen, aber der neue Souverän bemerkte alsbald die republikanischen Tendenzen, welche Viele von der Versammlung hegten. Er fürchtete für seine noch schwach befestigte Autorität; die constituirende Versammlung ward auf gewaltsame Weise aufgelöst und mehrere Mitglieder derselben wurden verhaftet. »Es war ein kühner Staatsstreich,« sagt ein gewisser Schriftsteller, »welcher durch die Bestürzung, die er verursachte, die Macht des Kaisers für den Augenblick hob.« Gewiß aber ist es, daß die Auflösung des Kongresses dem Kaiser noch mehr von seiner Popularität nahm; denn seit den Vorfällen von 1823 zweifelte man, ob die neu zusammenberufene Kammer ihre Arbeiten in Sicherheit und ohne durch das Einschreiten der Gewalt gestört zu werden, würde fortsetzen können. Don Pedro legte derselben einen Verfassungsentwurf vor, dem die Bürger durch das Organ der Munizipalität ihre Beistimmung gaben. Die neue Verfassung ward beschworen. Wir übergehen die Einzelnheiten dieses großen Aktes, können aber nicht umhin, eines Vorfalls zu erwähnen, der in Brasilien großes Aufsehen erregte. Der Schwur sollte im Theater geleistet werden; vor dem hiezu festgesezten Tage aber wurde dasselbe ein Raub der Flammen.

*) Eclaircissmenents historiques relatifs aux affaires de Portugal, depuis la mort du roi Don Juan VI jusqu'à mon arrivée en France, par le marquis de Rezende. Paris, 1832, gr. 8.



Am 26 März beschwor auch der Kaiser und die Kaiserin das neue Verfassungsgesetz. Der Senat und die Kammer der Deputirten begannen alsbald ihre Geschäfte; aber es fehlte in diesen beiden gesetzgebenden Versammlungen an einem von jenen frisch schaffenden Geistern, welche durch ihre Kraft die Schwäche eines Volkes zu unterstützen und durch eine geschickte Anwendung der neuen Gesetze die Unvollkommenheiten derselben zu verbessern wissen. Die neue von Don Pedro der Nation vorgelegte und von ihm beschworene Verfassungsakte war gewiß aus reinen und edlen Absichten hervorgegangen; nicht so gewiß aber ist es, ob er auch alle Bedürfnisse eines aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten und stets noch von so vielen Leidenschaften bewegten Volkes richtig erkannt habe *).

»So wenig Gleichartigkeit auch unter den Bewohnern Brasiliens herrscht,« sagt Saint Hilaire, »so sind sie doch sanftmüthig, edel, gastfreundlich, selbst prachtliebend und in einzelnen Provinzen durch Intelligenz und Lebhaftigkeit des Geistes ausgezeichnet. Freilich hatte das Kolonialsystem die Brasilier lange in der tiefsten Unwissenheit erhalten; und durch ihren Umgang mit Sklaven hatten sie die verworfensten Laster kennen gelernt. Seit der Ankunft des Hofes in Rio Janeiro hatte Käuflichkeit sich in alle Klassen eingeschlichen. Eine Menge aristokratischer Patriarchate, durch Intriguen, kindische Eitelkeiten, elende Interessen unter sich entzweit, waren in Brasilien

*) Wir geben hier einen Auszug aus der Verfassung Brasiliens, wie er sich in unserem Traité géographique sur le Brésil findet:

Das Kaiserthum Brasilien ist die politische Verbindung aller brasilischen Bürger; diese zusammen bilden eine freie und unabhängige Nation, welche mit keiner andern irgend ein Bündniß eingeht, das ihrer Unabhängigkeit entgegen wäre.

Die Regierung ist monarchisch, erblich, konstitutionnel und repräsentativ.

Die regierende Dynastie ist die des Don Pedro, und der jeweilige Kaiser führt noch außerdem den Titel eines ewigen Vertheidigers von Brasilien.

Die Staatsreligion ist die apostolisch-römisch-katholische. Die Ausübung anderer Religionen ist gestattet.

Die vier Staatsgewalten sind: die gesetzgebende, die vermittelnde, die vollziehende und die richterliche, welche alle von der Nation übertragen werden. Die Repräsentanten der brasilischen Nation sind der Kaiser und die Generalversammlung.

Die gesetzgebende Gewalt ist der Generalversammlung mit der Sanktion des Kaisers übertragen.

Die Generalversammlung besteht aus zwei Kammern: die der Deputirten und die der Senatoren oder der Senat.

Der Senat besteht aus lebenslänglichen, vom Kaiser aus den Wahllisten ausgewählten Senatoren.

Die Kammer der Deputirten, welche alle vier Jahre durch Wahl erneuert wird, hat die Initiative bei Auflagen, bei Rekrutirungen, bei der Wahl einer neuen Dynastie.

Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich, den Fall ausgenommen, wo das Wohl des Staates eine Geheimhaltung gebietet.

Kein Senator oder Deputirter kann während der Dauer seiner Bevollmächtigung verhaftet werden.

Man kann nicht zugleich Mitglied beider Kammern seyn.

Ein Deputirter oder Senator kann, so lange seine Funktionen dauern, kein anderes Amt, das eines Ministers oder Staatsraths ausgenommen, bekleiden.

Die Deputirten erhalten für die Zeit der Sitzungen eine am Schluß der lezten Sitzung der vorhergehenden Kammer festgesezte Schadloshaltung.

Die Schadloshaltung der Senatoren beträgt um die Hälfte mehr als die der Deputirten.

Die Ernennung der Deputirten und Senatoren zur Generalversammlung geschieht durch indirekte Wahlen. Die Masse der aktiven Bürger in jeder Gemeinde wählt die Wahlmänner für die Provinz, und diese wählen alsdann die Repräsentanten der Nation und der Provinzen.

Alle Wähler sind auch wahlfähig, diejenigen ausgenommen, denen ihr Vermögen, ihr Gewerbe, ihr Amt keinen Reinertrag von 4 000,000 Reis abwirft.

Der Kaiser, dessen Person heilig und unverletzlich ist, hat die vermittelnde Gewalt, vermöge ihrer kann er außerordentliche Generalversammlungen berufen, dieselben verlängern oder vertagen; er kann nach seinem Willen die Minister des Staates ernennen und entlassen; kann die Kammer der Deputirten auflösen, um unmittelbar darauf eine andere zu berufen; er kann verurtheilte Verbrecher begnadigen ꝛc.

Endlich ist der Kaiser auch der Chef der ausübenden Gewalt, die er durch seine Minister handhabt.

Die Minister des Staates sind verantwortlich.

umher zerstreut; aber eine Gesellschaft gab es nicht in diesem Lande, und kaum konnte man einige gesellschaftliche Elemente daselbst wahrnehmen.«

»Diesem traurigen Stande der Dinge gemäß nun hatte die neue Regierungsform eingerichtet werden sollen; ihr Hauptzweck wäre gewesen, die Brasilier zu einem Volke zu machen und gewisser Art ihre moralische und politische Erziehung zu besorgen. Eine in diesem Sinne entworfene Charte aber hatte eine genaue Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner vorausgesezt, und Don Pedro, den sein Vater immer von Staatsgeschäften fern gehalten, kannte kaum Rio Janeiro, eine Stadt, deren Bevölkerung man äußerst schwer kennen lernt, da sie aus einer seltsamen Mischung von Amerikanern und Portugiesen, Weißen und Farbigen, Freien, Freigelassenen und Sklaven besteht; eine Stadt endlich, die, weil sie zugleich Kolonie, Seehafen, Hauptstadt und Residenz eines verderbten Hofes ist, stets den schlimmsten Einflüssen ausgesezt ist.«

»Don Pedro, von den edelsten Gesinnungen beseelt, wollte aufrichtig die Freiheit seines Volkes. Dieser hohe Gedanke leitete ihn auch beim Entwurf der constitutionellen Charte, die, auf gerechte Prinzipien gegründet, in einigen ihrer Artikel großes Lob verdient. Aber im Ganzen unterschied sie sich durch nichts Wesentliches von so vielen andern Constitutionen; sie hatte nichts Eigenthümliches für Brasilien und hätte eben so gut für Mexico, Frankreich oder Deutschland gepaßt.«

Wir theilen vollkommen diese Meinung und gewiß haben die brasilischen Gesetzgeber selbst schon mehr als Einmal diesen Grundfehler der Verfassung bemerkt. — Die Dinge gingen einige Monate lang ihren Gang fort. Die Regierung schien sich zu befestigen. Pernambuco, das den neuen Zustand der Dinge nicht anerkennen wollte und sich empörte, erlag den kaiserlichen Truppen. Unglücklicherweise glaubte man sich nun stark genug, die Feindlichkeiten mit Buenos-Ayres wieder anfangen und den Krieg auf das Gebiet von Montevideo versetzen zu können. Dieser unglückliche Krieg nahm einen sehr betrübten Ausgang. Es kam zu einzelnen Gefechten; Unterhandlungen wurden gepflogen; Don Pedro wollte weder Montevideo noch Cisplatino räumen. Er begab sich nach dem Kriegsschauplatze, hatte aber kaum die Grenze erreicht, als die Schlacht von Ituzaingo vorfiel. Nach einem siebenstündigen Kampfe blieb den Republikanern der Sieg. Sey es, daß die Brasilier nicht mehr als 200 Mann verloren, wie die offiziellen Berichte zugestanden, sey es, daß ihr Verlust sich auf 1200 erstreckte, wie die Sieger behaupteten, so Viel ist gewiß, daß nach den beklagenswerthesten Verwüstungen der Estancias und der Missionen, nach vergeblichen Unterhandlungen mit den Vereinsstaaten am la Plata, die alte Republik Cisplatino neue Schritte für ihre Unabhängigkeit that. Während dieser unglückselige Krieg den Kaiser einzig zu beschäftigen schien, starb die junge Kaiserin, von Allen betrauert, welche sie gekannt hatten, und Don Miguel erhob seine Ansprüche auf den Thron Portugals: die Begebenheiten verwickelten sich immer mehr.

Der Kaiser war schon lange wieder in seine Hauptstadt zurückgekehrt. Am 3 Mai 1827 eröffnete er aufs Neue die gesetzgebende Versammlung und verlangte die Fortsetzung des Krieges mit Buenos-Ayres. Seine Rechte auf Portugal hatte er an seine älteste Tochter abgetreten und öffentlich erklärt, daß er ihr diese Rechte erhalten werde. Donna Maria hatte sich bereits nach England eingeschifft, als ein der Politik zwar fremder, in seinen Folgen für die Lage Rio's jedoch bemerkenswerther Vorfall sich ereignete. Das

Fremdenregiment empörte sich, und es bedurfte der nachdrücklichsten Gewalt, um den Aufruhr zu ersticken. Nach den uns hierüber zugekommenen Berichten hatte der Obrist Cotter, ein irländischer Offizier in brasilischen Diensten, einen Vertrag mit der Regierung abgeschlossen wegen Aufnahme einer bedeutenden Zahl seiner Landsleute unter das brasilische Militär. Soldaten und Kolonisten, d. h. Diejenigen, welche stets zu Kriegsdiensten in der Provinz Rio Janeiro bereit seyn mußten, sollten, wie es anfänglich bestimmt wurde, nur fünf Jahre lang Dienste leisten. Nach Verfluß dieser Zeit sollten sie fünfzig Morgen Ackers als völliges Eigenthum erhalten. Ueber die Bezahlung und innere Verwaltung des Fremdenregiments waren besondere Bestimmungen getroffen worden; aber es scheint, daß die Regierung gleich von Anfang an ihre Versprechungen nicht erfüllt habe. Man wollte die Angeworbenen sogar eidlich zu Soldatendiensten auf unbestimmte Zeit verpflichten. Die Sache verschlimmerte sich immer mehr; der Haß, der vorher so nachdrücklich sich gegen die Portugiesen ausgesprochen, traf bald auch die Fremdlinge aus Europa. Selbst von den Sklaven wurden sie auf öffentlicher Straße insultirt und escravos brancos (weiße Sklaven) geheißen, ein Schimpfname, den ihr klägliches Loos nur allzuwahr machte. Es kam zwischen ihnen und den Schwarzen zu heftigen Auftritten, aus welchen vorauszusehen war, Was noch weiter folgen würde. Die Deutschen, ebenfalls unzufrieden über ihre Lage, machten gemeinschaftliche Sache mit den Irländern. Jezt bedurfte es nur der geringsten Veranlassung zu einem wirklichen Ausbruche. Ein deutscher Soldat, der es versäumt hatte, seine Mütze vor einer Fahne abzunehmen, wurde zu einer Strafe von 25 Ruthenhieben verurtheilt; da er sich aber weigerte, seine Kleider abzulegen, so ward die Strafe auf 250 Hiebe erhöht. Er hatte schon den größten Theil dieser grausamen Folter erstanden, als seine entrüsteten Kameraden ausriefen, man bringe ihn um, und ihn in Freiheit sezten. Der Tumult unter den Fremden wird größer. Schon hat der Kaiser eingewilligt, eine Deputation derselben anzunehmen und sie haben sich wieder in ihre Kasernen zurückgezogen, als fünfzig bis sechszig Irländer sich nach San Christovao begeben, um sich an die Deutschen anzuschließen. Nun erreicht die Unordnung ihren höchsten Grad: die Kriegsmagazine werden erbrochen und die Ankunft deutscher Truppen aus Pernambuco verstärkt die Kräfte der Insurgenten. Das Gerücht verbreitet sich, zwei deutsche Regimenter marschiren von den beiden Enden der Stadt her auf Campo d'Acclamacao zu, um sich mit den Irländern, welche diesen Ort besezt hielten, zu vereinen; Brand und Plünderung sind vorauszusehen, wenn nicht schnell energische Maßregeln getroffen werden. Der Kriegsminister ruft die brasilischen Truppen unter die Waffen und überträgt dem Grafen Rio-Pardo den Befehl, die Fremden aus der Stadt zu vertreiben. Den Schwarzen wird — sollte man es glauben — gestattet, sich mit Messern und Dolchen zu bewaffnen und gegen die Aufrührer zu marschiren. Ein Augenblick, und der Campo d'Acclamacao ist von Todten und Verwundeten bedeckt. Man will dem Blutbade Einhalt thun; die Regierung bittet die Gesandten Frankreichs und Englands um Herbeirufung der Mannschaft aus den auf der Rhede liegenden britischen und französischen Kriegsschiffen. Unterdessen marschirt ein durch Kavallerie verstärktes Regiment aus Minas Geraes auf den Kampfplatz. Da es den Insurgenten an Schießgewehren und Munition mangelt, so kann der Ausgang nicht mehr zweifelhaft seyn. Von allen Seiten eingeschlossen und das Unnütze jedes weitern Widerstandes

einsehend, ziehen sie sich endlich in ihre Kasernen zurück; aber der Tumult hat drei Tage gedauert, sechszig Menschen sind dabei umgekommen und mehr als hundert verwundet worden; die Rotte der bewaffneten Sklaven sezt noch mehrere Tage lang das Morden auf öffentlicher Straße fort. Die Ruhe ward erst wieder hergestellt, nachdem der afrikanische Blutdurst sich gestillt hatte und ein allgemeines Verbot auf den Gebrauch aller Waffen gelegt worden war.

Vierzehnhundert Irländer, die von den 2400 nach Amerika Ausgewanderten sich wieder nach England einschifften, bewiesen hinlänglich, wie schlecht ihre Hoffnungen in Erfüllung gegangen. Doch blieben 400 Kolonisten von dieser Nation in Brasilien zurück, und Wer den Distrikt Itaporoa in dem Lande Ilheos besucht, trifft daselbst eine kleine ziemlich blühende Kolonie an: sie bestand anfänglich aus 101 irländischen Familien, die sich unmittelbar unter den Schutz des Vicomte Camamu, des Präsidenten der Provinz, begeben hatten.

Die deutschen Soldaten wurden nach der ganzen Strenge der Kriegsgesetze verurtheilt; einer von ihnen wurde zum Tode verurtheilt und starb mit stoischem Gleichmuth. Das Regiment, dem er angehört hatte, ward in den Süden geschickt, und nun war die Ruhe in Rio Janeiro wieder hergestellt.

Troz dieser Unruhen, die ihren Grund in einem gewissen instinktmäßigen Hasse für Alles, was nicht Brasilisch war, hatten, troz des ernstlichen Kampfes, der dem Kaiser für seine eigene Person bevorstand, und des immer größer werdenden Geldmangels wurden doch wesentliche Verbesserungen in Brasilien eingeführt; und wenn auch unter diesen der dem Handel verliehene Impuls obenan steht, so kann doch keineswegs geleugnet werden, daß Don Pedro ernstlich auf die intellektuelle Emanzipation Brasiliens bedacht war.

Am 17 Oktober 1829 heirathete er die Prinzessin Amalie Auguste Napoleon, Tochter des Prinzen Eugen, und der Empfang, welcher der jungen Kaiserin bei ihrem feierlichen Einzuge in Rio zu Theil ward, konnte ihm beweisen, daß er die Liebe seines Volkes noch nicht verloren habe. Mit Recht war ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er der Regierung, um der ewigen Plakereien willen, müde sey, und daß er seine Günstlinge unter den Portugiesen aussuche, ihren lügenhaften Berichten sein Ohr leihe und sich durch ihre verführerischen Schilderungen des Lebens in Europa Brasilien ganz entleiden lasse. Dessen ungeachtet konnte man hoffen, die neue Verbindung, welche der Kaiser getroffen, werde manche abgerissene Fäden wieder anknüpfen und die für einen Augenblick locker gewordenen Bande wieder fester anziehen: und gewiß war Solches auch der Glaube des Volkes, als die junge Kaiserin, an deren Geburt sich so erhabene Erinnerungen knüpften, in Rio Janeiro ankam. Leider zeigte es sich nur zu bald, daß dieser Glaube Täuschung gewesen.

Nach den bestunterrichteten Schriftstellern war die Katastrophe unvermeidlich und sie wurde beschleunigt durch einen Menschen, der in der Geschichte Brasiliens nicht unberührt bleiben kann; um jedoch den Einfluß, den Filisberto Caldeira Brant, Marquis von Barbacena, auf Don Pedro übte, besser kennen zu lernen, müssen wir um einige Jahre zurückgehen. »Eine genaue Schilderung von dem Charakter Filisberto's wäre für die Europäer von hohem Reize und könnte vielleicht das Vorbild zu dem Helden eines Sittenromans werden,« sagt Saint-Hilaire; »aber wenn die Geschichte unserer

Zeit sich auch allgemeine Betrachtungen erlauben darf, so soll sie sich doch mehr auf Thatsachen beschränken. Filisberto war nach einem Leben voll Abenteuer schon unter der vorigen Regierung zu hohem Vermögen gelangt. Der Kaiser überhäufte ihn mit Titeln und Ehren. Er wurde Oberbefehlshaber der Südarmee, leitete alle bedeutenden Verträge Brasiliens mit dem Auslande, übernahm das Geschäft der Anleihen und endlich ging er im Auftrage des Kaisers nach München, wo er die Vermählung desselben mit der jungen Prinzessin Amalie von Leuchtenberg einleitete und zu Stande brachte. Nach seiner Zurückkunft nach Brasilien benuzte der feine und gewandte Hofmann das Entzücken des Kaisers über seine glückliche Verbindung, um sich in der Gunst desselben immer mehr zu befestigen. Man bot ihm das Finanzministerium und den Vorsitz im Ministerrathe an; er übernahm aber diese hohe Stelle erst dann, als man zum Zeichen der kaiserlichen Zufriedenheit alle von ihm vorgelegten Rechnungen ohne weitere Untersuchung bestätigt hatte.«

»Als er nun an das Ruder der Geschäfte gekommen war, suchte er, um das Vertrauen des Monarchen ganz allein zu besitzen, die einflußreichen Günstlinge desselben, besonders den geheimen Kabinetssekretär Franzisco Gomes und den Unterintendanten des kaiserlichen Vermögens, Rocha-Pinto, zu entfernen. Er wußte sie durch Klagen, die er gegen sie aufbrachte, zu verdächtigen, und bewog dadurch den Kaiser, seine beiden Vertrauten nach Europa zu schicken. Gomes sandte aber von London aus so viele daselbst gesammelte Beweise von der tadelnswerthen Verwaltung des Marquis an den Kaiser, daß dieser voll Unwillen dem Minister die heftigsten Vorwürfe machte und ihn absezte.«

»Allein während Gomes an Filiberto's Falle gearbeitet hatte, war dieser auch nicht müßig gewesen. Durch die Gewalt, die er noch besaß, und durch seine Ueberredungsgabe hatte er sich eine starke Partei zu verschaffen gewußt, die besonders in den Kammern für ihn thätig war. Er gab jezt eine Flugschrift heraus, worin er mit großer Gewandtheit den eigentlichen Fragepunkt umging und selbst den Ankläger machte. Durch die Oeffentlichkeit, die er ihr gab, machte er seine Streitigkeit zu einer Nationalsache. Er stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, gründete und verbreitete Zeitschriften im Sinne der Opposition und erregte dadurch den revolutionären Geist, der endlich die Abdankung des Kaisers nach sich zog.«

Welche Umstände aber begleiteten dieses große Ereigniß, und wie ward die lezte Katastrophe vollends herbeigeführt? Dieses vollständig zu berichten, wären viele Seiten nöthig; wir wollen es mit wenigen Worten zu sagen versuchen.

Von 1830 an nahm die Mißstimmung gegen Don Petro täglich zu. Durch ganz Brasilien breiteten sich föderalistische Ideen aus. Der Kaiser wollte sein leztes Mittel versuchen, die Gemüther zu versöhnen. Unter allen Provinzen Brasiliens durfte er in Minas Geraes auf die meisten Anhänger zählen, obschon auch dort eine große Gährung herrschte. Durch seine Gegenwart aber hoffte er unter den Bewohnern dieser Provinz sich Popularität und dadurch Anhang und Beistand zu verschaffen. Am 30 Dezember 1830 reiste er mit seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge von Rio Janeiro ab, und kam, durch ungünstige Witterung aufgehalten, erst am 23 Februar 1831 in der Hauptstadt Ouro-Preto (Villa Ricca) an. Ueberall wurde er mit den lebhaftesten Freudenbezeigungen empfangen; von

seiner Hauptstadt aber, in welcher so viele Parteien thätig waren, blieb er oft Wochen lang ohne Nachricht. Er erließ an die Mineros eine Proklamation, in welcher er sich über die Aufwieglungsversuche, die beim Volke gemacht worden, und über die föderalistischen Plane mit Bitterkeit ausließ; er erinnerte an den Eid, den man der Charte geleistet, und den man zu brechen im Begriff sey. Dieser Aufruf machte auf Manche einen günstigen Eindruck, und gewiß hätte Don Pedro, wenn es ihm ernstlich darum zu thun gewesen wäre, im Innern seines Reiches Kräfte genug z: Behauptung seiner Gewalt gefunden. Aber Unruhen in Rio Janeiro bewogen ihn, schleunigst nach dieser Hauptstadt zurückzukehren. Den 12 März kam er unerwartet im Palast San Christovao an. Die portugiesische Partei wollte illuminiren, die Föderativen aber widersezten sich dieser Bezeigung einer Freude, die ihnen ganz fremd war. Es kam zu blutigen Händeln. Don Pedro glaubte durch Bildung eines neuen brasilischen Ministeriums die Ruhe wieder herstellen zu können. Die Zusammensetzung desselben war nicht glücklich. Indeß ging der 25 März, der siebente Jahrestag der Constitution, unter Festen und ohne Störung vorüber. Am 4 April aber, dem Geburtstage der Königin von Portugal, kam es zu ernstlichen Unruhen, welche Don Pedro bewogen, am 5 April ein neues Ministerium zu ernennen, das aber im höchsten Grade unpopulär war. Jezt brach die Unzufriedenheit laut aus. Bewaffnete Schaaren durchzogen die Straßen von Rio und forderten unter großem Geschrei die Entlassung der verhaßten Minister. Der Oberbefehlshaber über die Truppen der Hauptstadt, Franzisco de Lima, der den Aufstand mit aller Macht unterstüzt hatte, verlangte im Namen des Volkes vom Kaiser die Wiedereinsetzung des vorigen Ministeriums. Andern Berichten zufolge sollen es drei Magistratspersonen gewesen seyn, welche sich in den Palast begeben und diese Forderung an den Kaiser gestellt haben. Wie Dem auch sey, Don Pedro antwortete mit Würde. Er erklärte, daß er gerechte Forderungen nicht zurückweisen werde, aber auf seinem Rechte, sich seine Diener selbst wählen zu können, werde er bestehen. Diese Antwort wurde dem Volke gebracht, dessen Wuth nun keine Grenzen mehr kannte. Die Thore zu den Arsenalen wurden gesprengt, die Waffen herausgenommen, und bald sah Don Pedro sich auch von den Truppen verlassen, die in bedeutender Zahl zur Beschützung des Residenzschlosses San Christovao aufgestellt waren. Nun faßte der Kaiser in der Nacht zum 7 April den raschen Entschluß, seiner Krone zu entsagen: eine Maßregel, die im Grunde der Neigung seines Herzens entsprach. Er verfaßte selbst die Abdankungsakte zu Gunsten seines Sohnes, und als um zwei Uhr Morgens der Major Frias im Schlosse, das nur noch von wenigen Getreuen besezt war, erschien, um im Auftrage des Franzisco de Lima nochmals die Entlassung des Ministeriums zu verlangen, übergab ihm Don Pedro die Akte mit den Worten: »Hier die einzige Antwort, die ich meiner würdig achte: ich entsage der Krone und verlasse das Reich. Seyd glücklich in Eurem Vaterlande.«

Am 8 April 1831 ward eine provisorische Regentschaft ernannt und am folgenden Tage der junge Don Pedro II (geb. zu Rio den 2 Dezember 1825) im Triumph nach der Kirche getragen und daselbst zum Kaiser ausgerufen. Am 13 April liefen die englische Corvette Volage und das französische Schiff Seine aus dem Hafen von Rio Janeiro aus. Sie trugen



den Don Pedro, seine Gemahlin und die junge Königin von Portugal und nahmen ihren Lauf Frankreich zu *).

Allgemeiner Ueberblick über die Provinzen Brasiliens.

Im ersten Theile dieser Beschreibung haben wir eine kurze Geschichte der Entdeckung und der ersten Bewohner Brasiliens gegeben; wir haben gewisse Thatsachen hingestellt, die wir zur richtigen Auffassung der Geographie und Naturgeschichte dieses Landes für nöthig erachteten; ebenso haben wir in gedrängter Kürze die Revolutionen und den glorreichen Kampf, den die holländische Eroberung herbeiführte, erzählt. Nachdem wir durch diese allgemeine Uebersicht den Leser in den Stand gesezt hatten, den gegenwärtigen Zustand Brasiliens richtig aufzufassen und auch dessen künftiges Schicksal vorauszusehen, haben wir seinen Blick auf die Provinz Rio Janeiro geleitet. Diese mußte den meisten Lesern weit interessanter als die anderen Provinzen seyn, weil die wichtigsten politischen Bewegungen alle von ihr ausgingen, und weil gewiß auch in Zukunft die meisten Veränderungen in den östlichen Gegenden von ihr ausgehen werden. Die Hauptstadt dieser Provinz hat uns lange aufgehalten, indem wir diesem Theile unserer Darstellung die Beschreibung gewisser allgemeiner, auch in anderen Städten Brasiliens üblicher Gebräuche und die Erzählung einiger auf diesem Schauplatze vorgefallener Begebenheiten aufbehalten hatten.

Nun aber wollen wir die Hauptstadt Brasiliens verlassen, diese halbeuropäische Stadt, deren Einfluß auf die Hauptorte der Provinz wir bei Beschreibung der lezteren wahrnehmen werden. Wir wollen einen Reisenden nachahmen, der sich vorgenommen, zuerst die Städte an der Küste hin zu besuchen und dann erst ins Innere des Landes einzudringen. Statt trockener geographischer Beschreibungen wollen wir eine Darstellung des Merkwürdigsten nach seinem Zusammenhange versuchen. Seltsame Gebräuche und Sitten, wie sie aus der Verbindung so vieler Völkerschaften hervorgehen mußten, werden wir besonders hervorheben. Einöden, die noch wenig erforscht sind, wollen wir durchwandern, und hauptsächlich auch unser Augenmerk auf die indianischen Stämme richten, welche theils dem Erlöschen nahe, theils auch ihre alten Gebräuche abzustreifen im Begriffe sind. Noch bleiben uns große Provinzen zu beschreiben übrig, die in agronomischer und commercieller Hinsicht für Europa von großer Wichtigkeit sind. Ueber solchen örtlichen Schilderungen aber werden wir nie das Allgemeine und den verschiedenen Capitanerien Gemeinschaftliche aus dem Auge verlieren, um eben dadurch das Spezielle besser unterscheiden zu können. Wenn z. B. Rio Janeiro aus seinem Gebiete Zucker, Kaffee, Schreinholz und selbst Baumwolle zieht, ist es doch hauptsächlich der Kaffee, der seinen Reichthum ausmacht, während Pernambuco, das neben allem Diesem noch Färbehölzer hat, doch besonders, neben der Ibirapitanga, aus der Baumwolle seinen Hauptvortheil zieht. So

*) Don Pedro hatte sich Anfangs an Bord des englischen Kriegsschiffes Warspite geflüchtet. Von hier aus bat er in einem Schreiben an die Nationalversammlung, den Bonifazio de Andrada e Silva mit der Vormundschaft und Erziehung seines Sohnes zu beauftragen. Er hätte keine würdigere Wahl treffen können, allein die Regentschaft weigerte sich, ihre Zustimmung zu geben.

ist es auch in San Salvador, Maranham, Para. — Gehen wir denn von der Südgrenze aus, der Küste entlang bis über den Amazonenstrom hinaus und treten wir alsdann erst die Reise ins Innere an.

Die Provinz Rio Grande do Sul, auch unter dem Namen San Pedro bekannt, welche fast den ganzen südlichen Theil der ehemaligen Capitanerie Santo-Amaro ausmacht, hatte entweder keine Donatäre, als Johann III die Küstenländer vertheilte, oder Diejenigen, welche Länderstücke erhielten, bauten sie nicht an. Es ging mit dieser Provinz wie mit den ungeheuer großen Landschaften von St. Gabriel am la Plata; Peter II schenkte sie dem Vicomte Asseca und seinem Bruder Johann Correa. Diese aber ließen sie unbebaut liegen.

Der Name Capitanerie des Königs, durch welchen diese Provinz manchmal bezeichnet wird, kommt wahrscheinlich daher, weil sie anfänglich mit der Krone verknüpft war.

Gegen den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts verlegten einige Bewohner der Capitanerie San Vincente ihre Wohnplätze in die Nähe des See's dos Patos. Ihre Nachkommen breiteten sich gegen Süden und Westen überall hin aus, wo die Eingebornen ihnen Land einräumten.

Da die Capitanerien der Brüder Souza sich nicht über die vorgeschriebenen Grenzen ausdehnen konnten, so wurden diese Kolonisten stets der Bevölkerung derselben zugerechnet. Auch nannten sie sich bald Paulisten, bald Vincentisten und endlich, als ihr Land zu einer Provinz erhoben wurde, Continentisten.

Diese Provinz, eine der wichtigsten, liegt im äußersten Süden Brasiliens unter 28° bis 35° südlicher Breite. Sie grenzt im Norden an die Provinzen Santa Katharina und San Paulo. Von ersterer ist sie durch den Rio Manbituba, von lezterer durch den Pellotas geschieden. Westlich grenzt sie an den Uruguay und die Provinz dieses Namens; südlich trennt der la Plata-Meerbusen sie von dem Gebiete von Buenos-Ayres, und östlich grenzt sie an das Weltmeer. Sie ist von Nordost nach Südwest ungefähr 130 brasilische Meilen lang und gegen 100 Meilen breit. Nach neueren Werken beträgt ihr Flächeninhalt 15,000 Quadratmeilen.

Das Klima ist gemäßigt, die Luft rein und gesund; der Winter fängt im Mai an und dauert bis in den Oktober hinein: gewöhnlich weht um diese Jahreszeit ein kalter Südwestwind. Wenn die Sonne den Wendekreis des Steinbocks erreicht, ist der Tag gegen 14½ Stunden lang; vom Juli bis zum September ist es in den südlichsten Theilen ziemlich kalt. Das Land ist fast durchaus Niederung und wird von einer Menge Flüsse bewässert. Auch hat es mehrere See'n. Kein Land in Brasilien hat fettere und zahlreichere Weiden; auch ist der Boden durchaus zu jeder Art von Anbau geschickt. Man pflanzt Waizen, Gerste, Roggen, Mais, Reis und selbst etwas Baumwolle, Manioc und Zuckerrohr; Hanf- und Flachsbau wird immer häufiger, und die Obstbäume des südlichen Europa kommen hier viel besser fort als die aus der heißen Zone: am besten gedeiht bis jezt der Pfirsichbaum. Die Traube wächst im Ueberfluß und wird vollkommen reif; und wenn auch der daraus erhaltene Wein lange Zeit verachtet war, so läßt sich von den Bemühungen deutscher Kolonisten, die seit einigen Jahren mit Eifer dem Weinbau obliegen, das Beste hoffen. Seit 1814 ward jedem Brasilier, der aus seinen Reben einen besseren Wein zog als den gewöhnlichen, eine Medaille ertheilt. — Rio Grande könnte seiner Lage, seinem



Klima und der Mannigfaltigkeit seiner Produkte nach eine der nützlichsten des Reiches werden, und doch zählt es bis jezt nicht mehr als 160,000 Einwohner, von welchen auf die neuen von Ausländern gegründeten Kolonien etwa ein Zehntel kömmt. Bei diesem Verhältnisse war seit zwei Jahrzehnten an keine Verbesserung der Kultur zu denken; aber der neuerlich von den Deutschen gegebene Impuls berechtigt zu schönen Hoffnungen.

Troz des vielfachen Interesses, welches diese Provinz bietet, wird sie doch nur von wenigen Reisenden besucht, und ohne ein erst neuerlich erschienenes, geistvolles französisches Werk über dieselbe hätten wir uns nur an die rein wissenschaftlichen Notizen einiger spanischen und portugiesischen Werke halten können. Die Benutzung aber jenes von Feliciano Fernandes Pinheiro herausgegebenen Werkes, das seine Entstehung einer Reise der Madame Arsene Isabelle verdankt, sezt uns in den Stand, dem Leser eine etwas vollständigere Idee von diesem schönen Lande zu geben.

Da diese Gegenden noch so wenig bevölkert sind und das Leben der Landbewohner noch so wenig Mannigfaltiges bietet, so ist wohl die Beschreibung der Hauptstadt das Wichtigste. Aus der Thätigkeit, die dort in commerzieller Hinsicht herrscht, läßt sich auf die ganze Provinz schließen: und in der That, der gegenwärtige Zustand von Porto Alegre zeigt deutlich, zu welchem Grade von Reichthum sich Rio Grande noch erheben kann.

Porto Alegre war nicht immer die Hauptstadt der Provinz; erst seit vierzig Jahren führt sie diesen Titel, der vorher der Villa de Rio Grande gehörte. Es ist eine hübsche, auf einer bergigen Landenge ampbitheatralisch gebaute Stadt, am östlichen Ufer des See's Viamao. Die Geschichte ihrer Gründung enthält wenig Wichtiges: sie verdankt ihren Ursprung einigen Kolonisten der azorischen Inseln. Anfangs nur ein kleiner Flecken, nahm sie bald an Bevölkerung zu. Als im Jahr 1763 Villa de Rio Grande von den Spaniern zerstört wurde, vereinigte sich ein Theil der Anfangs zerstreuten Einwohner wieder und folgte dem Gouverneur Ignazio Eloy de Maduraira, der seinen Weg nach einem Dorfe, Viamao, gewöhnlich la Grande Chapelle genannt, nahm. Hier nun residirten von jezt an die Gouverneure, die Munizipalbehörden und die Administrativbeamten. So blieben die Sachen, bis der Vicekönig von Brasilien, Marquis Lavradio, von dem Gouverneur Jose Marcellino de Figueredo erfuhr, daß in der Nähe des Dorfes Viamao sich ein Ort, Porto Alegre, befinde, der sehr gut in eine Hauptstadt der Provinz umgewandelt werden könnte. Wirklich ward den 24 Juli 1773 der Siz der Regierung dorthin verlegt. Diese Stadt, welche also kaum sechszig Jahre alt ist, verdient mit allem Rechte den Namen Porto Alegre (lieblicher Hafen), den schon der elende Weiler führte, der Anfangs an ihrer Stelle sich befand. Lassen wir einen Reisenden über den Anblick sprechen, den sie sowohl als die sie umgebende Landschaft gewährt.

»Hier sind wir nun, in der kleinen Hauptstadt einer großen Provinz Brasiliens, etwa 2000 Meilen von dem Brennpunkte der Civilisation entfernt, dessen Strahlen nur durch Brechung hieher zu gelangen vermögen. Dienstbare Geister suchen, so weit ihre eigene Intelligenz es gestattet, auch hier das Licht der Aufklärung zu verbreiten. Welch ein Himmel und welche Gegend! Es ist der Himmel Italiens, es sind die fruchtbaren Landschaften der Provence! Fünf Flüsse, die hier ihr reichliches Wasser zum Rio Grande do Sul vereinen, bilden der Stadt gegenüber ein ungeheures Bassin, übersät von waldigen und mit ländlichen Hütten besezten Inseln. Eine Meile vor der

Stadt oder der Anhöhe, worauf sie erbaut ist, zieht eine halbkreisförmige Hügelreihe dem Flusse bald näher, bald ferner sich acht bis neun Meilen gegen Süden hin. Zwischen dieser Hügelreihe und der Stadt breitet eine niedere, ununterbrochene Ebene von drei bis vier Meilen im Umfang sich aus, welche südlich von Gebirgen, nördlich und östlich von Hügelabhängen und westlich vom Rio Grande eingeschlossen ist, der seine majestätischen Fluthen über Felsmassen hin gegen Süden wälzt und weiterhin den Lagoa dos Patos bildet. . . .

»Porto Alegre liegt eigentlich mitten zwischen zwei großen Baien, die durch den Hügel, worauf die Stadt erbaut ist, von einander geschieden sind: die eine, im Norden, bildet die Rhede und den Hafen; die andere, im Süden, zum Theil ohne Wasser, bildet gleichsam die untere Stadt und ist mit Gärten, Wiesen, Schmelzhütten 2c. besezt. Man könnte Porto Alegre leicht in eine Insel verwandeln, wenn man den Hügel gegen Osten durchschnitte und einen Verbindungskanal nach einem in der Ebene sich hinschlängelnden Bache führte.

»Wollt Ihr ein Schauspiel genießen, wie selbst die große Oper es kaum zu geben vermag? Geht nach dem höchsten Punkte des Hügels, auf den Hauptplatz, so habt Ihr im Norden (welches, wie bekannt, die Mittagsgegend der südlichen Hemisphäre ist) die schräg am Berge sich hinaufziehende Stadt. Die Rhede von Schiffen bedeckt; die Inseln und den Schlangenlauf der fünf Flüsse, welche zusammen einer offenen Hand mit ausgebreiteten Fingern gleichen; ferner die Lusthäuser, welche in einem Halbkreise sich an dem schattigen Ufer der Bai erheben, die buschigen Thäler, die an den nordöstlichen Hügeln sich hinziehen; den Vargem oder die Ebene vor der Stadt mit ihren Gärten-, ihren Orangen-, Bananen-, Palmen-, Cactuspflanzungen, umgeben von dichten Hecken gelber, rother, violeter oder weißer Mimosen, die fast immer in Blüthe stehen; und weiterhin, am Südende dieser Ebene, niedliche Landhäuser, Quintas, Chacaras oder Fazendas, malerisch am Abhange der fernen Hügel hingereiht.

»Wählt man zum Genusse dieser köstlichen Aussicht einen jener schönen Tage, die so gewöhnlich sind unter diesem herrlichen Himmelsstriche, eine ruhige Luft und die Stunde, da der Westwind seine Sieste hält und die Wasserfläche einem unermeßlichen Spiegel gleicht, so erblickt man ein lebendiges Panorama, wie kein Maler es darzustellen im Stande wäre. Alles erscheint doppelt im Widerscheine des Wassers: die Inseln und ihr Vieh, die Häuser sammt ihren Gärten, die Schiffe mit ihren Segeln und eine Menge prächtiger, buntgemalter Gondeln, welche in den fünf Flüssen hin- und herfahren. In weiter Ferne endlich, am nördlichen Horizonte, erhebt sich das Gebirge Serra Grande, halb in die Nebel der Atmosphäre gehüllt.

»Das Beste ist, daß man in Porto Alegre nicht bloß einer schönen Aussicht, sondern auch einer guten Gesundheit genießt. Kein Klima ist den Europäern zuträglicher; man hat hier Nichts von der erstickenden Hitze Rio Janeiro's und auch Nichts von den Pelvaderas und den kalten Nächten in Buenos-Ayres zu leiden; die Luft ist milde, balsamisch, rein und gesund. Aerzte machen deßhalb auch kein Glück hier, und die Apotheker finden nicht in Arzneien, sondern in der Bereitung wohlriechender Essenzen ihr Auskommen« *).

*) Arsène Isabelle, Voyage à Buenos-Ayres et à Porto-Alegre, par la Banda oriental etc. Havre, 1835, p. 477.

Vor fünfzehn Jahren schätzte Fernandes Pinheiro die Bevölkerung von Porto Alegre auf 6000 Einwohner und die Zahl der Feuerstätten auf 1199. Vergleicht man diese Angabe des gelehrten Statistikers mit dem eben citirten Berichte, so ist ersichtlich, daß in diesem kurzen Zeitraume jene Zahl sich verdoppelt hat; denn heutzutage zählt man 12,000 Seelen in der Hauptstadt von Rio Grande, und es wird so fleißig daselbst gebaut, daß man fast täglich neue Häuser erstehen sieht.

Diese Häuser, welche entweder aus Ziegeln oder Steinen erbaut werden, haben gewöhnlich nur ein Stockwerk; dessen ungeachtet gewähren sie einen hübschen Anblick. Ein langer Balkon von öfters vergoldetem Eisen geht längs der Façade hin. Vor sechszig Jahren waren da, wo nun die Stadt steht, Nichts als sumpfige Wälder, und jezt denkt man bereits daran, in der Ebene eine untere Stadt mit einem Museum und einem botanischen Garten anzulegen. Gegenwärtig wird ein Theater gebaut, und so sehr auch bisher die Erziehung vernachlässigt worden, so verspricht jezt ein erst neuerlich von einem Belgier und einem Portugiesen gegründetes Institut, dem Unterrichte den nöthigen Schwung zu verleihen. Aber obgleich dieser Theil Brasiliens in intellektueller Hinsicht noch zurück ist, so darf man doch nicht glauben, daß die Presse nicht auch in Porto Alegre ihren Einfluß übe. Es existiren vier bis fünf Journale, welche sich einzig mit Politik beschäftigen; und es wird hier, wie überall im Reiche, über die wichtigsten Regierungsfragen mit Leidenschaft verhandelt.

Wie sich auch die politische Zukunft dieser Provinz gestalten möge, welche, wie es heißt, eine Partei Föderativer enthalten soll, die durch ihre feindliche Stellung sich bemerklich macht, so Viel ist gewiß, daß sie auch ein Element wahren Glückes in sich enthält, das man in den anderen Capitanerien vergeblich suchen dürfte. Begünstigt durch das herrliche Klima und die Beschaffenheit des Bodens, hat die deutsche Kolonie, die sich hier ansiedelte, wider alles Erwarten glückliche Fortschritte gemacht und kann den brasilischen Kolonisten, wie diese zu ihrem eigenen Verdrusse gestehen müssen, als Muster im Ackerbau und in Gewerben dienen. Sieben Meilen von Porto Alegre, wenn man die Reise zu Lande, und zwanzig Meilen, wenn man sie auf einem der fünf Flüsse zu Schiffe machen will, liegt Arrayal de San Leopoldo, auch la Feitoria, Faktorei genannt. Diese kleine, aber wichtige, in einer ebenen Niederung am Rio dos Sinos liegende Stadt ist von Gebirgen und großen Wäldern umgeben und hat ungefähr 1000 Einwohner, meistens Deutsche. Große commercielle Plane und ein fester Wille beseelen diese Kolonie. Davon zeugen die troz aller örtlichen Schwierigkeiten mit bewundernswerthem Fleiße angelegten Straßen; und obgleich erst seit fünf oder sechs Jahren gegründet, hat Arrayal bereits das Ansehen einer kleinen Stadt voll Leben und Thätigkeit. Sie besteht aus ungefähr 150 gut gebauten Häusern, die fast alle von Handwerkern bewohnt werden. Auch einige französische Kaufleute haben sich hier niedergelassen.

Das eigentliche, der deutschen Kolonie angewiesene Gebiet beträgt höchstens fünfzehn Quadratmeilen; aber sie kann sich noch weiter gegen Norden über das Gebirge hinaus ausbreiten, weil ihr hier keine andere Grenzen gesezt sind als die der Provinz.

Die deutschen Kolonisten haben sich glücklich in die verschiedenen Beschäftigungen des Lebens getheilt. Während eine große Zahl derselben sich mit Ackerbau, Urbarmachung des Bodens, Viehzucht rc. beschäftigt, treiben

Andere, denen einiges Kapital zu Gebot steht, verschiedene Gewerbe, als: Gerberei, Branntweinbrennerei, Fällung und Bearbeitung des trefflichen Holzes in den benachbarten Wäldern, Ziegelbrennerei, Töpferei rc.

Ueber diesen Geschäften aber, an die sie von Europa her gewöhnt sind, versäumen sie auch den Anbau und Handel mit Kolonialwaaren nicht, wozu sich ihnen in Porto Alegre ein bedeutender Markt darbietet.

Es gehen wirklich in San Leopoldo seltsame Veränderungen vor; Ländereien, die vorher von den Brasiliern verachtet waren und welche auf deutschem Gebiete liegen, werden ihren jetzigen Eigenthümern theuer bezahlt. Diesen fehlt es nicht an Land, und mit dem erlösten Gelde hoffen sie noch bedeutendere Niederlassungen gründen zu können.

Eines der wesentlichsten Resultate, das man von der deutschen Kolonie erwarten darf, ist unstreitig die Nacheiferung, die dieselbe bei den Brasiliern erwecken muß. Der Anblick so vieler durch ernstlichen Fleiß überwundenen Schwierigkeiten, verbunden mit dem immer regen Nationalstolze, wird die erfreulichsten Unternehmungen veranlassen. Schon hat sich eine Gesellschaft Aktionäre zum Bau einer Brücke über den Rio dos Sinos zusammengefunden. Schon spricht man von Ausführung öffentlicher Gebäude, von Anlegung neuer Straßen, vom Bau eines Dampfbootes und von andern Unternehmungen, durch welche Industrie und Handel, die wahren Quellen des Reichthums und der Civilisation, unterstützt werden sollen. In der That, man kann sich gegenwärtig bei der Uebervölkerung, die in Europa herrscht, und bei der moralischen Schlaffheit, die auf allen Klassen der Gesellschaft lastet, nicht genug Glück wünschen, daß Niederlassungen, wie die vorhin beschriebene, sich gleichsam von selbst bilden und eine Aussicht auf große Auswanderungen nach diesem Theile Südamerika's eröffnen.

Trotz der mannigfaltigen Ackergewächse, die der Boden von Rio Grande zu tragen im Stande ist, wird doch stets diese Provinz ihren Hauptreichthum aus der Viehzucht ziehen. Man ist nicht einig darüber, woher die unzähligen Heerden, welche heutzutage auf ihren Triften weiden. Einige schreiben den Jesuiten ihre Einführung zu, Andere behaupten, die beiden Brüder Goes hätten acht Kühe und einen Stier von spanischem auf portugiesisches Gebiet gebracht. Und so groß soll damals der Werth, den man diesen Thieren beilegte, gewesen seyn, daß der Mann — er hieß Gaeta — welcher sie auf höchst beschwerlichen Wegen herbeigeschafft hatte, sich durch das Geschenk einer Kuh hinlänglich belohnt fand *). Wir haben diese, mindestens zweifelhafte Thatsache, daß die ersten Heerden von Rio Grande durch die Brüder Goes von San Vincente her eingeführt worden seyen, hier angeführt, weil auch Fernandes Pinheiro sie erzählt. Aber es möchte schwer seyn, ihre Wahrheit zu beweisen. Man kann auch annehmen, jene Heerden stammen von den Thieren ab, welche die Spanier im Jahr 1539 an den Ufern des Rio de la Plata zurückgelassen haben. So viel ist gewiß, daß gegen das Jahr 1721 und besonders ums Jahr 1735 die Bewohner von Rio Grande um der Viehzucht willen Meierhöfe, Estancias, anzulegen anfingen. Es wurden ihrer immer mehrere und sie nehmen fortwährend an Wohlstand zu, bis die Spanier durch ihren Einfall in Rio Grande (1763) ihnen einen empfindlichen Schlag versezten, von dem sie sich jedoch nach und nach wieder erholten. Während der lezten Kriege Don Pedro's gegen die Vereinsstaaten

*) *Gregorio Funes*, Ensaio de la historia civil del Paraguay, Buenos-Ayres etc.





Reisende aus der Provinz Rio Grande

am La Plata war die Anzahl Vieh, welche man aus der Banda oriental nach den Weiden von Rio Grande schleppte, in der That ungeheuer und gereichte diesem Lande zum Glücke, während das andere einen fast unersetzlichen Verlust dadurch erlitt.

Man darf jedoch nicht glauben, daß alle Weideplätze dieser Provinz der Viehzucht gleich günstig seyen. Die dem Meere zunächst gelegenen Ebenen liefern, wegen des Salzdüngers, den die Seewinde herführen, eine dem Leben und Gedeihen der Thiere außerordentlich förderliche Nahrung. Ihr Fleisch bekommt davon einen ganz besondern Wohlgeschmack *). Auch an der Serra hinauf sind die dem Meere zu gelegenen Weiden noch sehr gut; dagegen gewähren die, welche auf der entgegengesezten Seite liegen und unter dem Namen Vacaria bekannt sind, bei weitem nicht dieselben Vortheile, obgleich es ihnen gar nicht an Wasser fehlt. Fast alles Vieh leidet daselbst an einer Krankheit, Tocar genannt, welche von dem Mangel an Salz herzurühren scheint. Sie fängt mit unordentlicher Verdauung an, welche zunächst Abmagerung und endlich den Tod zur Folge hat. Die armen Thiere zeigen eine solche Gierde nach salzigen Stoffen, daß sie den Schweiß von den Pferden der Reisenden ablecken. Diejenigen Eigenthümer, welche ihren Nutzen verstehen, scheuen die geringen Kosten nicht und geben ihrem Vieh von Zeit zu Zeit etwas Salz und vertheilen es in kleinen mit Erde bedeckten Häufchen auf dem Felde herum **). Dadurch ersetzen sie einigermaßen jene salzgeschwängerte Erde, welche man Barreto nennt, oder selbst jenen salpetrigen Boden, wie man ihn im Sertao von Minas und im Innern von Piauhy antrifft ***).

Um die Weiden zu erneuern, stecken manche Estanceiros sie in Brand; und das zarte Gras, welches nachher darauf wächst, soll das Vieh purgiren und mästen. Einige verwerfen ein solches Verfahren. So viel ist übrigens gewiß, daß die Asche das Erdreich fruchtbar macht, das Unkraut wegschafft und daß die Flamme eine Menge Ungezieser vertilgt.

Wie in den Pampas von Buenos-Ayres, so haben auch hier die wilden Pferde sich sehr vermehrt. Die brasilischen Oekonomen haben die Regierung darauf aufmerksam gemacht, wie nöthig es sey, diese wild herumirrenden Rassen zu veredeln. Sie verlangen, daß man hierin das Beispiel Frankreichs und Englands nachahme, und führen die Meinung des Felix Azara an, der gegen Büffon bewiesen hat, daß Pferde, als Hausthiere gebraucht, weit stärker und schneller werden als die wilden, welche hier Baguas heißen.

Nicht immer beschäftigen sich Diejenigen, welche in Rio Grande Viehzucht treiben, zugleich auch mit der Bereitung getrockneten Fleisches. Leztere heißen Charquadores oder Salgadores; sie wohnen meistens an den besten Landungsplätzen irgend eines Flusses. In der Zeit vom November bis zum April, wenn das Vieh im besten Stande ist, wird es abgeschlachtet, um das

*) José Feliciano Fernandes Pinheiro, Annales da provincia de San Pedro, t. II.

**) Madame Arsene Isabelle bemerkt richtig, daß man dem Salzmangel in diesen Gegenden leicht abhelfen könnte, wenn man dasselbe über Uruguay und Ybicuy her oder auch von Porto Alegre und Jacuy kommen ließe. Dann könnten auch Niederlassungen in den Gebirgen, besonders für Maulthierzucht, angelegt werden.

***) Barrero nennt man eine salzige Erde, die man im Ueberflusse in den Pampas von Buenos-Ayres und längs der Küste von Patagonien antrifft, wo die Seltenheit des Salzes es nicht gestattet, dem Vieh welches zu geben. Der Barrero ersezt es ziemlich gut, und man betrachtet ihn sogar als unerläßlich nöthig für die Fortpflanzung der Thiere, weil man an solchen Orten, wo dem Erdreich dieser Salzstoff fehlt, wenig Vieh antrifft, wie es in verschiedenen Theilen Brasiliens der Fall ist. D'Azara hat zuerst diese Bemerkung gemacht, und dadurch vielleicht verhindert, den Boden solcher Gegenden anders, als zur Viehzucht zu benützen.

Fleisch einzusalzen. Heutzutage ist diese Provinz fast die einzige, aus welcher getrocknetes Fleisch, Charque, auch Carne de Sertao genannt, nach allen Theilen des Reiches ausgeführt wird, und doch hat erst im Jahr 1780 dieser Industriezweig seinen Anfang genommen.

Wir können nicht glauben, daß die Schafe hier je so gering geschätzt wurden, daß man sie, wie es in Buenos-Ayres und der Banda oriental der Fall gewesen seyn soll, als Brennmaterial benutzt habe; vielleicht gehört auch diese Behauptung unter die Uebertreibungen, von denen manche Reisebeschreibungen wimmeln. Gleichwohl scheinen die Schafe hier, wie in mehreren andern Orten, bei den Schafzüchtern selbst in keinem Werth zu stehen. Man hat vor mehreren Jahren den Vorschlag gemacht, Heerden aus Spanien kommen zu lassen, um dadurch die Rasse wieder zu veredeln; aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, und die Wolle ist auch wirklich so gering, daß man sie erst noch vor zehn oder zwölf Jahren zu den niedersten Preisen verkaufte *).

Ums Jahr 1822 wollte ein Gewerbsmann die Wolle, die er sich so leicht verschaffen konnte, zu einer Manufaktur grober Hüte benützen, in der Nähe von Porto Alegre; aber es ging damals mit solchen Industriesachen noch nicht, und die Manufaktur, welche jezt vielleicht den reichsten Ertrag liefern würde, mußte wieder aufhören, ehe sie nur recht angefangen hatte.

Die Hirten, welchen man die unzähligen Heerden von Rio Grande anvertraut, diese Peones, haben mit den Gauchos von Pampa, deren Stelle sie hier vertreten, die größte Aehnlichkeit; nur sind ihre Sitten weniger rauh und wild, und vielleicht bemerkt man auch weniger Armuth in ihren Wohnungen.

Wenn jene großen Estancias, welche oft dreißig Meilen im Umfange haben, unwillkürlich an die alten Zeiten mahnen, wo Viehheerden den einzigen Reichthum ausmachten, so sind dagegen die Charqueadas lebhafte Beweise für die stets wachsenden Bedürfnisse unserer Industrie. Man darf nur einen Blick auf die unzähligen Ladungen von Häuten und Fellen werfen, welche wir alljährlich aus dem südlichen Brasilien erhalten, um sich einen Begriff von den gräulichen Scenen zu machen, welche in diesen Charqueadas sich dem Auge darbieten. Mehrere Monate lang sind dieselben wahre Schlachtstätten, an denen aber nicht, wie in den Schlachthäusern großer Städte, alle mögliche Sorge für Reinlichkeit und Gesundheit getragen wird. In den meisten Charqueaden werden alle Sinne zumal beleidigt. Die ganze Gegend umher ist verpestet von den thierischen Ueberbleibseln, welche man wilden Hunden und Vögeln zur Beute überläßt; und es ist der sicherste Beweis von einem äußerst gesunden Klima, daß so wenig gefährliche Krankheiten aus solchen Pestküchen hervorgehen.

Alle diese unzähligen Ladungen, welche unsere Gerbereien mit Ochsenhäuten versorgen, werden noch in der ehemaligen Hauptstadt von Rio Grande eingeschifft, und daher kommt auch aller Reichthum und Wohlstand dieser Stadt, die übrigens, so wie ihre Umgegend, den traurigsten Anblick gewährt. Ein neuerer Reisender sagt, daß man nichts Anderes sehe und Nichts einathme als Sand.

*) Der laufende Preis der geringen Wolle ist 2560 bis 3200 Reis für die Arobe (25 Pfund), sagt Pinheiro.



Diese ehemalige Hauptstadt Rio Grande, gewöhnlich auch Villa de San Pedro genannt, ist sechzig Meilen von der neuen Hauptstadt und drei Meilen von dem Flusse erbaut, der ihr den Namen gab. Sie besteht aus zwei Haupttheilen, deren einer den Namen Pedro oder do Sul beibehalten hat, der andere aber Jose heißt. Beide sind demselben Uebelstande ausgesezt: der geringste Wind treibt den leichten Sand in die Höhe und weht ein heftigerer Pampero, so werden oft die niederen Häuser ganz unter solchen Sandlawinen begraben.

Die ganze Stadt hat ungefähr 6000 Einwohner, die in großem Wohlstand leben; dessen ungeachtet macht der lezte Reisende, der sie besuchte, keine anziehende Beschreibung von den Freuden, die man dort genießt. Aussicht auf irgend einen bedeutenden Gewinn oder Deportation sind nach ihm die einzigen Beweggründe, die einen Menschen veranlassen können, in Rio Grande zu wohnen. Doch ist schon Vieles zu Wegräumung und Milderung Dessen geschehen, was den Aufenthalt daselbst so unangenehm macht. Man hat Kai's und Kanäle angelegt, ein geräumiges Zollhaus zur Aufnahme inländischer und fremder Waaren erbaut, ein Theater errichtet rc. Andere öffentliche Gebäude sind wirklich im Werke und alles Dieses wird rein aus städtischen Mitteln bestritten. Was in Zukunft den Handel der Stadt und ihren Wohlstand noch mehr heben wird, das sind die Dampfsboote, durch welche eine so schnelle Kommunikation zwischen den Niederlassungen am Rio Grande möglich wird. Dieser Fluß, der bei Porto Allegro aus den fünf Flüssen entsteht, welche der Stadt, die eine Zeit lang die Hauptstadt der Provinz gewesen, den Namen gegeben haben*), ist sehr schiffbar und ergießt sich in den großen See dos Patos, der mit Recht o Mar Pequeno, das kleine Meer, heißt.

Wir wiederholen nicht, Was wir schon oben über dieses, in seiner Art mittelländische, Meer gesagt haben, dessen Beschiffung dereinst noch sehr wichtig werden kann. Herrliche Wälder bedecken auf mehreren Seiten seine Ufer und ein indianischer Stamm, der bereits civilisirt ist, treibt Küstenschifffahrt und sezt die Reisenden über. Wie die Koroados, mit denen sie überhaupt einige Aehnlichkeit haben, so legten auch die Goynazes die irdischen Ueberreste ihrer Häuptlinge in große Vasen nieder, die Camuncis genannt wurden; dabei aber hatten sie noch das Besondere, daß sie diese Begräbnißurnen in künstlich ausgehauene Felsenhöhlungen stellten, wie man noch dergleichen findet. Ihre Frauen verstehen sich darauf, die baumwollenen Zeuge, in welche sie sich kleiden, zu färben, und Debret hat in seinem schönen Werke das Verfahren, das sie dabei anwenden, beschrieben.

Diese Provinz, die ehemals so viele unabhängige Stämme zählte, wie Carijos, Patos, Tappes und besonders die Guaranis, hat jezt nur noch Indios civilisados oder vielmehr getaufte Indianer, welche ihre alten religiösen Gebräuche ganz vergessen haben. Mit Ausnahme des einzigen, noch ganz unabhängigen Stammes der Bogres ist Alles unterworfen.

Gleich von Anfang an zeigten die Bewohner dieses Theiles von Brasilien sich äußerst fähig für die Annahme europäischer Sitten und Gebräuche; die Carijos werden von älteren Reisenden als Leute von sanftem und einschmeichelndem Charakter geschildert; sie wurden von den Paulisten unglaublich

*) Viamao oder vielmehr Via-mao, ich habe die Hand gesehen, welcher Name, wie schon angeführt worden, seinen Grund in der Figur hat, welche diese Flüsse bilden.

schnell unterjocht; ebenso auch die Patos, die wahrscheinlich zu ihrem Stamm gehörten *). Die Guaranis, die sich in ihren Verbindungen mit den Europäern so lenksam zeigten, waren in ihren gesellschaftlichen Zuständen schon so weit vorgerückt, daß die schwierigeren und verwickelteren Geschäfte des Ackerbaues von ihnen weit leichter als von den andern Stämmen begriffen wurden. Deßhalb wurde es auch den Jesuiten so leicht, sie an eine regelmäßige Lebenkart zu gewöhnen. Liegt es wohl in den besondern Anlagen dieses Stammes oder ist es der Belehrung durch Missionäre zuzuschreiben, daß er sich zu der Stufe der Civilisation, die wir ihn gegenwärtig einnehmen sehen, emporgeschwungen hat? Es ist Thatsache, daß keine indianische Nation in dem Grade die Gebräuche der Eroberer angenommen und ihren Ursprung vergessen hat wie die Guaranis. Heutzutage genießen Diejenigen von ihnen, welche die Republik Uruguay und die Provinz Rio Grande bewohnen, die Früchte der Arbeiten, zu denen sie vormals angehalten worden. Obgleich von Rasse völlig rein, besitzen Manche in jenen Gegenden beträchtliche Estancias und treiben den Ackerbau im Großen. Sie wohnen weit besser als gewöhnlich die Indianer und haben ganz das spanisch-amerikanische Kostüm angenommen. Sie gehen nie zu Fuß und haben ganz das Aussehen begüterter europäischer Grundeigenthümer; ihre Frauen, von indischer Rasse wie sie, gehen in einem Mantel und reich mit Schmuck ausgestattet zur Messe; es liegt etwas Komisches darin, wie sie Gang und Haltung der brasilischen Damen nachzuahmen sich bestreben. Sieben Meilen von Porto-Alegre ist ein Flecken, der einzig von Guarinis bewohnt wird, die ganz auf europäischem Fuß leben und bei denen man vergeblich nach anderen Traditionen, als den durch die Missionen verbreiteten, forschen würde. In diesem Flecken befindet sich auch, und zwar erst seit einigen Jahren, ein Kloster, das nur guaranische Nonnen enthalten soll.

Merkwürdig ist auch, daß diese unseren Gebräuchen so geneigten Indianer sich gewisse Kulturzweige, die man sonst nur in Europa findet, angeeignet haben. Vor Kurzem noch gab es in den gemäßigten Gegenden des Südens Guaranis, welche den Weinstock pflanzten, und dabei größtentheils das Verfahren unserer Weingärtner befolgten. Doch haben die lezten Kriege fast in der ganzen Provinz nachtheilig auf die civilisirten Guaranis gewirkt. Der allen Indianern gemeinschaftliche Trieb zu Raub und Plünderung hat auch bei ihnen sich in seiner ganzen Stärke gezeigt, wo es Gelegenheit gab. Mit den alten Pueblas vormals fast zu einem Volke verbunden, sollen sie von den Brasiliern aufgereizt worden seyn, und haben im Bunde mit den Charruas Verheerungen in den Besitzungen der Republikaner angerichtet, die nicht wohl ungestraft bleiben konnten. Es wurde Mannschaft gegen sie ausgeschickt und sie mußten sich wieder in die alten Missionen zurückziehen; Viele

*) Hat wirklich eine Nation dieses ins Portugiesische übersezten Namens existirt? Hat von ihr der See dos Patos seinen Namen erhalten? Die Historiker beantworten diese Fragen auf sehr verschiedene Weise. Es sind so viele Nationen aus Südamerika verschwunden, wie unter anderen die Ataren, deren Gräber Humboldt im Anfang dieses Jahrhunderts besuchte und deren Sprache nur noch von einem alten Papagai gesprochen wurde. Ein neuerer Reisender berichtet, rücksichtlich des See's dos Patos, eine sonderbare Sage. So viel Anziehendes sie aber auch haben mag, so glauben wir doch, sie unter die Volkslegenden, die in Amerika so schnell entstehen, verweisen zu müssen. Dieser Sage zufolge hatten die Jesuiten sich vom Könige von Spanien diesen See, der nicht weniger als 45 Meilen lang ist, als ein kleines, nutzloses Gewässer, Huma lagoa pequenena, nuterbeten, um Enten darauf zu halten. Die Bitte habe keine Schwierigkeit gefunden, später aber seye man hinter den Betrug gekommen und der ungeheure Lagoa habe wieder an die Krone zurückgegeben werden müssen: der Name Entensee (Lagoa dos Patos) sey ihm aber geblieben.



Civilisirte Indianer Gefangene führend.



Civilisirte Guaranis

von ihnen wurden auch dem Heere einverleibt. Ihre Pflanzungen wurden verwüstet und ihre Weiber und Kinder nach den Städten geschleppt, wo wahrscheinlich Sklaverei ihrer wartete.

Ganz anders verhält es sich mit den Charruas. Diese herumirrende Nation, deren seltsame Gebräuche und schreckliche, religiöse Ceremonien uns Felix Azare so kräftig geschildert hat, war allzu kriegerisch und zu sehr ans Nomadenleben gewöhnt, als daß sie sich den Forderungen unserer Civilisation gutwillig unterworfen hätte. Schon frühe hatten die Charruas den Gebrauch des Pferdes gelernt; wie die Guaycurus bedienten sie sich der Lanze, und immer führte ihr Zerstörungsgeist sie nach denjenigen Gegenden, wo sie Befriedigung für ihre Raublust hoffen konnten. Aber troz des stattlichen Anblicks, den sie als Krieger auf ihren Pferden gewährten, war doch ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit selbst unter den Indianern zum Sprichwort geworden. Gegen 1833 wurden die lezten unabhängigen Horden ohne Gnade vernichtet, und die schreckliche Sendung, zu der sie aus religiösen Gründen sich berufen glaubten, wurde nun gegen sie ausgeführt. Diejenigen unter ihnen, welche den christlichen Glauben annahmen, in der Art nämlich, wie überhaupt die Indianer ihn annehmen können, scheinen nur mit Widerwillen und weil es kein anderes Rettungsmittel für sie gab, die Straße der Civilisation betreten zu haben. Sie tragen jezt Kleider, aber noch ist ihre ganze Neigung dem unstäten Leben zugewendet. Sie sind Führer übers Gebirge und durch Wüsten, und lassen sich zum Thierfang wie überhaupt zu Allem brauchen, was ihrer Neigung fürs Nomadenleben zusagt. Sie sind treffliche Hirten, aber öfter noch furchtbare Räuber, die ohne irgend einen Gewissensscrupel Reisende anfallen und tödten, um sie auszuplündern. Wählt man sie aber zu Führern, deren Schuz man sich anvertraut und ist der Pakt einmal geschlossen, so hat man Nichts mehr zu fürchten. Als Belohnung gibt man ihnen, Was Einem gut däucht — für eine beträchtliche Reise gewöhnlich einen Dobrao oder achtzig Franken. Bei dieser Summe bleibt es fast immer, und sie scheint in allen Fällen für die Bedürfnisse des Führers auszureichen. Um diesen Preis führt der Charrua den Reisenden nicht bloß durch die Wüste, sondern er schafft ihm auch Speise; denn er ist ein guter Koch und weiß das Fleisch der Thiere trefflich zu bereiten. Ist man ermüdet in der Nähe einer Estancia angelangt, so hat der Charrua bald mittelst der Bolas oder seiner Schleuder einen Ochsen getödtet. Ein auserwähltes Stück desselben wird ausgeschnitten und in ein Stück der blutigen Haut sorgfältig eingewickelt. Ist man nun in einem Stationsorte der Reise angekommen, so wird das Fleisch sogleich zubereitet und zwar auf eine Art, wie das größte Leckermaul dieser Gegend es nicht besser verlangen könnte. Ein Loch wird in die Erde gegraben und darin dürre Zweige zu Kohlen gebrannt; hierauf wird das Fleisch, noch immer von der Haut umwickelt, auf diese Glut gesezt und mit andern Kohlen zugedeckt. Dieses Verfahrens, das bekanntlich auch im Südmeer im Gebrauche ist, bedienten sich die Tupinambas und wahrscheinlich haben die indischen Führer diesen Brauch noch von ihren Voreltern. Ist man nun aber am Ziel der Reise angelangt, so wird der Reisende, für dessen Bedürfnisse der Indianer unterwegs mit so vielem Eifer gesorgt hatte, von diesem wieder als ein völlig Fremder angesehen, und es wäre vielleicht eben so gefährlich für ihn, seinem vormaligen Führer in einer Wüste zu begegnen, als einem andern Reisenden, den dieser noch nie gesehen hätte.

Bei der statistischen Beschreibung dieser Provinz haben wir den Rio Uruguay als eine ihrer Grenzen bezeichnet. Dieser prächtige Fluß entspringt auf der Rio-Grande-Kette, empfängt Zuflüsse vom Pepery, Ibicuy und Marinay und ergießt sich nach einem Lauf von ungefähr 300 Meilen in den Rio Paraguay. Außerordentliche Zuflüsse, die der Uruguay zu gewissen Zeiten erhält, veranlassen große Ueberschwemmungen. Bekanntlich hat dieser Fluß einer neuen Republik, die ehemals zu Brasilien gehörte, deren politische Spaltungen aber hier eine Beschreibung derselben verbieten, seinen Namen geliehen. Derjenige Theil von Brasilien, den der Uruguay bewässert, ist gewiß einer der interessantesten, aber wegen der schwierigen Reise durch denselben noch wenig gekannt. Aus dem Werke der Madame Arsene Isabelle kann man sehen, wie schwer es ist, diese Gegenden zu durchreisen, deren natürliche Fruchtbarkeit für jezt noch eine Schwierigkeit mehr ist, die der Reisende zu überwinden hat. Die Wälder am Ufer des großen Flusses hin gewähren einen prächtigen Anblick, sind aber von Allem entblößt, was zur Nahrung dienen könnte; daher wehe dem Reisenden, der nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versehen ist; es können oft mehrere Tage hingehen, ehe er Etwas findet, womit er seinen Hunger stillen kann. Soll die Reise durch Gegenden gehen, welche der Fluß überschwemmt hat oder welche von einer Menge kleiner Bäche durchschnitten werden, so bedient man sich, um durch das Sumpfland hindurch zu kommen, jener ungeheuer großen plumpen Karren, von denen man auch bei der Ueberfahrt über den Rio de la Plata Gebrauch macht, und die von den ungeheuren Rädern, auf welchen sie laufen, über dem Wasser empor gehalten werden. Manchmal geschieht es aber, daß diese riesenhaften Fuhrwerke, welche von Ochsen gezogen werden, in tiefe Sumpflöcher gerathen, aus denen sie nur mit unerhörter Mühe und großem Zeitverlust wieder herausgezogen werden können. Ist man zu Pferde und will jene Flüsse passiren, die dem Reisenden ein fortwährendes Hinderniß sind, so muß man, wenn man nicht schwimmen kann, sich zu einem hier zu Lande sehr gebräuchlichen Mittel entschließen, das aber ziemlich gefährlich ist. Man nimmt ein Stück Leder, dem man mittelst eines Bandes eine hohle Form gibt, bindet es an das Pferd und sezt sich in diesen seltsamen Kahn, Pelota genannt, den das Pferd, einzig seinem Instinkt folgend, ans jenseitige Ufer zieht. Natürlich sind bei solchen Fahrten Unglücksfälle nichts Seltenes. Das Pferd kann an gefährliche Stellen gerathen, kann scheu werden; die Kräfte können es verlassen. So kam mit dreien seiner Gefährten der junge unglückliche Seltow ums Leben, den sein Eifer für die Wissenschaft nach den wildesten Einöden hinzog. Er ertrank in einem Flusse der Provinz San Paul, in einem Augenblicke vielleicht, da er eben die Früchte seiner langen Arbeiten einernten wollte.

Es haben sich in lezterer Zeit mehrere irrthümliche Meinungen über den statistischen Zustand der Missionen von Paraguay verbreitet, welche von verschiedenen Schriftstellern das guaranische Reich genannt und übertrieben bevölkert angegeben wurden; denn die 200,000 Seelen, die man diesen Missionen zuschreibt, bilden ungefähr die Gesammtzahl der Bevölkerung von ganz Paraguay.

Sieben solche Missionen liegen am linken Ufer des Uruguay und gehören seit 1801 zum Kaiserthum Brasilien. Fünfzehn andere Anstalten dieser Art waren zwischen dem Urugnay und Parana gegründet worden; sie wurden



Canot aus einer Ochsenhaut

aber fast alle aus verschiedenen Ursachen wieder zerstört. Acht andere Missionen, die sich am rechten Ufer des Parana befinden, machen einen Theil des eigentlichen Paraguay aus; sie bestehen noch. Es ist schwer, die Bevölkerung dieser verschiedenen Niederlassungen richtig zu schätzen. Nach der im Jahr 1801 von dem Gouverneur Don Joachim de Sorria angeordneten Zählung enthielten die dreißig guaranischen Missionen 45,639 Einwohner, während im Jahr 1767 diese Zahl um 88,392 Seelen größer angegeben worden. Nach St. Hilaire belief sich vor einigen Jahren die Seelenzahl der sieben brasilischen Missionen auf 6000. Aus einer von Rengger angeführten Thatsache kann man sich einen Begriff von der Abnahme derselben machen. Der einzige Flecken Santa Rosa besaß vor sechszig Jahren mehr als 80,000 Stücke Vieh; seit der Revolution aber hat er deren nur 10,000.

Die Geschichte der jesuitischen Missionen ist bereits in einem andern Theile dieses Werkes von Hrn. Famin gegeben worden; wir erwähnen daher nur, daß die lezten Kriege nothwendig zu dem Ruine der acht Missionen beitragen mußten. Wie die älteren Anstalten dieser Art in Paraguay, so sind auch die brasilischen nach einem regelmäßigen Plane angelegt und die ansehnlichen Gebäude, die man noch jezt daselbst findet, weisen auf die Macht und den Reichthum der religiösen Brüderschaft hin, von welcher sie gegründet wurden. Jezt werden sie von den Civil- und Militärbehörden Brasiliens verwaltet und selbst ihre Einwohner gehören nimmer den Stämmen an, deren Unterwerfung so viele Mühe gekostet. Ohne gerade den tiefen Unwillen zu theilen, mit dem ein neuerer Reisender über die von den Jesuiten angewandten Civilisationsmittel spricht, geben wir gerne zu, daß zu viel Theatralisches in denselben lag: eben jener Reisende sah noch in mehreren ruinirten Kirchen Bildsäulen von Heiligen, deren bewegliche Augen und drohende Geberden dazu dienen mußten, die Seelen der Neophyten mit Schrecken zu erfüllen. Dieser Reichthum in den Kirchen jedoch, der so hart getadelt wird, diese Skulpturen und Vergoldungen, mit Einem Worte, all der religiöse Luxus, war eine nothwendige Folge des einmal angenommenen Systems. Es wäre in der That ungerecht, wenn man den Jesuiten Vorwürfe darüber machen wollte, daß sie Horden, die kurz zuvor noch an die Beschwörungen der Piayes glaubten und Menschenopfer für Gottesdienst hielten, nicht durch bloße Vernunftmittel leiteten, wie man sie bei Menschen unserer Rasse anwenden kann. Das Unausstehliche in den Missionen war, unserer Meinung nach, jene mönchische Disciplin und Einförmigkeit in den Gebräuchen, wodurch den Indianern natürlich ihr Zustand entleidet werden mußte. Was die Lebensordnung und Gemeinschaft der Güter in den Missionen betrifft, so mangeln uns doch wohl zuverläßige Dokumente hierüber. Aus manuscriptlichen Nachweisungen über den lezten Punkt erhellt genugsam, daß er gewissen Modifikationen unterlag; denn als der Marquis Bucarelli den Ausweisungsbefehl vollziehen ließ, besaßen mehrere Neophyten schon einiges Eigenthum. Möglich ist auch, daß man nur stufenweise das Emancipationssystem einführen wollte. Gewiß wird Jeder, der unter den Indianern gelebt hat und Zeuge ihrer unglaublichen Sorglosigkeit und der schlechten Einrichtung ihrer Haushaltungen gewesen ist, es anerkennen, daß ein solches System, das Jedem wenigstens seine tägliche Nahrung sichert, eine unerläßliche Nothwendigkeit für sie ist. Wenn auch die politischen Plane der Jesuiten mit Recht verdammt wurden, so muß man doch zugeben, daß ihre große soziale Verbindung eine ganze Rasse vom Untergang rettete und sie mitten in einer

Wüste zu einem Volke umschuf. Jetzt sieht man da, wo sonst ein thätiges, gesellschaftliches Leben herrschte, nur noch Ruinen und von einem Ende Brasiliens bis zum andern wünschen die Indianer, welche am besten den kläglichen Zustand ihrer Brüder einzusehen vermögen, jene Epoche zurück, wo die Hand, welche sie unterwarf, ihnen wenigstens ihren Lebensunterhalt reichte. Wie viele andere Geschichtschreiber so gestehen auch Reugger und Longchamp *), daß die Jesuiten die Indianer nur zu ihrem Vortheile benützten; aber sie geben doch zu, daß ihr System ein schützendes gewesen. Heutzutage läßt sich freilich aus den elenden, herumirrenden Stämmen kein Vortheil mehr ziehen, und wo es nicht Männer gibt wie Marliere, Passanha und Azeredo, da findet man es weit kürzer, sich ihrer durch gänzliche Vertilgung zu entledigen.

Aber nicht bloß das Soziale in den Einrichtungen der Missionen, sondern auch das Materielle derselben läßt man zu Grunde gehen. Madame Arsene Isabelle, welche vor einigen Jahren den Flecken San-Borja besuchte, versichert, daß während die Behörden und bedeutende Handelsleute die ehemaligen Wohnungen der Indianer und der Militärkommandant das Collegium bezogen haben, man das Hospiz, die Werkstätten und Magazine und sogar die Kirche ihrem Zerfalle überläßt. »Wir nahmen Anstand,« sagt jene Reisende, »in die Kirche hineinzugehen, weil man jeden Augenblick ihren Einsturz befürchten mußte. So oft ein Wind geht, lösen sich ungeheure Balken ab, welche mit Gekrach herunterstürzen und vollends zerstören, was von dem alten Gebäude noch steht, das ein längliches Viereck bildet, ohne Abseiten und Glockenthurm; bloß über der Chorbühne erhob sich eine Kuppel von Holz, welche mit ziemlich hübschen Gemälden geschmückt war; zwei Säulenreihen von der toskanischen Ordnung trugen das Gebälke und bildeten das Schiff der Kirche. Von Zierrathen fand sich Nichts mehr; zwei Altäre auf beiden Seiten standen noch; viele von den Zierrathen, die den Chor geschmückt hatten, lagen in zwei Seitenkammern, die ehemals zu Sakristeien dienten, über einander gehäuft. Die Vergoldungen waren noch sehr frisch; sie waren von den Jesuiten nicht gespart worden, eben so wenig als Gemälde und Heiligenbilder. Dieser Haufen von Kapitälern, Frontons, zerbrochenen Säulen, Gemälden, fein vergoldeten Ornamenten, köstlicher Skulpturen, Heiligenbildern in Lebensgröße von allen Mönchsorden, welche eine so bedeutende Rolle bei dem leichtgläubigen Volke der Neubekehrten gespielt hatten — alles Dieses macht vollkommen den Eindruck eines Theatermagazins.«

Jedermann kennt heutzutage die näheren Umstände jenes Krieges, den die Jesuiten von Paraguay mit so vieler Entschlossenheit gegen die Krone Spanien unterhielten und während dessen ein Schatten von einem König,

---

*) *Rengger et Longchamp*, Essai historique sur la Revolution du Paraguay et le gouvernement dictatoreal du Dr. Francia. Paris 1827, 1. Vol. in gr. 8. 2e édition. Unter allen neueren Werken lernt man aus diesem die Justiz- und Finanzverwaltung von Paraguay und den Zustand der Missionen am besten kennen; hauptsächlich wichtig aber ist es für Diejenigen, welche zuverläßige und ins Einzelne gehende Nachrichten über den Dr. Francia wünschen, dessen Regierungsform Keinem ganz fremd bleiben sollte, der sich mit dem Süden Brasiliens beschäftigt. Das Werk ist sehr klar und schön geschrieben, nur ist zu bedauern, daß es nicht mehr Notizen über die Geographie und die Erzeugnisse des Landes enthält, welchen die Verfasser doch so viele Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinen. Es wäre interessant, ihre Beobachtungen mit denen des Dr. Azara zu vergleichen. Auch ist zu bedauern, daß jene Herren ihre Reisebeschreibung nicht schon vor zehn Jahren herausgegeben haben: damals hätte sie eine lebhafte Sensation erregt. Von ihrem Essai sur le Paraguay gilt, Was man selten von einem Buch sagen kann: das Werk ist zu kurz abgefaßt. Die demselben beigegebene Karte ist die dritte von Azara herausgegebene mit verschiedenen Zusätzen und Weglassungen von Reugger und Longchamp. Sie mußten natürlich die Namen derjenigen Orte ausstreichen, die gar nicht existirten.

der Indianer Nicolas, als Vertreter der Rechte seiner Rasse, an die Spitze gestellt wurde. Die außerordentliche Thätigkeit, welche die Väter der Gesellschaft Jesu bei dieser Gelegenheit entfalteten, die scharfsinnigen Mittel, durch welche sie den Mangel an Geschütz ersezten, indem sie aus dem ungeheuren Schilfrohr dieser Gegenden Kanonen machten, die Geschicklichkeit, womit sie Terrainhindernisse zu umgehen, und eine gewisse Taktik, die sie sich anzueignen wußten, alles Dieses wird mit Recht in den Annalen des Landes aufbewahrt bleiben. Weniger ist bekannt, daß nach der Vertreibung der Jesuiten, welche eine ganz besondere historische Episode bildet, die sieben Missionen von Uruguay noch einen Theil der spanischen Besitzungen in Südamerika ausmachten. Im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Krieg zwischen den beiden Grenzmächten ausbrach, war es hauptsächlich die bewundernswürdige Kaltblütigkeit eines gemeinen brasilischen Soldaten, Jose Borges do Santo, der man die Eroberung von San Miguel und, in Folge dieser, auch der übrigen benachbarten Missionen verdankte. Die einzelnen Umstände dieses episodischen, unter den Indianern und inmitten eines wüsten Landes geführten Krieges sind nicht ohne Interesse und haben den Stoff zu einem brasilischen Heldengedichte geliefert, worin das Pittoreske der Gegend mit bemerkenswerthem Talente geschildert ist. Da aber zu befürchten steht, daß die Geschichte dieser Expeditionen, wo einige hundert Soldaten mit Erbitterung um große Einöden kämpften, uns eben so sehr hinreißen würde als die Erzählung jener geregelten Feldzüge, von denen das Loos der größten Staaten Europa's abhing, so begnügen wir uns, ihrer hier nur zu erwähnen, und fügen bei, daß seit den Kriegen von Uruguay die sieben Missionen zu den brasilischen Besitzungen und zwar zur Provinz Rio Grande gehören *).

In dem Augenblicke, da wir Dieses schreiben, geht eine große politische Bewegung in Rio Grande do Sul vor. Industriöser als die mittleren und nördlichen Provinzen und als Nachbarin einer neuen Republik hat die Provinz Rio Grande erkannt, daß sie alle Elemente der Unabhängigkeit in sich vereinige. Die Einheit des Kaiserthums ward zu gleicher Zeit im äußersten Süden und Norden zerrissen. Para soll wieder unter die Centralherrschaft zurückgekehrt seyn; nicht so die Provinz Rio Grande, in deren weiten Ebenen noch immer der Aufstand eines in Waffen geübten Volkes tobt und einen längeren und schrecklicheren Krieg herbeizuführen droht. Was auch die Ursachen dieser schon lange vorausgesehenen, gewaltsamen Losreißung seyn mögen, deren Ausgang wir noch nicht kennen, so ist doch als höchst wahrscheinlich anzunehmen, daß die Missionen ihre Sache nicht von der Rio Grande's trennen werden; wegen ihrer Lage schon wäre es schwierig für sie,

*) Hier ihre Namen und die Bevölkerung, so wie die brasilische Kosmographie sie zur Zeit der Eroberung angibt:

San Miguel, die Hauptstadt drr Missionen	1900.
San Laurenzo	940.
San Joao	1600.
Santo Angelo	1960.
San Luiz	2350.
San Nicolao	3940.
San Franzisco-Borja	1300.

Es ist kaum ein Jahr, daß in lezterer Gemeinde ein berühmter Gelehrter wohnte, dessen Arbeiten und lange Gefangenschaft Europa nicht vergessen hat. Hr. Bonpland hatte mehrere agronomische Versuche gemacht, jedoch ohne Erfolg, weßhalb er sich nach Corientes begab. Nach zuverläßigen Nachrichten hinderten die Verwüstungen sich selbst überlassener Heerdrn den glücklichen Fortgang der agronomischrn Arbeiten des Hrn. Bonpland.

einen anderen politischen Weg einzuschlagen. Wir würden uns nicht wundern, wenn wir Aehnliches von der Provinz hörten, mit welcher wir uns jezt beschäftigen wollen.

Die Provinz Santa Catharina hatte lange keine eigene Regierung: ein Theil ihres Gebietes stand unter der Gerichtsbarkeit von San Paul, ein anderer unter Rio Grande de San Pedro. Sehr befremdend ist es, daß diese herrliche Provinz von dem Mutterlande lange als Deportationsort betrachtet wurde. Später, als man ihre Wichtigkeit für den Ackerbau erkannt hatte, mußte die Regierung, um sie zu bevölkern, zu verschiedenen Malen Kolonisten von den azorischen Inseln kommen lassen, denen man große Vortheile gestattete. Aber troz des langsamen Ganges, den die Kolonisation nahm, und troz der Gleichgültigkeit, womit diese Provinz noch lange vom Mutterlande behandelt wurde, ist Santa Catharina doch, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Geschichtschreiber und Reisenden, eine der köstlichsten und fruchtbarsten Gegenden der Erde. Man schlage Mawe, Langsdorf, Choris, Duperrey nach, welche sich zu verschiedenen Zeiten daselbst aufgehalten haben, und gewiß wird ihr einstimmiges, begeistertes Lob und ihre Erzählung voll Wärme und Leben den Sieg über jene poetischen Schilderungen der glücklichen Inseln Oceaniens davon tragen, die man in den Reisebeschreibungen des achtzehnten Jahrhunderts lesen kann.

Die Provinz Santa Catharina ist auf ähnliche Art getheilt wie Maranham; sie besteht aus einer Insel und einem beträchtlichen Stücke Festland. Nach der Meinung einiger Gelehrten hat der ungeheure Kanal, der die Insel vom festen Lande trennt, nicht von jeher bestanden, und eine aufmerksame Betrachtung der Localitäten kann allerdings auf die Vermuthung führen, daß derselbe das Resultat einer allmäligen und nicht plözlichen und gewaltsamen Wirkung des Wassers sey. Wie Dem auch sey, so hat dieser von der Küste getrennte Strich Landes eine gegen seine Längenausdehnung sehr geringe Breite. Die Insel Santa Catharina ist ungefähr neun Meilen lang und ihre größte Breite beträgt dritthalb Meilen; an den meisten anderen Orten sind beide Ufer nur eine Meile von einander entfernt. Das Gebiet der Provinz auf dem festen Land soll sechszig Meilen von Süden nach Norden und zwanzig Meilen in der Breite haben. In den beiden von uns angegebenen Richtungen grenzt die Provinz an San Paul und Rio Grande de San Pedro, woraus sich auch erklärt, warum dieselbe längs des Meeres den größten Theil der vormaligen Kapitanerie Santo Amaro in sich faßt, von welcher in den alten brasilischen Chroniken so häufig die Rede ist.

Der Boden der Insel Santa Catharina ist bergig, wasserreich und mit großen Wäldern und Weiden bedeckt; das Klima ist gemäßigt und dem Anbau der meisten Fruchtbäume Europa's ganz günstig; die Luft ist so gesund, daß die gewissenhaftesten Beobachter dieses Land als einen für die Wiederherstellung der Gesundheit nach langen Seefahrten besonders geeigneten Ort bezeichnen. Selbst die Aerzte von Brasilien nehmen keinen Anstand, diejenigen ihrer Kranken, welche unter der brennenden Sonne der Tropenländer nicht genesen können, nach diesem schönen Lande zu schicken. Doch müssen wir, der Wahrheit zu lieb, anführen, daß ein längst als zuverlässig anerkannter Beobachter auch gewisse Gegenden als ungesund bezeichnet hat, und zwar diejenigen, welche in der Nähe von Sümpfen liegen. In seiner Voyage medical autour du monde sagt Lesson, daß die Feuchtigkeit, vereint mit der Wärme und dem Ueberflusse an gewissen Obstarten, bei den



Insel Ste Catharines.



Neger welche von der Jagd heimkehren.

Europäern die Cholera und die Ruhr erzeugen könne; auch führt er einige chronische Krankheiten an. Andererseits aber beweist die außerordentliche Fruchtbarkeit der Frauen und die große Zahl Kinder, die man überall erblickt, daß jene Krankheitsursachen einen sehr untergeordneten Einfluß auf die Bevölkerung üben.

Es scheint, die Natur habe auf diesem schmalen, von europäischen Reisenden noch so wenig untersuchten Erdstriche alle die Wunder vereinigen wollen, welche sie an so vielen andern Orten umher zerstreut hat; überreich an Insekten und besonders an prächtigen Staubflüglern ist er zugleich das Vaterland der Colibri's und jener unzähligen Fliegenvögel, denen die alten Bewohner den so ausdrucksvollen und poetischen Namen Sonnenhaare gegeben haben. Man lese alle Reisende, welche sich nur wenige Tage auf Santa Catharina aufgehalten haben; ohne besondere Studien in der Naturgeschichte des Landes gemacht zu haben, bezeichnen doch Alle einige für die Industrie wichtige Thatsachen. Der Dr. Sellow soll, kurze Zeit vor seinem Tode, Spuren von einem Erdkohlenlager entdeckt haben, und es gibt in der That wenig neuere Entdeckungen, welche dieser an Wichtigkeit gleich kämen. Einige Jahre vorher sollen nach dem Berichte des Hrn. v. Menezes Drumond metallische Reichthümer, von denen man bisher keine Ahnung gehabt, durch einen alten Bewohner der Insel aufgefunden und reiche Goldadern in den Gebirgen entdeckt worden seyn. Marve beschreibt ein Uferprodukt, das unsern Luxusmanufakturen sehr zu Statten käme, wenn es sich in hinreichender Anzahl fände: es ist eine Art Stachelmuschel, die einen herrlichen Purpur liefert. Geht man noch um einige Jahre zurück, so liest man in Langsdorfs Werke von andern Reichthümern aus dem Thierreiche; auch führt Krusensterns gelehrter Reisegefährte mehreres Wichtige in Betreff des Walfischfangs an. In seinem werthvollen und noch allzuwenig bekannten Berichte liest man eine Beschreibung von dem werthvollen und großartigen Armacao auf dieser Insel. Es ist dieses eine Art Schmelzhütte, in welcher der Walfischspeck zerlassen wird, und sie ist gewiß die schönste und größte dieser Art in ganz Brasilien, denn die Cisterne, welche den Thran aufnimmt, ist von so ungeheurem Umfang, daß ein kleiner Nachen leicht darin hin und herfahren könnte. Wahrscheinlich aber haben jezt solche kolossale Einrichtungen einen Theil ihrer Wichtigkeit verloren; denn wir können mit Grund annehmen, daß an diesen Küsten jährlich keine 500 Walfische mehr gefangen werden, wie es zu Anfange dieses Jahrhunderts der Fall gewesen seyn soll.

Wir haben gesagt, daß man in den Reiseberichten über Santa Catharina besonders viel Merkwürdiges über die Naturgeschichte dieses Landes finde: einige Stellen aus Langsdorfs Werke haben uns auch wirklich so überrascht, daß wir uns nicht enthalten können, sie unsern Lesern fast wörtlich mitzutheilen. »So herrlich auch die Wälder und so schön die Gegenden dieses Landes sind,« sagt der gelehrte Reisende, »so kann man doch nicht ohne Gefahr daselbst spazieren gehen wegen der ziemlich großen Zahl giftiger Reptilien, die es daselbst gibt. Unter diesen sind die Korallenschlange (coluber corallinus) und der Jararaca die gefährlichsten.« Erstere ist eine der furchtbarsten Schlangen. Die Einwohner sprechen mit äußerstem Schrecken von ihrem Biß, der einen sichern Tod zur Folge haben soll. Zum Glück bewegt sich diese Schlange sehr langsam, fast wie der anguis fragilis oder die Blindschleiche. Auf freiem Felde oder an der Meeresküste ist es leicht, die Korallenschlange zu tödten. Sobald sie einen Menschen nahen sieht,

ergreift sie Furcht und sie sucht zu fliehen. Man läuft auch nur dann Gefahr von ihr gebissen zu werden, wenn man barfuß durch buschige Wälder geht, wo sie sich unter Blättern verbergen kann. Gleich nach dem Bisse schwillt der ganze Leib auf und ein allgemeines Bluten stellt sich ein. Das Blut fließt nicht nur aus der Nase, den Augen und den Ohren, sondern sogar aus den Fingerspitzen hervor. Diese kleinen Schlangen sind selten mehr als anderthalb Ellen lang. Der Jararaca ist auch außerordentlich giftig und es fehlt nicht an Beispielen, daß sein Biß tödtlich gewesen; doch hält man sein Gift für weniger unfehlbar in seinen Folgen als das der Korallenschlange. In niedern Sumpfgegenden bemerkt man oft Abends im Umfange von zwölf bis fünfzehn Fuß einen dem Bisam sehr ähnlichen Wohlgeruch: nach der beim Volke allgemein verbreiteten Meinung ist Dieses nichts Anderes als die Ausdünstung, welche der Jararaca um sich her verbreitet. »Es mag meinen Nachfolgern überlassen bleiben,« sagt Langsdorf, »zu entscheiden, ob und wie viel Wahres an der Sache sey. Vielleicht hat die Natur, indem sie diesem Reptil die Eigenschaft gab, einen solchen Geruch um sich her zu verbreiten, den Menschen gegen einen so furchtbaren Feind sicher stellen wollen, wie sie ihn auch vor der fürchterlichen Klapperschlange warnt durch das Geräusch, welches diese mit den Klappern ihres Schwanzes macht.« Der gelehrte Reisende fügt jedoch hinzu, daß er mehrere Schlangen dieser Art getödtet und ihnen die Haut abgezogen habe, ohne Etwas von dem durchdringenden Geruche zu verspüren, den er oft Abends auf seinen Spaziergängen wahrgenommen; und er bemerkt ganz richtig, daß er nicht einsehe, warum diese Wirkung sich nur Abends und nicht auch zu andern Tageszeiten bemerklich machen sollte. Wenn wir dieser Sache erwähnt haben, so geschah es nur darum, weil wir, wie Langsdorf, ebenfalls von diesem Volksglauben gehört haben, der vielleicht in den Ausdünstungen des Kaimans seinen Grund hat. — Bekanntlich ist die Insel Santa Catharina das Vaterland der schönsten Schmetterlinge, die Südamerika hervorbringt. Der Naturforscher, von dem wir so eben Einiges entlehnt haben, sagt, daß diese wunderschönen Insekten sowohl ihrer Natur als auch ihren äußeren Kennzeichen nach sehr von den europäischen Schmetterlingen verschieden seyen. Leicht und schnell erheben sie sich in die Lüfte, wo sie um die Blumen auf den Gipfeln der Bäume schweben und sich endlich auf denselben niederlassen. Sie sind sehr auf ihrer Hut und in steter Bewegung; selten lassen sie sich in der Nähe eines Beobachters auf Blumen nieder und man muß sie daher fast immer im Fluge haschen. Ein Schmetterlingsliebhaber, der sich hier wie in Europa nur seines seidenen Schnupftuches bedienen wollte, um sie niederzuschlagen, würde sehr unbefriedigt von seiner Jagd zurückkehren. Man bedient sich hier großer Netze, die man an ein leichtes Rohr befestigt. »Ich bemerkte bei meinen Excursionen mit größter Verwunderung eine besondere Art, den Februa Hoffmanseggi, der, wenn er über einen Baum hinfloh, oder sein Weibchen verließ, einen sehr vernehmlichen, grillenden Ton von sich gab, den er wahrscheinlich mit seinen Flügeln hervorbrachte.« Der Archidamas verdient ebenfalls die Aufmerksamkeit des Beobachters: dieser Schmetterling fliegt sehr schnell und hoch und hat die Eigenheit, einen sehr leichten und lieblichen Bisamgeruch von sich zu geben. Ein anderes Phänomen hat Langsdorf gleichfalls beobachtet: ein Schmetterling, den er für den catilina Crameri hielt, gab aus einer ziemlich großen Oeffnung seines Bruststückes einen kalten

Saft von sich. Diesen schien er, wie die Machaonraupe, als Vertheidigungsmittel gegen seine Feinde zu brauchen. Verschiedene Tagfalter, welche auf der Insel unter die gemeinsten Arten gerechnet werden, leben in Gesellschaft und man sieht sie oft zu Hunderten und Tausenden beisammen. Am gernsten halten sie sich in niedern, sandigen und wohl auch ein wenig feuchten Gegenden, wie am Ufer der Flüsse und Bäche, auf. Diese schönen Insekten lassen sich oft schaarenweise auf den Sand nieder. Hat man einen von denen, welche in Gesellschaft leben, gefangen und man befestigt ihn mittelst einer Nadel auf dem Boden, so ist er augenblicklich von einer Menge Schmetterlinge derselben Art umgeben, so daß man sie duzendweise fangen kann.

Wenn wir nun die einsamen Orte, die dem Gelehrten noch so viele andere betrachtungswerthe Scenen darbieten, wenn wir die noch unbenuzten Wälder verlassen, in welchen die Natur so viele Schönheiten im Verborgenen entfaltet, und eintreten in die kleinen Flecken, die seit wenigen Jahren sich an den Ufern der Insel erhoben haben, so werden wir die Einwohner derselben im Allgemeinen gut, gastfreundlich und fleißig finden; die Kolonisten der azorischen Inseln haben ihre Gebräuche mit den brasilischen Gebräuchen vermischt und es ist daraus ein Nationalcharakter hervorgegangen, den alle Reisende rühmen. Von den sieben Pfarrgemeinden und den drei Städten, welche die ganze Provinz enthält, gehören drei Fregunzias der Insel Santa Catharina zu; die übrigen sind auf dem Festlande und einer ziemlich großen benachbarten Insel vertheilt, welche den Namen San Franzisco führt. Aber die Hauptstadt Nossa-Senhora do Desterro liegt auf der Insel Santa Catharina. Diese hübsche Stadt, welche sich nahezu von der Zeit herschreibt, da Johann III die Kapitanerie Santo Amaro bildete, gehört unter die geringe Zahl amerikanischer Städte, in welchen man noch Spuren von der Baukunst des sechszehnten Jahrhunderts antrifft.

Nach dem Berichte unserer erfahrensten Seefahrer ist die Bai von Santa Catharina nach der von Rio Janeiro die beste und größte in Südamerika *). Sie hat einige schwache und schlecht unterhaltene Befestigungswerke, die aber vor Kurzem noch einen wahrhaft pittoresken Anblick gewährten.

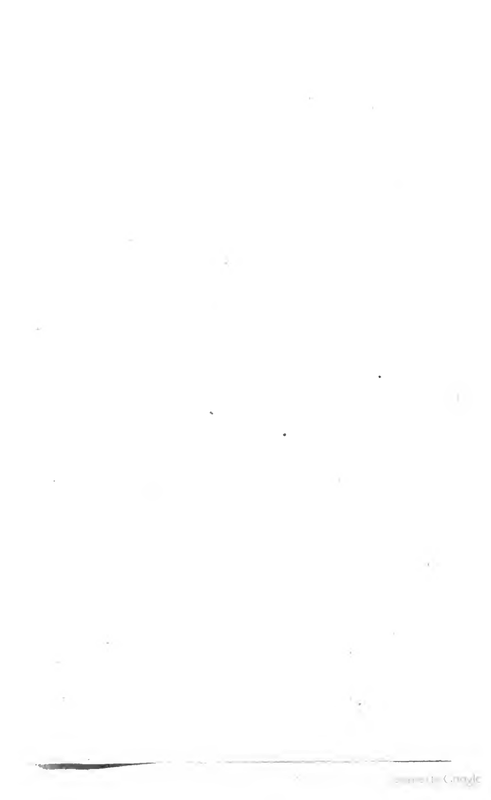
»Die Festung Santa-Cruz auf der Insel Anhatomirim ist das bedeutendste Werk,« sagt Duperrey; »ihre Gründung reicht bis in die Zeit der ersten Kolonialniederlassungen hinauf. Durch ein, seiner gothischen Banart und seines Alters wegen merkwürdiges Portal tritt man in dieselbe ein, nachdem man vorher tausend Stufen erstiegen, denen ungeheure Walfischrippen als Geländer dienen. Dichtes Gebüsch, die liebliche Wohnung unzähliger Fliegenvögel, begrenzt diese Treppe zu beiden Seiten bis zum Ausladeplatz, der durch eine Pünte und Granitfelsen maskirt ist. In 32 verrosteten Kanonen von verschiedenem Kaliber auf zerbrochenen Laffeten bestand das Geschütz dieser Festung, als wir sie besuchten, und einige zerlumpte Soldaten, die eher dem Bauern- als dem Militärstande anzugehören schienen, machten die Garnison aus.«

*) Nach Duperrey kann sie die größten Geschwader in sich aufnehmen und würde bei besseren Vertheidigungswerken mehr Kauffahrteischiffen, als der brasilische Handel herbeiziehen kann, hinreichenden Schutz gewähren; ja sie könnte eines Tages, vermöge ihrer geographischen Lage, einer der wichtigsten Punkte des Südoceans werden. Südlich ist noch ein anderer, weniger besuchter Hafen, der jedoch den Vortheil hat, daß die größten Schiffe bis dicht vor die Stadt fahren können.

Nach den Berichten dieses Reisenden haben also die letzteren Ereignisse den Festungswerken von Santa-Cruz keine andere Gestalt gegeben. Die Hauptstadt selbst ist nicht mehr, Was sie vorher war. Sie hat ungefähr 6000 Einwohner, also nahezu ein Drittheil von der ganzen Bevölkerung der Insel. Auf der Westseite erbaut, hat Nossa-Senhora do Desterro ungefähr 600 Häuser, von denen einige ein sehr hübsches Aeußere haben; doch bemerkt man unter denselben kein öffentliches Gebäude von einiger Wichtigkeit. Bei der industriellen Bewegung in Rio Grande do Sul mußte auch ihr Handel zunehmen. Schon sind die Magazine der Hauptstraßen angefüllt von den verschiedenen europäischen Waaren, die man in Rio und San Paul findet. Aber obgleich Handel und Fischfang ihr schon große Reichthümer eingebracht haben, so läßt sich doch der Luxus dieser kleinen Stadt nicht mit dem der großen Provinzhauptstädte vergleichen. Durch ihr liebliches Klima und ihre etwas isolirte Lage scheint Santa Catharina zu einem Ruheort für Diejenigen bestimmt, welche, der Weltgeschäfte müde, ein friedliches Asyl suchen, das die großen Küstenstädte heutzutage nicht mehr bieten.

Noch vor Kurzem, zu der Zeit als Langsdorf dieses Land durchreiste, wurden den Kolonisten, welche sich daselbst niederlassen wollten, große Vortheile zugestanden. Die großen Viehheerden (die aber vielleicht nicht so gut gedeihen wie in Rio Grande, wegen des Mangels an Salzerde), der mehr oder minder beträchtliche Anbau von Manioc, Reis, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, die Leinwand- und Indigobereitung, der immer größer werdende Zufluß von Fremden, — alles Dieses erschwert natürlicherweise die Gründung von Niederlassungen immer mehr und mehr.

Der Name Ilha dos Patos, den Santa Catharina vormals führte, weist ziemlich auf ihre ersten Bewohner hin. Die Patos- und Carijos-Indianer, deren friedlicher Charakter bekannt ist, haben wahrscheinlich das Inselgebiet und selbst den Theil der Provinz, der auf dem festen Lande liegt, unter sich getheilt gehabt. Durch welche Folge von Begebenheiten aber ist es geschehen, daß diese beiden friedlichen Nationen einer wilden ungezähmten Rasse Platz machen mußten? Wir wissen es nicht. Aber noch irrt ein kriegerischer Stamm, die Bugres oder Bogres, in den einsamen Gebirgen von Santa Catharina umher, von wo aus sie erst kürzlich einen Ausfall machten und große Verheerungen unter den Heerden und in den Feldgütern der Thalbewohner anrichteten. Die Bugres sprechen die bei den Tupis im Gebrauch gewesene Lingoa geral, und gehören mithin zur alten erobernden Rasse; auch scheinen sie sich uns durch besondere charakteristische Züge ziemlich von den Abkömmlingen der Tapuyas zu unterscheiden. Sie lassen oft ihren ziemlich dünnen Bart wachsen. Die Lage ihrer Augen erinnert etwas an die mongolische Gesichtsbildung. Dem Ackerbau sind sie nicht ungeneigt, doch ist Jagd ihre Hauptbeschäftigung, und fast immer haben sie sich als unversöhnliche Feinde der Christen bewiesen. Ums Jahr 1815 wurden sehr wirksame warme Quellen in den Gebirgen von Santa Catharina entdeckt. Man gründete daselbst eine Niederlassung und eine Abtheilung Milizen ward zum Schutze dorthin gesandt. Die Nachbarschaft dieser Soldaten mißfiel den Bugres und sie beschlossen daher, dieselben zu vertilgen. Mit jener Scharfsichtigkeit, die man bei allen wilden Nationen findet, wenn es sich um heimliche Ueberfälle und Hinterhalte handelt, fällten sie Bäume und errichteten Barrikaden, um den Soldaten jeden Weg zu versperren, im Falle





Ein Anführer der Borrienes

sie nach dem Walde fliehen wollten; als hierauf die verabredete Stunde gekommen war, rückten sie leise vor und warfen flammende Wurfspieße mit solcher Geschicklichkeit nach dem Lager des Postens, daß die Palmdächer daselbst sogleich in Brand geriethen. Die Soldaten wurden mit unglaublicher Grausamkeit erwürgt, und wirklich gelang es nur Wenigen, zu entkommen. Diese Begebenheit verbreitete einige Zeit lang Schrecken und Bestürzung unter den Bewohnern von Santa Catharina. Doch blieb der Angriff der Bugres nicht ohne Repressalien, und die Niederlassung, welche sie zerstört hatten, ward mit neuen Befestigungen wieder auferbaut.

Die Waffen der Bugres bestehen in Bogen, Pfeil und Wurfspieß. Auch tragen sie stachlige Keulen, deren Form ziemlich von dem Tacap der Tupis abweicht. Als Vertheidigungswaffe ist vielleicht jene plumpe, aus Baumrinde geschnittene Maske zu betrachten, mit welcher sie das Gesicht verhüllen. Beim Kampf in der Ebene entwickeln sie eine wunderbare Behendigkeit und große Ausdauer, besonders beim Angriff. In Rotten vertheilt oder als einzelne Plänkler verbergen sie sich unter dem langen Krante, welches die Weide bedeckt und Capim heißt, oft Tage lang. Sobald nun der Feind sich blicken läßt, erheben sie ihre Häupter und senden Pfeile aus; hierauf tauchen sie aufs Neue in das grüne Meer unter, das sie allen Denen verbirgt, von welchen sie Etwas zu fürchten haben. Kommen sie mit dem Feind ins Handgemenge, so schwingen sie mit zugleich erhobenen Armen ihre Keulen und führen senkrechte Streiche, von denen oft ein einziger schon tödtet. Die Bugres, welche man besonders auch in Rio Grande, San Paul, Santa Catharina, Minas und selbst in Mato-Grosso antrifft, sind als kriegerische Nation im Süden eben so berühmt, als die Botocudos es im Osten sind. Diejenigen unter ihnen, welche Civilisation annahmen, sind treffliche Kanoefahrer. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Bugres in Santa Catharina nicht mehr lange im wilden Zustande bleiben. Von allen Seiten umgibt sie die Civilisation. Sie haben auch schon Einiges von derselben angenommen. Unterbeinkleider und ein Hemde von grobem Baumwollenzeug bedecken ihre Blöße. Anders ist es bei den entfernteren Stämmen; die Bororenos z. B., welche die nächst Mato-Grosso gelegenen Gegenden bewohnen und vormals zur großen Conföderation gehörten (man sieht sie in dem Werke von Debret abgebildet), haben noch ganz das wilde Kostüme beibehalten, wie ihre Krieger es trugen. Wir haben diesem Werke die Abbildung eines Häuptlings der Bugres beigegeben, wie er auf eine kriegerische Unternehmung auszeht. Er ist mit der vorhin beschriebenen Keule bewaffnet und einer der Krieger, die ihm folgen, trägt die Brandfackel *), welche bei den Vertilgungskriegen, welche die Bugres gegen ihre Nachbarn führen, eine so fürchterliche Rolle spielt.

Man begreift wohl, wie diese unabhängigen Stämme den Haß der Pflanzer und der Viehzucht treibenden Fazendeiros auf sich ziehen mußten. Es wurde ein förmlicher Krieg gegen sie geführt und Wer nicht umkam, ward in die Sklaverei geschleppt. Die drohende Stellung dieser Wilden hat erst neuerlich wieder die Besorgnisse der Regierung erregt und ein Dekret

*) Die Brandfackel ist sehr einfach, aber ihre Wirkungen sind schrecklich; nach dem Berichte Debrets besteht sie aus einem Fichtenaste, der mit Tucum- oder Embira-Fasern umgeben ist, die das Feuer leicht dem harzigen Fichtenholze mittheilen. Sie erinnert also an die mit Baumwolle umwundenen Flammenpfeile, welche Hans Stade bei den Tupis sah.

vom 3 November 1830 widerruft die königliche Ordonanz vom 7 November 1808, welche allen Indianern, die in den Einöden von San Paul herumirren, den Krieg erklärt. Die indianischen Kriegsgefangenen und ihre Nachkommen wurden für frei erklärt: sie erhielten Unterstützung aus dem öffentlichen Schatze, und neben andern Maßregeln ward beschlossen, sie zur Viehzucht und später zur Bebauung der Ländereien, die ihnen abgetreten werden sollen, anzuhalten, damit sie dadurch der Civilisation näher gebracht würden. Diese Maßregeln können nicht genug gelobt werden; gewiß aber ist, daß ihr Gelingen lediglich von Denjenigen abhangen wird, unter deren Obhut die Indianer gestellt werden.

Man hat schon zu Anfang dieser Notiz gesehen, welche wichtige Rolle die Paulistas in der Urgeschichte Brasiliens spielten. Sehr ausdrucksvoll sagt ein neuerer Schriftsteller, der Südamerika sehr genau kennt: »Die Sitten dieser eisernen Rasse, ihr unbezwinglicher Muth, ihr Haß gegen jedes Joch, ihre ungeheuren Züge im Innern des Landes herum heben aus der Geschichte Brasiliens die ihrige als eine besondere Episode heraus. Anderthalb Jahrhunderte lang waren die Paulistas auf dem festen Lande Das, was zur nämlichen Zeit die Flibustier an den Meeresküsten von Südamerika waren.« Ohne sie gerade mit den Brüdern der Küste zu vergleichen, haben wir schon früher dem Leser kurz über die großen Dienste berichtet, welche die Paulistas dem übrigen Theile von Brasilien geleistet haben. Nun wollen wir untersuchen, ob vielleicht die Lage der Provinz, ihr Klima und die Beschaffenheit ihres Bodens mit zu den unerhört glücklichen Erfolgen der Paulistas und zu ihren Entdeckungen beigetragen haben *). Uebrigens ist es gar nicht unsere Absicht, den Ruhm zu schmälern, der an ihren Namen haftet. Diese Männer des sechszehnten Jahrhunderts hatten mit zu vielen Hindernissen zu kämpfen in den großen Wäldern des Westens; die Natur zeigte sich ihnen zu widerspenstig und endlich bezahlten sie zu häufig die Entdeckungen, welche sie machten, mit ihrem Leben, als daß ihrem Namen nicht sein ganzer Ruhm bleiben sollte. Aber ohne dieses gemäßigte Klima, das der Ausbildung einer starken Rasse sich so günstig zeigte, ohne diese schönen Ebenen, welche zum Ackerbau und zur Viehzucht sich gleich gut eigneten, und endlich ohne diesen Fluß Tiete, der sie in die Einöden des Innern trug, wäre gewiß das Leben der früheren Bewohner von San Paul und San Vincent nicht so reich an Resultaten gewesen. Dazu kommt auch noch die Gelehrigkeit der Indianer, welche diese Gegenden bewohnten, und die Leichtigkeit, womit die ersten Eroberer sie unterjochen konnten. Alles Dieses wollen wir nun näher beleuchten.

Noch keine Provinz Brasiliens hat so unsichere und in den verschiedenen historischen Epochen so willkürlich veränderte Grenzen gehabt als San Paul: wenige Worte werden hinreichen, Dieses zu erklären. Als König Johann III die Küste Brasiliens in Kapitanerien zu theilen beschloß, bewilligte er dem Martin Alfonzo de Souza ein Gebiet von hundert Meilen Länge an der Küste hin; seinem Bruder Pedro Lopez de Souza aber nur eines von fünfzig Meilen, welche Strecken später die Kapitanerien San Vincent und Santo Amaro genannt wurden. Solches geschah den 20. Januar 1532. Nun ist bekannt, mit welchen unglaublichen Schwierigkeiten damals die Kolonisation

*) Théodore Lacordaire, Revue des deux mondes.



solcher Landstriche verbunden war. Es waren noch nicht vierzig Jahre verflossen, als man von der Provinz San Vincent fast die Hälfte des bewilligten Gebietes wieder zurücknahm, um daraus die Kapitanerie Rio Janeiro zu bilden. Wir können nicht alle die gewaltsamen Eingriffe erzählen, welche die benachbarten Provinzen sich gegen dieses große Gebiet erlaubten. Später ward ein Theil der Kapitanerie Santo Amaro mit San Vincent einverleibt; und von nun an hat das Land der Vincentisten und Paulisten fast nichts mehr von seinem Flächeninhalt verloren. Gegenwärtig umfaßt diese zwischen 20° 30′ und 28° südlicher Breite liegende Provinz einen Raum von 135 Meilen Länge (von Norden nach Süden) und ungefähr 100 Meilen mittlerer Breite (von Ost nach West). Wirft man einen Blick auf die Karte von Südamerika, so überzeugt man sich leicht, daß dieser schöne fast ganz in der gemäßigten Zone gelegene Landstrich sich seinen Grenzen nach trefflich zu Entdeckungsreisen jeder Art eignete. Gegen Osten gestattete das Meer eine leichte Kommunikation mit den übrigen Provinzen; gegen Süden führte die Provinz San Pedro bis zu den guaranischen Missionen; im Norden gelangte man über das Gebirge Mantiqueira in die fruchtbaren Gegenden von Minas-Geraes mit ihren reichen Bergwerken. Goyaz, das sich in der nämlichen Richtung befindet, konnte auch nicht lange unbekannt bleiben, sobald man den Rio Grande überschifft hatte. Gegen Westen endlich machten die großen Flüsse von Goyaz und Mato-Grosso das Eindringen in die Wüsten von Amazonien möglich.

Der Ursprung der Paulistas, der schon öfters so ungenau und unrichtig angegeben worden, läßt sich hauptsächlich aus den früheren Geschichtschreibern und aus den so selten gewordenen Werken der älteren Missionäre studiren. Doch auch hier erscheint ihr Ursprung dunkel. So Viel ist gewiß, daß die Nationen, welche dieses Gebiet bewohnten, die Patos, Carijos, Guaynazes &c., einer friedlicheren Rasse als die Tupis angehörten, deren Sprache jedoch mehrere derselben redeten; und daß die ersten Abenteurer, welche Gebrauch von den ihnen bewilligten Länderabtretungen machten, sich schnell einige jener Horden unterwarfen. Nach Herrera gab es seit 1527 eine Faktorei, wo Sklavenhandel getrieben wurde, und es existirt noch eine Handschrift vom Jahr 1533, durch welche Martin Alfonzo dem Pedro de Goes das Recht bewilligte, siebenzehn Sklaven zollfrei ausführen zu dürfen. Ayrez de Cazal bemerkt sehr richtig, daß jene Faktorei auf eine regelmäßige Schifffahrt nach den südlichen Gegenden schließen lasse. Es läßt sich durchaus nicht verhehlen, daß von den ersten Zeiten an ein regelmäßiger Handel mit indianischen Sklaven getrieben worden, und hieraus ergeben sich wohl nachstehende Muthmaßungen. Nach Herrera war Martin Alfonzo nicht der erste Europäer, der an diesem Theil der Küste landete. Zwei Portugiesen, wahrscheinlich durch Schiffbruch hieher verschlagen, wohnten früher schon unter den Indianern. Dem Antonio Rodriguez und besonders dem Joao Ramalho war Aehnliches begegnet wie dem Alvarez Correa. Ein indianischer Stamm hatte sie aufgenommen, und nach dem alten Berichte des Hans Stade ist es höchst wahrscheinlich, daß die Guaynazes diese beiden Männer in den Krieg gegen ihre Feinde mitgenommen haben. Sie hatten die Lingoa geral gelernt: vielleicht haben sie zuerst die Indianer, deren Gefahren sie theilten, dazu veranlaßt, die Gefangenen, welche sie in den neuen Niederlassungen machten, zu verkaufen. Gerade so ging es auch in den Küstenländern von Afrika, wo seit dem Anfange des Sklavenhandels sich eine Horde gegen die

andere bewaffnete. — Nachdem Martin Affonzo de Souza die Bai von Rio Janeiro besucht hatte, begann er die Festung Bartioga beim Hafen von Santos zu bauen. Ehe die Kapitanerie ihm bewilligt wurde, gründete er auf seinem Gebiete die erste portugiesische Niederlassung, welche man daselbst sah. Er schloß Bündnisse mit den mächtigsten Häuptlingen der Nachbarschaft, und bei dem Frieden, den er um sich her zu erhalten wußte, konnte mit dem Anbau des Zuckerrohrs der Anfang gemacht werden. Er gründete auch den ersten Engenho in Brasilien; mehrere Kolonisten ahmten sein Beispiel nach, und es bildete sich unter seinen Auspicien eine Gesellschaft zu Ausbreitung des Ackerbaues und der Industrie. Durch ihn kamen auch mehrere auf den azorischen Inseln einheimische Familien nach Brasilien und vermehrten die neue Kolonie. Aber es muß wiederholt werden; mit diesen ersten so nützlichen und nothwendigen Arbeiten war in der Regel auch Sklavenhandel verbunden, und eben darin muß auch der Grund jener grausamen Kriege gesucht werden, den die Paulistas fast 200 Jahre lang gegen die Indianer führten. Wahrscheinlich hat Martin Affonzo das Unrechtliche dieser Maßregeln bald eingesehen und man darf auch voraussetzen, daß er sich damit begnügte, nur unter denjenigen Stämmen, die mit seinen Bundesgenossen im Krieg lebten, Sklaven zu machen; denn man sieht wohl, daß er Expeditionen ins Innere des Landes nicht bloß deßhalb verbot, um die Niederlassungen an den Küsten zu befestigen, sondern auch aus Furcht, das gute Einverständniß, welches zwischen ihm und den Häuptlingen des Stammes bestand, zu stören. Doch, das Uebel war einmal geschehen und nahm einen nur allzu raschen Fortgang.

Eine gewisse Rechtlichkeit läßt sich in den Handlungen dieses Mannes nicht verkennen. Aber er kehrte, nach dem Berichte eines brasilischen Geschichtschreibers, wieder nach Portugal zurück, von wo aus der König Johann III ihn nach Ostindien schickte. Die von ihm eingesezten Verordnungen wurden nun nicht mehr gehalten, und bald begannen jene beklagenswerthen Kriege, welche Brasiliens erste Geschichte mit Blut befleckt haben. Unglücklicherweise hatte Martin Affonzo vor seiner Abreise die Erlaubniß zu feindlichen Expeditionen gegen die Indianer dem Willen seiner Statthalter anheimgestellt; das Uebel, welches hieraus erwuchs, war unberechenbar; es kam so weit, daß die Gattin Affonzo's selbst das Recht zu solchen Einfällen, d. h. die Erlaubniß, Sklaven zu machen, bewilligte.

Das hier Vorausgeschickte war unserer Meinung nach nothwendig, um den Leser zu belehren, welches im Anfange der eigentliche Geist der Vicentisten gewesen. Sie, wie Don Vaissette und Charlevoix gethan haben, eine Bande Straßenräuber zu nennen, die vor Allem sich den Gesetzen des Mutterlandes zu entziehen trachteten, ist unrecht. Es waren Menschen, die nach den Sitten der damaligen Zeit handelten; und aus Dem, was wir den Martin Affonzo de Souza, einen berühmten Krieger, dessen Namen in der Geschichte der damaligen Zeit vorkömmt, thun sehen, können wir leicht schließen, was für ein unseliger Geist damals in den Kolonien herrschte *).

Wie Diego Alvarez Correa (Seite 36), so hatte auch der oben erwähnte Joao Ramalho eine Indianerin geheirathet. Sie gehörte dem

*) Der kostbare Roteiro (Wegweiser) auf der königlichen Bibliothek, dessen Verfasser um die Zeit jener Ereignisse lebte, sagt, wo er von der Gründung der Stadt San Vincente durch Martin Affonzo spricht, ausdrücklich: Esta villa foi povoada de muita e honrada gente, d. h. dieser Flecken ward von einer großen Zahl ehrenwerther Leute bevölkert.

Stamme der Guaynazes an, deren friedliche Gewohnheiten sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt haben. Ein gleichzeitiges Manuscript, das wir schon mehrere Male bei unserer Beschreibung benützt haben, rühmt die friedliche Gemüthsart dieser Rasse, die sich jedoch nie von ihren kriegerischen Nachbarn, den Carijos und den mächtigen Tamoyos, unterjochen ließ. Ramalho hatte die fruchtbaren Ebenen von Piratininga zu seinem Wohnplatze gewählt. Unter dem Schutze Tabyrecas, des obersten Häuptlings der Guaynazes, stehend, hatte er sich einen gewissen Einfluß auf den Stamm erworben, und ohne Zweifel ist er es, welcher die ersten Verbindungen zwischen den Europäern und den Indianern zu Stande brachte.

Aus dieser Verbindung ging ein kühnes, tapferes Geschlecht hervor, und es ist in der That unbegreiflich, wie jene trotzigen Mamalucos, welche später mit den Paulistas Ein Volk ausmachten und deren Muth und Stärke so sehr gerühmt wird, von den Guaynazes abstammen konnten. Aus den Chroniken von San Vincente erfahren wir, daß die Guaynazes »friedliche, genügsame Leute gewesen, die den Eroberern keine Mühe gemacht haben.« In ihren Gebräuchen, heißt es daselbst, seyen sie sehr von denen der übrigen Indianer abgewichen, doch habe es ihnen keineswegs an Muth gefehlt. Folgende naive Beschreibung gibt der Roteiro von ihnen: Die Guaynazes sind unaufhörlich von der einen Seite her mit den Tamoyos und von der andern mit den Carijos im Kriege begriffen. Sie tödten sich unter einander auf grausame Weise. Die Guaynazes sind weder boshaft noch trügerisch. Sie sind im Gegentheil schlichte, gutgesinnte Leute, die sehr geneigt sind, Alles zu glauben, was man ihnen sagt. Sie arbeiten wenig, leben unbekümmert in den Tag hinein und bebauen das Feld nicht. Ihre Nahrung besteht in getödtetem Wild und Fischen, welche sie in Flüssen fangen. Auch essen sie wildes Obst, das ihnen die Wälder liefern. Sie sind sehr gute Bogenschützen. Da sie kein Menschenfleisch essen, so tödten sie auch ihre Gefangenen nicht, behalten sie aber als Sklaven. Den Weißen thun sie kein Leid; im Gegentheil, sie kommen sehr gut mit ihnen aus. Wer einen Guaynazen zum Sklaven hat, darf keine Dienste von ihm erwarten; es ist eine von Natur träge Rasse, die Nichts von Arbeiten wissen will. Außerhalb ihres Gebietes lassen sie sich in keinen Krieg ein, suchen auch den Feind nicht in seinen Verstecken auf, weil sie den Gebirgskrieg nicht verstehen. Sie schlagen sich nur auf den Campos, wo sie leben, und vertheidigen sich gegen die Tamoyos mit dem Bogen. Wenn diese herangezogen kommen, so kämpfen sie wacker mit ihnen auf freiem Felde, senden Pfeile gegen sie ab und beweisen sich so geschickt als ihre Feinde. Die Guaynazes leben nicht in Häusern beisammen wie die Tamoyos, ihre Nachbarn, sondern sie wohnen auf den Campos in Höhlen, die in die Erde gegraben sind, wo sie Tag und Nacht ein Feuer unterhalten. Ihr Lager besteht aus Baumzweigen, über welche sie Thierfelle herbreiten. Die Sprache dieser Nation ist von der ihrer Nachbarn verschieden, doch können sie sich mit den Carijos verständigen. Ihrer Farbe und Leibesbeschaffenheit nach gleichen sie vollkommen den Tamoyos. Nach dem Beispiele anderer Stämme an der Küste haben sie eine große Zahl Götzenbilder.

Dieß waren, nach dem Zeugniß des naiven Chronikschreibers, die Voreltern der Mamalucos, und wir gestehen, daß es schwer ist, in ihnen die Züge der Paulistas wieder zu erkennen. Aber vielleicht waren dieser Rasse von indianischen Gebräuchen nur solche geblieben, welche sie zur Ausbildung

eines kräftigen Menschenschlags befähigten, während ein gewisser natürlicher Instinkt sie einem sozialeren Leben entgegenführte. Nur zu häufig geschieht es, daß die Mamalucos der Ostküste, welche aus der Vermischung der Europäer mit tupinambischen Frauen hervorgehen, wieder zum Nomadenleben der Indianer zurückkehren und nur wenige derselben haben einen günstigen Einfluß auf die brasilische Bevölkerung ausgeübt. Hier dagegen zeigte sich Alles der neuen Ordnung der Dinge günstig, und von Anfang an hat die Vermischung der Rassen, so zu sagen, die Ereignisse vorbereitet.

Es muß übrigens zur freieren Erörterung dieser so wichtigen und gleichwohl von den Geschichtschreibern noch so wenig behandelten Frage gesagt werden, daß die Bevölkerung der Vincentisten sich aus mehreren anderen Stämmen ergänzte. So nahmen sie einen großen Theil jener Corijos in sich auf, welche, die Opferung der Gefangenen und ihren entschiedenen Hang zum Ackerbau ausgenommen, ziemlich viele Aehnlichkeit mit den Tupis hatten; ja sogar aus der Nähe der spanischen Besitzungen bezogen sie Volkszuschüsse aus den Horden der südlichen Tappes und Guarinis; mit Einem Worte: durch immer neue Verbindungen, deren Spuren man überall wahrnimmt, haben die Vincentisten sich nach und nach alle die indianischen Stämme einverleibt, die mit den Europäern zu sympathisiren vermochten; sie thaten somit, was den arbeitenden Klassen in Brasilien von den einsichtsvollsten Männern noch heute zu thun empfohlen wird, damit nicht eine ganze Rasse verschwinde, ohne den künftigen Generationen Nutzen gebracht zu haben.

Nachdem nur einmal der erste Kern der Bevölkerung sich in den Ebenen von Piratininga gebildet hatte, nahm dieselbe mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu; besonders als Nobrega und Anchieta durch die Macht ihrer Rede allein mehr Eingeborne um sich versammelten, als selbst eine Eroberung es vermocht hätte. Um diese Zeit wurde der Grund zur Stadt San Paul gelegt, durch ein Jesuitenkollegium, das Anfangs einzig dazu bestimmt war, der Hauptsitz der apostolischen Arbeiter zu werden. Ein Jahr nachher (1554) erhob sich in der Nähe dieses Gebäudes, das dreizehn Mönche bewohnten, ein Flecken von ziemlichem Umfang, und nach sechs Jahren hatte die Bevölkerung schon beträchtlich zugenommen. Man sah bald ein, welch ein Vortheil aus der Verbindung des Rio Tamandatahy und des Hynhagabahu erwachsen würde, und nun erhob die kaum erst entstandene Stadt sich in Kurzem zu jener Macht und Größe, die ihr seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein so gefürchtetes Ansehen erwarb.

In dem Leben des P. Joseph de Anchieta, einem kleinen, sehr selten gewordenen, spanischen Buche, findet man vieles wahrhaft Merkwürdige über den Ursprung der Kolonie *); aus demselben ersieht man auch, wie in wenigen Jahren beide Rassen sich innig verschmolzen haben. Nachdem P. Anchieta seine apostolischen Arbeiten, über deren Menge man heutzutage erschrecken würde, vollendet hatte, wollte er der neuen Bevölkerung einen Begriff von den Autos sakramentales geben, welche man damals als einen Theil des Gottesdienstes betrachtete. Er hatte zu diesem Zwecke ein heiliges

---

*) *Vida del padre Joseph de Anchieta, traduzida de latinen castellano, por el padre Estevan de Paternina.* Salamanca 1618, 1 Vol. in 12. Dieses Leben Anchieta's war ursprünglich portugiesisch geschrieben von dem P. Pedro Rodriguez, dem Provinzial von Brasilien; hierauf wurde es ins Lateinische übersezt, und aus dieser Sprache von Paternina ins Spanische übertragen. Leztere Arbeit ist eigentlich keine Uebersetzung; Manches ist abgekürzt; dagegen aber hat der spanische Bearbeiter mehreres Neue hinzugefügt.

Drama in beiden Sprachen verfaßt; und als nun mehrere Tausende von Zuschauern, die aus allen Theilen der Kolonie herbeigekommen, unter den ungeheuren Zelten, welche man in der Ebene errichtet hatte, versammelt waren, ward das abwechslungsweise in portugiesischer und in der Tupisprache geschriebene Stück aufgeführt. Diese einzige Thatsache zeigt hinreichend, wie schnell die Vermischung der Eingebornen mit den Europäern vor sich gegangen ist *).

Man würde jedoch sehr irren, wenn man glaubte, die großen Niederlassungen in Südbrasilien seyen ohne heftige Erschütterungen zu Stande gekommen. Gleich von den ersten Jahren an sieht man die Bewohner des Fleckens San Vincent und der Ebene Piratininga im Kampfe mit den beiden Männern, welche die geistliche Macht, die sie über ihre Glaubenslehrlinge auszuüben trachteten, häufig auf Gewalt und stets auf unbedingten Gehorsam gründeten. Diese Kämpfe wurden oft blutig: die Vincentistas und Paulistas scheuten sich nicht, die Neubekehrten, welche an einigen Orten eine besondere Gesellschaft bildeten, anzugreifen. Es wurden wegen Beendigung dieser Feindseligkeiten häufige Unterhandlungen gepflogen, bis endlich der schreckliche Krieg, den die Tamoyos mit ihren Nachbarn begannen und der auf einen Augenblick den Portugiesen gänzliche Vernichtung drohte, die beiden Parteien der Kolonie nöthigte, ihre Kräfte zur Bekämpfung eines so furchtbaren Feindes zu vereinigen.

Der Pater Gaspar de Madre Dios hat in einem besonderen Werke über die Provinz San Vincente gegen Joseph Vaissette und Charlevoix zu beweisen versucht, daß die ersten Bewohner von San Paul Indianer und Jesuiten gewesen, welche nie eine andere Oberhoheit anerkannten als die von Portugal. Wir können der Meinung, die er bekämpft und welche aus den ersten Gründern der Hauptstadt eine zügellose Bande von Räubern machen will, auch nicht beitreten: eben so wenig aber können wir eine absolute Reinheit des Ursprungs annehmen. Es wären Mamalucos, aus der Vermischung der Indianer mit den Europäern entsprossen, welche Portugals Oberhoheit wohl anerkennen mochten, dabei aber, was die Sklaverei der indianischen Stämme betraf, gegen welche leztern sie einen angestammten Haß hegten, ihren besonderen Ansichten hierüber folgten. Später gelang es vielleicht den Jesuiten, welche während des Krieges mit den Tamoyos einen reellen Einfluß gewannen, ihre wilde Gesinnung gegen die Indianer zu mildern; diese aber war zu tief im Geiste des Jahrhunderts eingewurzelt, stand zu sehr im Einklange mit den Interessen der Kolonisten, mit einem Worte, sie gehörte allzusehr der Rasse an, als daß man hätte hoffen können, sie gänzlich zu ersticken; der wilde Naturhang gewann immer wieder die Oberhand, und als bei der Belagerung von San Paul im Jahr 1561 es den Tamoyos gelungen war, bis in die Hauptkirche einzudringen, opferte Tabyreca, der ein Christ geworden war, ohne Erbarmen am Fuße des Altars die Tamoyos, welche sich ihm ergeben hatten und ihn um Gnade flehten.

Es wäre ein großes Unrecht, wenn man die Jesuiten des sechszehnten Jahrhunderts und ihre Arbeiten nach dem in den Missionen von ihnen

*) In dem hier angeführten Werke Anchieta's, von dem leider gar Nichts auf uns gekommen ist ward der Dialog nicht durch einen plötzlichen Wechsel des Sprachidioms unterbrochen, sondern zwischen die Jornadas wurde eine Art Zwischenspiele eingelegt, welche in der Tupisprache verfaßt waren.

befolgten System beurtheilen wollte, wo ehrgeizige Plane sich in ihre Unternehmungen einmischten. Bei den ersten Arbeiten, welche die Väter der Gesellschaft Jesu in Brasilien vollführten, war ihnen jeder Eigennutz fern: wie hätten sie sonst so vielen Leiden und Beschwerden sich unterziehen mögen? Nobrega verdient deßhalb auch mit Recht den Titel eines Apostels von Brasilien, der ihm so vielfach streitig gemacht wird. Noch erhabener erscheint Anchieta, der 44 Jahre lang unermüdet an der Bekehrung der Eingebornen arbeitete und sich nicht scheute, allein als Geißel sich den Händen der Tamoyos zu überliefern, um die Kolonie zu retten. Die Patres Johann Aspicuella, Antonius Perez, Leonard Nunes und noch viele Andere unterstützten jene Beiden mit einem Eifer, den nur Die zu schätzen vermögen, welche in Wäldern gelebt oder in einer indianischen Hütte übernachtet haben. Aber auch nur auf diese Art konnten sie zu Resultaten gelangen, wie sie in Paraguay zu Tag gekommen sind. Nie jedoch ist es ihnen vollständig gelungen, jenem schändlichen Sklavenfange Einhalt zu thun, den die Paulistas mit bewaffneter Hand bis in die entferntesten Wälder hinein trieben; und nie vermochten ihre Nachfolger es zu verhindern, daß die Bandeiras von San Paul und San Vincent Einfälle in das Gebiet benachbarter Stämme machten und aus denselben ganze Heerden von Frauen, Männern und Kindern herbeischleppten, welche man nun zu den härtesten Arbeiten zwang. Umsonst erließ die Regierung ernstliche Gesetze wider dieses räuberische Verfahren der Paulistas; die Gouverneure mußten geschehen lassen, was sie nicht hindern konnten; und ohne daher eine Republik zu bilden, haben die Einwohner von San Paul sich doch in wirklicher Unabhängigkeit erhalten.

Wir haben gleich zu Anfang dieser Notiz einen kurzen Abriß von der Geschichte der Expeditionen gegeben, welche die Paulistas im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert unternommen haben; ferner haben wir ebendaselbst gezeigt, daß alle die großen Entdeckungen, welche im Innern Brasiliens gemacht wurden, ein Resultat ihrer Beharrlichkeit sind. Nun wollen wir Ausführlicheres über diese Expeditionen berichten und entlehnen deßhalb Einiges aus dem Werke eines Schriftstellers, der nach unserer Meinung den abenteuerlichen Geist der Epoche, die er schildern wollte, vortrefflich aufgefaßt hat. »Eine weitere Aehnlichkeit zwischen den Paulistas und Flibustiern,« sagt Lacordaire, »ist die Art, wie sie ihre Expeditionen ausrüsteten, und die Mischung von Aberglauben, Lebensverachtung und Wildheit, welche den Grund ihres Charakters ausmachte. Wie bei den Brüdern der Küste, so war es auch bei den Paulistas gewöhnlich ein alter Waldstreicher, schwarz an Leib und Seele und eingeweiht in alle Geheimnisse der Wüste, welcher den Plan zu einer Expedition entwarf; manchmal auch ein junger Anfänger, der sich einen Namen machen wollte. Es fehlte nie an Freiwilligen, welche sich einem Solchen anschloßen. Waren nun die Bedingungen wegen Theilung der Beute festgestellt und alle Vorbereitungen fertig, so wurde zuletzt noch, um mit dem Himmel ins Reine zu kommen und dessen Gunst für die vorhabende Unternehmung zu gewinnen, eine Messe abgehalten, der alle Theilnehmer an der Expedition beiwohnten. Die Frömmsten unter denselben reinigten sich bei einem Priester von ihren alten Sünden und legten diesem häufig das Gelübde ab, einen Theil von dem Gewinne der Expedition der Kirche als Opfer darzubringen. War der Priester streng, so forschte er, bevor er die Absolution gab, sorgfältig nach dem Zwecke der Unternehmung

und absolvirte nur in dem Falle, wenn es sich einfach um Entdeckung von Bergwerken handelte; die meisten Priester aber übergingen wohlweislich diese Frage mit Stillschweigen und empfahlen bloß in allgemeinen Ausdrücken, der Indianer, welche man unterwegs fände, zu schonen, um sie für die christliche Kirche zu gewinnen. Natürlich machte der Beichtende für den Augenblick keinen Einwurf; war er aber einmal auf dem Wege, so weiß Gott, wie er sein Versprechen hielt! War dieses Alles geschehen, so sezte die Expedition sich — zu Land oder zu Wasser — in Bewegung; Verwandte und Freunde begleiteten den Zug eine Strecke weit unter Glückwünschen: Alle wußten, wie wenig Hoffnung für ein einstiges Wiedersehen vorhanden war. Und nun begann der Kampf des Menschen mit der ungezähmten und schrecklichen Natur der Wildniß. Oft mußte mit der Art ein Weg durch das Dickicht der Wälder gehauen und wochenweise unter freiem Himmel auf durchnäßtem und Pestdünste aushauchendem Boden campirt werden; hier widersezten ausgetretene Flüsse oder Wasserstürze sich dem Vordringen der kühnen Abenteurer, dort drohte der Pfeil des verborgenen Indianers; im Sommer mußte dem Alles versengenden, senkrechten Strahl der Sonne, im Winter dem herabströmenden Regen, dem Hunger und Krankheiten — kurz Allem Troz geboten werden, was von Gefahren eine lebhafte Einbildungskraft sich zu erdenken vermag. Wo sich rothe Erde fand mit den übrigen ihm bekannten Kennzeichen, da gebot der Anführer der Expedition, nachzugraben; fand sich auch nur die geringste Spur von Gold, so waren alle bisher erduldeten Beschwerden vergessen und alsbald ward mit den Grubenarbeiten begonnen; im entgegengesezten Falle drang man weiter vor. Monate, Jahre verstrichen auf diese Weise; endlich sah man zu San Paul einige Unglückliche ankommen, blaß, ausgehungert und selbst ihren nächsten Verwandten nicht mehr erkennbar — die Ueberbleibsel der schon halb vergessenen Expedition. Hatten sie etwas Gold vorzuweisen und konnten sie glänzende Versprechungen machen, so ergriff ein allgemeiner Schwindel die ganze Provinz; ganze Familien, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, machten sich auf den Weg nach dem neuen Eldorado. Wer die Beschwerden der Reise glücklich überwand, ließ sich an jenen Orten nieder und eine neue Kolonie erstand. Von manchen Expeditionen, die nur aus wenigen Personen bestanden, hat man nie mehr gehört. Doch ist nicht anzunehmen, daß Alle, welche daran Theil nahmen, umgekommen seyen. Von ihrem Vaterland durch einen unermeßlichen Raum geschieden, zerstreuten die Abenteurer sich hier und dorthin und Jeder ließ sich nieder, wo es ihm in Sinn kam. Daher kommt es auch, daß man oft in den entferntesten Provinzen Brasiliens Familien findet, welche, weit entfernt, ihren Ursprung vergessen zu haben, mit einer Art Stolz sich daran erinnern, daß das Blut der Paulistas in ihren Adern fließt.

»Kehrte der Paulista wieder in seine Heimath zurück, so brachte er einen wilden, unabhängigen und allen gesellschaftlichen Banden feindlichen Sinn mit. Selten war es, daß er nicht einige Streitigkeiten mit seinen Nachbarn abzumachen hatte, entweder wegen entführter Sklaven oder wegen irgend einer andern Beleidigung, und Der, welchen sein Haß einmal getroffen, mochte sich alsdann wohl hüten, ihm Abends oder bei einbrechender Nacht an einem abgelegenen Orte zu begegnen. Denn das lange Stilet, das er im Stiefel oder unter dem Leder des Sattels verborgen trug, verfehlte, war es einmal gezogen, niemals seinen Mann. Zeigte sich keine günstige Gelegenheit, so wußte er, troz seiner natürlichen Reizbarkeit, lange Zeit in Gedul-

zu warten. Manchmal geschah es, daß erst nach Jahre langem Warten zwei solche Feinde sich unvermuthet im Walde trafen, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung; nun war es sicher um das Leben des Einen geschehen. Der Sieger aber unterließ es selten, nach beendigtem Kampfe den Besiegten in seine letzte Wohnung zu schaffen, hierauf bei dem Grabe niederzuknien und einige Gebete zu sprechen; hatte er alsdann noch ein Kreuz aus zwei in der Eile über einander gebundenen Stücken Holz an dem Platze aufgerichtet, so entfernte er sich, ohne weiter an das Geschehene zu denken. Der einsame Wald aber bewahrte treu das Geheimniß und Alles war vorbei.

»Manchmal erstreckte solch unversöhnlicher Haß sich auf ganze Familien, welche so eifrig an der Sache eines ihrer Mitglieder Theil nahmen, als wäre es ihre eigene. Daher kam es auch unaufhörlich zu Unruhen und Streitigkeiten in der Stadt. Was die Rache noch heute in Corsika verübt, das sah man damals in San Paul geschehen, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbst mit einer Energie gehandelt wurde, die unserer Zeit fremd ist«*).

Der Schriftsteller bemerkt noch, daß das hier entworfene Gemälde nicht mehr auf die heutigen Paulistas passe, welche von ihren Vätern Nichts als jenen edlen Stolz und eine Tapferkeit, die jede Probe hält, geerbt haben; aber gewiß ist die Skizze, welche er uns von dem unbezähmten Charakter jener ersten Bewohner von San Paul und Piratininga entwarf, eben so lebendig als wahr. So war das Leben, welches Arzao, Antonio Dias, Bartholomäus Rocinho, Garcia Ruiz, Lama, Manoel Preto und so viele andere berühmte Abenteurer führten. Diese Paulistasanführer hießen Bandeirantes und ihre Haufen Bandeiras; wie wir noch heute im neunzehnten Jahrhundert eine Soldatentruppe, welche unter derselben Fahne marschirt, auf französisch bandière nennen. Manchmal war die Expedition einzig dazu bestimmt, Gold- und Silbergruben aufzusuchen; plötzlich aber wandte sie sich gegen die Indianer, wie es unter Bueno und seinem Vater in den großen Einöden von Goyaz der Fall war. Die Aufsuchung der Gruben führte die Paulistas gewöhnlich in jene nördlichen, ungeheuer weit von ihrem Vaterlande entfernten Provinzen. Wenn sie, was häufig geschah, bis an die Ufer des Amazonenstromes vordrangen, »so war Dieß gerade so, als wenn ein Bewohner Frankreichs durch das mit unwegsamen Wäldern bedeckte Europa sich bis nach dem Innern von Sibirien einen Weg gebahnt hätte.« Am häufigsten jedoch hielten sich die Bandeiras bei ihren Zügen innerhalb der Südprovinzen und wandten sich gegen die großen indianischen Stämme, welche sie in die Sklaverei schleppten.

Die Schriftsteller dieser Periode stimmen in ihren Klagen überein: nach dem Berichte Fernandes Pinheiro's, der aus [illegible]r zuverlässigen Manuscripten schöpfte, geschah es nur allzuhäufig, daß die Paulistas in Guayra einfielen und viele Hundert Indianer mit fortnahmen, die sie nachher auf dem Markte verkauften; es gab Bandeirasanführer, welche, wie z. B. der berühmte Manoel Preto, gegen tausend indianische Bogenschützen auf ihren Gütern hatten. Alles Dieses geschah in der lezten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit griffen die Paulistas nicht allein Stämme, sondern sogar Städte an. Außer Guayra verwüsteten und zerstörten sie auch Ciudad-Real und Ciudad de Xeres und ein großer Theil der Guaramas-Indianer wurde durch ihre Einfälle auf immer vertrieben.

*) Lacordaire, Revue des deux mondes, t. I, IVe série.



Paulisten.

Ungefähr um 1620 begannen die Paulistas auch die jesuitischen Niederlassungen anzugreifen; sie setzten ihre Einfälle in dieses Gebiet fort bis 1679. Hieraus erklärt sich der grenzenlose Haß, der noch immer zwischen den Beherrschern von Paraguay und den Bewohnern von San Paul fortdauert, so wie auch die lügenhaften Gerüchte, welche sich hauptsächlich im achtzehnten Jahrhundert über die Paulistas verbreiteten und welche ihre Stadt San Paul als eine wahre Räuberhöhle schilderten. Die Bandeirantes wußten sich trefflich des Säbels und der Stutzbüchse zu bedienen; in den Wäldern gaben sie den verschlagensten Indianern an List Nichts nach; durch ihre Züge in die entferntesten Provinzen hatten sie sich ungewöhnliche geographische Kenntnisse des Landes erworben; darin bestand aber auch ihr ganzes Wissen. Nicht Einer hat eine Feder angerührt, um die in Europa verbreiteten Gerüchte von einer angeblich in den Ebenen von Piratininga gegründeten Republik zu widerlegen. Der Vortheil in diesem Streite mußte also auf Seite Derer bleiben, welche redeten und zwar mit Energie redeten. Gewiß gehören die Einfälle der Paulistas in das indianische Gebiet zum Schändlichsten, was je die Geschichte Amerika's befleckt hat; aber die Vorwürfe, die man ihnen über diesen blutigen Mißbrauch der Gewalt machen kann, theilen die Paulistas mit den Europäern, ja selbst mit den Jesuiten. Es ist jezt bewiesen, daß diesen Lezteren solche feindselige Mittel nicht fremd waren, und der Name (Reductionen), den sie den Missionen von Paraguay beilegten, könnte in der That auch ganz anders als im geistlichen Sinne ausgelegt werden *).

Bei dem Einfalle der Holländer waren die Paulistas zu weit vom Schauplatze des Krieges entfernt, um thätigen Antheil daran nehmen zu können; unwahr aber ist es, daß sie in dem Augenblick, da das Mutterland unter der Schwere seines Unglücks erlag, sich ganz von demselben losgesagt haben. Nach der glorreichen Revolution, durch welche ein Prinz aus dem Hause Braganza auf den Thron gelangte, war San Paul eine der ersten Städte Brasiliens, welche laut ihre Freude über diese politische Veränderung äußerte.

Aber durch welche Folge von Ereignissen, durch welche neue Zusammenstellung ihrer sozialen Verhältnisse hat der Charakter der Bewohner von San Paul sich so gänzlich geändert? Die Untersuchung dieser Frage liegt außerhalb der Grenzen dieses Werkes. So Viel ist gewiß, daß während der lezten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der Charakter der Paulistas eine

*) Es ist bekannt, daß die Jesuiten vom Pabst ein Breve erhielten, das alle Diejenigen exkommunicirte, welche den Indianern Unrecht zufügten. Gleich nach Verkündigung dieses Breve nun wurden die Jesuiten aus San Paul verjagt. In Folge dieser Austreibung aber verbreiteten sich die ungereimtesten Gerüchte über eine religiöse Spaltung, die sich in jener Hauptstadt gebildet habe. Hierüber sagt Alph. Beauchamp, nach Southey, der ohne Zweifel seine Erzählung aus jesuitischen Berichten schöpfte, Folgendes: „Die Paulistas errichten Altäre gegen Altäre, und um die Cariges und Piagiares von der Annahme des Christenthums abwendig zu machen, suchen sie diese wilden Stämme zu überreden, es sey kein wesentlicher Unterschied zwischen der christlichen Religion und dem Glauben der brasilischen Zauberer; sie ernennen sogar ein Oberhaupt der Kirche und geben ihm den Namen Pabst; sie setzen Priester und Bischöfe ein, verordnen die Ohrenbeichte, halten Messen, gründen Collegien, machen heilige Bücher aus der Rinde gewisser Bäume, in welche sie seltsame Zeichen eingraben und alsdann behaupten, der heilige Geist habe es ihnen eingegeben . . . .“

„Hieraus entstand eine abscheuliche Mischung christlicher Ceremonien mit den Gebräuchen brasilischen Aberglaubens. Dadurch daß die Paulistas die Convulsionen, den heiligen Wahnsinn der Wahrsager, nachahmten, nahmen sie den leichtgläubigen Geist der Wilden gefangen, welche, betroffen über eine solche seltsame Mischung heiliger und barbarischer Gebräuche und Ceremonien, haufenweise herbeikamen, um den neuen Glauben anzunehmen“ (Histoire du Brésil, t. III, pag. 348). Es ist in der That schwer, in so wenigen Zeilen so viele Ungereimtheiten zu sagen; dieselben bedürfen natürlich keiner Widerlegung, aber sie beweisen wenigstens, wie geschickt man die Natur der Gerüchte wählte, welche man in Umlauf sezte.

solche Aenderung erlitt, daß von dem alten, wilden Ungestüm ihm Nichts blieb als eine rühmenswerthe Tapferkeit, Seelengröße und ein edler Freimuth — Eigenschaften, welche mit der heftigen, grausamen Gemüthsart der alten Kolonisten in scharfem Contraste stehen. Eine etwas sorgfältigere Erziehung, die Verbreitung des Ackerbaues und die geregelte Einrichtung der Bergwerke mögen viel zu dieser Aenderung beigetragen haben. Vielleicht hatte der allzu ungestüme Charakter der Paulistas nur einer weisen Modifikation nöthig. Gegenwärtig scheint die sittliche und intellektuelle Ausbildung in San Paul den erfreulichsten Fortgang zu nehmen.

Die Provinz San Paul ist eine jener bevorrechteten Regionen, welche des übrigen Brasiliens wohl entbehren könnten, so schwer auch ihr Verlust diesem Reiche fallen dürfte. Ihre zahlreichen Heerden sind eine hinreichende Sicherung gegen den Mangel an Lebensmitteln während einer kriegerischen Expedition; der südliche Theil eignet sich besonders für die Produkte des mittäglichen Europa *) und der Norden liefert alle Feldfrüchte der Tropenländer; ihre Eisengruben endlich, welche die erschöpften Goldgruben vertreten, gestatten dieser Provinz manche industrielle Einrichtungen, welche anderswo nicht hätten getroffen werden können.

Nach den lezten Nachrichten, die uns über San Paul zugekommen sind, ist die ganze Provinz gegenwärtig in drei Comarcas eingetheilt, welche später einer abermaligen Theilung unterliegen sollen. Es gibt wenige Gegenden in Brasilien, die eine solche Verschiedenheit des Bodens aufweisen können: Dieß bestätigen genugsam die Gebirge daselbst, unter denen wir folgende ausheben: die Serra Araassoiava, auch Gurassoiva, deren tupischer Name so viel heißt als Sonnenschleier, weil sie beim Auf- oder Untergang der Sonne ihren Schatten über eine weite Ebene hin ausbreitet; der Araguara, aus dem häufig Dünste aufsteigen; der Pirapirapuan, in welchem man noch Gold findet; die Serra Dourada, deren Name auf eine jezt erschöpfte Goldmine hinweist; der Monte Cardoso, in der Nähe des Meeres; der Monte Jurea, an dessen Fuß sich mit Ungestüm die Meereswellen brechen und der beim Volke den Namen Judenberg (Monte de Judea) hat, wegen der Verwünschungen, die seine vielen Höcker den Reisenden abnöthigen; und endlich der Jaguary, dessen schroffe Felsen mit unzähligen Bäumen untermischt sind. Alle diese Gebirge, welche in Europa wenig bekannt sind und selten in geographischen Werken angeführt werden, verleihen dem Lande jenen pittoresken Charakter, den die Reisenden nicht genug bewundern können und der doch in speziellen Beschreibungen so selten herausgehoben wird **).

Der Vater der brasilischen Geographie hat sehr gut bemerkt, daß es, mit Ausnahme Para's, keine Seeprovinz gebe, die so viele schiffbare Flüsse hat. Doch können auch die beträchtlichsten derselben nicht dazu benüzt werden, Produkte aus dem Innern des Landes aufs Meer zu bringen; denn

---

*) Aus dem Roteiro do Brasil, den wir schon einige Male benüzt haben, ersieht man, mit welchem Erfolge der Weinbau gleich von Anfang an getrieben wurde. Der Reis, welcher in der Gegend von Santos wächst, wird für den besten in ganz Brasilien gehalten.

**) Das Werk des F. Gaspar da Madre de Deos ausgenommen, gibt es keine einzige spezielle Monographie über San Paul. Ohne die freilich unvollständigen Nachrichten von Mawe und die etwas zuverläßigeren, aber allzu kurzen Berichte von Spix und Martius müßte man sich an die allgemeine Statistik von Pizarro und Ayres de Cazal halten. Diese aber beweist, wie wenig bekannt noch immer gewisse Gegenden von Brasilien sind. Das schätzbare Werk von Menezes de Drummond, das sich auf die Berichte Andradas stüzt, ist einzig nur der Mineralogie dieses Landes gewidmet.

die besondere Beschaffenheit des Bodens nöthigt sie, in einem gegen Westen gewandten Bogen in den Ocean zu fließen.

Sogar der Parannafluß, der eine so große Rolle in der Geographie von Amerika spielt und der durch die Menge seines Wassers den größten Flüssen den Vorrang streitig macht, hat seinen Ursprung in der Provinz San Paul. Er entsteht aus dem Zusammenfluß des Paranahyba und des Rio Grande, zwei bedeutenden Flüssen, deren Quellen sehr entfernt von einander sind, indem der eine mitten in der Provinz Goyaz und der andere im Innern von Minas-Geraes entspringt.

Der Ignussu und Parannapamma sind zwei sehr wichtige Flüsse, deren Ufer noch nicht einmal ganz benuzt sind; der wichtigste von allen ist aber ohne Widerrede der Rio-Tiete, denn dieser war, wie schon oben bemerkt worden, unter allen Flüssen, welche die Provinz bewässern, der Neigung der Paulistas für große Entdeckungsreisen am günstigsten. Zwanzig Meilen von San Paul entsprungen, fließt er sehr nahe an dieser Hauptstadt vorbei und wird, besonders nachdem er den Pirassicaba aufgenommen, für die Schifffahrt höchst wichtig. Trotz der größten Schwierigkeiten wird derselbe doch mit bedeutenden Schiffen befahren, auf denen man bis in die entferntesten Provinzen gelangen kann. Die Paulistas bedienten sich ehemals jener großen von ihnen ausgehöhlten Baumstämme, die auf dem Tybaia und dem Jaguary wachsen, zu solchen Fahrten, und schifften bis in die Wüsten von Cuiaba hinab. Der Tiete ergießt sich in den Paranna; und wenn wir später Einiges von den schrecklichen Kriegen, welche die Entdeckung von Mato-Grosso veranlaßte, erzählen werden, wird man sehen, wie diese Straße, auf der es dem Anschein nach so leicht ist, in den Ocean zu gelangen, mehrere Male wieder verlassen wurden aus Furcht vor den schrecklichen Payagoas; um sie nicht mehr fürchten zu dürfen, mußte man sie vertilgen; wie die Guaycourous sich die Herren der Ebene nannten, so hatten jene Payagoas sich die Herrschaft über die Flüsse angemaßt.

Wenn der Raum es uns gestattete, bei der Beschreibung dieser schönen Landschaft mehr ins Detail zu gehen, namentlich auch, was die Naturgeschichte der Wüste betrifft, so würden wir unsere Leser zu jenen großen Wasserfällen der Nebenflüsse des Tiete führen, an deren öden Ufern es zu gewissen Zeiten von Fischern wimmelt, welche hier reiche Beute machen, weil die Cascaden der Auswanderung der Fische im Wege stehen. Mit besonderem Interesse würden wir ferner die üppige Natur in diesen Gegenden betrachten, welche von der näher bei den Wendezirkeln gelegenen Orten schon bedeutend verschieden ist. Die Temperatur ist gemäßigter und die Palmen erreichen hier nicht mehr die Größe wie im Innern Brasiliens. Dagegen sieht man Zapfenbäume und die große südamerikanische Fichte ernährt mit ihren reichlichen Früchten ganze Monate lang gewisse wilde Stämme, so wie der Lecythis den Horden der Ostküste seine Kastanien als Nahrung reicht. Ueber solche Einzelnheiten aber sind besondere Werke nachzuschlagen. Wir fügen jedoch noch bei, daß die Zoologie dieses Landes durch die häufigen Einwanderungen der Europäer bedeutende Aenderungen erlitten hat. Während verschiedene eingeführte Thierarten sich sehr vermehrt haben, sind andere fast ganz verschwunden. So der schöne Flamingo oder Guara mit purpurnem Gefieder, welcher sogar die Bewunderung der Wilden erregte und sonst überall angetroffen wurde. Aus dem alten Berichte des Hans Stade ersieht man, daß die Tupinambas diesen

Vogel, der ihren Festen zur Zierde diente, an der ganzen Küste hin fingen. Vor ungefähr zwanzig Jahren aber hat die Regierung, welche sich sonst wenig um derlei Dinge bekümmert, für nöthig gefunden, einen Befehl wegen Erhaltung dieses schönen Vogels zu erlassen, der eine der herrlichsten Zierden der brasilischen Wälder ist. Fünf Meilen nördlich vom Rio-Sahy-Grande, dem Grenzflusse der Provinz, ist die Mündung eines tiefen Flusses, Guara-tuba*) genannt, der seinen Namen von der großen Menge Guaras erhalten hat, die sich an seinen Ufern aufhielten. Noch heutzutage halten sie ihre Lagezeit auf einer mit Leuchterbäumen bedeckten niederen Insel, ungefähr zwei Meilen vom Meer **).

Die Stadt San Paul verdankt, wie wir schon oben erzählt haben, ihren Ursprung der Gründung eines Jesuitenkollegiums, ihren Namen aber der ersten Messe, welche daselbst am Tage Pauli Bekehrung gehalten wurde. Anfänglich fügte man ihm noch den Namen der Ebene bei, in welcher die Stadt erbaut ist, und nannte sie San Paulo de Piratininga. Sie nahm bald so sehr an Größe und Bevölkerung zu, daß sie vom achtzehnten Jahrhundert an unter die wichtigsten Städte Brasiliens gezählt werden konnte. Sie ist zugleich eine sehr hübsche Stadt und gewährt den angenehmsten Aufenthalt. Unter 23° 33′ 10″ südlicher Breite und 48° 59′ 25″ westlicher Länge (von Paris an) liegend, ist sie nur anderthalb Meilen vom Wendekreis des Steinbocks entfernt, und da sie ungefähr 1200 Fuß über dem Meere erbaut ist, so vereinigt sie in der That alle mit dem Klima der Aequinoktialregionen verbundenen Vortheile, ohne mit diesen den Nachtheil einer brennenden Hitze zu theilen. Die mittlere Temperatur übersteigt selten 22° oder 23° des hunderttheiligen Thermometers und hält sich oft zwischen 15° bis 18° Reaumur. Von Zeit zu Zeit macht die Kälte sich ziemlich fühlbar, doch nicht so sehr, daß dadurch eine Aenderung in der Kleidung nöthig würde. Im Allgemeinen ist die Temperatur so mild und angenehm, daß, nächst Porto Allegre, den Europäern der Aufenthalt in keiner Stadt besser zusagt als hier. Das Klima ist fast immer dasselbe wie in Spanien oder Italien, und Fremde, welche sich lange in Brasilien aufhalten, können sich hier am besten von der Mattigkeit wieder erholen, welche die außerordentliche Hitze so häufig verursacht.

Es ist schon gesagt worden, daß die Ebene von Piratininga, in welcher die Stadt San Paul sich erhebt, von den Indianern schon vor der Zeit der Eroberung erwählt worden war, um daselbst eine Aldea zu gründen. Dieß beweist hinlänglich, wie geeignet diese Gegend zur Gründung einer Stadt seyn mußte. Denn stets hat ein wunderbarer Instinkt die Eingebornen bei der Wahl der Plätze geleitet, welche sie sich zu einem mehr oder minder langen Aufenthalte ausersahen, und man hat es immer als das Beste gefunden, hierin ihrem Vorgange zu folgen. Erfrischenden und periodisch wiederkehrenden Winden ausgesetzt, beherrscht die Stadt San Paul die weite von Westen nach Süden sich ausbreitende Ebene; sie ist auf einem Hügel erbaut und macht schon von Weitem einen weit heitereren Eindruck als die meisten von der Küste entfernt liegenden Städte. San Paul hat zwar keine großartigen Gebäude, zeichnet sich dafür aber durch Regelmäßigkeit in der

---

*) Tuba heißt in der Lingoa geral: viel.

**) Trotz der heilsamen Verordnung, von welcher Ayres Cazal berichtet, hat Saint-Hilaire so viele dieser schönen Vögel tödten sehen, daß er den Untergang des ganzen Geschlechts befürchtet.

Anlage aus. Mangel an tauglichem Material, vielleicht auch eigensinniges Beharren bei der alten von einigen südeuropäischen Städten entlehnten Bauart, war die Ursache, daß fast alle Häuser aus Erde gebaut sind, oder, wenn man will, aus Taipa, einer Art an der Luft getrockneter Backsteine, denen man mittelst eines gewissen Kalkes, welcher im Lande unter dem Namen Tabatinga bekannt ist, eine weiße Farbe gibt. Diese bequeme, schnelle und dauerhafte Bauart, welche bei uns den Namen Pisé führt, wurde durch die Paulistas fast an allen Orten einheimisch, wo ihre übrigen industriellen Gebräuche Eingang fanden. Um eine Mauer aufzuführen, bedient man sich einer Form, die aus sechs beweglichen, auf ihrer Längenkante über einander aufgestellten und durch Querhölzer festgehaltenen Brettern besteht. In den innern Raum dieser Form füllt man eine gewisse Menge feuchter Erde und schlägt dieselbe mit einem Schlegel so lange, bis sie zu einer festen Masse geworden ist und die Form in allen ihren Theilen vollkommen ausfüllt. So erheben sich die Taipas schichtenweise über einander, bis die Mauer vollendet ist. Die für Fenster und Thüren bestimmten Räume werden gleich frei gelassen. Man sieht Gebäude, welche schon vor 200 Jahren auf diese Art gebaut wurden und noch die größte Dauerhaftigkeit haben. Die Häuser in San Paul haben zwei bis drei Etagen und öfters mehr. Da keine Dachrinnen im Gebrauche sind, so gibt man den Dächern einige Fuß Vorsprung, damit der Grund der Gebäude nicht Schaden leide.

Als der Pater Tego das päbstliche Breve in San Paul verkündete, welches Diejenigen mit Exkommunication bedrohte, die ihre geraubten Sklaven nicht herausgeben würden, kam es bekanntlich zu einem Aufstande, durch welchen die Jesuiten auf immer verjagt wurden. Seit dieser Zeit hat das von ihnen gegründete Collegium eine andere Bestimmung erhalten. Es wurde zu einer Residenz für den Gouverneur eingerichtet, und somit haben also die Paulistas mehrere Jahre zum Voraus gethan, was nachher viele andere Städte Brasiliens thaten. Unter die öffentlichen Gebäude gehören auch die Casa de Misericordia, drei Hospitäler und drei Klöster, die dem Franziscaner-, dem Benediktiner- und dem Carmeliterorden angehören. Die Kirchen haben nichts Merkwürdiges, obschon sie weit früher als die meisten der übrigen Kirchen Brasiliens erbaut wurden. Einige hübsche Plätze, drei steinerne Brücken, viele Brunnen (deren Wasser übrigens für den Hausgebrauch nicht so geschätzt ist als das des Tiete, der eine halbe Meile vor der Stadt vorbeifließt), sehr reinliche Straßen — Dieß ist in wenigen Worten Alles, was dem Fremden in der alten Stadt der Paulistas auffallen mag. Es werden aber fortwährend neue Einrichtungen getroffen und die Stadt erfreut sich jedes Jahr glücklicher Fortschritte.

Vor etwa zehn Jahren zählte San Paul 30,000 Einwohner und es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Zahl sich unterdessen sehr vergrößert hat. Die eine Hälfte der Einwohner gehört der weißen Rasse an oder rechnet sich wenigstens! zu derselben; die andere Hälfte besteht aus Schwarzen und Farbigen; hieraus ergibt sich auf den ersten Blick, daß nächst Rio Grande do Sul und Rio Negro diese Stadt am wenigsten durch die Abschaffung des Sklavenhandels verliert, weil sie die wenigsten Vortheile daraus zog. Doch ist es wahrscheinlich mehr ihr Klima als der Sinn ihrer Einwohner, was die Einführung einer größeren Zahl Neger hindert. Man hat bemerkt, daß die scharfe Gebirgsluft und die kalten Nächte, welche in einem großen Theil

der Provinz sich häufig einstellen, der Gesundheit mehrerer schwarzen Stämme nachtheilig sind. Diejenigen, welche die hohen Weiden im Westen von Banguela bewohnen, nahmen das Klima leichter an und aus ihnen besteht auch der größte Theil der schwarzen Bevölkerung dieser Hauptstadt.

Nach der Meinung gelehrter deutscher Reisenden hat der Geschmack an europäischen Luxusartikeln in San Paul geringere Fortschritte gemacht als in den Städten Bahia, Pernambuco und Maranham. Das Nützliche hat hier den Vorrang vor dem Eleganten. Statt jener prächtigen Spiegelgläser, die man in Frankreich verfertigt, und der sorgfältig polirten Meubeln, die aus Nordamerika eingeführt werden und welche man in den andern Provinzen Brasiliens so häufig antrifft, sieht man gewöhnlich in den Empfangzimmern große, durch ihr Alter ehrwürdige Stühle und einige kleine Spiegel aus den Nürnberger Fabriken. Statt der neumodischen Lampen oder Wachsstöcke dient eine altväterische, mit Oel vom Wunderbaum (Palma Christi) gefüllte kupferne Lampe zur Erleuchtung des Gemachs. Auch im gesellschaftlichen Tone macht der europäische Einfluß sich weniger bemerkbar; es kommt seltener vor als in Europa, daß man aus langer Weile nach den Karten greift; die Abende werden durch lebhafte Unterhaltung, Gesang und Tanz ausgefüllt.

San Paul hat ein im neuen Style gebautes Schauspielhaus, in welchem ältere Stücke, auch einige aus dem Französischen übersezte Opern aufgeführt werden. Aber wie in San Salvador und Pernambuco, so sind auch hier die Schauspieler meistens Farbige, und wahrhaft lachenerregend ist die Wirkung, welche die weiße und rothe Schminke auf diesen dunkelfarbigen Gesichtern hervorbringt. Das Kostüm ist nicht weniger grotesk, und man sieht wohl, daß die richtige und passende Auswahl desselben den Künstlern wenig zu schaffen macht.

Mehr Reiz und Originalität bieten die eigentlichen Nationalunterhaltungen dar. Oft sieht man in der Ebene von Piratininga sich jene Stiergefechte erneuern, welche ehemals das Lieblingsvergnügen der Portugiesen und ihrer Nachbarn waren. Die Paulistas zeigen hiebei viel Gewandtheit, obgleich sie nicht mit den spanischen Toreadores verglichen werden können. Das Volk hat seine besondere Tänze und der Landu, welcher sehr an den Chica in unseren Kolonien erinnert, ist nicht nur von den Negern in San Paul, deren ausgelassene Tanzlust sie an keinem Orte der Welt verläßt, sondern auch von den Farbigen angenommen worden, obgleich Leztere noch mehr als die eigentlichen Schwarzen zur indianischen Rasse gehören. Ebenso ist es mit dem Batucatanz. Besonders bemerkenswerth ist bei den Paulistas ihre Freude an Nationalgesängen. Wer aber auch nur das geringste Gefühl für einfache und ausdrucksvolle Melodien hat, muß beim Anhören ihrer Modinhas gerührt werden. »San Paul,« sagt ein schon von uns angeführter französischer Reisender, »gleicht in vieler Hinsicht einer Stadt in Andalusien. Nicht selten hört man daselbst, wie in Cadir, in nächtlicher Stunde eine Guitarre unter dem von unsicherer Hand halb geöffneten Fenster irgend eines Hauses erklingen. Die Frauen, denen solche Huldigungen gebracht werden, sind aber auch in ganz Brasilien durch ihre anmuthsvollen Reize berühmt, wie Solches genugsam aus dem dreifachen Sprichworte erhellet, das auch Spix und Martius bei ihrer Schilderung der reizenden Frauen von San Paul anführen: in Pernambuco ellas nao ellos, in



Paulistische Pferdehändler.



Battuca Tanz zu S.t Paul.

Bahia elles 'nao ellas, in San Paul ellas e ellas *).« Wenn auch Wuchs und Haltung der Paulistaerfrauen den feineren Körperbewegungen zu widerstreben scheinen, so sind sie doch voller Anmuth und Leben. In ihrer Physionomie liegt ein glückliches Gemisch von Fröhlichkeit und Freimuth. Sie haben auch einen weit weniger bleichen Teint als die übrigen brasilischen Frauen. Mit den Männern theilen sie jene Ungezwungenheit, die man in ganz Brasilien rühmt. In der Gesellschaft führen sie einen heiteren, nichts weniger als affektirten Ton und wissen mit Gewandtheit sich in den Geist jeder Unterhaltung zu finden. Man hat ihnen schon einige Male allzu große Freiheit in ihren Manieren vorgeworfen und sie des Leichtsinns beschuldigt; mehrere glaubwürdige Reisende aber haben diese Beschuldigungen ungerecht und ganz ungegründet gefunden.

Einige Familien in San Paul haben sich ganz unvermischt erhalten und thun sich auf diese Ausnahme Etwas zu gute. Man kann aber nicht gerade sagen, daß diese Reinhaltung des Geblüts Viel zur Schönheit des Körpers beigetragen; es läßt sich im Gegentheile behaupten, daß die Vermischung mit den eingebornen Rassen den glücklichsten Einfluß auf die Schönheit der Züge und die Lebendigkeit des Ausdrucks geübt habe. Im Allgemeinen ist es für die aus solchen Vermischungen hervorgegangenen Individuen vortheilhafter, wenn die Kennzeichen der caucasischen Rasse bei ihnen vorherrschen. Es ist sehr schwierig noch heutzutage, das Verhältniß der Mischungen anzugeben, und man kann behaupten, daß die Zahl der Mamolucos sehr klein ist, welche von einem Weißen und einer Indianerin unmittelbar herstammen. Im Allgemeinen gehen Diejenigen, welche mehr oder minder die physiologischen Kennzeichen der indianischen Rasse beibehalten, nach und nach von einer ziemlich entschiedenen braunen zu einer gelben und hierauf zu einer fast ganz weißen Farbe über. Was diese Metis fast immer auszeichnet, ist ihr breites Gesicht, die hervorstehenden Backenknochen, ihre kleinen schwarzen Augen und eine gewisse Unsicherheit des Blicks: solche Merkmale verrathen unfehlbar den indianischen Ursprung. Die Paulistas machen sich hauptsächlich durch ihren stolzen Blick, ihre kräftige Haltung und den ganzen Ausdruck eines unabhängigen Geistes kennbar. Aus ihren braunen Augen — blaue sind selten — strahlt feuriger Muth. Ihr dichtes Haupthaar ist glänzend schwarz und ihr ganzer Körperbau zeugt von ungewöhnlicher Muskelkraft.

Ganz anders ist es bei den Individuen, die aus der Vermischung der Indianer mit den Schwarzen hervorgehen. Die Metis dieser Art, welche eine sehr dunkelbraune Farbe haben und die, wie schon oben bemerkt wurde, Casusas genannt werden, unterscheiden sich durch ihr schwarzes Haupthaar, das, weil es, besonders bei den Frauen, die Merkmale beider Rassen trägt, eine außerordentliche Fülle gewinnt. Oft ist es so groß, daß man es für künstlich zu halten geneigt ist. Auf ihrer Reise erschracken Spix und Martius eigentlich über dem seltsamen Anblick einer dieser armen Kreaturen, die ihnen auf dem Wege von Rio nach San Paul begegnete. Auf der nämlichen Reise bemerkten sie auch, daß durch die Mischung der Rassen der Ausbildung jener häßlichen Mißgestalten, die bei uns in den Gebirgsgegenden

*) Dieses Sprichwort läßt sich nicht wohl ins Deutsche übertragen. Wörtlich heißt es: in Pernambuco sie (weiblich) und nicht sie (männlich); in Bahia sie (männl.) und nicht sie (weibl.); in San Paul sie (weibl.) und wieder sie (weibl.).

so häufig sind, nicht verhütet werde. Sie sahen mehrere Menschen dieser Art mit ungeheuren Kröpfen. Später machte Walsh die nämliche Bemerkung in gewissen Orten der Provinz Minas.

Nächst den Sertanejos, die in ihren großen Campos ganz anders gekleidet gehen, als man es an der Küste hin gewohnt ist, und den Bewohnern von Minas-Geraes, die etwas von ihrem ursprünglichen Kostüm beibehalten zu haben scheinen, sind die Paulistas die einzigen in Brasilien, welche eine wahrhaft charakteristische Kleidung haben. Natürlich ist hier weder von Schwarzen, noch von Indianern die Rede. Täglich jedoch geht an diesem Nationalkostüm, das sich nur auf dem Lande in seiner Reinheit erhält, eine kleine Aenderung vor. Es besteht in einem sehr weiten Poncho, gewöhnlich von blauer Farbe, der die Stelle eines Mantels vertritt und den die Männer sehr schön umzuwerfen und zu tragen wissen. Ein Hut mit breiten Krämpen, weiche Stiefel von ungeschwärztem Leder, ein Jagdmesser mit silbernem Handgriff — Dieß gehört zur Kleidung eines ächten Paulista. Bei den Frauen haben unsere europäischen Moden eine förmliche Revolution hervorgebracht. Mäntel werden selten mehr und meistens nur in den untern Volksklassen getragen. Dagegen wurde der runde Hut beibehalten, und die reizenden Paulistinnen wissen diese Kopfbedeckung, die auch in Minas im Gebrauche ist, sehr zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Die Einwohner von San Paul pflegen sprichwörtlich zu sagen: wenn sie Brasilien auch Nichts gegeben hätten als die Hängematte und die Cangica, so hätten sie gleichwohl genug für dieses Land gethan. Die Hängematte, welche schon bei den Tupis seit undenklichen Zeiten im Gebrauche war, wurde von den Paulistas sogleich angenommen und wahrscheinlich verbreitete sich durch sie ihr Gebrauch im übrigen Brasilien. Was die Cangica betrifft, so ist sie überall, wo die Paulistas bei ihren Entdeckungsreisen hingekommen sind, zur Nationalspeise geworden. Und in der That verdiente sie auch, ihrer Einfachheit wegen, von allen wilden Stämmen als Hauptnahrung angenommen zu werden. Die Cangica, von der im Süden Brasiliens so viel Rühmens gemacht wird und welche auf allen Tafeln erscheint, ist nichts Anderes als eine sehr geschmacklose Suppe, die aus enthäuteten und in Milch oder gar in Wasser abgesottenen Maiskörnern besteht. Bemerkenswerth ist, daß im Süden das nämliche Vorurtheil gegen das Maniocmahl herrscht, wie im Norden gegen den Mais, der hier als der Gesundheit nachtheilig verworfen wird. Zum Glück stimmt hierin die Volksmeinung, wenn auch nicht mit der Wahrheit, doch mit der Nothwendigkeit überein; denn der Boden in den Südgegenden ist zum Anbau der verschiedenen Maisarten weit geeigneter als zum Manioc. Dagegen gedeiht dieser um so besser an der Ostküste und in den der Linie zunächst liegenden Ländern.

Die Paulistas haben ihr Werk vollendet und sie sind sich dessen bewußt. Ihr Streben geht jezt nicht mehr einzig darauf, weit entlegene Gegenden des Reiches zu untersuchen, neue Minen zu entdecken und die eingebornen Nationen zu unterwerfen. Ihr Thätigkeitstrieb, der so lange ihre Nachbarn beunruhigte, hat sich jezt auf den Ackerbau geworfen. Ihre Hüttenwerke haben sie weislich genug den Schweden und Deutschen überlassen, unter deren Leitung das Eisen verarbeitet wird, das sie in solchem Ueberfluß aus den Gebirgen von Guarassoyava ziehen, daß sie die ganze Welt damit versorgen könnten. Und doch ist aus Mangel an Arbeitern und Fabriken dieser Industriezweig noch nicht zu der Höhe gelangt, die er erreichen könnte. —

Was den auswärtigen Handel betrifft, so wird derselbe nie die Grundlage ihres Wohlstandes werden, da weder ihr Flußsystem noch ihre Häfen demselben günstig sind. Was bleibt ihnen also zu thun übrig? Welchen Rang werden sie von nun an in der großen Conföderation einnehmen? Leicht möglich, daß die neue ihnen angewiesene Rolle schöner ist als diejenige, durch welche sie früher sich so berühmt gemacht haben. Ihrem von ihren Voreltern ererbten kriegerischen Geiste und der daraus entspringenden militärischen Ueberlegenheit, von welcher die lezten Kriege mit Buenos-Ayres neue Proben lieferten, verdankt Brasilien seine besten Truppen. Mögen auch die Unruhen im Süden fortdauern und mag die Provinz, von der wir sprechen, zu der Centralregierung, mit welcher sie durch eine vortreffliche Straße communiziren kann, halten oder sich mit Rio Grande *) vereinen — stets kann San Paul sich eine treffliche Stellung bewahren. Auch wird, soweit sich dieses aus dem Geiste der Einwohnerschaft schließen läßt, die Leitung der geistigen Fortschritte stets der Stadt San Paul, wenigstens in Gemeinschaft mit Rio Janeiro, vorbehalten bleiben. Nach Spix und Martius ward nach der Ankunft des Königs beschlossen, der neuen Monarchie eine Universität zu geben; aber man konnte sich nicht darüber vereinigen, ob dieselbe in Brasiliens Hauptstadt oder in San Paul, wo das Klima viel gemäßigter ist, errichtet werden sollte. J. Garcia Stokler, der Sohn eines deutschen Konsuls in Lissabon, ein Mann von sehr vielen Kenntnissen, legte einen nach den deutschen Hochschulen bearbeiteten Plan vor, aber er wurde durch den Einfluß Derer verworfen, die, wie es heißt, Brasilien in dem Zustande einer portugiesischen Kolonie erhalten wollten. Später ist, zum Theil wenigstens, dieser ältere Plan realisirt worden. Im Jahr 1826 wurde eine Rechtsschule zu San Paul gegründet und der Kursus in derselben auf fünf Jahre festgesezt.

Wir haben oben bemerkt, daß San Paul wegen Mangels an einem tauglichen Hafen sich schwerlich zu einer Handelsstadt im vollen Sinne des Wortes erheben werde. Die einzige Stadt von Bedeutung, welche in direkte Verbindung mit den europäischen Seemächten oder auch mit Porto und Lissabon treten könnte, ist Santos. Diese ist gewissermaßen der Hafen von San Paul; aber leztere Stadt ist von jener ungefähr dreizehn Meilen entfernt und die Beschaffenheit der Küste macht das Anlanden fast unmöglich. Sie wurde im Jahr 1546 auf der Nordseite von San Vincent erbaut; sie hat eine niedere und feuchte Lage; doch sind ihre Häuser aus soliderem Material gebaut als die in San Paul, nämlich aus wirklichen Steinen. Das Jesuitenkollegium, ein ziemlich großes Gebäude, ist in einen Militärhospital umgewandelt worden. Der Hafen ist nicht ohne Bequemlichkeiten und wird durch mehrere Forts ziemlich gut vertheidigt; man gelangt in denselben durch zwei Hafenbäume, die in den historischen Zeiten einige Berühmtheit erlangt haben: der eine, Barra Grande, läßt die großen Schiffe, der andere, Bertjoga, kleinere Fahrzeuge ein. Santos soll 5 bis 6000 Einwohner haben, deren Gastfreundlichkeit man nicht sehr rühmt. Der Stadt gegenüber, an der Serra do Mar hinauf, erblickt man ein Stück von der Straße

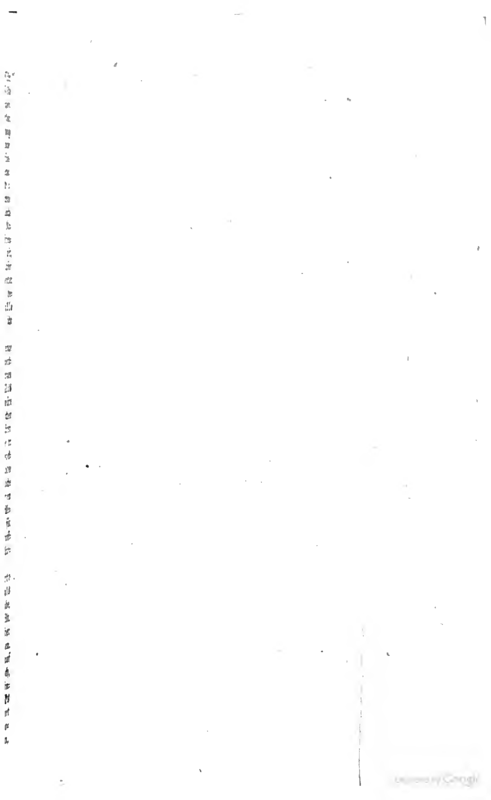
*) Es ist zu bemerken, daß die Provinz San Paul, aus welcher die Geschichtschreiber des siebenzehnten Jahrhunderts eine ganz unabhängige Republik gemacht haben, in den lezten Jahren einen dieser Staatsform ganz entgegengesezten Sinn an den Tag gelegt hat. Nach der Abreise des Don Pedro erschien ein Korps Kavallerie, das aus Paulistas bestand, die sich selbst equipirt hatten, um in der Hauptstadt die Erbrechte des jungen Kaisers auf die Krone unterstützen zu helfen. Aus dieser Thatsache ließe sich vielleicht auf die Stellung schließen, welche San Paul bei den bevorstehenden Ereignissen einnehmen wird.

nach San Paul. In dieser Gegend mag die Serra do Mar ungefähr 300 Fuß hoch seyn; Dieß hinderte die Paulistas jedoch nicht, über dieselbe eine zwar sehr gewundene, aber doch ziemlich bequeme Straße anzulegen, und in der That — diese Straße gehört zu jenen riesenhaften Werken, welche von dem Volke, das dieselben zu unternehmen gewagt, keine geringe Idee geben. An manchen Stellen mußte der Weg durch Felsen gehauen werden, häufig auch sieht das Auge mit Schrecken in die tiefsten Abgründe hinab. Zum Glück sind die gefährlichen Stellen mit Schutzmauern versehen, und wenn auch den Maulthieren, die das Gebirge übersteigen, hie und da ein Unfall begegnet, so haben dagegen die Fußreisenden Nichts zu fürchten als körperliche Müdigkeit. Uebrigens hat diese Straße für San Paul manche Unbequemlichkeiten. Gegenstände von bedeutendem Gewicht, wie z. B. Kanonen, Kessel für Siedereien 2c., können nur mit den unerhörtesten Anstrengungen über das Gebirge geschafft werden. Deßhalb zieht man doch oft, trotz ihrer Entfernung von der Hauptstadt, die beiden andern kleinen Häfen der Provinz vor, bei welchen die erwähnte Unbequemlichkeit wegfällt. Leider ist die Stadt Cananea, welche 1587 erbaut wurde und einen ziemlich bequemen Ankerplatz hat, 58 Meilen von San Paul entfernt. Die Villa da Conceicao de Itanhaem ist zwar nur 22 Meilen entfernt, aber ihr Hafen kann nur kleinere Fahrzeuge aufnehmen.

Wir haben vorhin des Passes Bertjoga erwähnt; das am Eingange desselben erbaute Fort, das eben diesen Namen führt, hat schon in der merkwürdigen Geschichte des Hans Stade, von der wir zu Anfang einen kurzen Abriß gegeben haben, eine Rolle gespielt. Ueberhaupt liefern die Villa's dieser Provinz die meisten ursprünglichen Sagen über Brasilien, und es wäre gewiß von hohem Interesse für die Geschichte, dieselben vor ihrem Erlöschen zu sammeln, da sich aus ihnen gewiß manche wichtige Lokalumstände erklären ließen. So kann man z. B. dem Hasse zweier mächtiger Familien, die in Auffindung der Goldgruben mit einander rivalisirten, die Antipathie zuschreiben, welche noch heutzutage zwischen den Einwohnern der beiden Städte San Paul und Taubate herrscht und von welcher das Volk keine Ursache anzugeben weiß. Die Bewohner der Burg San Vincent machen in ihrem Verkehr mit den Einwohnern anderer Städte nur darum so lächerliche Ansprüche auf die Fidalguia, d. h. auf einen gewissen Adel, weil sie sich für die ersten europäischen Bewohner Brasiliens halten. Gewiß würde eine ernstliche Untersuchung der Geschichte solcher alten Familien interessante Aufschlüsse gewähren.

Wenn die Provinz San Paul sich rühmen kann, daß nach Porto Seguro, wo man noch zu Lindley's Zeiten das berühmte Kreuz Kabrals bewahrte, der erste europäische Flecken sich auf ihrem Gebiet erhoben habe, so ist sie auch diejenige, welche das älteste Monument Brasiliens enthält. Dieses Monument ist zwar sehr einfach; es ist ein Monolith, kann aber dazu dienen, Licht über eine gelehrte historische Streitfrage zu verbreiten. Am Eingange des Hafens von Cananea, auf der Landseite, sieht man auf einer Steinmasse ein Piedestal von europäischem Marmor, vier Palmen hoch, zwei breit und eine dick. Auf demselben ist das portugiesische Wappen eingehauen, jedoch ohne die Thürme, welche dasselbe gewöhnlich umgeben. Es ist sehr ruinirt, doch versichert Ayres de Cazal, daß man noch sehr gut die Jahreszahl seiner Errichtung — 1503 — daran erkenne. Dieses Monument würde somit, nach der Meinung des eben erwähnten Geographen,







Tanz der Wilden von der Mission.
S.t Josua.

augenscheinlich beweisen, daß die Flotte, welche in eben diesem Jahre aus dem Tajo auslief, um das Land von Vera-Cruz zu untersuchen, nicht schon unter dem achtzehnten Grade südlicher Breite wieder umgekehrt sey, wie Vespucci in seinem Berichte behauptet. Wenn es nicht von Martin Affonzo errichtet worden ist, wie ein neuerer Schriftsteller, F. Gaspar, meint, so dient es zu Bestätigung der Meinung Derer, welche gegen Amerigo Vespucci behaupten, die Flotte von 1501 habe entweder gar nicht an der Ostküste gelandet oder sey wenigstens nicht in diese Seestriche gekommen, weil sie mit dem Wappen Portugals bezeichnete und datirte Grenzsäulen nothwendig mußte mitgenommen haben, um ihre Besitznahme zu bestätigen.

Wir fügen diesem Streite unsere eigene Meinung nicht bei und erwarten lieber die Erscheinung der über diesen wichtigen Gegenstand angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen. Vielleicht daß die Memoiren des Hrn. Vicomte von Santarem viele Zweifel lösen werden.

Ehe wir diese Provinz verlassen, bemerken wir noch, daß sie in Betracht ihrer Ausdehnung eine der bevölkertsten ist; sie hat in drei Comarcas nicht weniger als 308 Villas, und außer diesen noch eine Menge Povoacoes, Arrayals, Aldeas, und die Zahl der Einwohner, welche 1808 nicht ganz 200,500 war, belief sich im Jahr 1815 schon auf 215,021, was eine für jene Gegenden ziemlich bedeutende Zunahme der Bevölkerung beweist. Von den 17,500 Quadratmeilen aber, welche die Kapitanerie enthält, sind allein 5000, also $\frac{2}{7}$ der ganzen Fläche, mit Wald bedeckt, so daß 12,500 für Wiesen und Weiden übrig bleiben. Mithin kommen, wie Spix und Martius bemerken, auf eine Familie von fünf Personen $\frac{116}{1000}$ Quadratmeilen Wald, die man für den Ackerbau benützen könnte, und $\frac{292}{1000}$ Quadratmeilen Weideplätze für die Viehheerden. Gelehrte Reisende, und wir mit ihnen, bedauern sehr, daß die Kolonisationsversuche, welche in Caeta-Gallo so unbefriedigend ausgefallen sind, nicht in der Provinz San Paul angestellt wurden. Die Fruchtbarkeit des Bodens und vor Allem die Milde des Klimas würden gewiß einen Erfolg gesichert haben, der von dem Gebiete Rio Janeiro's nicht zu erwarten war.

Eben dieser stets zunehmenden Bevölkerung wegen, die sich allmälig auch über die Einöden hinbreitet, findet man nur wenig rein gebliebene wilde Rassen in der Provinz San Paul. Nach den neuesten Nachrichten sollen auch die Bugres, die Ueberreste der Bororenos, sich, wenigstens an den Grenzen der Provinz, dem ackerbautreibenden Leben zuneigen. Bei Beschreibung der Provinz San Catharina haben wir Einiges über diese Nation, die so lange der Schrecken der Kolonisten war, gesagt. Vielleicht hat sie bereits ihre Lebensart geändert; vielleicht fände man schon jezt jene Waffen und glänzenden Rüstungen nicht mehr bei ihnen, die ehemals den Schmuck ihrer Anführer ausmachten. Wenn wir daher aus dem schönen Werke des Hrn. Debret einen Krieger in voller Rüstung entlehnten, so geschah Dieß mehr, um unsern Lesern einen Begriff von den Menschen zu geben, mit welchen die alten Paulistas zu kämpfen hatten, als um damit zu bezeichnen, daß es noch jezt Solche gebe.

Eben so möchte es auch mit der so originalen Darstellung eines in den Missionen San-Joze gehaltenen Festes seyn. Einmal unterworfen, legen die Indianer bald alle Gebräuche ab, welche Bezug auf ein kriegerisches oder

nomadisches Leben haben, Tänze und Gesänge erhalten sich längere Zeit. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß bei den Indianern, welche einen Theil der Stadt Curityba bewohnen, ein Gebrauch sich fort erhält, von dem schon die Reisenden des sechszehnten Jahrhunderts erzählten: der Gebrauch nämlich, sich, wie die Tupinambas, bei ihren festlichen Tänzen den mit klebrigem Gummi bestrichenen Leib mit zerhackten Federn zu bestreuen, worüber Lery nachgelesen werden kann. Ueber ganz neue Gebräuche derselben lassen wir den reisenden Künstler reden, der eine Beschreibung davon gegeben hat: »Man bemerkt gleich auf den ersten Anblick die angeborne Feinheit des Geschmacks bei den civilisirten Wilden der Mission San Joseph, sowohl was die symmetrische Regelmäßigkeit ihrer Tätowirung als auch die geschickte Nachahmung der europäischen Militärkleidungen betrifft. Ebenso suchen sie auch ihre Kopfbedeckung durch irgend eine Zuthat, ein Diadem oder einen Busch langer Federn herauszuheben.

»Diese schon längst civilisirten Indianer sind weniger musikalisch als die Guaranis: ihr einziges Instrument bei Tänzen ist die Trommel.

»Sie sind im Allgemeinen gut gewachsen, gewandt, munter, fähig und haben auch ein Gefühl von Schaam, das die Frauen dazu antrieb, sich Schürzen zu verfertigen, welche oben mit Federn besetzt sind. Dieser Schmuck, der ihnen einzig die Hüften deckt, vermehrt auf eine lächerliche Weise deren Umfang und raubt ihnen den natürlichen Reiz, den wir an den europäischen Frauen bewundern.«

Die Provinz San Paul enthält auch einige wilde, zur Rasse der Goyanas gehörige Indianer: doch zeigen sie sich nicht mehr an der Meeresküste, und wenn indianische Soldaten von Itapua und Carros hie und da einige derselben zu Gefangenen machen, so geschieht dieß in der Tiefe der von den Kolonisten selten betretenen Wälder.

Steigen wir nun abermals zum Hafen von Santos hinab, um uns daselbst einzuschiffen und nordwärts an der Küste hinaufzufahren, oder betreten wir zu Fuße die zwischen San Paul und der Hauptstadt eröffnete Straße und durchreisen schnell die im Vorhergehenden beschriebenen Gebiete, so gelangen wir in die alte Kapitanerie San Thomas. Hier gewinnt Alles — die Natur, die Beschaffenheit des Bodens, der Zustand der Bewohner ein ganz verändertes Ansehen und der Leser wird leicht wahrnehmen, daß die politischen Interessen hier ganz andere sind als im Süden und daß auch der innere Zustand der Provinz sich sehr von dem der südlicheren Theile Brasiliens unterscheidet.

Die Campos dos Goaytakazes, Kap Frio, Espirito Santo, Porto Seguro, welche wir jezt beschreiben wollen, würden dem Leser weder ein großes historisches Interesse, noch den Reiz der Neuheit gewähren, wenn wir uns an die Erzählung der wenigen politischen Begebenheiten, welche sich im Andenken erhalten haben, oder an die Beschreibung des einförmigen Lebens halten wollten, das die dünn gesäte Bevölkerung führt, welche, aller Thätigkeit feind, im Fischfange oder unvollkomnen getriebenen Ackerbau ihre Nahrung sucht, die, so schlecht sie auch ist, ihr völlig genügt. Die fruchtbaren Felder der Goaytakazes machen jedoch eine glückliche Ausnahme und erfreuen sich deßhalb auch in Brasilien einer wohlverdienten Celebrität; ihre Bewohner sind reich und industriös, und der europäische Luxus verdrängt nach und nach ihre ursprünglichen Gebräuche. Aber dieser Distrikt, der gewisser Art ebenso von der Provinz Rio als von der Provinz

Spirito Santo abhängig ist, umfaßt nur zwölf Meilen: rings um ihn her sind nur Einöden, die von den sorglosesten, um Verbesserung ihres Zustandes unbekümmertsten Menschen bewohnt werden. In der That, wenn man die prächtigen Wälder des Littorals und die wundervollen Naturscenen, die sich dem Auge daselbst darbieten, beschrieben hat; wenn man nicht umhin konnte, auf den für Naturforscher so reichen Stoff zu wissenschaftlichen Untersuchungen hinzuweisen, — Was soll man alsdann von den armen Küstenbewohnern sagen, deren Armuth ihnen nicht einmal gastfreundlich zu seyn gestattet? Entweder sind sie Eingeborne dieser Wildniß oder häufig auch Vagabunden aus Rio Janeiro oder San Salvador; ihre Kleidung besteht in Beinkleidern von grober Leinwand und einem übergeworfenen Hemde; ihre Nahrung in Fischen und dem ewigen Maniocmehl: selten bringen Bohnen (Feijoes), getrocknetes Fleisch, gesalzener Speck oder Toncinho einige Veränderungen in ihre schlechte Mahlzeiten. In der Hauptstadt Espirito Santo selbst reicht das Fleisch der wöchentlich zweimal geschlachteten Thiere kaum für den Bedarf der Einwohner hin. Diese Provinz war übrigens nicht immer in solchem Zustande; dieser war weit blühender, als die Jesuiten, welche daselbst Missionen gründeten, die Neophyten zu nützlichen Arbeiten anhielten, und von einer Zeit zur andern neue Aldeas anlegten. Ueberall trifft man noch jetzt auf Gebäude, die, ob sie gleich halb in Trümmern liegen, von den Bemühungen ihrer Urheber ein ehrenvolles Zeugniß geben, und, um mit Einem Alles zu sagen, der einzige Kanal, der in Brasilien existirt, ist in diesen Gegenden von jenen thätigen Männern ausgeführt worden. Hier wie in den andern Theilen Südamerika's sind die Meinungen über die Verdienste der Jesuiten sehr getheilt; selbst der ihnen günstigste, übrigens gewissenhafte Schriftsteller gesteht, daß die Indianer der Provinz Espirito Santo sich am Ende über die wahrhaft gefängnißmäßige Beschränkung ihrer Freiheit beklagt haben. Aber was der einen Mission frommte, konnte für die andere sehr unpassend seyn: in der Mission San Pedro dos Indios, welche zum Gebiet von Rio Janeiro gehörte und 1630 gegründet ward, geschah die Austreibung der Jesuiten nicht ohne lebhaften Widerstand von Seiten der Indianer.

Es ist unbestreitbar, Was eben jener Schriftsteller, der über diese Materie sich genau unterrichtet hatte, behauptet, daß während der zwei Jahrhunderte, da die Jesuiten über die Indianer in Brasilien regierten, sie aus Lezteren brauchbare und glückliche Menschen gemacht haben. »Wenn ihre Regierung,« fährt derselbe fort, »durch so schöne und lobenswerthe Erfolge gekrönt wurde, so geschah es darum, weil dieselbe sich vollkommen dem Charakter der Eingebornen und ihrem niederen Standpunkte anpaßte und weil sie diesen, noch eigentlich im Zustande der Kindheit lebenden Menschen zu wohlthätigem Schutze gereichte. Hingegen auf ein Volk unserer Rasse angewendet, wäre das Regierungssystem, das Loyola's Schüler bei den Indianern befolgten, ein Unsinn gewesen und hätte sich nicht halten können.«

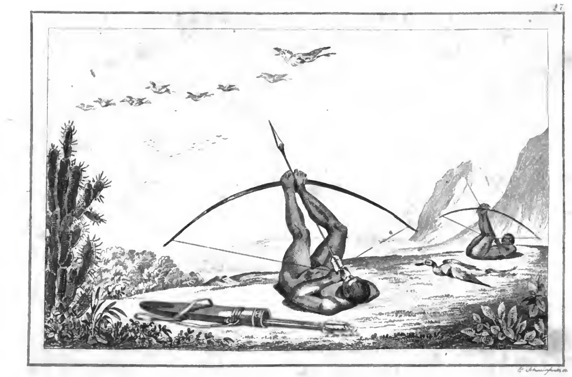
Von San Pedro dos Indios bis Porto Seguro ist Unbekümmertheit um Vergangenes und Zukünftiges ein charakteristischer Zug der Caboclos in den verschiedenen Dörfern, durch welchen den Reisenden seine Straße führt. Diese unterworfenen Indianer, wie man sie nennt, sind nicht gerade unglücklich; sie haben weit nicht so viele Verfolgungen und kleine Tyranneien auszustehen gehabt, wie die Guaranis in Uruguay.

Trotz mannigfacher Bedrückungen wurde doch immer noch ein Schein von Gerechtigkeit gegen sie bewahrt: an mehreren Orten sind sie noch Eigenthümer des Gebiets, auf dem sie wohnen. Doch ist schwerlich anzunehmen, daß dereinst noch ein thätiges und brauchbares Volk aus ihnen werden könne; die Eingriffe der weißen Rasse, die willkürliche Ueberschreitung schützender Ordonanzen, die großen Ereignisse, welche sich vorbereiten, — Alles trägt dazu bei, sie vollends um die Güter zu bringen, die sie noch besitzen und welche übel verstandener Pachte wegen ihnen ohnehin wenig Nutzen bringen.

Wollten wir nun, um diesem Theile unserer Notiz einiges Interesse zu verleihen, uns auf die Beschreibung dieser Indianer und auf eine Schilderung ihrer Gebräuche einlassen, so wäre es uns unmöglich, etwas Gründliches in dieser Beziehung zu liefern. Fragt man sie nach dem alten Namen ihres Stammes — sie wissen ihn nicht; forscht man nach Sagen bei ihnen, so haben sie außer einigen verwirrten Erinnerungen an die Zeit der Jesuiten Alles vergessen. Sie treiben Fischfang, bauen etwas Manioc und hassen die indianischen Stämme, welche in Freiheit leben. Nur mit einer Art Schaam wagen sie, vor Fremden die Sprache ihrer Voreltern zu reden; sie thun es nur, wenn der Rum sie begeistert hat. Das Einzige vielleicht, was ihnen von ihrem vormaligen Leben noch geblieben ist, ist ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen, die seltsamen Stellungen, welche sie dabei annehmen, und die Schnelligkeit, womit sie die größten Bäume des Waldes zu fällen und sie in Bretter zu zersägen wissen. Ihre Frauen machen artige Gewebe aus den Fasern des Taquarassu, auch verfertigen sie aus der Baumwolle des Landes wahrhaft elegante Hängematten; doch geschieht dieses Alles nur in den Aldeas, wo mehr Gewerbsfleiß herrscht. In andern Gegenden überläßt sich der Caboclo einem schimpflichen Müssiggange; obgleich civilisirt, geht er doch fast nackt wie seine Brüder im Walde. War der Fischfang ergiebig, so sättigt er sich; kommt der Hunger wieder, so ergibt er sich darein. So führt er fast das Leben eines Wilden, nur daß demselben die Poesie der Tradition, der kriegerische Geist und die Unabhängigkeit der Wälder fehlt.

Aber, wird man sagen, das ist der Zustand einer halbthierischen Rasse. Wenn auch gleich das Leben der alten, von den Europäern abstammenden, Kolonisten einförmig genug ist, so bietet es doch wenigstens einige interessante Züge dar. Hierauf dient zur Antwort: sie haben keine Bedürfnisse und lachen der Mühe, welche sich die Fremden geben, Waaren bei ihnen einzuführen. Bemerkenswerth ist übrigens, daß ihre Frauen eine Freiheit genießen, von der man in andern Provinzen Nichts weiß. In den Povoacoes der Küste zeigen sie sich ohne Anstand vor allen Fremden; sie stricken die wenige Baumwolle, welche daselbst gewonnen wird. Bei alle Dem zeigt ihre Kleidung eine Zierlichkeit, die man in der Wüste kaum zu finden hoffte, und die Sorgfalt, welche sie auf das Innere ihrer Hütte verwenden, kontrastirt sehr mit ihrer Armuth.

Was sollen wir nun von den Städten sagen, nachdem wir von den auf der Küste zerstreuten Bewohnern gesprochen haben? Welches Interesse für Europa hat z. B. jene Villa Cabo-Frio, der man, so wenig wichtig dieselbe auch für die Zukunft zu werden verspricht, den pompösen Titel Cidade gegeben hat? Dieser Flecken, der nicht mehr als 200 Häuser enthält, liegt zwei bis drei Meilen von dem berühmten Kap entfernt, das ihm den Namen gegeben hat. Villegagnon besuchte einst dieses Gebiet und Salema zog von hier aus, um die Tamoyos zu vertilgen; Das ist so



Caboclos oder civilisirte Indianer.

ziemlich das Einzige, was sich von Cabo-Frio erzählen läßt, und auch die Beschreibung dieses Fleckens hat nicht das mindeste Interesse.

Wenn die Abkömmlinge der Indianer und die der ersten Kolonisten in diesen Gegenden keinen einzigen Zug darbieten, der eine Erwähnung in diesem Werke verdiente; wenn die Aldeas und Flecken eben so wenig Merkwürdiges haben, so verdient dagegen die Natur dieser Gegenden eine um so größere Aufmerksamkeit; ja in einigen Regionen ist dieselbe so mächtig und groß, daß man leicht über ihr den kraftlosen Menschenschlag vergißt, der in ihr sich angenistet hat. Lassen wir hierüber den Prinzen von Neuwied sprechen:

»Wir nahten uns der Gebirgskette, Serra de Juua genannt. Diese Wildniß übertraf Alles, was ich mir Großes und Entzückendes von Naturscenen gedacht hatte. Wir betraten eine Niederung, wo Wasser im Ueberfluß über den steinigen Boden hinfloß oder kleine ruhige See'n bildete; ein wenig weiterhin erhob sich ein Wald von seltener Schönheit. Um die Palmbäume und alle die prächtigen baumartigen Gewächse dieses schönen Landes schlingen Kriechpflanzen sich herum und bilden eine fast undurchdringliche grüne Mauer. Ueberall, auch auf den dünnsten Stengeln, wachsen in Menge die saftigsten Pflanzen, Vanillen, Cactus, Bromelien, die meisten mit so herrlichen Blumen geschmückt, daß Wer sie zum Erstenmale sieht, sich kaum von seinem Entzücken erholen kann. Ich führe nur eine Art Bromelien an, deren Kelch tiefroth ist mit violetblauen Blätterspitzen, und die Heliconia, welche der Strelizia gleicht, mit purpurner Blumenscheide und weißen Blättern. Unter diesen dichten Schatten, bei frischen Quellen empfindet der erhizte Wanderer eine plötzliche Kälte. Diese Temperatur war uns Bewohnern des Nordens äußerst angenehm und erhöhte das Entzücken, in welches die erhabenen Scenen der Wildniß uns versezt hatten. Jeden Augenblick fand Einer von uns irgend etwas Neues, das seine Aufmerksamkeit fesselte und das er durch ein Freudengeschrei seinen Gefährten verkündete. Selbst die Felsen sind mit saftigen Pflanzen und Cryptogamen bedeckt, deren Formen ins Unendliche wechseln. Man sieht unter anderen prächtige Farrenkräuter, welche Guirlanden ähnlich von den Bäumen herabhängen und das reizendste Schauspiel gewähren. Hier schmücken purpurne Erdschwämme einen verdorrten Stamm; dort decken carminrothe Flechten die Rinde kraftvoller Bäume. In den riesenhaften Wäldern Brasiliens sind die Bäume so hoch, daß unsere Flinten ihren Gipfel nicht erreichten.«

Wir haben vorhin von den Campos dos Goaytakazes gesprochen und des Kontrastes erwähnt, den sie mit dieser halb verödeten Küste bilden: sie gehören auch wirklich zu den bevölkertsten Gegenden des Reiches. Wir wollen ihrer Beschreibung einige historische Notizen vorausgehen lassen.

Als Johann III das Littoral von Brasilien in neun große Lehensherrschaften theilte, ward auch eine Kapitanerie San Thomas geschaffen und sie einem vornehmen Portugiesen, Pedro de Goes da Sylva, als Lehen überlassen. Sie enthielt zwanzig bis dreißig Meilen Küste zwischen San Vincent und Espirito Santo und gehörte einer kriegerischen Rasse, die an der Conföderation der Tupis keinen Theil nahm. Erst ums Jahr 1553 kam der Lehnsherr mit mehreren Kolonisten, um sich auf dem fruchtbaren Gebiete niederzulassen, das der Parahyba bewässert. Einige Zeit lang lebten die Europäer im Frieden mit den Wilden. Nach drei Jahren aber ward derselbe gestört, es kam zum Handgemenge und man fand, mit welch

furchtbarem Feinde man es zu thun hatte. Trotz der großen Opfer, die man es sich bereits hatte kosten lassen, ward die Kolonie wieder verlassen.

Aber in Brasilien sowohl als in Europa erhielt sich das Andenken an jene fruchtbaren Felder, welche man hatte verlassen müssen und welche die drei Stämme der Goaytakazes, die in unaufhörlichem Kriege mit einander lebten, nicht einmal zu den rohesten Arbeiten des Ackerbaues zu benützen wußten. Man beschloß, einen neuen Versuch zu machen. Reiche Kapitalisten aus Rio Janeiro erbaten sich von Gil de Goes, dem zweiten Nachfolger des ersten Lehnsherrn, einige große Distrikte in den Campos, um daselbst Viehzucht zu treiben: natürlich fand ihre Bitte leichte Gewähr. Die Abtretungen geschahen 1723 und 1727, und nun bereitete sich die blutige Tragödie vor, die mit Vertreibung der Indianer aus ihrem schönen Gebiete endigen sollte. Sie wurden jedoch erst im Jahr 1730 angegriffen, aber der Kampf war entscheidend. Diejenigen, welche nicht unterlagen, flohen nach den Einöden von Minas, wo wir sie unter dem Namen der Coroados, und mit andern Indianern vermischt, wieder finden werden. Einige bewahrten stolz ihre Nationalität; Andere aber vermochten der Liebe zum Vaterlande nicht zu widerstehen und erschienen wieder in den Campos, als eine Stadt sich daselbst erhoben hatte. Hier nun nennt uns die Geschichte auch einmal den Namen eines Wohlthäters der zerstreuten Stämme: Domingo Alvarez Passenha hieß der Gouverneur der neu erstandenen Stadt. Wir gehen hier nicht in Einzelnheiten ein, die wir später wiederholen müßten, und bemerken bloß, daß mit diesem Manne ein Zeitraum stets wachsenden Glückes für das Land begann. Von allen Seiten kamen Kolonisten herbei, und es fehlte wenig, so wäre der beste Theil der brasilischen Bevölkerung nach diesen Gegenden geströmt. Es erneuerte sich hier in diesen fruchtbaren Ebenen im Kleinen, was im sechszehnten Jahrhundert in den Ebenen von Piratininga sich zugetragen hatte. »In einem Zeitraume von dreißig Jahren,« sagt ein Reisender, »hat die Geschichte des Distrikts der Goaytakazes Nichts als Kampf und Unruhe aufzuweisen.« Nur war der Unterschied, daß Europa Nichts von dieser großen Bewegung wahrnahm. Das Land hatte sich bisher in einer Art Unabhängigkeit erhalten; nun aber, 1752, ward es mit der Krone vereinigt. Die Vicekönige waren sehr thätig: neue Gebräuche, welche von den Bewohnern angenommen wurden, änderten den Geist derselben; aus Hirten wurden sie Ackerleute; ja die geistige Revolution ward so vollkommen, daß man heutzutage den Campistas außerordentliche Verschwendung und einen übertriebenen Hang zum Luxus vorwirft. Der Distrikt der Campos enthält wohl einiges kleine Grundeigenthum; aber der größte Theil desselben ist in vier Fazendas getheilt, über deren Größe man in Europa erstaunen würde, doch ist in der brasilischen Gesetzgebung dafür gesorgt, daß hieraus kein Nachtheil für die Benutzung des Bodens erwachse: jeder Eigenthümer, der am Ende einer Pachtzeit wieder auf sein Erbgut zurückkehren will, muß alle Bauten und Verbesserungen, welche daselbst ausgeführt worden sind, bezahlen. Es ist nicht mehr im Gebrauch, die Pächter zu plagen: deßhalb sah man auch schon häufig beträchtliche Gebäude und Zuckermühlen auf Landgütern erstehen, die kaum vier Jahre vermiethet waren. Hiezu kommt noch vieles Andere, so daß St. Hilaire wohl Recht hat, wenn er sagt, die Verhältnisse zwischen Herren und Pächtern haben sich für erstere weniger vortheilhaft als für leztere gestaltet.



Wohnung eines brasilianischen Pflanzers.



Mehlbereitung zu Mendioca

Die Hauptstadt dieses reichen Landes, Villa de San Salvador dos Goaytakazes, welche heutzutage gewöhnlich Campos genannt wird, ist hübsch gebaut; sie liegt an den Ufern des Parahyba. Ihre Straßen sind regelmäßig und größtentheils gepflastert; sie hat acht Kirchen und der Prinz von Neuwied schätzte vor zehn Jahren ihre Bevölkerung auf 5000 Einwohner. Es wird ziemlicher Handel daselbst getrieben. Die Umgegend erzeugt viel Kaffee, Zucker und Baumwolle. Es soll Eigenthümer geben, welche jährlich gegen 5000 Arrobas (1 Arrobe = 32 Pfund) Zucker aus ihren Plantagen ziehen. Dieser Reichthum der Bewohner erlaubt ihnen einen ziemlich bedeutenden Ausfuhrhandel. Den besten Begriff von dem immer wachsenden Reichthum der Stadt Campos geben folgende Zahlenangaben von St. Hilaire: »Vor 1769 hatte es nicht mehr als 56 Zuckersiedereien in Campos dos Goaytakazes; im Jahr 1778 zählte man schon 168; von 1778 bis 1801 stieg diese Zahl bis auf 200; fünfzehn Jahre später belief sie sich auf 360; und endlich um 1820 bestanden in dem Distrikt 400 Zuckermühlen und ungefähr 12 Brennereien.« Nach Martius ist der Zucker von Campos der beste, welcher in Brasilien fabrizirt wird. Gleichwohl sind die erst neuerlich daselbst eingeführten Verbesserungen in der Zuckerbereitung nicht hoch anzuschlagen, und es läßt sich nicht voraussehen, was für Folgen für Campos die in Europa immer häufiger werdende Bereitung einheimischen Zuckers haben dürfte.

Nach Berechnungen, die sich auf zuverläßige Nachrichten stützen, scheint es, daß man, was die Bevölkerung des Landes betrifft, seit 1816 nicht weniger als 133 Einwohner auf die Quadratmeile rechnete; also dreizehnmal mehr als in der Provinz Minas und nur zehnmal weniger als in Frankreich. Woher kommt es nun, daß längs der Küste hin bis Espirito Santo und in der Provinz Espirito selbst die Bevölkerung so dünn gesät, so dürftig ist? Soll man es den großen Wäldern zuschreiben, welche dem Distrikte von Campos fehlen und welche auf den Grenzgebieten sich allzuweit ausbreiten, als daß man Straßen hätte anlegen können? Oder soll man sich auf die Zeit berufen, da die Einfälle der Aymores die alten Kolonien zu Grunde richteten? Gewiß ist, daß wir, um unsern Lesern einen Begriff von diesen einsamen Gegenden zu geben, fast wiederholen müßten, was wir schon zu Anfang dieses Abschnittes gesagt haben: die nämliche Sorglosigkeit bei den Weißen, dieselbe Unwissenheit über ihren Ursprung und ihren vorigen Zustand bei den Indianern, welche von den Jesuiten zum Christenthum bekehrt worden sind; dieselbe Freiheit im äußern Leben der Frauen; nur zeigt sich in Espirito Santo eine Gastfreundlichkeit, welche man in den auf dem Küstenstrich zerstreuten Wohnungen vergeblich sucht.

Im Allgemeinen ist diese Gegend zum Anbau des Manioc sehr geeignet. Diese nahrhafte Pflanze, welche auf der Ostküste und im Norden so sehr im Gebrauch ist, wird von den Indianern für ein Geschenk ihres Propheten Sume gehalten, und man hat daraus schließen wollen, daß sie nicht einheimisch in Brasilien sey. So nützlich aber auch diese Pflanze ist, so ist doch mit ihrem Anbau der Nachtheil verbunden, daß sie den Boden in wenigen Jahren aussaugt und unaufhörlich neue Erde und Fällung ganzer Waldungen nöthig macht. Scharfsinnige Beobachter betrachten diesen Umstand als die Ursache des Ruins gewisser Kantone. Nach den Berichten einiger Naturforscher sind mehrere, sonst sehr fruchtbare Gegenden der Ostküste in einen gewissen Zerfall gerathen, weil sie ausschließlich zum Anbau dieser

Pflanze benüzt wurden. Sellow soll mehr als dreißig Arten von Manioc in Brasilien gezählt haben. Andere, weniger berühmte Gelehrte gaben noch mehrere an. Es wäre also doch noch möglich, daß man eine Maniocart fände, welche so ergiebig wäre als die gewöhnliche, ohne jedoch jene schädlichen Folgen für den Boden zu haben.

Ich weiß nicht, wie der alte Schriftsteller heißt, der berichtet, die Ameise sey von den ersten Kolonisten der König von Brasilien (o rey do Brazil) genannt worden, weil ohne dieselbe unendlich mehr Einwanderungen aus Spanien in Brasilien Statt gefunden hätten. Gewiß gibt es auch in ganz Südamerika kein Insekt, das dem Ackerbau und insbesondere dem Anbau des Manioc schädlicher wäre. Nichts ist weder in den alten noch in den neuen Berichten hierin übertrieben, wovon sich Jeder, der die Ostküste bereist, überzeugen kann. In einem Briefe erzählt ein gelehrter Naturforscher, Hr. Lund, mehrere Umstände, von denen er Augenzeuge war und welche ihm zu voller Bestätigung der Erzählungen dienten, an deren Wahrheit er bisher gezweifelt hatte: es handelt sich in demselben von einer großen Ameisenart, atta cephalotes genannt. »Als ich eines Tages nahe bei einem fast isolirt stehenden Baume vorüberging, wunderte ich mich nicht wenig, bei ganz ruhiger Luft das Geräusch von Blättern zu hören, die gleich einem Regen von dem Baum herabfielen. . . . Mein Erstaunen wurde noch vermehrt, als ich sah, daß die abgefallenen Blätter ihre natürliche Farbe hatten und daß der Baum seinem Ansehen nach ganz gesund war. Ich trat näher hinzu, um dieser Erscheinung auf den Grund zu kommen, und sah auf jedem Blattstiele eine Ameise sitzen, welche wacker darauf los arbeitete; der Stiel war bald durchfressen und das Blatt fiel zu Boden. Dieser war von Ameisen bedeckt, welche die abgefallenen Blätter zernagten und die Stücke in ihr Nest trugen. In weniger als einer Stunde war das große Werk vor meinen Augen vollendet und der Baum stand gänzlich entblättert.« August de St. Hilaire, welcher diesen Brief anführt, berichtet zugleich einen sonderbaren Umstand, den wir nicht mittheilen würden, wenn nicht von einer andern Seite her derselbe ganz außer Zweifel gesezt wäre. Nach ihm betrüben die Bewohner von Espirito Santo sich nicht über die große Menge von Ameisen. Wenn diese geflügelten Insekten sich zeigen, so sammeln die Neger und Kinder sie ein und essen sie. Deßhalb werden auch die Einwohner der Villa da Victoria von den Einwohnern der Stadt Campos, mit welcher sie in beständiger Rivalität leben, Ameisenfresser (papa-tanajuras) genannt. Doch werden nicht nur in der Provinz Espirito Santo die großen geflügelten Ameisen gegessen; man hat mich versichert, daß schon auch auf dem Markte von San Paul welche gebacken verkauft worden seyen. Ich selbst habe ein Teller voll dieser Insekten, welche eine Paulistin zubereitet hatte, gekauft, und habe ihren Geschmack nicht unangenehm gefunden *).

Troz der von uns angeführten Hindernisse könnte die Provinz Espirito Santo, welche heutzutage von so geringer Wichtigkeit ist, ihre Rolle ändern

*) Wir fügen hier bei, was noch keiner der neueren Naturforscher geleugnet hat, daß nämlich diese sonderbare Nahrung ursprünglich von den Indianern entlehnt worden sey. Der Roteiro do Brazil sagt hierüber: „Die Indianer rösten diese Insekten über dem Feuer und essen sie als Leckerbissen; manche Weiße ahmen ihr Beispiel nach und auch einige Metis machen viel Aufhebens von dieser Speise, deren Wohlgeschmack sie rühmen und welche sie den gedörrten Trauben von Alicante (wahrscheinlich des Aussehens wegen) vorziehen. Sind die Ameisen geröstet, so sind sie inwendig weiß."

und sich eine höhere Stellung erzwingen. Es fehlt ihr nicht an Gebiet, denn ihre Länge vom Rio Cabapuana bis zum Rio Doce beträgt 38 Meilen; ihre Breite von Ost nach West kann nicht genau angegeben werden. Ihr Boden, so geeignet zum Anbau des Zuckers, Kaffee's und selbst des Indigo's, der früher so häufig gebaut wurde, ihre großen Wälder, welche so schöne Bau- und Schreinholzarten liefern — alles Dieß verheißt ihr einen bisher noch ungekannten Wohlstand, der gewiß nicht ausbleiben wird, wenn einmal die Arbeiten der englisch-brasilischen Kompagnie, welche sich zum Anbau der Ufer des Rio Doce gebildet hat, eine größere Ausdehnung gewonnen haben werden. Was seit langer Zeit die Fortschritte des Ackerbaues auf verschiedenen Punkten des Landes zurückgehalten hat, das ist die Furcht vor den Botocudos: diese aber vermindert sich täglich, wie wir in der Folge sehen werden, und muß bald ganz verschwinden.

Die Provinz Espirito Santo hat sechs mehr oder minder beträchtliche Flecken, unter denen die Villa da Victoria der Hauptort ist. Diese Stadt, von welcher die alten Geschichtschreiber berichteten, sie sey an der Mündung eines großen Flusses erbaut, erhebt sich einfach, wie Rio Janeiro, an den Ufern einer Bai. Sie ist ganz unregelmäßig angelegt; ihre Häuser sind hübsch und sorgfältig unterhalten, jedoch ohne alles Merkwürdige. Das ehemalige Collegium der Jesuiten ist jezt, wie an so vielen andern Orten, die Residenz des Gouverneurs. Die Kirche, so uninteressant sie auch sonst ist, enthält ein Monument, das die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht. Hier wurden 1567 die irdischen Ueberreste des Joseph Anchieta beigesezt, der am 9 Juni desselben Jahres zu Reritygba gestorben war und dessen Leiche von dort nach der Hauptstadt gebracht wurde, mit einem Pompe, der hinlänglich bewies, wie sehr dieser Missionär von Allen bedauert wurde. In der spanischen Biographie kann man das Nähere über sein Leichenbegängniß nachlesen. Auf dem vierzig Meilen langen Wege von Reritygba bis Villa da Victoria ward sein Leichnam von Männern getragen und eine Menge Indianer begleiteten den Sarg. Es fehlte wenig, so wäre einige Jahre später Joseph Anchieta heilig gesprochen worden. Man erzählt Unglaubliches von seiner Demuth, seiner Abgeschiedenheit von der Welt und seinen prophetischen Gesichten: so soll ihm das lezte Mißgeschick des Königs Sebastian im Dunkel der Wälder geoffenbart worden seyn. Bald mischte sich auch der Wunderglaube ein. Man erzählte sich in den Aldeas, wie der fromme Missionär im Stande sey, drei Viertelstunden auf dem Grunde des Meeres zu verweilen, während er ganz ruhig sein Brevier hersage; und wie er, der die Sprache der Wilden so gut verstand, sogar den Gesang der Vögel auszulegen wisse. Ohne Zweifel fand die römische Curie diese schönen Erzählungen nicht hinreichend begründet, da sie es ablehnte, diesen Mann, dem man so große Wunderkraft zuschrieb, heilig zu sprechen. Nichts desto weniger wurde Anchieta von den Indianern, die er bekehrt hatte, als Heiliger verehrt. Er war aber in der That auch ein Mann von hoher Intelligenz und edlem Muthe *).

---

*) Er wurde zu Tannrifa auf den canarischen Inseln geboren im Jahr 1533. Sein Vater war aus Biscaya und seine Mutter gleichfalls von den canarischen Inseln. Beide waren von Adel und besaßen ein gerßes Vermögen. Der junge Anchieta zeigte schon frühe eine große Neigung für wissenschaftliche Studien; man schickte ihn daher mit einem seiner Brüder nach Coimbra. Hier faßte er den ernstlichen Entschluß, sich der Bekehrung der Heiden zu weihen: er trat daher in den Orden der Jesuiten und ging drei Jahre darauf nach Brasilien. Siebenundvierzig Jahre lang war er Mitglied des Ordens gewesen, als er im 63sten Jahre seines Alters starb.

Die Provinz Porto Seguro ist in den Annalen Brasiliens sehr berühmt, indem die Europäer hier ihre erste Niederlassung gründeten; dessen ungeachtet aber ist eben diese Provinz, wenigstens nach der allgemeinen Annahme, noch am weitesten zurück.

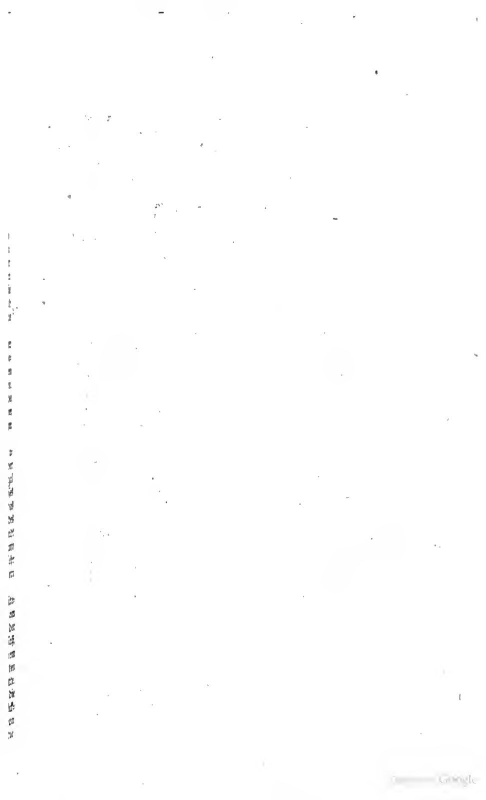
Um sich den Mißkredit zu erklären, in welchen sie seit dem siebenzehnten Jahrhundert gekommen, muß man nothwendig auf die vielen und beklagenswerthen Einfälle der Wilden zurückgehen, denen sie um jene Zeit beständig ausgesetzt war. Wird aber nur einmal die Schifffahrt auf den großen Flüssen, von denen die Provinz begrenzt ist, hergestellt und die Verbindung mit Minas Geraes wieder erneuert seyn, so dürfte es wenig Küstenländer geben, die durch ihre glückliche Lage dem Handel größere Vortheile böten.

Nach ihrem gegenwärtigen Zustande besteht die Provinz Porto Seguro nicht allein aus der vormaligen Kapitanerie gleiches Namens, sondern auch aus einem Theile des zu Espirito Santo und den Ilheos gehörigen Gebiete. Im Norden grenzt sie an Bahia, von welcher Provinz sie der Rio Pardo scheidet; im Süden macht der Rio Doce die Grenze gegen Espirito Santo; gegen Westen grenzt sie an Minas Geraes, während die Ostgrenze vom Meere bespült wird: sie liegt unter 15° 54′ Länge und 19° 30′ südlicher Breite; ihre größte Ausdehnung beträgt 65 brasilische Meilen, ihre Breite kann nicht genau bestimmt werden.

Unsere Leser erinnern sich noch, daß Pedralvez Cabral bei seiner Abreise von den Ostküsten Brasiliens, die er entdeckt hatte, zwei seiner Gefährten daselbst zurückließ, welchen, als sie den sich entfernenden Schiffen mit Wehmuth nachblickten, die Tupiniquins Trost einzusprechen versuchten. Nach Cabral war Christovane Jacques der erste Seefahrer, der bei Porto Seguro landete (1504). Er war von zwei Missionären und einer großen Zahl Kolonisten begleitet, die das Land bald nach allen Seiten hin durchforschten.

Gleich im Anfange der Entdeckung zog das Brasilienholz (Hirapitonga), das an der Küste im Ueberfluß wuchs, die Aufmerksamkeit der Kolonisten auf sich. Durch ein besonderes Monopol behielt in Portugal die Krone sich den Verkauf dieses Holzes vor. Die Reisen wegen dieses Handelsartikels wurden immer häufiger und merkwürdiger Weise erhielt das gute Einverständniß zwischen den neuen Kolonisten und den Eingebornen des Landes sich lange Zeit; es wurde auch alljährlich eine Kommission abgesandt zur Besichtigung der Kolonie. Nach Ayres de Casal war Porto Seguro zu der Zeit, als Johann III das Land in Kapitanerien theilte, schon in sehr blühendem Zustande und diente den aus Indien zurückkommenden Seefahrern als Erholungsort.

Pedro do Campo Tourinho war der erste Donatar der Kapitanerie Porto Seguro, welche schon eine ziemlich bedeutende Niederlassung am Rio Buranhem hatte, an der Stelle, wo jezt das vornehmste Viertel der Hauptstadt liegt. Der Donatar verkaufte Alles, was er in Portugal besaß, und schiffte hierauf mit seiner Frau Inez Fernandes Pinta und seinem Sohne nach Brasilien über. Mehrere Familien folgten ihm und landeten bald bei der Faktorei, wo sich schon ein Bevölkerungskern gebildet hatte. Kein Donatar hatte mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen; auch soll die Kolonie, welche Pedro do Campo Tourinho gründete, unter allen den glücklichsten Fortgang genommen haben: sie war gleichsam die Tochter der von Christovans Jacques gegründeten Niederlassung. Um diese Zeit zählte die





Porto-Seguro.

Faktorei schon viele Jahre seit ihrer Entstehung; seit mehr als dreißig Jahren wohnten Portugiesen daselbst und aus den Verbindungen der Europäer mit den Indianerinnen waren mehrere Mamalucos hervorgegangen, welche die Energie und Thätigkeit beider Rassen geerbt hatten. Was selten erhört ist in der Geschichte der ersten Kolonien Südamerika's — Nichts störte die gute Eintracht der friedlichen Aldea, und bald erhob sich auch ein bedeutender Flecken auf diesem Theile des Littorals *).

Die Niederlassung fuhr fort in glücklichem Gedeihen, bis der Tapuyas unzählige Horden aus den Wäldern hervorbrachen und Tod und Verheerung unter den neuen Kolonien verbreiteten. Dennoch hielten sich diese. Der Flecken Santo Amaro, von dem heutzutage kaum einige Spuren aufgefunden werden können, drei Meilen südlich von Porto Seguro; Santa-Cruz, zuerst an der Cabralsbai gegründet und hierauf von seinen Bewohnern an die Ufer des Rio de Simao de Tyba verlegt, waren noch unter Tourinho entstanden. Der Sohn dieses ersten Donatars aber hatte die Neigungen seines Vaters nicht geerbt und war schon im Begriff, die Kapitanerie zu verlassen, als er starb. Nun kam die ganze Provinz in die Hände der Donna Leonor do Campo Tourinho, seiner Schwester, der Wittwe Pasquiera's, welche ihr Leben an die Lancaster in Portugal abtrat.

Dieses geschah gegen 1556. Die Niederlassungen vermehrten sich und die Bevölkerung nahm zu; aber die Abatyras und Aymores richteten so schreckliche Verheerungen an, daß unter der Regierung Josephs I die ganze Provinz nicht mehr als zwei Flecken zählte.

Die Forderungen, welche Leonor do Campo Tourinho für ihre Abtretung machte, waren gewiß nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß es sich hier um ein Gebiet handelte, das an Ausdehnung den größten Fürstenthümern gleich kam. Hunderttausend Reis jährlicher Einkünfte, 600,000 Reis baares Geld und zwei Scheffel Waizen jährlich war nahezu Alles, was sie verlangte. Freilich wurde 1564 Santo Amaro durch die Abatyras von Grund aus zerstört, und 1587 zählte die ganze Kapitanerie nur einen Engenho — Katastrophen, welche ohne Zweifel sich alle voraussehen ließen. Außer diesen Kriegen nun mit den Wilden, welche für Europa nicht das geringste Interesse haben, gibt es Nichts, das einer geschichtlichen Ueberlieferung werth wäre. Die Jesuiten hatten nur einige schwachen Niederlassungen auf diesem Theile der Küste und ihre Bemühungen um die Civilisation der hier wohnenden Indianer bieten nichts Neues. Nur einer Thatsache glauben wir erwähnen zu müssen: es war hier an dieser Küste nicht wie an den Ufern des Uruguay, keine Gütergemeinschaft existirte und jeder thätige Arbeiter behielt die Früchte seines Fleißes für sich.

Die Hauptschönheit der Provinz Porto Seguro besteht in den unermeßlich großen Wäldern, die noch jezt einen großen Theil des Küstenlandes bedecken. Vom Rio Doce, der Südgränze, bis eine Meile vom Jucurucu ist das Land so nieder, daß es sich kaum über das Niveau des Meeres erhebt, besonders zur Fluthzeit. Im ganzen Umfange dieser Gegend sieht man kein Gebirge, nicht einmal einen Hügel. Dagegen gewährt der übrige Theil

*) Hier stimmt der Roteiro do Brazil nicht ganz mit der brasilischen Chorographie überein. Nach ihm soll Pedro do Campo Tourinho, ein sehr tapferer Edelmann and guter Seefahrer, Vieles zu leiden gehabt haben von den Anfällen der Tupiniquins, welche Herren der Küste waren. Endlich wurde es zwar ruhig und Friede herkschte auf dem Gebiete der Kapitanerie, aber ein Friede, der durch Sieg erkauft war.

der Provinz bis zum Rio Belmonte einen um so schöneren Anblick. Gegen Norden erhebt sich die Serra dos Aymores mit ihren imposanten Wäldern. Jener Bergkegel, den man so weit her vom Meere aus erblickt, der Monte Pascoal, der den Europäern seinen Namen verdankt und an welchen, wie an ein Monument, sich so viele Andenken knüpfen, ist ein Theil der eben genannten Bergkette.

Was bereits von der Ostküste und ihren Bewohnern gesagt worden ist, läßt sich zum Theil wenigstens auch von Porto Seguro sagen: das abgesonderte Leben, die Furcht vor den kriegerischen Stämmen, die großen Wälder, die man von Zeit zu Zeit fällt, um wieder neuen fruchtbaren Boden für den Ackerbau zu gewinnen, alles Dieß hat hier die nämlichen einförmigen und eben so wenig eigenthümlichen Sitten wie dort hervorgebracht. Wie überall in Brasilien, so pflegt man auch hier, wenn ein seiner schönen Wälder beraubter Boden einige Ernten geliefert hat, zu sagen: He huma terra acabada, das ist ruinirtes Land. Wie in allen Waldgegenden, so nähren auch hier die Bewohner sich von Wild, Maniocmehl und schwarzen Bohnen. An den Felsenriffen der Küste, nicht weit von jenen Felsen, welche den bezeichnenden Namen Abrothos (die Augen auf!) führen, wird ein rother Fisch, Garupa genannt, gefangen. Frisch fanden wir ihn schon außerordentlich wohlschmeckend, aber getrocknet soll er die besten Stockfische von Neufundland übertreffen; er wird ausgeführt und macht den größten Reichthum der Bewohner dieser Küste aus. In gewissen Flüssen der Provinz findet man auch den Manati, aus dem man eine Art Meerfräulein gemacht hat, unter dem Namen Mai das aguas, und von welchem tausend Mährchen unter dem Volke erzählt werden. Doch ist er nicht in solcher Menge vorhanden, daß man ihn leicht erhalten könnte; und der Prinz von Neuwied hat während seines viermonatlichen Aufenthalts in diesen Gegenden sich nicht ein einziges Exemplar dieses Fisches verschaffen können.

Einige mit Mühe durch die endlosen Wälder angelegten Straßen lassen hoffen, daß bald noch andere Kommunikationen als durch die Flüsse hergestellt seyn werden; man spricht sogar von einer Straße längs des Mucuri, welche fast den kühnen Mineiros das Leben gekostet hätte, die es gewagt hatten, von Sertao bis zum Meeresufer einen Weg anzulegen. Wehe Dem, der ohne Führer diese ungeheuren Wälder zu betreten wagt! Nicht als ob ihm von Seiten der Wilden große Gefahr drohte; die Cumanachos, die Monnos, Frechas, Machakalis und Botokudos sind seit den neuerlich mit ihnen geschlossenen Verträgen nicht mehr zu fürchten; aber ein Europäer, der in diesem dädalischen Labyrinthe von Bäumen und Lianen sich einmal verirrt hat, findet gewiß keinen Rückweg mehr zu den Niederlassungen an der Küste. Nur ein hinlänglicher Vorrath von Pulver und Blei kann den unvorsichtigen Jäger, der sich ohne indianischen Führer zu tief in das Dickicht gewagt hat, vom Untergange retten. Ein Soldat von einem Vorposten, der vor etwa zwanzig Jahren zu weit in einen solchen Wald eingedrungen war, irrte sieben Tage darin umher, ehe er einen Ausweg fand; und ein berühmter Naturforscher, Hr. Freyreß, der auf eine ähnliche Art sich verirrt hatte, gestand, daß wenn man ihm nicht noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, er dem Hungertode nicht entgangen wäre.

Wir wollen Nichts von den mehr oder minder bedeutenden Villas, die an der Küste hin zerstreut sind, erzählen, und eben so wenig von dem

Hauptorte, einem armen Flecken von 2600 Einwohnern, der nichts Merkwürdiges hat als das Kreuz, das Cabral hier einst errichtete. Dafür aber wollen wir in die großen Wälder eindringen und uns Kenntnisse von ihren Ureinwohnern zu verschaffen suchen.

Es ist merkwürdig genug, daß man im sechszehnten Jahrhundert, um zur Provinz Minas zu gelangen, durch das Dunkel dieser Wälder dringen mußte. Nach der Entdeckung jenes an Gold und Edelsteinen so reichen Landes aber blieben wieder zwei Jahrhunderte lang die Wälder von Europäern unbetreten; man vergaß den von den ersten Entdeckern eingeschlagenen Weg wieder und gelangte auf einem ganz andern nach Minas Geraes.

Dieses Vergessen hatte seinen ganz natürlichen Grund. Die Aymores, Patachos und Abatyras hatten 200 Jahre lang solche Grausamkeiten an den Bewohnern des Littorals ausgeübt und dadurch die Wälder der Ostküste, die sie bewohnten, so furchtbar gemacht, daß jedem Reisenden die Lust verging, die geographische Beschaffenheit dieser Gegenden zu untersuchen. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts jedoch waren genau alle die Umstände bekannt, welche die Reise des Fernandes Tourinho und des Antonio Dias Adorno nach dem Rio Grande und dem Rio Doce so merkwürdig gemacht haben. Alle die konfusen Nachrichten über Entdeckungen von Edelsteinen und Goldbergwerken, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert circulirten, findet man bis ins kleinste Detail im Roteiro aufgezeichnet.

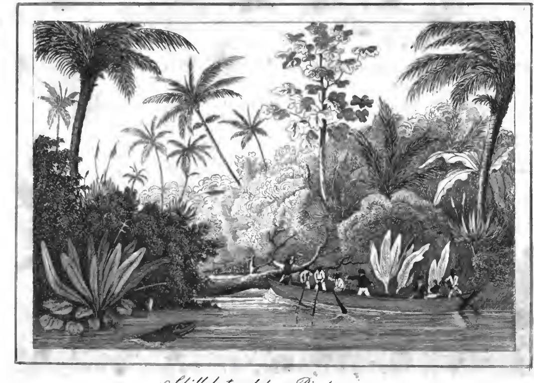
Aus den freilich oft sehr unvollständigen Beschreibungen daselbst geht übrigens hervor, daß jene wundervollen Smaragden und die angeblichen Saphire, welche man am Fuße der Gebirge gefunden hatte, gleich vom Anfange an im Rufe einer niederen Qualität standen *). So sehr man nun auch im Ungewissen war über den Lauf der beiden Flüsse, so kannte man sie doch und ahnte ihre Wichtigkeit. Aber die harten Kämpfe, die Antonio Dias Adorno nach seiner Rückkehr gegen die Tupinans und die Tupiniquins, welche ins Innere geflohen waren, zu bestehen hatte, so wie auch die geringe Qualität der Steine hielten noch immer von weiteren Nachforschungen ab. Gewiß ist, daß man erst in den lezten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts sich entschloß, aufs Neue die Beschiffung des Rio Doce und des Belmonte zu wagen. Im Jahre 1695 drang Rodriguez Arzao auf diesem Wege bis in die Provinz Minas Geraes vor; sein Schwager, Bartholomeo Bueno de Sequeira, war nicht minder glücklich, denn er kam bis in die Gegend, wo heutzutage Villa-Rica liegt; nach diesen Expeditionen aber tritt wieder eine große Lücke in der Geschichte des Rio Doce ein. Als im Jahr 1781 Don Rodrigo Joze de Menezes, Gouverneur von Minas, eine neue Handelsstraße eröffnen wollte, mußten wieder die nämlichen Nachforschungen angestellt werden wie hundert Jahre vorher. Pontes, der Gouverneur von Espirito Santo, und Antonio Rodriguez Pereira Taborda, sein Neffe, brachte manches Nützliche zu Stande. Aber hauptsächlich war es ein durch seine glühende Imagination und seine erhabenen Ideen bekannter Staatsmann, dem die Seeprovinzen Espirito

*) Trouxerào muito, e algumas muito grandes, mas todas baixas; mas presumese que debaixo da terra as deve de haver finas, zu deutsch: „sie brachten viele und darunter sehr große Steine herbei, alle aber von niederer Qualität; wahrscheinlich finden sich feinere Sorten im Innern der Erde.“ Ein berühmter Schriftsteller hatte also wohl Recht, wenn er vermuthet, es seyen Turmaline und Euklasen gewesen. Was soll man endlich aus den um diese Zeit gefundenen Diamanten machen, von denen Alph. de Beauchamp spricht?

Santo und Porto Seguro es verdanken, daß der Rio Doce nun als eine wichtige Straße zur Verbindung mit dem Innern des Landes betrachtet werden kann. Der Graf von Linhares ließ nicht nur öffentlich bekannt machen, daß alle auf dieser Straße nach den Minen geführten Waaren zollfrei seyn sollten, sondern er ließ auch nahe bei der Mündung des Flusses zum Schutze der Kaufleute einen unter dem Namen des Gründers bekannten Flecken anlegen. Aber sollte man es glauben? In dem Augenblicke, als die Vortheile dieser neu eröffneten Straße fühlbar zu werden anfingen, legte man Zollhäuser an derselben an. Die Schiffer kümmerten sich lange Zeit Nichts um die Zollbeamten und betrachteten sie als die Agenten einer ihres Versprechens ungetreuen Macht. Sie erlagen auch Alle an den Fiebern, welche in mehreren Kantonen am Rio Doce so grausame Verheerungen anrichten, und nun war die Schiffahrt auf dem Flusse wieder frei, wie zuvor. Nach öffentlichen Blättern hat eine englisch-brasilische Kompagnie die Schifffahrt auf dem Rio Doce von der Regierung übernommen und es läßt sich von ihrer Thätigkeit erwarten, daß sie durch Anlegung von Kanälen zur Umgehung der Wasserfälle, Sprengung von Felsen ꝛc. die Hindernisse vollends beseitigen werde, welche bisher tiefer Schifffahrt noch im Wege standen. Bei seiner Mündung ist der Rio Doce zweimal so breit als der Rhein und schon bei seinem Austritt aus Minas Geraes, wo er entspringt, hat er eine beträchtliche Tiefe. Die drei Wasserfälle dieses Flusses sind schon an der Grenze zwischen Porto Seguro und Espirito Santo und die Schifffahrt wird hier nur zu Zeiten großer Trockenheit unmöglich. Von hier an bis zum Ocean bietet der Fluß keine bedeutenden Hindernisse mehr dar, und so gewaltig ist sein Lauf, daß er nach seinem Eintritt in den Ocean noch lange sein süßes Wasser beibehält. Davon hat er auch seinen Namen erhalten.

Keine Provinz auf der Ostküste ist so sehr durch das System ihrer Flüsse begünstigt als Porto Seguro. Was wir vom Rio Doce und vom Belmonte gesagt haben, ließe sich auch vom San Matthens sagen, der vormals den Namen Cricare führte und sich zehn Meilen vom Rio Doce ins Meer ergießt; und nicht minder vom Mucuri, der wie der vorige in Minas entspringt und acht Meilen von ihm ins Meer fließt. Doch hat die Schiffahrt auf den beiden lezteren Flüssen bedeutendere Schwierigkeiten, welche vielleicht nie ganz überwunden werden können. Der Peruhype, Itanhem, Jucuruçu und Buranhem durchfließen gleichfalls herrlich fruchtbare Gegenden; aber ihre Schiffahrt ist weit beschränkter als die des Rio Doce. Vielleicht wird später, wenn erst einmal der Lauf der beiden Hauptflüsse geregelt ist, auch auf die Nebenflüsse Bedacht genommen, und alsdann werden auch ihre jezt noch öden Ufer sich beleben. Doch wir wiederholen es: obgleich es von dem Gebiete des Rio Doce bis Rio nur fünf bis sechs Tagereisen sind und obgleich man in noch weit kürzerer Zeit von San Salvador zum Belmonte gelangen kann, so dienen doch immer noch die Ufer dieser beiden Flüsse einer Menge zerstreuter Stämme zum Aufenthalt. Der gefürchtetste unter allen diesen ist der Stamm der Botokudos. Mit diesem wollen wir nun unsere Leser bekannt machen.

Wenn man in den zur Hälfte wüsten Gegenden angekommen ist, wo sich der Rio Doce und Belmonte verlieren, richtet sich der Sinn von selbst auf jene Endgerekmung, welchen die Portugiesen den Namen Botokudos gegeben haben und welche man für die wildeste Nation dieses Erdstriches



Schiffahrt auf dem Rio-doce.

Wald längs des Mucuri

hält. Es ist nicht die Unfruchtbarkeit des Bodens, noch weniger das rauhe Klima, was diese Menschenrasse verhindert, sich einigermaßen zu civilisiren. Wie der Tapuya, von welchem er abstammt, ist der Botokudo ein flüchtiger Krieger, und seine Geschicklichkeit beschränkt sich auf den ungeheuren Bogen und auf Pfeile, die nie das Ziel verfehlen. Entsprossen von einem Nomadenvolk, nahm er sich keine Zeit, die Geschicklichkeit anderer Indianer nachzuahmen. Er ruht nicht in einer Hängematte; eine Palmbaumhütte birgt ihn selten: beinahe scheint es, als ob es ihm nur in den Unbilden der freien Luft wohl sey. Dabei ist er vollkommen nackt und sucht nie seine Nacktheit zu verbergen, indem er von andern Völkern die Form ihrer Zierrathen entlehnt; es genügt ihm, sich mit der schwarzen Farbe des Jenipa und mit der rothgelben des Roku zu bemalen. Dieses elende Wesen, das man bis in seine Einöden verfolgt, weiß sich mit Muth zu vertheidigen. Es kann sterben, aber es kennt kaum die Mittel, sein unsicheres Leben zu erhalten; denn wenn ihm das Wildpret zu fehlen anfängt und ihm die Wälder keine Früchte bieten, so leidet er schrecklichen Hunger. Mehr jedoch als alle übrigen Wilden liebt er seine Wälder, und man muß gestehen, die großen einsamen Waldungen scheinen der einzige Ort zu seyn, welcher sich für Denjenigen schickt, dessen Aeußeres so wild geblieben ist. Soll ich es sagen? Das erste Mal, da ich einen Botokudo sah in seiner finsteren Sorglosigkeit, in jener stumpfen Ruhe, die alle Fähigkeit zu denken auszuschließen scheint, konnte ich nicht umhin, eine sonderbare Vergleichung anzustellen, und ich konnte nicht ohne Entsetzen dieses Wesen betrachten, das man doch als zur Menschheit gehörig gelten lassen mußte, das aber beinahe die Natur eines wilden Thieres hatte. Es war ein alter Krieger, der auf einem Hügel zusammengekauert saß; seine trüben Augen drehten sich gegen uns mit jener Senkung der Augenlieder, welche das Bedürfniß des Schlafes anzeigt; seine Hand, wie zufällig erhoben, schien nach der unbequemen Fliege zu schlagen, deren Stich ihn quälte: er empfand sie und suchte sie nicht. Sein Arm wiederholte jeden Augenblick diese völlig gleichgültige Bewegung, und es hatte diese instinktmäßige Beweglichkeit einiges Aehnliche mit der Bewegung, die ein Pferd mit seinem Schwanze macht, wenn eine zu große Anzahl von Insekten es quält. Der Mann, den ich in diesem Augenblicke sah, ist nicht unvernünftiger als alle seine Stammverwandten; ich überzeugte mich später davon. Auch sah ich später, daß diese stumpfe Gleichgültigkeit nur eine schlimme Außenseite war, hinter welcher die tiefen Gefühle der Liebe, des Hasses oder der Bewunderung verborgen lagen. Ich sah, daß wenn Leidenschaften die schreckliche Starrheit dieser wilden Mienen beseelte, der Indianer augenblicklich groß ward, seine Menschenwürde annahm und sich als den Beherrscher der Wälder zeigte.

Die Botokudos stammen von den Aymores ab; Das ist es, was die Geschichtschreiber im Allgemeinen sagen, ohne sich auf bestimmte Besonderheiten über diese ursprüngliche Rasse einzulassen. In dem kostbaren portugiesischen Manuscript der königlichen Bibliothek, das uns schon so manche seltenen Bemerkungen geliefert hat, findet man Folgendes:

»Die Vernunft will, daß wir nicht weiter vorwärts gehen, ehe es erklärt ist, was jene Nation, Aymores genannt, sey, die dem Distrikte dos Ilheos so großen Schaden verursacht hat; dieser Distrikt ist heutzutage von Tupiniquins ganz entblößt, die sich aus Furcht vor diesen Unmenschen nach Sertão geflüchtet haben; denn von diesen Tupiniquins gibt es

nur noch in zwei Bezirken dieser Provinz, und diese sind in der Nähe der Engenhos de Henrique Luiz; sie sind sehr schwach bevölkert. Die Aymores stammen von einer andern Nation, die man Tapuyas nennt. In früheren Zeiten trennten sich einige Horden von diesem Volke und gingen, von ihren Feinden verfolgt, über die rauhen Gebirge. Hier verweilten sie lange Zeit, ohne einen andern Stamm zu sehen. Diejenigen, welche von diesen Flüchtlingen abstammten, verloren ihre alte Sprache und bildeten eine andere, welche keine der übrigen brasilischen Nationen verstehen konnte. Die Aymores sind so wild, daß sie von den Barbaren selbst als Barbaren betrachtet werden. Sie zeigten sich zuerst an dem Meeresufer am Rio de Caravellas, in der Nähe von Porto Seguro. Nun durchziehen sie die Wälder bis zu dem Fluß Kamamu und von da kommen sie in die Nähe von Tinbare; dem Ufer nähern sie sich nur, um irgend Jemand anzugreifen. Diese Nation hat dieselbe Farbe wie die andern; aber ihre Angehörigen sind größer und stärker; sie lassen sich ihre Haare nicht wachsen; so bald sie welche bemerken, reißen sie sie sorgfältig heraus. Ihre Bogen und Pfeile sind außerordentlich groß. Sie sind sehr gewandte Schützen. Diese Wilden leben nicht in Dörfer vereinigt wie die andern Indianer; denn Niemand hat bis jezt Hütten zu sehen bekommen, die von ihnen gebaut wären; sie schweifen unstät herum. Wollen sie schlafen, so legen sie sich auf die Blätter des Waldes, und wenn es regnet, nehmen sie am Fuße eines Baumes Platz, indem sie niederhocken und das Laub zu ihrem Schutze ordnen. Diese Barbaren haben nicht die geringste Kultur, sie bebauen die Erde nicht und nähren sich von wilden Früchten und von dem Wildpret, das sie erlegen. Lezteres verzehren sie roh oder schlecht gebraten, wenn sie Feuer haben. Männer und Weiber scheeren sich die Haare ab und zwar mit gewissen Schilfrohren, die sie sehr scharf zu machen wissen. Ihre Sprache ist rauh und sie stoßen die Worte mit großer Gewalt aus der Kehle und so schnell, daß man sie nicht nachschreiben könnte. Sie leben nur von den Räubereien, die sie an andern Wilden begehen. Nie hat man mehr als 25 Schützen von ihnen beisammen gesehen; sie kämpfen nie von Angesicht zu Angesicht. Ihr Kriegführen ist immer listig; sie legen sich in die Pflanzungen und an die Wege, wo sie die andern Indianer und alle Arten von Geschöpfen bekriegen wollen. Hinter Bäumen verborgen und Jeder für sich, fehlen sie kein einziges Mal, jeder Pfeil trifft sein Ziel.

»Die Aymores können nicht schwimmen, und ein fließendes Wasser, was es auch für eines sey, wenn man nur nicht mehr hindurchgehen kann, ist zur Vertheidigung gegen ihre Angriffe hinreichend. Sie verlieren nicht jedes Mal den Muth und suchen an mehreren Stellen einen bequemen Durchgang durch den Fluß. Diese Wilden fressen Menschenfleisch als Nahrung, was die andern Völker nicht thun, die das Fleisch ihrer Feinde nur aus Rache, in Folge ihrer Kämpfe, und aus altem Haß verschlingen.

»Die Distrikte von Porto Seguro und Ilheos sind verwüstet und beinahe ganz entvölkert durch den Schrecken, den diese Barbaren einflößen. Die Zuckerpflanzungen sind nicht mehr im Gang, weil alle Sklaven und Leute, die man dazu gebrauchte, todt sind. Diejenigen, welche ihrem Arm entfliehen konnten, haben eine solche Furcht vor ihnen gefaßt, daß bei den bloßen Worten: Seht da die Aymores, Jeder sein Gut im Stiche läßt und seine Sicherheit in der Flucht sucht. Dieses thun selbst die Weißen; denn seit 25 Jahren, seit welcher Zeit diese Plage in jenen zwei Distrikten

empfunden wurde, haben die Aymores mehr als 300 Portugiesen und 3000 Sklaven getödtet.«

Der Chronikschreiber fährt fort zu erzählen, wie die Ansiedler von Bahia sich ohne Furcht nach den Ilheos begaben, indem sie an den Ufern des Meeres hinfuhren. Die Aymores hatten bald Wind von diesem Vorgang: sie ließen die Küste gut bewachen, und Hunderte von Reisenden wurden verzehrt. Glaubten die Unglücklichen, dem Tode zu entgehen, indem sie die hohe See zu gewinnen suchten, wohin ihnen die Wilden nicht zu folgen wagten, so wurde auch dieser Entschluß vereitelt. Die Aymores paßten, bis es Nacht ward und der Reisende sich genöthigt sah, die Küste wieder zu gewinnen. »Diese Seestriche können nicht mehr ohne die äußerste Lebensgefahr befahren werden,« ruft Franzisco da Cunha aus, »und wenn man kein Mittel findet, um diese Barbaren zu vernichten, so werden sie die Niederlassungen von Bahia zerstören, nach denen sie sich allmälig hinziehen.«

Diese Worte sind von einem Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts und man hätte glauben sollen, daß wenn nur der Krieg einmal angefangen wäre, der Ausgang nicht mehr zweifelhaft seyn könnte. Aber schon zwei Jahrhunderte dauert der Kampf und ist noch nicht beendigt; kein Volk in Amerika hat so lange Widerstand geleistet.

Merkwürdiger ohne Zweifel und was den Beobachter in Erstaunen setzen wird, ist, wenn man jenen wüthenden Hunger nach Menschenfleisch, den man vielleicht übertrieben hat, und jene Scheu vor dem Wasser ausnimmt, welche nicht mehr in demselben Grade besteht, — daß die meisten von dem Chronikschreiber erzählten Züge noch auf die Masse der Nation anwendbar sind. Wenn während dritthalb Jahrhunderten diese Indianer Muth und Beharrlichkeit genug gehabt haben, um ihre Freiheit zu erhalten, so haben sie auch während dritthalb Jahrhunderten keinen Fortschritt gemacht. Man darf eine ziemlich vage Neugierde und die Ablegung gewisser Gewohnheiten nicht mit jenem Erwachen des Verstandes verwechseln, das zu einer bestimmten Verbesserung führt. Wir werden am Ende des Jahrhunderts sehen, was neue [illegible]ungen bewirkt haben werden. Diese Wilden werden indessen besser beobachtet; man hat ihre Gewohnheiten studirt, sie über ihre Meinungen befragt. Der wunderliche Bau ihrer Sprache ist kein Geheimniß mehr und man ist nicht wenig von dem Verstande überrascht worden, den man bei ihnen entdeckte und den sie so gut unter dem Anscheine von Rohheit zu verbergen wußten.

Die Botokudos haben heutzutage die Gegend inne, welche sich zwischen dem Rio Doce und Rio Pardo ausdehnt, vom dreizehnten bis zum neunzehnten Grad südlicher Breite. Sie haben nicht allein zwischen diesen beiden Flüssen Verbindungen gestiftet, sondern diese reichen bis an die Grenzen von Minas-Geraes.

Der Name, den ihnen die Portugiesen gegeben haben, kommt von der kreisförmigen Verzierung her, die in das Holz des Barrigudo geschnitten ist, das sie in den Ohren und Lippen tragen, wie ehemals die Tupinambas, Tamoyos und Tupiniquins thaten, welche dazu Scheiben von grünem Edelstein oder abgerundete Muscheln gebrauchten. Batok oder Botok bezeichnet wörtlich den Zapfen eines Fasses: die Aymores halten übrigens die Benennung Botokudos für beleidigend. Einige benachbarte Stämme geben ihnen den bezeichnenden Namen Langohr; aber der wahre Name, den sie als Volk tragen, scheint Krekmun, Krakmun oder Endgerekmung zu

seyn: die Reisenden sind darüber nicht einig. Gewisse Abtheilungen dieser Nation nennen sich Pejaurum und Naknenuk *); wahrscheinlich haben bezeichnende Eigenschaften diese verschiedene Namen hervorgerufen.

Physiologisch betrachtet, zeigen die Botokudos gewisse Charaktere, wodurch sie sich von andern indianischen Stämmen unterscheiden. Ein Reisender, der sie mit der gewissenhaftesten Genauigkeit beobachtet hat, Saint-Hilaire, schien geneigt, an ihnen den Typus der mongolischen Rasse zu finden; und es ist vielleicht bemerkenswerth, daß das Geständniß der Botokudos selbst einen ganz naiven Beitrag zu den Untersuchungen liefert, welche noch die Gelehrten beschäftigen. Ein junger Indianer vom Ufer des Belmonte, welchen der Prinz von Neuwied nach Rio Janeiro brachte, konnte nicht umhin, einem Chinesen, dem er begegnete, den Titel Onkel zu geben. Wenn es uns erlaubt wäre, unsere eigene Meinung und unsere Gedanken denen so großer Gelehrten beizufügen, so würden wir kein Bedenken tragen, an diesen Indianern, mit Aug. de Saint-Hilaire, den mongolischen Typus zu finden, wie er an andern Stämmen der Lingoa geral unedlere Aeste der kaukasischen Rasse erblickt. Wie die meisten Indianer haben die Botokudos dünne Beine, kleine Füße, breite Brust und Schultern, sehr kurzen Hals und platte Nase, auseinanderlaufende Augen, sehr erhabene Backenknochen; indeß bemerkt man zwischen diesen und andern Wilden einige jener Unterschiede, welche in derselben Rasse die verschiedenen Nationen erkennen lassen. So haben Brust und Schultern der Botokudos vielleicht mehr Breite als die der anderen Indianer jener Provinz; ihr Kopf ist vielleicht nicht so rund und ihr Hals kürzer. . . . »Da sie wohl dünne Beine für schön halten, pressen sie die ihrer Kinder mit Bändern zusammen, und die größte Beleidigung, die man ihnen zufügen kann, ist, wenn man ihnen sagt, daß sie dicke Beine **) und große Augen haben.«

Ungewöhnlich ist wohl bei diesen Indianern die Verschiedenheit, welche man in der Farbe ihrer Haut bemerkt. Ob sie gleich im Allgemeinen braunröthlich ist, bald heller, bald dunkler, so geht sie doch häufig bei Einzelnen in ein ziemliches Hochgelb über, und es gibt Mehrere, die sich so sehr der weißen Rasse nähern, daß Rosenröthe ihre Wangen färbt; merkwürdiger Weise hat man unter ihnen einige Weiber mit blauen Augen gesehen, und diese Sonderbarkeit, welche von den andern Indianern nicht ohne Widerwillen angesehen worden wäre, gilt unter ihnen als eine große Schönheit: diese Thatsache wiederholen die Reisenden gerne.

Den Gebräuchen der Rasse, von der er abstammt, im Allgemeinen getreu, gibt sich der Botokudo viel weniger Mühe mit seinem wilden Putz als die meisten andern Indianer. Gewöhnlich ist seine nackte Haut narbig von den Wunden, die ihm die Dornen der Wälder machen. Seine Wimper und Brauen sind sorgfältig ausgerissen, und mit einer kleinlichen Sorgfalt

---

*) Am meisten Wahrscheinlichkeit hat für sich der Name Krakmun; denn diese Benennung ließ der Mann gelten, der die Vorzüge der Botokudos kannte, weil er sie leitete und unter ihnen lebte. Marlière nimmt auch die beiden andern Namen an. Man sehe über diesen Gegenstand Aug. de Saint-Hilaire, den Prinzen von Neuwied und Debret Voyage pittoresque au Brésil.

**) Wie man hat bemerken können, schnüren sie das Bein stark mit einem in Embira gefärbten Bande, und man hat geglaubt, daß diese Vorrichtung die Kinder flinker machen sollte. Nach unserer Meinung ist es wohl mehr nur die angeerbte Gewohnheit eines bei den großen Urnationen, wie bei den Tupis und Karaiben, verbreiteten Putzes. Wenn man Lery, Hans Stade, Biet und viele andere ältere Reisende liest, sieht man, daß diese Art von Schmuck beinahe allen bedeutenden Stämmen angehört. Bei den Karaiben der Inseln verfertigten die Weiber eine Art sehr enger Stiefeln, die sie immerdar tragen mußten, es wäre denn, daß irgend ein Zufall sie zerrissen hätte. (S. Rochefort du Tertre et Pelieprat.)



Gefecht indischer Soldaten mit den Botocuden



Botocuden Köpfe.

hat er seine glatten und rauhen Haare geschoren, die nur auf dem Scheitel eine Art schwarzer Mütze bilden; die Malereien, von denen er selten Gebrauch macht, sind grob angebracht, und ob er gleich jene reichen Federndiademe, die den Stolz der andern Stämme ausmachen, nicht ganz verschmäht, so entsagt er ihnen doch von Tag zu Tag mehr, und man kann leicht vorhersehen, daß eine Zeit kommen wird, wo diese Attribute der Macht völlig verschwunden seyn werden.

Um eine richtige Vorstellung von einem Botokudo zu haben, so wie er vor ungefähr zwanzig Jahren war und wie er sich noch hie und da zeigt, muß man sich den Anführer, Kerengnatnuk, vorstellen, mit jenen Kreisplatten, die er Huma nennt und die den Ohrlappen so weit ausgedehnt haben, daß er die Schultern berührt. Der Schmuck der Lippen, der Guimato, ist von einem beinahe ebenso beträchtlichen Durchmesser und bezeugt die außerordentliche Dehnbarkeit der Muskelfaser; denn die Lippe, die ihn hält, hat nur noch das Ansehen eines sehr dünnen Ringes oder Bandes. Ist der Indianer jung, so wird sich der Zapfen stolz und horizontal erheben; ist er alt, so wird sich, ungeachtet der Leichtigkeit des Zierraths, die Lippe auf gräßliche Art senken, und da jene Platte die Zähne des untern Kinnbackens unaufhörlich schlägt, so werden diese vor der Zeit ausgefallen seyn. Jedenfalls aber muß in der Miene des Wilden jene schreckliche Starrheit des Mundes *) auffallen, die ein reisender Künstler unlängst so richtig charakterisirte, indem er sich des Ausdrucks bediente, den wir von ihm entlehnt haben. Wenn der Botokudochef sich von seinen Weibern bemalen läßt, so bekommt sein Gesicht die feurige Farbe des Roku und mit der schwarzen Farbe des Genipayer eine Art von Knebelbart, der von einem Ohre zum andern geht und dem ohnedieß gräßlichen Gesichte einen noch wilderen Ausdruck verleiht. Was den übrigen Körper betrifft, so ist sein Geschmack weniger bizarr: ein Theil wird schwarz bemalt, der andere behält seine natürliche Farbe; er ist wie mit blutigen Bändern überzogen. Vor Zeiten trug er ein Diadem, dem der Tupinambas ähnlich, allein es war noch plumper. Der Nukankaun oder Jakera Junni-oka bestund aus fünfzehn gelben Federn, die man aus dem Schwanze des Japu zog und im Haar in ein wenig Wachs befestigte. Hie und da genügen dem wilden Krieger zwei steife Federn des Papagay, um seinen Rang anzudeuten. Auch fügt er, jedoch seltener, die Haut eines wilden Thieres seinem Schmucke bei. Er ordnet sein Diadem in einem zu diesem Behufe zubereiteten Fell und sein Schleppmantel ist die Haut eines Tamandua.

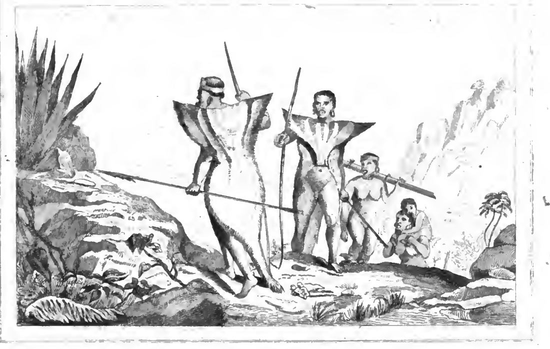
Aber alles Dieses gehört, ich wiederhole es, zu den Prachtaufzügen in den Wäldern. Fragen wir nach dem gewöhnlichen Leben des Wilden, lernen wir die Drangsale kennen, die er leiden muß, so werden wir sehen, ob es ihm möglich ist, sich immer so zu putzen, wie er es früher that. Die Botokudos, die sich den Europäern noch nicht unterworfen haben, führen fast ganz dasselbe Wanderleben wie die Aymores. Das Beispiel der Stämme,

*) Der Zapfen bewegt sich willkürlich. Wir haben welche gesehen, die den Durchmesser der größten Bretspielsteine hatten; und der Prinz von Neuwied hat eine dieser wunderbaren Platten gemessen: sie hatte vier Zoll vier Linien im Durchmesser und achtzehn Linien Dicke. Wie schon gesagt, schneidet man sie aus dem Holz des Barrigudo: dieses Holz ist leichter als Kork und sehr weiß; es bekommt diese Farbe, wenn man es sorgfältig am Feuer trocknet, weil dann der Saft verdunstet. Durch den Gebrauch des Botok werden die Ohrlappen oder Lippen auf gräßliche Weise in die Länge herabgezogen, der Anblick des Mundes wird fürchterlich, da man sogar am Ende die Ränder der Lippe stückweise zusammennähen muß.

welche an den Ufern des Oceans festere Wohnsitze haben, ist fast ganz für sie verloren. Kein Anbau sichert ihren Unterhalt; Alles hängt von ihrem Jagdglück und von der Gewandtheit ab, die sie dabei beweisen. Obgleich die Wälder, welche sie bewohnen, noch immer sehr öde sind, so wird die Jagd doch immer unergiebiger und das Wanderleben des Wilden schwieriger. Etwas Achtunggebietendes liegt nun aber in diesem beständigen Kampfe des Menschen, der seine großen Wälder nicht verlassen will; unüberwindliche Schwierigkeiten hindern ihn jedoch, darin zu leben, wie seine Voreltern darin gelebt haben, und er muß den Festen entsagen, um nur auf seine Unabhängigkeit zu denken. Ich bekenne, so oft uns zufällig eine dieser wandernden Familien begegnete, um ihre Nahrung auf gut Glück zu suchen, sind wir von der Haltung und finsteren Würde gerührt worden, die in der Figur des Vaters herrschte und hier ist uns der Wilde wahrhaft groß erschienen. Als Familienhaupt fühlt er instinktmäßig seine Pflichten; wenn der Forst karg ist, wenn das Glück ihn nicht begünstigt, so bestraft er sich selbst über seine Unvorsichtigkeit, und das schwache Wesen, das ihm folgt, bekommt immer seinen Unterhalt, ehe der Anführer an sich denkt. Ein untersezter und starker Botokudo mit durchdringendem Blick und nervigem Arm, geübt von seiner Jugend auf, die starken Pfeile von seinem riesenmäßigen Bogen zu schnellen, ist in der Einsamkeit der finsteren und dichten Wälder ein wahrer Gegenstand des Schreckens. Aber man könnte auch hinzusetzen, daß er in seiner ursprünglichen Würde ein Vorbild des Mannes ist, welcher, zum Kampfe gegen alle Hindernisse stets bereit, sich für die Bedürfnisse seiner Familie willig opfert.

Man hat wohl keine hinreichende Vorstellung von jenem Leben in den Wäldern. Die Schwierigkeiten, welche die Wälder im siebenzehnten Jahrhundert der sichern Existenz entgegenzustellen anfingen, bestimmten die Aymores, sich in schwache Abtheilungen zu sondern. Heutzutage bilden ihre Abkömmlinge Haufen von höchstens vierzig Indianern. Aber die großen Ströme, welche den Saum der Küste benetzen, scheinen sie nicht mehr wie sonst aufzuhalten: sie ziehen das Ufer der Flüsse vor, und hier können sie sich in der That mit dem größeren Vorrath von Wildpret versorgen, der ihnen nöthig ist. Folgendes ist ungefähr der Verlauf der Familienausflüge, die immer nur die Jagd oder einen Besuch bei Fremden zum Gegenstand haben.

Regelmäßig geht das Haupt der Familie, der Vater, voran; er ist es, der zum Wegweiser dient, und er ist mit Nichts beschwert als mit seinem Bogen und mit seinen Pfeilen, die er in der Hand hält; denn sie sind zu lang, als daß er sie in seinen Köcher stellen könnte. Das Weib folgt nach; sie ist stets mit der Leitung der Kinder beschäftigt. Sind diese zu jung, um in den großen dichten Wäldern fortzukommen, so trägt sie sie auf ihrem Rücken. Dieß ist aber nicht die einzige Last, womit sie beschwert ist. In der Regel hat sie einen aus Embirafasern geflochtenen Korb auf ihrem Rücken. In diesem findet sich Alles beisammen, was den Reichthum der Familie ausmacht. Auch werden in demselben die Wachskugeln aufbewahrt, die man in den Wäldern sammelt, und der wilde Honig, welcher am Fuße des Baumes, der ihn geliefert, nicht aufgezehrt worden, auch Massen von Werg, um Feuer zu unterhalten, faserige Rohre zur Verfertigung der Pfeile, Vorräthe von Tukum zur Erneuerung der Bogensehnen, hernach jene Kekrok, eine Art von Gefäßen mit drei oder vier Füßen, die mit einer



Botocuden auf dem Marsche.



Ein Anführer der Botokuden mit seiner Familie

gewissen Geschicklichkeit verfertigt sind und die beim Haltmachen den Wasservorrath aufnehmen sollen, dessen die Familie bedarf. Auch sind darin die verschiedenen Zierrathen enthalten, die zum Putze dienen, die Halsschnüre von Thierzähnen, die langen Rosenkränze von wilden Beeren; dann die mehr nützlichen Sachen, der Kuntchun Kokann oder das Sprachrohr, gemacht aus der Schwanzhülle des großen Tatu; das eiserne Beil, das jezt jeder Stamm besizt und das den Karatu ersezt hat, jenes steinerne Beil, dessen sich ehemals alle Indianer bedienten. Oft sind alle diese Gegenstände, von denen wir eine Uebersicht gegeben haben, mit europäischen Lumpen vermengt, von denen man keinen Gebrauch macht und die doch als Kostbarkeiten aufbewahrt werden.

Geleitet von seinem bewunderuswürdigen Instinkte, dessen ganze Feinheit wir nicht zu würdigen verstehen, merkt der Wilde es sogleich, wenn er sich in der Nachbarschaft eines Tapir, Guariba oder Pekari befindet; er schleicht in den Forst, entfernt, was ihm im Wege steht, mit wunderbarer Gewandtheit und wirft sein Geschoß mit fast beständiger Sicherheit zu treffen. Der Pfeil des Botokudo ist eine vortreffliche Waffe in den großen Wäldern von Brasilien; man kann ohne Uebertreibung sagen, auf diesem Rohr, bewaffnet mit einem andern Rohr oder mit einer im Feuer gehärteten Spitze, beruht des Wilden ganze Existenz. Es fährt durch den Wald ohne Geräusch und reicht doch eben so weit als unser gröbstes Blei. Der Wilde ist schußfertig: er wählt ohne Zaudern unter den drei Arten von Pfeilen denjenigen aus, von dem er weiß, daß er Gebrauch machen muß. Ist es ein Feind, welcher unerwartet erschien, so ist es der Uiagicke komm oder der Pfeil mit elliptischer Spitze, der ihm den Tod bringt. Der Uiagicke nigmeran oder der Pfeil mit Widerhaken, trifft, von seinem beinahe immer tödtlichen Harpun unterstüzt, vornehmlich das große Thier; und um ihn von der Wunde loszumachen, muß er die Spitze abbrechen und den Schaft rückwärts herausziehen. Endlich der Uiagicke bakanmunock, der an seinem Ende nur eine Art aus Schilfknoten gebildeter Einsetzrose hat, tödtet oft kleine Thiere, die er trifft, ohne ihnen eine blutige Wunde beizubringen.

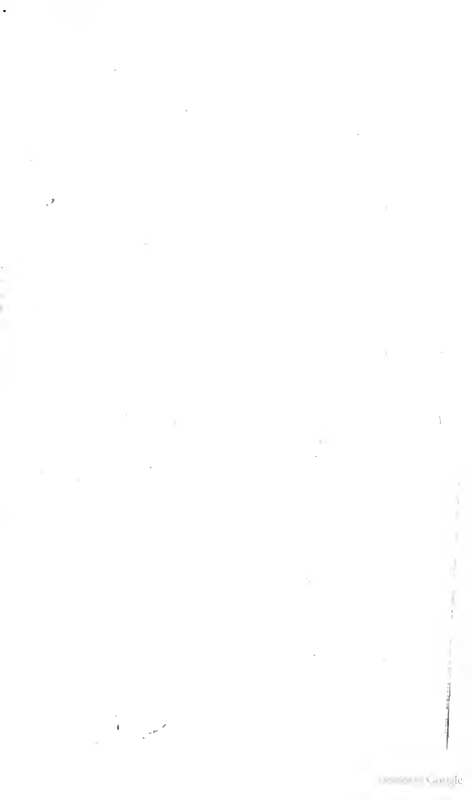
Ist die Wahl getroffen, so prüft der Botokudo, ob der Pfeil gerade, ob sein Gewicht gleich ist, er bringt ihn ans Auge und dreht ihn schnell zwischen dem Daumen und Zeigefinger. Er sezt ihn dann bloß an die linke Seite seines Bogens, der senkrecht auf der Erde ruht, indem er ihn mit dem Zeigefinger der linken Hand festhält, während die zwei ersten Finger der rechte Hand den Strang anziehen; das Auge liegt an der Linie und der Schuß geht los.

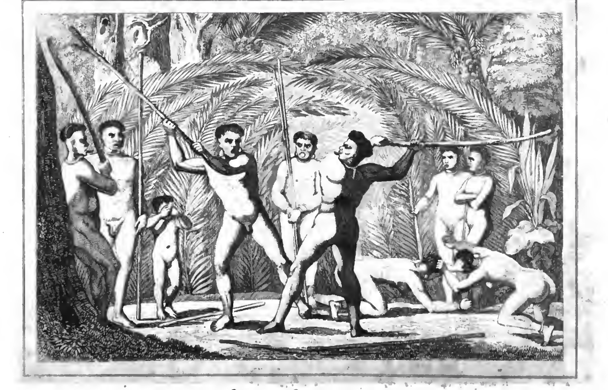
Aber diese Reihe von aufeinanderfolgenden Verrichtungen, die in der Beschreibung so lang ist, läuft im Nu ab, und die gedrängteste Darstellung könnte kein Bild von ihrer reißenden Schnelligkeit geben. Das Leben des Wilden beruht auf seiner Geschicklichkeit in Handhabung des Pfeils; er lernt sie von der zartesten Kindheit an; noch so schwach, daß er sich auf dem Sande schleppen muß und kaum gehen kann, bekommt er schon von seinem Vater einen kleinen Bogen und Pfeile, um sich gegen Insekten oder selbst Vögel zu üben. Sieben oder acht Jahre alt, kann er oft für seine Nahrung sorgen; deßwegen besteht immer eine Art von selbsteigener Unabhängigkeit in den zahlreichsten Familien der Botokuden.

Ist eine bestimmte Anzahl von Wildpret geschossen und ist sogar für ein größeres Thier gesorgt, so beginnt fast immer sogleich die Mahlzeit. Der Magen des Botokuden, der dem Hunger so gut widersteht, ist immer bereit, die unaufhörlich sich erneuernde Eßlust zu befriedigen. Durch die oft beschriebene und allen Wilden gemeinschaftliche Vorrichtung des Reibens wird Feuer angezündet und das kaum gebratene Thier auf der Stelle verzehrt. Noch mehr, seine Eingeweide, welche nicht weggeworfen worden sind, werden sehr leichthin gereinigt und beschließen häufig das Mahl; selbst die Haut wird nicht geschont. Der Urheber dieser Nachricht hat Botokudenweiber sich eines Adlers, den er geschossen hatte, bemächtigen, ihn gleichsam nur über das Feuer halten und ihn mit allen Zeichen der Gefräßigkeit essen sehen, während das Blut noch auf beiden Seiten des Botok aufs Gräßlichste herabfloß. Mit Ausnahme der Schlange, von der sie nur eine Art zu ihrer Nahrung gebrauchen, entgeht kein lebendes Wesen der Gefräßigkeit der Botokuden. Ich will von Thieren reden, die nicht gewöhnlich gegessen werden, als da sind: der große Tamanoir, der Kuguar, den sie Kuparak nennen, der Jaguar, den sie vorzugsweise Kuparak gipakeju heißen; diese Säugethiere, so wie der Kaiman, dessen Fleisch einen entschiedenen Bisamgeschmack hat, alles Das ist gut für ihren Heißhunger; und nach Gelegenheit braten sie zu ihrer Sättigung auch Frösche, Eidechsen, und sogar jene eckelhaften Larven, welche der Barrigudo liefert. So gut wie die anderen Indianer verstehen sie das Mittel, den Fisch zu betäuben, um ihn desto leichter zu fangen. Die Kunst, mit der Angel zu fischen, kennen sie erst seit Kurzem; sie geben sich damit ab, aber sie entbehren meistens jene Hamen von Europa, die sie so eifrig suchen; ein kleiner Bogen von drei Fuß aus den Rippen der Blätter des coco de palmito dient ihnen dazu, den Fisch, den sie eingeschläfert haben, im Flusse zu schlagen.

Ohne Zweifel liefert das Pflanzenreich eben so viel zum Unterhalt des Botokuden als die Jagd. Er ißt mit Vergnügen den Mandelkern der Lecythis, und man behauptet sogar, daß der zu häufige Genuß dieser öhlichten Frucht ihm eine Art Elephantiasis zuziehe; er haut den Issara ab und verschafft sich so das angenehme Kraut, das dieser schöne Palmbaum gewährt; der Knollen, den der Kora do Mato hervorbringt, liefert ihm ein schmackhaftes Gericht; das nahrhafte Mark des Atcha, das ganz den Geschmack der Kartoffel hat, die Schote des Inga, die einen weißen und süßen Saft bietet, der Feijao do Mato oder die Bohne der Wälder, so wie eine Menge erfrischender Beere und Kerne von den Palmbäumen, alle diese Waldfrüchte tragen dazu bei, sein Daseyn erträglicher zu machen und sein Leben zu sichern. Aber, hat man mit Recht gesagt, für diesen Wilden gibt es kein Morgen; an einem großen Jagdtag ißt er in solchem Uebermaß, daß er, um sein Leben wo möglich zu retten, sich den Magen mit Anstrengung niederdrücken muß, um durch dieses seltsame Mittel eine zu schwere Verdauung zu erleichtern. Ein andermal, wenn der Mangel allzu fühlbar wird, preßt ein Strick, mit welchem er sich umgürtet, alle Eingeweide zusammen, und, Dank dieser sonderbaren Vorrichtung, der Wilde erträgt den Hunger.

Obgleich Das, was bereits von den Aymores und ihrer sehr einfachen Art, sich vor Wind und Wetter zu schützen, gesagt worden ist, nicht ganz auf die Botokuden anwendbar ist, so sind doch die Wohnungen der Letzteren weit entfernt, einen so verwickelten Anblick darzubieten, wie die der andern





Einzeln Kampf d. Botocuden.

Indianer: ihr Rancho besteht meistens aus einigen Palmblättern, die in Form eines Daches geneigt sind. Nur wenn sie sich einige Wochen an demselben Orte aufhalten, geben sie diesen Hütten mehr Festigkeit; aber man kann sie nie mit jenen kleinen, so hübschen Kuppeln der Machakalis oder mit jenen bequemen Strohhütten der Mongoyos vergleichen, die einen Anfang von Kunstfleiß verkünden. Das Geräthe dieser Hütten ist noch einfacher als das der übrigen Wilden, denn die Botokuden kennen den Gebrauch des Hamak nicht, welcher doch so allgemein ist unter den Indianerstämmen. Ein aus dem Werg der Lecythis ollaria grob verfertigtes Bett, einige Gefäße von graulichem Thon, die ziemlich künstlich geformt sind, ein grober Stein, um die kleinen, hartschaligen Cocosnüsse daran zu zerbrechen, welche diese Wilden in großer Anzahl einernten und nach welchen sie so naschhaftig sind, Das ist fast Alles, was man in einer Botokudenhütte findet. Bemerkenswerth ist auch, daß mit Nachahmung der großen Stämme, die früher die östliche Küste bewohnten, ein kleines Feuer beständig in der Hütte brennt, nahe am Bette des Kriegers.

Man kann sich leicht denken, besonders wenn man sich an Das erinnert, was bereits von den Aymores gesagt worden ist, daß der Krieg eine große Rolle in dem Leben des Botokuden spielt. Er ist bei ihm entweder ein Mann gegen Mann kämpfen, ein Einzelangriff oder ein lang überlegter Kriegszug gegen den feindlichen Stamm, oder endlich ein Krieg gegen die brasilianischen Ansiedler, und dieser ist immer der mörderischeste, wird aber von Tag zu Tag seltener und wird wohl bald ganz aufhören. Diese verschiedenen Angriffsarten, diese Kämpfe, die zu oft noch sich wiederholen, bieten mehr oder weniger merkwürdige Eigenthümlichkeiten dar, von Thatsachen, die mehr oder weniger seltsam für den Beobachter sind. Aber ohne Widerspruch ist der sonderbarste Streit derjenige, der zwischen zwei Kriegern, oft von derselben Familie, immer von demselben Stamme, geführt wird, welche sich gegenseitig irgend ein Unrecht vorwerfen.

Diese so außerordentliche Nation ist vielleicht die einzige in Amerika, welche die Fechtart angenommen hat, die wir jezt beschreiben wollen und bei der die wilde Beredsamkeit immer eine sehr große Rolle spielt.

Wenn ein Botokudenkrieger Ursache zu haben glaubt, sich über eine schwere Beleidigung zu beklagen, so fordert er seinen Feind zum Zweikampf heraus. Man legt dann Bogen und Pfeile weg, man bewaffnet sich mit langen Stangen und versammelt sich auf einem freien Platze des Waldes. Dann wiederholt einer der Gegner in einem kräftigen Vortrag die Beleidigungen die er dem andern vorwerfen zu können glaubt, welcher ihn unbeweglich anhört. Man kann voraussetzen, daß er seine außerordentliche Gemüthsbewegung einem Theile der Zuhörer mitzutheilen weiß; denn oft erreicht am Ende seiner Standrede die Aufregung ihren Gipfel. Alles geht indeß in vollkommener Ordnung vor sich; der beleidigte Krieger bemächtigt sich eines langen Stabs und schlägt wiederholt auf seinen Gegner los, der all seinen Muth anwenden muß, um diese gerechte Aeußerung des Unwillens geduldig zu ertragen. Bald erinnert er sich selbst seines Rechts: er kann die ihm widerfahrenen Beleidigungen nun auch vortragen; sein Gegner muß nun auch, ohne auszuweichen, die schrecklichen Schläge hinnehmen, die er ihm mit der ganzen Kraft seines Armes aufmißt. Dieser Kampf läuft Anfangs ziemlich ordentlich ab; aber bald folgt allgemeines Geplärre auf die Reden

oder einzelnen Rufe. Die Weiber theilen den Haß ihrer Männer; sie gehen auf einander los, schlagen sich wüthend und oft ergreifen sie in einem Augenblick der Raserei den Botok ihrer Gegnerin; die gräßlich zerrissene Lippe läßt ihren Zierrath fallen und später bezeugt ein schreckliches Maal auf dauerhafte Weise, Wer den Sieg behalten.

Das Erstaunlichste dabei ist wohl, daß nach einmal beendigtem Kampf sich die Ordnung vollständig wiederherstellt, Niemand an seine Wunden denkt und Alles geht wie zuvor. Oft führt ein plötzlich in einer Haushaltung entstandener Streit, eine bloße Ungeduldsäußerung diese sonderbaren Kämpfe herbei.

Die Kriege eines Stammes mit dem andern haben einen etwas wichtigeren Anlaß; nicht allein die Botokuden sind mit sehr verschiedenen Völkern im Streit, sondern ein eingewurzelter Haß trennt Horden, welche derselben Familie angehören, ja dieselbe Sprache reden. Bei den Einen ist der Haß unversöhnlich, schreibt er sich von mehreren Jahrhunderten her, bei den Andern ist er zufällig und kann sich hie und da ausgleichen. Die Entführung eines Weibes, die während einer Jagd überschrittenen Gebietsgrenzen, der einem Häuptling oder einem sonstigen Krieger angethane Schimpf, Das sind Alles eben so viele Anlässe zur Entzündung des Krieges zwischen den Endgerekmungstämmen, die sich später aussöhnen werden. Diese Kriegführung ist gewöhnlich eine solche, wo ein Hinterhalt gelegt wird und ebenso mörderisch: von einer oder der andern Seite sucht man sich zu überfallen und wendet jene verschmitzte Kriegslist an, welche das Leben in den Wäldern lehrt. Ist ein Bezirk eingenommen worden und ist der Stamm entschieden fremd, so kann Nichts dem angestammten Hasse entgehen; Männer, Weiber, Kinder, Alles unterliegt, und öfters endigt sich der Streit mit einem jener entsetzlichen Gastmähler, wobei der Gefangene aufgefressen wird. Durch ein sonderbares Beharren der Gewohnheit wird der Kopf noch ausgenommen von der feierlichen Mahlzeit; er ist das Siegeszeichen, das ehemals die Hütte zierte und das man noch heute aufhebt. Es kommt auch vor, doch wohl selten, daß die Haufen sich sammeln, der Krieg nicht mehr im Hinterhalt geführt wird, sondern zu einem schrecklichen Handgemenge wird. Nach dem Berichte des Prinzen von Neuwied, welcher über diese Völker die seltensten Nachrichten gesammelt hat, ist das Gemälde, das Lery uns von einem Gefechte gibt, dessen Zeuge er war, noch heute getreu.

Werden die Botokudenstämme, welche in die öden Waldungen der Ostküste zurückgedrängt sind, zu unruhig, erneuern sie zu oft jene Räubereien und Ueberfälle, welche die Aymores im Gebrauche hatten, so wird gewöhnlich ein Kriegszug gegen sie gerichtet, und man gebraucht zu diesem gefährlichen Krieg Leute, die die Gefahr kennen und sich davor zu verwahren wissen. Nie ziehen diese (man bezeichnet sie mit dem Namen Soldados da Conquista) gegen die Indianer aus, ohne mit einer Schutzwaffe versehen zu seyn, welche sie vor den Pfeilen der Wilden verwahrt. Dieser Panzer, welchen man mit dem Namen Gibao de Armas *) bezeichnet, ist ein weiter, mit Baumwolle ausgefütterter und genähter Rock, der bis an die Kniee geht und auch die Arme schützt. Dieses mag eine sehr unbequeme Kleidung in einem

*) Man ersieht aus dem Roteiro do Brazil, daß im Jahr 1587 eine Fabrik von solchen Panzern zu San Salvador bestund.

so heißen Klima seyn, fast ebenso unbequem als die Harnische, welche die Begleiter von Pizarro und Kortez trugen. Wie Dem auch sey, ihr wirklicher Nutzen wird sie lange im Gebrauch erhalten. Die Röcke von Rio-Doce sind aus Baumwolle; aber man fabricirt auch welche aus Seide zu Minas, und diese sollen leichter seyn. Ist ein Zug beschlossen, so bewaffnet sich jeder Soldat mit einer Pistole oder mit einer Flinte ohne Bajonet; er trägt an der Seite eines jener großen Messer, die man unter dem Namen Facao kennt. Man gibt ihm ein Pfund Pulver und vier Pfund grobes Blei; der Gebrauch der Kugeln ist sehr selten, und man sieht, daß das in jenen undurchdringlichen Wäldern nicht anders seyn kann, wo ein einziger Schuß durch die Lage der Aeste und durch verschiedenes Flechtwerk aufgehalten werden kann. Ein ziemlich reichlicher Vorrath von Maniocmehl, zwölf Pfund gesalzenes Fleisch, ein Laib von jenem braunen und groben Zucker, den man Rapadura nennt, ist in einem langen Habersack verschlossen und muß für einen Feldzug von zwölf Tagen hinreichen. Diese Soldaten werden oft aus der Klasse der Indianer selbst gewählt *). Gewöhnlich setzen sie sich gegen die feindlichen Horden erst drei oder vier Tage, nachdem ein Akt der Feindseligkeit ihre Gegenwart nöthig gemacht hat, in Marsch. Sie wollen hiedurch die Botokudenkrieger auf die Meinung bringen, daß ihr Angriff vergessen sey oder wenigstens daß er wie so viele andere Angriffe straflos bleibe, ohne daß es Jemand wage, ihn zu rächen. Wenn diese Soldaten den Wilden einmal auf der Spur sind, so verlieren sie dieselben nicht mehr, und sie entwickeln unter diesen Umständen eine Geschicklichkeit, welcher nur die Gewandtheit der Wilden selbst gleichkommt.

Kommt man des Nachts in die Nähe eines Postens und ist dabei eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Wohnungen, so wartet man mit dem Angriff bis an den Tag; sonst wäre der Vortheil auf Seiten der Wilden. Die Botokuden hingegen haben ihre nichts weniger als unsicheren Kennzeichen von der Ankunft der Angreifer: das Gebell der ziemlich künstlich abgerichteten Hunde, das Losbrechen und Herbeikommen gezähmter und in einiger Entfernung angebundener Pekari, sobald sie einen Fremden spüren. Wenn die Wilden zeitlich die Gefahr vorhersehen, so vertheidigen sie sich schrecklich. Im Entstehungsfall wählen die Soldaten, sobald der Tag graut, einen starken Baum, hinter welchem sie sich aufstellen können, und beschreiben dann, zwei Mann hoch, einen Kreis. Sobald der Tag das Zielen gestattet, beginnt das Feuer, und beinahe immer ist das Blutbad schrecklich, weil die Wilden meistens noch schlafen. Die Weiber und Kinder erheben ein jämmerliches Geschrei, die Männer stoßen ihr Kriegsgeschrei aus und in ihrer Verzweiflung werfen sie auf gut Glück einige Pfeile, von denen die Soldaten selten getroffen werden. In einem solchen Falle kann ein ganzer

*) Im Jahre 1829 ließ man ein Dutzend dieser indianischen Soldaten in das Hauptquartier von Rio Janeiro kommen, um eine Anzahl flüchtiger Neger einzufangen, welche sich in die waldigen Höhen des Korkovadogebirges weggestohlen hatten, und von da des Nachts herabkamen, um sich durch Diebereien in den Häusern der benachbarten Vorstädte Catete und Botafogo zu verproviantiren. Die Neger hatten in diesen alten Wäldern zwei feste Wohnsitze, Quilombos genannt, errichtet. Sie hatten daselbst ihre Weiber, und meistens Flinten, auch Pulvervorräthe, welche von einigen desertirten Soldaten herbeigebracht wurden, die sich mit ihnen verbunden hatten. Man vertraute, wie gesagt, einen Kriegszug gegen diese Neger den indianischen Soldaten an, und vier Tage Aufenthalt in diesen alten Forsten genügte ihnen, um die feindlichen Verschanzungen zu zerstören, sich des Oberhaupts zu bemächtigen, einen Theil der Neger zu tödten und einige Weiber mit ihren Kindern gefangen zurückzubringen. Die kleine Anzahl, welche davon kam, ergab sich, weil sie immer von diesen Indianern im Schach gehalten wurde und an Lebensmitteln Mangel litt, am andern Tage auf Gnade und Ungnade.

Stamm vertilgt werden. Wenn ihrerseits die Indianer bei Zeit benachrichtigt werden (und man sagt, daß sie ein wunderbares Geschick haben, bloß durch den Geruch die Spur ihrer Feinde zu entdecken), so sieht man sie sich hinter einem freistehenden Baume aufstellen und wie einst die Tupinambas spitzige Pfähle dicht vor sich anpflanzen. Verwickelt in diesen Weg, wo jeder Schritt eine neue Gefahr bringt, umgeben von Feinden, die er kaum unterscheidet und oft sogar nicht sieht, ahnt der indianische Soldat bald, daß sein Untergang unvermeidlich ist; denn die wilden Botokuden machen sehr selten Gefangene.

Entsezt von der schrecklichen Gewohnheit des Menschenfressens, von der man indessen Spuren in der Geschichte aller Nationen wiederfindet, hat man zulezt das Daseyn derselben bei den Endgerekmunghorden in Zweifel gezogen. Einer der gewissenhaftesten Reisenden, die jene Gegenden besucht haben, Prinz von Neuwied, schien uns mehr als alle andern die bejahende Meinung einschränken zu wollen. Nach diesem Gelehrten, der die Frage am sorgfältigsten untersucht hat, kann der Affe unter allem Wildpret als dasjenige betrachtet werden, das die Indianer vorziehen, und man wird ausgetrocknete Affenglieder für Ueberreste menschlicher Körper genommen haben. Nach Andern leugnen die Indianer hartnäckig jene Gewohnheit, und wenn man der Erzählung beipflichtete, welche von einem berühmten Reisenden gegeben worden ist, so lassen sie den feindlichen Krieger, den sie zu begraben sich scheuen *), an dem Baume verfaulen, wo sie ihn mit ihren Pfeilen getroffen haben. Aber was soll man sagen zu der Erzählung Quecks, des Indianers des Prinzen von Neuwied? Was gegenüber von jenen mit Federn geschmückten Köpfen, den sonderbaren Mumien, denen man allerdings nicht leicht mehr begegnet, die aber ehedem nach den Festmahlen als Siegeszeichen dienten? Hören wir den Indianer selbst, und alle unsere Zweifel werden gehoben seyn. Nur mit Mühe konnte man ihn zum Reden bringen, und dieses Zaudern des Wilden gibt seiner Erzählung noch größere Glaubwürdigkeit.

»Der Häuptling Jonû Kudgi, Sohn des berüchtigten Jonû Jakjiam, hatte einen Patacho gefangen genommen. Die ganze Gesellschaft versammelte sich. Der Patacho wurde mit gebundenen Händen hergeführt, und Jonû Kudgi schoß ihm in die Brust einen Pfeil, der ihn tödtete. Man zündete Feuer an, man schnitt die Schenkel und alle fleischigen Theile des Körpers ab und briet sie; alle Botokuden aßen davon und schickten sich dann an, zu tanzen und zu singen. Der Kopf wurde an einer Schnur aufgehängt, mittelst welcher man ihn, da sie durch die Ohren und den Mund ging, höher oder niederer stellen konnte; endlich schoßen die jungen Leute nach diesem Ziel mit ihren Pfeilen. Man trocknete ihn, nachdem man die Augen ausgenommen und die Haare mit Ausnahme enies Büschels auf dem Scheitel abgeschnitten hatte« **).

---

*) Der Prinz von Neuwied, welcher diese Meinungen theilweise wiedergibt, schließt gleichwohl mit folgenden Worten: „Es ist zweifelhaft, daß sie das Menschenfleisch mit Lust verzehren, wie einige Reisende behauptet haben, da sie Gefangene am Leben lassen; aber es ist eben so sehr gewiß, daß sie aus wilder Rachsucht das Fleisch ihrer im Gefechte getödteten Feinde verschlingen.“ Man könnte hinzufügen, daß die dem Gefangenen für einen Augenblick bewilligte Lebensüberlassung die Leugnung der Thatsache des Menschenfressens in Nichts auflösen würde. Die Tupinambas, Tamoyos und Andere heben den Gefangenen, den sie opfern sollten, Monate, sogar Jahre lang auf. Man sehe hierüber Magalhaës de Gandavo, übersezt von Ternau; ebenso Hans Stade und Lery.

**) Ein Kupferstich stellt Köpfe dar, welche so zu Mumien gemacht und mit ihrem lezten Schmuck bekleidet sind. Der gelehrte Blumenbach besizt einen dieser Art in seiner Sammlung.

Queck erzählte ebenso dem Prinzen von Neuwied, daß Makann, ein sehr bekannter Botokude, einen Patacho erschossen und verzehrt hätte *).

Sollen wir uns mehr über diese entsetzliche Gewohnheit wundern, die jedoch zu verschwinden scheint, weil die Wilden selbst einen Widerwillen dagegen haben und sie leugnen, oder über die Gewohnheit der Indianer, in preisgegebene Pflanzungen einzufallen und sich eines Guts zu bemächtigen, das sie als Allen angehörig betrachten? Wir wissen es nicht; aber zu Anfang des Jahrhunderts hat man, um sie zu vertilgen, noch viel gehässigere Mittel gebraucht, als die listige und verwüstende Kampfweise ist, welche wir beschrieben haben. Man hat Schlingen erfunden, denen ähnlich, deren man sich gegen das Rothwildpret bedient: Feuergewehre hat man in die schmalen Wege gelegt, die zu ihren Wohnungen führen, so daß die Indianer ihre eigenen Mörder wurden; aber hiebei war doch der Tod schnell. Man hat einen noch sicheren und beinahe ebenso schnell treffenden gewählt: dieser konnte seine Wuth an ganzen Völkern üben wie ein unsichtbarer Hauch, welcher umstürzt und zerstört, ohne daß man weiß, wohin man seine Blicke wenden soll, um der Plage Einhalt zu thun. Eine beklagenswerthe Beobachtung hatte bewiesen, daß die Blattern von jeher den Menschen der amerikanischen Rasse verderblicher gewesen als den Schwarzen und den Abkömmlingen von Europäern. Man hat den Botokuden Geschenke gemacht, welche mit Blatterngift geschwängert waren, und ganze Familien mußten so dahinsterben. Diese Verbrechen, wir wissen es, sind vereinzelte Verbrechen, und nie hat sich die Regierung zu so gehässigen Mitteln erniedrigt; aber begangen wurden sie. Nach der Erzählung einiger bedeutender Reisenden können die furchtbaren Repressalien der Wilden erschrecken, aber überraschen dürfen sie gewiß nicht **).

Obgleich die Glaubensmeinungen der wilden Völker im Allgemeinen nicht auf festen Thatsachen beruhen und oft von Stamm zu Stamm wechseln, so gibt doch Das, was man zuverläßig weiß, von der Religion der Botokuden eine bestimmte Gewährleistung. Ein junger Mulattensoldat, Namens

*) Es herrscht zwischen diesen rückhaltsvollen Geständnissen und zwischen der Art, wie sich die alten brasilianischen Krieger ihrer kanibalischen Großthaten rühmten, eine sonderbare Verschiedenheit, welche hier darzuthun vielleicht nicht ohne Nutzen ist. Als Thevet gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Brasilien besuchte, hielt ein Häuptling der Wilden vor ihm eine Rede, die länger als zwei Stunden dauerte, über diesen Gegenstand. Während seiner Rede, sagt der alte Weltbeschreiber, schlug er an seine Brust und seine Schenkel, und stieß schreckliche Drohungen gegen die Portugiesen aus.

„Ich habe schon Viele von ihnen verzehrt, ich habe schon viele ihrer Weiber und Kinder umgebracht, nachdem ich ihnen nach meinem Willen gethan hatte, so daß ich wegen meiner Heldenthaten Ursache habe, den Titel des größten Morbicha, der je unter uns war, anzunehmen; meine Feinde, mit ihrer List und Vorsicht, konnten mich nie angreifen, als wenn sie Recht hatten. Ich bin groß, ich bin mächtig, ich bin stark. Gibt es einen Menschen, der sich mit mir vergleichen könnte? . . . . ." Man konnte ihn nicht ohne Zittern sprechen hören, so gewaltig, so rauh und entsetzlich war seine Stimme, dem furchtbarsten Donner ähnlich.

Es war Dieser derselbe Koniam Bebu, dem der unglückliche Hans Stade während seiner langen Gefangenschaft unter den Tupinambas, welche damals mit unserem Lande (Frankreich) verbunden waren, vorgestellt wurde. Vergeblich strengte er sich an, ihm zu beweisen, daß er kein Portugiese sey, der unbeugsame Häuptling antwortete ihm nur mit jenen furchtbaren Worten, welche sich dem Geiste des Reisenden unauslöschlich einprägten: „Ich habe fünf Portugiesen verschlungen; Alle versicherten wie Du, daß sie Franzosen wären." Er entfernte sich nach diesen wenigen Worten.

**) Man sehe hierüber den Prinzen von Neuwied. Er beschreibt eine Art Höllenmaschine, welche gegen die Botokuden gebraucht wurde. Spix und Martius erzählen ihrerseits, daß man einem Stamme Kleider mit Blatterngift besudelt zurückgeschickt habe. Mit diesen Zeugnissen verbindet sich Saint-Hilaire, indem er berichtet, daß ein Ansiedler, in dessen Tochter sich ein Häuptling verliebt hatte, kein besseres Mittel gefunden zu haben glaubte, um sich vor seinen wachsenden Zudringlichkeiten loszumachen, als die Vergiftung seiner Habseligkeiten mit demselben Gift.

Raimundo, welchen ein schweres Vergehen gegen die Kriegsdisciplin früher unter sie brachte und welcher die Häuptlingswürde bei ihnen sich erwarb, war in ihre religiösen Vorstellungen eingeweiht worden und hat uns die Hauptsache davon mitgetheilt.

Die Botokuden kennen die Benennung Tupa, Tupan, Tupana, die vordem das höchste Wesen bei den Stämmen des Meeresufers bezeichnete und noch bei mehreren indianischen Nationen im Gebrauch ist, nicht. Taru, die Sonne, die Wohlthäterin der Erde, ist in ihren Augen ein göttliches Wesen, und wenn sie anfangen, den christlichen Glauben anzunehmen, so ist es die Sonne, auf die sie unwillkürlich Alles beziehen, was man ihnen von der Gottheit sagt. Indem Saint-Hilaire diese Thatsache mit größeren Einzelnheiten berichtet, macht er jedoch einige sehr weise Einschränkungen in Absicht auf die wirkliche Vorstellung, welche man sich von den religiösen Ideen dieser Indianer zu machen hat. Ein anderer Reisender, Rugendas, leugnet sie vollkommen. Wenn man es auf einen Gelehrten ankommen läßt, welcher uns in diesem Theile unserer Mittheilung häufig zum Führer gedient hat und welcher hauptsächlich die Völkerschaften des Belmonte beobachtet hat, so nimmt der Mond die erste Stelle in der Götterlehre der Botokuden ein: ihm schreibt sie die Wirkung des Donners, der Blitze und aller großen Naturerscheinungen zu, aber auch, als einer eher Unglück als Glück bringenden Gottheit, schlechte Ernten, und lehrt von ihm, er könne einmal auf die Erde stürzen und eine große Anzahl von Menschen vertilgen.

Man findet, indem man die Nachrichten der beiden Reisenden vergleicht, den ewigen Dualismus wieder, der das Gute und das Schlimme in Uebereinstimmung bringt und durch den unvergänglichen Verlauf desselben die Schicksale des Menschenlebens bestimmt. Vor Allem wollen wir indeß wiederholen, was der Prinz von Neuwied gesagt hat, daß man, um derlei Meinungen richtig kennen zu lernen, die Sprache der Menschen, die sie angenommen haben, vollkommen in seiner Gewalt haben muß. Gewiß ist (wir haben uns selbst davon überzeugt), daß diese Völker noch demselben finsteren Aberglauben unterworfen sind, welcher ihre Voreltern beherrschte. Unterirdische Geister bewohnen mit ihnen ihre Wälder: es sind bösartige Wesen, vor denen man immer auf der Hut seyn muß; man benennt sie Janchon. Es gibt Janchon gipakeju und Janchon kudgi, große und kleine Dämonen. Es ist sonderbar, daß diese Menschen, deren Haltung gewöhnlich so ernsthaft ist, und deren wildes Aussehen alle Feigheit auszuschließen scheint, eine kindische Furcht blicken lassen, sobald es Nacht wird in ihren Wäldern und nach ihrer thörichten Einbildung Janchon erscheinen kann.

Man hat gesagt, und sogar geglaubt, daß die Botokuden einen König hätten und zwar einen erblichen. Dieser große Irrthum rührt vielleicht von dem lateinischen Worte Regulus her, mit welchem die alten Reisenden die Tapuyahäuptlinge bezeichneten, und welches sie namentlich von Jand'hui, einem der berühmtesten unter ihnen, gebrauchten. Als gewiß erscheint, daß die verschiedenen Stämme nur von einem gewählten Oberhaupte regiert werden, dessen Macht sehr beschränkt ist. Im Augenblicke seines Todes kann er ohne Zweifel einigen Einfluß auf die Wahl seines Nachfolgers ausüben; er kann seinen Landsleuten einen Krieger empfehlen; aber weiter geht sein Recht nicht, und es sind nicht seine Söhne, welche ihm nachzufolgen auserfehen sind. Was dem jungen Soldaten begegnet ist, dessen Zeugniß eben von uns angeführt wurde, könnte die Thatsache, welche wir annehmen,

hinreichend beweisen. Als der Häuptling des Stammes, dessen Mitglied er geworden war, starb, wurde er auf seine Empfehlung zum Kapitão ernannt; es war aber der einstimmige Wille der Horde, daß die Krieger sich ihm unterwerfen sollten *).

Die Akte des gesellschaftlichen Lebens sind sehr einfach bei den Botokuden. Die Kinder entgehen der unmittelbaren elterlichen Gewalt vom zartesten Alter an und heirathen sehr früh. Wiewohl die Vielweiberei erlaubt ist, so machen die gemeinen Krieger doch selten von dem ihnen zustehenden Rechte Gebrauch. Die Häuptlinge sehen es wohl als ein Zeichen der Macht an, und es ist Einer unter ihnen, der sogar zwölf Weiber haben soll. Keiner kann zu seiner Gattin Diejenige wählen, welche ihm zu nahe verwandt ist. Der Ehebruch ist häufig; aber er wird sogleich von Demjenigen der beiden Ehegatten selbst bestraft, der sich für beleidigt hält. Die von dem Manne auferlegte Züchtigung ist beinahe immer streng und die tiefen Narben, welche man an gewissen Theilen des Körpers der Ungetreuen bemerkt, zeigen deutlich die Zahl ihrer Vergehungen und die Strenge der Züchtigung an.

Die Mundart der Botokuden unterscheidet sich wesentlich von der Sprache der andern Stämme. Ihre Aussprache hat etwas Barbarisches, welches die Schrift nicht festhalten kann. Wenn sie tief sprechen, so geht der Ton ihrer Stimme durch die Nase. Aber es ist ungenau, wenn man sagt, wie schon geschehen, daß sie die Kehlenlaute vernachläßigen. Hier sind die Züge, welche sie mit den Aymores gemein haben, nicht verwischt; und wie man sehr gut gesagt hat, »sie haben viele mit einem Hauch ausgesprochene Worte, die mit Anstrengung aus der Tiefe ihres Halses hervorzubringen scheinen, und mittelst eines äußerst eintönigen Kehlnäselns so gewaltig tönen, daß man überrascht wird, wenn man nicht daran gewöhnt ist.« Statt alles Uebrigen lassen wir gerne gelten, was Debret hierüber vortrefflich also schreibt:

»Die Sprache des Botokuden enthält viele Selbstlaute und die Mitlaute vermengen sich oft damit. Das r lautet wie l und das g hört man am Ende der Worte. Wenn er mbaya, mboreli ausspricht, so wird der erste Buchstabe fast nicht gehört und nur durch ein leichtes Schnauben der Nasenlöcher angegeben.

»Seine Mundart, ähnlich derjenigen aller Ursprachen, besteht in zahlreichen Formirungen der Wörter aus dem Laute derselben (Onomatopeen), und drückt durch die Verkleinerung oder Steigerung den höheren oder niederen Grad der Stärke einer Handlung aus. So lautet, was im Sprechen ong heißt, im Singen ong ong; die Wiederholung beweist in diesem Falle, daß der Gesang eine Progression der Rede ist; Flinte, pung, Flintenschuß, pung pung. Bei dieser Ausdrucksweise beobachtet er dieselbe Wiederholung, um die Flinte dem Anblicke nach, mehr noch den Knall oder vielleicht die Nachahmung

*) Diese indianischen Häuptlinge erhalten von den Portugiesen immer den Namen Principal oder Capitão, welchen sie endlich selbst angenommen haben. Ihre Wahl ist nicht durch bestimmte Formen geregelt, sagt Dr. Martius in seinem ausgezeichneten Aufsatze über die bürgerlichen Einrichtungen der Ureinwohner Brasiliens. Er ist der Unternehmendste, Lebhafteste und vornehmlich Ehrgeizigste der Horde, der sich der Gewalt mehr bemächtigt, als daß er sie empfängt. Seine Gefährten erkennen seine Oberherrschaft an, ohne die Ausdehnung seiner Gewalt zu bestimmen, und ohne selbst gegen ihn bestimmte Verbindlichkeiten einzugehen. Ziemlich merkwürdig ist, daß heutzutage gewisse Stämme ihren Anführer Tupinamba nennen; hat man dadurch vielleicht das Andenken der großen Nation heilig halten wollen? Wohl möglich, die Tupinambas selbst gaben ihren Priestern oder Wahrsagern den Namen Karaiben, und das ist, wie man sich erinnern wird, der Name eines Volkes.

des Geräuschs durch den Widerhall auszudrücken. Zwei Flintenschüsse bezeichnet er wie zwei Flinten, u. s. w.

»Ferner läßt er, durch seine sinnreiche Verkettung der Folgesätze, auf die Bestimmtheit seines Geistes schließen. Das indianische Wort Taru bezeichnet jeden leuchtenden Stoff; also die Sonne und ebenso auch den Mond; wie wird er sich nun ausdrücken, um die aufgehende Sonne zu bezeichnen? Er wird sagen: Taru té ning (Sonne im Kommen). . . . Will er trübes Wetter bezeichnen, so sagt er: Taru niom (weiße oder wolkige Sonne). Handelt es sich darum, die Sonne von dem Mond zu unterscheiden, so setzt er zum Wort Sonne hinzu: während man des Essens beraubt ist, weil er wirklich Nachts nicht ißt. Da die Botokuden dieses Nichtessen durch das Wort Hunger ausdrücken, so machen sie daraus: Taru té tou (Sonne der Nacht und des Hungers). Der Neumond heißt Taru him, der schwarze Mond, und die Sonne überhaupt (Sonne, die am Himmel wandelt). Um den Donner zu bezeichnen, sagen sie: Taru té cuong (Sonne des Brüllens), und den Blitz: Taru té meren (Sonne des Blinzelns)« *).

Diesen ziemlich sinnreichen Sprachformen zufolge sollte man geneigt seyn, zu glauben, daß die Botokuden ziemlich entwickelte poetische Ideen haben. Nichts ist jedoch eintöniger als ihre Lieder **), und sie sind gewiß weit entfernt, an Das zu erinnern, was die alten Reisenden von den Tamoyobarden sagen, deren Genius auf die wildesten Krieger so großen Einfluß hatte, daß sie ohne Furcht unter den andern Stämmen herumirren konnten.

Erstes botokudisches Lied.

Die Sonn' erhebet sich; Du Alte, wirf Etwas in Deinen Topf, damit ich essen kann und auf die Jagd geh'n.

Zweites botokudisches Lied.

Botokuden, laßt uns Vögel schießen, schießen Schweine, schießen Tapir, Hirsche, Enten, Zabeleen, Hokkos, Affen und Makukas, Schlangen, Fische, Trairas, Piaus (zwei Arten Fische).

Drittes botokudisches Lied.

Die Weißen sind in Wuth; der Zorn ist groß; Weib, nimm den Pfeil, wir wollen Botokuden schießen.

Man darf sich diese kriegerischen Horden nicht vorstellen, wie wenn sie ohne alle Ceremonien, allgemeine Feste oder einfache Ergötzlichkeiten wären. Gleichwohl werden die Gelegenheiten, welche sie erneuern, von Tag zu Tag seltener. Man hat behauptet, daß der Zeitpunkt, in dem man die Unterlippe und die Ohren der Kinder durchbohrte, um den Botok hineinzubringen, einst ein großes politisch-religiöses Fest veranlaßte, eine Art schmerzlicher Einweihung, ähnlich derjenigen, welche noch jezt mehrere Volksstämme der neuen Welt erleiden. Es konnte früher der Fall seyn, heutzutage ist die Sage davon verloren gegangen ***), und der dafür eingetretene sonderbare Gebrauch verschwindet auch mit jedem Tage mehr. Die Botokuden scheinen jenen Wettstreit nicht zu kennen, den man bei den Tapuyas bemerkte und

*) Voyage pittoresque au Brésil.
**) Aug. de Saint-Hilaire, Voyage au Brésil. Bd. 2, S. 16.
***) Man sehe Eschwege's Tagebuch von Brasilien.



welcher darin bestund, daß man einen Baumstamm im Laufe so lange trug, als man es aushalten konnte. Sie haben ein weniger ermüdendes Spiel. Wenn die Jagd glücklich gewesen, die Ernte reichlich ausgefallen und das unsichere Waldleben den Kriegern Zeit läßt, so versammelt sich der Stamm und bildet einen Kreis; ein Faulthierfell war mittelst Mooses, das man hineinbrachte, zu einem Balle aufgebläht worden, den man kräftig schleudert und, so lange das Spiel währt, nicht auf die Erde fallen lassen darf. Sehr verschieden sind sie von den alten Aymores, die das Schwimmen nicht verstanden haben sollen, sie haben mitten in den Flüssen eine Art Wettstreit. Zwölf Weiber fangen an, aus allen Kräften zu schwimmen, drei Männer fliehen vor ihnen und durchschneiden die Wasser mit großer Schnelligkeit, dann kehren sie plötzlich um, und die große Kunst ist, sich gegenseitig unterzutauchen. Man bewundert sie bei dieser Uebung, die eine große Gewandtheit erfordert.

Wie man gesehen, gibt, Was uns von den Reisenden an botokudischen Liedern überliefert worden ist, keinen hohen Begriff von ihren poetischen Eingebungen. Ihre Musik ist fast ebenso einfach, und mit Recht konnte man sagen, daß ihr Gesang einem unartikulirten Geschrei gleiche, das sich beständig zwischen drei oder vier Noten bewegt. Sehr verschieden in dieser Beziehung von den Machakalis, welche wir gehört haben und die mit einer gewissen Harmonie tiefe und abgemessene Gesänge anstimmen und im Chor wiederholen, scheinen sich die Botokuden im Solo-Gesange zu gefallen; aber wenn ein Krieger, von seinem Leiden oder seinen Erinnerungen veranlaßt, ein solches Lied anstimmt, so umgeben ihn seine Gefährten und man leiht ihm eine ernste Aufmerksamkeit, welche ihn bald wirklich begeistert; immer erhebt sich dann seine Stimme über den Lärmen des Waldes. Wann dieses gleich Anfangs klägliche Gemurmel in ein düsteres Schluchzen übergeht, wann diese Stimme aus der Kehle abwechselnd den Ruf zur Schlacht oder Verwünschungen hervorstößt, so kann der Europäer wohl einen Augenblick lächeln über die Sonderbarkeit der Geberden und den wilden Ausdruck des Sängers; aber der tiefe Eindruck, der sich in der Versammlung fühlbar macht, theilt sich ihm bald mit, und wenn er nicht innerlich erbebt, so fühlt er sich doch bewegt, unterjocht von diesem eintönigen Gesange und eine gelehrtere Musik würde ihm leblos dagegen erscheinen.

Wir haben die verschiedenen Lagen, in welchen der Botokude sich befinden kann, erforscht; wir sind ihm in seine Wälder nachgefolgt, wir haben ihn auf seinen Jagden und zu seinen Gefechten begleitet, wir haben ihn über seine religiösen Meinungen befragt, stehen wir jezt auch bei ihm in dem lezten Akte seines Wanderlebens. Nicht wie es ehemals die Tapuyas im Innern machten und wie man es noch heutzutage einige Indianer des Amazonenstromes machen sieht, tödten die Botokuden ihre Alten als Anderen und sich selbst unnütze Wesen; im Gegentheil behandeln sie sie ehrerbietig, und ihr Gutachten dringt oft durch. Wenn jedoch ein Krieger stirbt, so fehlt freilich Viel, daß er ein so feierliches Leichenbegängniß wie bei den Tupis bekäme. Der Botokude wird nicht in sitzender Stellung beerdigt, die Arme und Beine mit einer farbigen Schnur gebunden, wie das noch heutzutage bei mehreren Völkerschaften Statt findet; man streckt ihn der Länge nach in dem nur wenig tiefen Graben aus, der für ihn geöffnet worden. Hie und da bedeckt eine indianische Laubhütte den Ort seines Begräbnisses; aber diese Indianer hegen vor den Ueberresten ihrer Todten bei Weitem nicht jene Ehrfurcht,

welche beinahe alle amerikanischen Volksstämme charakterisirt. Sie sahen gleichgültig den Herrn von Saint-Hilaire ein Grab öffnen und sich der darin enthaltenen Gebeine bemächtigen, und hinderten ihn nicht im Geringsten daran.

Jetzt wollen wir noch einige wichtige Thatsachen zu den bereits gesammelten hinzufügen. Was wir über die Botokuden gesagt haben, zufolge unserer Erinnerungen und der Erzählungen der gewissenhaftesten Reisenden, kann bereits auf die Stämme, die an den Ufern des Rio Doce und Belmonte herumirren, wenigstens nur mit gewissen Einschränkungen angewendet werden. Seit zehn bis zwölf Jahren waren diese Völkerschaften in einem beständigen Verkehr mit den brasilianischen Ansiedlern, und haben Veränderungen angenommen, welche aus dieser unmittelbaren Berührung mit gebildeteren Menschen hervorgehen mußten. Einer ihrer ersten Beschlüsse war, wenigstens zum Theil, jene sonderbare Verzierung aufzugeben, die ihren Mienen einen so fürchterlichen Ausdruck gibt; einige Individuen haben sich entschlossen, kleine Pflanzungen anzulegen, scheinbar unversöhnliche Häuptlinge haben sich vereinigt; Friede herrscht endlich in diesen Einöden, wo sich unaufhörlich Parteikämpfe wiederholten, und den tief eingewurzelten Haß nur Blut besänftigen konnte. Alles Dieses hat man einem Franzosen zu verdanken, einem jener muthigen Freunde der Menschheit, welche, um recht wohlthätig zu seyn, weder das Waldleben noch die Entbehrungen jeder Art, welche es mit sich führt, scheuen. Wenn uns mehr Raum übrig wäre, so könnte hier eine interessante Episode eingeschaltet werden, welche Erzählungen aus dem Leben jenes muthigen Mannes enthielte, welchem die Indianer den Beinamen des alten Kapitäns gegeben hatten und welchen sie so zärtlich wie einen Vater liebten. Thomas Guido Marlière hat sie in der That wie unbeständige, aber gute Kinder behandelt, welche unaufhörlich eines über sie wachenden Auges bedürfen. Wir gestehen es: trotz der so edlen Absichten ist zu befürchten, daß die Unvorsichtigkeit und der Leichtsinn, welche den Wilden so natürlich sind, so große Absichten vereiteln und daß die Versuche, welche angewendet worden sind, um sie einigermaßen zu civilisiren, gerade Das sind, was ihre Vernichtung beschleunigt. Das scheint wenigstens der Gelehrte zu befürchten, der sie auf das Gewissenhafteste studirt hat. Marlière hatte sich seit dem Jahr 1824 an dem Ufer des Rio Doce niedergelassen; er wurde durch die wahrhaft edlen Gesinnungen Don Pedro's unterstützt. Von jener Zeit an stellten sich zahllose Hindernisse dem Guten entgegen, das er thun wollte. Wir wissen nicht, ob sie jetzt geebnet sind; aber eine schöne Hingebung ist das Leben jenes Mannes, der immerfort den Brasiliern zurief, aus Gelegenheit der Wilden: Amor e lealdade para com elles meus amigos, e temos homens (lieben wir sie, seyen wir rechtlich gegen sie, meine Freunde, und wir werden Menschen [an ihnen] haben)! Der Reisende, welcher diese schönen Worte anführt, setzt hinzu: Um die Plane des guten Marlière auszuführen, müßte man Menschen finden, die ihm gleichen: und wo sie finden? *)

*) Guido Thomas Marlière, welcher allererst gestorben ist, hatte kürzlich den Titel Generaldirektor der Civilisation der Indianer erhalten. Wir entlehnen von Saint-Hilaire einige Linien über seine Arbeiten: „Nachdem Hr. Marlière die Waffen in Europa getragen hatte, ging er nach Brasilien gegen das Jahr 1808, und wurde in dem schönen Regimente von Minas Geraes angestellt. Als Franzose war er Anfangs das Ziel einiger ungereimter Verfolgungen; aber bald ließ man ihm glänzende Gerechtigkeit widerfahren, und von dieser Zeit an widmete er sein ganzes Leben dem Wohle der Eingebornen. Die Civilisation der Coroados,

Fast gleichzeitig mit jenen Ereignissen sandten die Stämme am Rio Doce und Belmonte einige Mal diejenigen ihrer Häuptlinge und Krieger, die sie für die beredtesten hielten, nach Rio de Janeiro. Diese fremden Abgesandten waren mit einer ungewöhnlichen Pracht bekleidet. Nach dem unveränderlichen Gebrauche waren sie mit Roku und Genipa bemalt; ein langes Tamanduafell diente einem unter ihnen als Mantel. Mit diesem sonderbaren Aussehen erschien eine ganze Familie in den Straßen von Rio dem geschickten Künstler, dessen Zeichnung wir benüzt haben.

Die zur Hälfte wüsten Gegenden, welche die Botokuden durchwandern, die Ufer des Pardo, Rio Doce und Belmonte, dienen auch schwachen Horden, Ueberresten mächtigerer Nationen, welche verschwanden, zum Zufluchtsort. Die Machakalis, halb unabhängig, halb civilisirt, welche einst eine Arafeder in die Unterlippe eingefügt hatten, die Patachos, die ihren Haß gegen die Botokuden theilen, die Mukunis, welche auch sagen, daß sie von den Aymores abstammen und welche sich zum Theil dem Christenthum unterworfen haben, die Panhames und Kapochos, welche die lezten Kriege geschwächt haben, alle diese zur Hälfte zerrütteten Stämme, die solchen Nationen angehören, welche oft einen sehr verschiedenen Ursprung haben, zu untersuchen, wäre nicht unwichtig; aber außerdem daß ihre unterscheidenden Züge durch die Berührung mit den Europäern sehr verwischt worden sind, würden wir genöthigt seyn, großentheils Das zu wiederholen, was wir schon gesagt haben aus Gelegenheit der Nation, welche am mächtigsten in diesen Wäldern ist. Später, wenn wir uns zum Amazonenstrom und in das Innere wenden, werden uns die indianischen Völkerschaften mit ihren wilden Gebräuchen und uralten Sagen begegnen. Wir wollen jezt in die besser erforschten Landschaften eingehen, und besonders in die Orte, wo die Civilisation ihren Einfluß noch mehr ausübt.

Alte Provinz dos Ilheos, Stück des Gebietes von Bahia. Wenn man jenen noch so wüsten Theil der Ostküste verläßt, wo man mit Recht blühenderen und zahlreicheren Feldwirthschaften zu begegnen erwartete, kommt man in die Provinz dos Ilheos, der die Fruchtbarkeit des Erdreichs und die Nachbarschaft von Bahia eine gewisse Wichtigkeit geben. Ihre Grenzen bildet der Rio Pardo mit dem Untergerichtsbezirke von Porto Seguro; und der Name, den dieser Distrikt trägt, ward ihm wegen einiger unbebauten Inselchen beigelegt, welche man längs der Küste findet, an der Mündung des Flusses dos Ilheos.

Koropos und Puris war der Gegenstand seiner ersten Arbeiten. Schwieriger war es, den Haß zu dämpfen, den gegen die brasilischen Portugiesen die Botokuden hatten, welche durch einen langen Krieg und barbarische Behandlung gereizt waren. Die Menschenliebe Guido Marlière's siegte über alle Hindernisse ..... Als die Botokuden sich nun allmälig annäherten, ließ Marlière für sie mehrere Pflanzungen anlegen. Zu dieser Arbeit gebrauchte er die Soldaten der Militardivisionen, und oft hatte er das Vergnügen, sie die Botokuden in ihre Arme schließen zu sehen, welche sie kurz vorher wie wilde Thiere ausrotteten. Eine der ersten Sorgen Marlière's war, eine strengere Mannszucht unter den Divisionssoldaten einzuführen. Er hatte die Verbesserung der alten Indianermezger verlangt, das ist sein Ausdruck, und hatte sie durch weniger barbarische Menschen ersezt; er hatte zur Regel gemacht, keinen Soldaten zu befördern, dessen Aufführung die Indianer abgeneigt machen konnte. Marlière schlug in dem Orte, genannt Gallo, oberhalb der Einmündung des Rio de Santo Antonio, sein Hauptquartier auf, und ließ daselbst Bananen-, Maniok-, Mais-, Reis-, Ananas- und Kaffeepflanzungen anlegen, welche seine Erwartung übertrafen. Er gründete neue Ansiedlungen." Man muß übrigens in der gelehrten Reisebeschreibung, der wir diese Note entnommen haben, die weisen Vorsichtsmaßregeln im Besonderen lesen, die man rücksichtlich der Indianer anwandte. Eine der ersten Sorgen (man kann es nicht genug hervorheben) war, den so traurigen Handel mit Branntwein in den Aldeas einzuschränken. (Voyage dans le district de Diamants et sur le littoral du Brésil. Bd. 2. S. 337 ff.)

Jene Comarca, deren Umgränzung durch die neue Eintheilung vermindert worden ist, bildete vormals eine der zwölf Hauptkapitanerien, welche Johann III gestiftet hatte. Jetzt nehmen Porto Seguro und Bahia einen Theil seines Gebietes ein. Vor einigen Jahren erstreckte es sich noch vom Belmonte bis zum Rio Jiquiriça und nahm fünfzig Küstenmeilen, die ihm zugefallen waren, ein; aber die Gebietsabgrenzungen wechseln so häufig in Brasilien, daß es schwer ist, etwas Bestimmteres darüber zu sagen.

Wie Espirito Santo und Porto Seguro würde sich dieser ungeheure, von Flüssen, die im Innern entspringen, bewässerte Landstrich zum großen Anbau überseeischer Lebensmittel eignen, und die Bewohner würden sie auch leicht absetzen können; aber eine Sorglosigkeit, welche die Zeit noch nicht überwinden konnte, macht sie dem größten Theile nach völlig gleichgültig gegen die Bequemlichkeiten des Lebens. Seide, Zucker, Kaffee, selbst Cacao würden für die kleinen Eigenthümer eine sichere Quelle wachsenden Wohlstandes seyn. Mit Ausnahme der großen Feldwirthschaften, welche seit ungefähr zwanzig Jahren die großen Eigenthümer gründen, die meistens Fremde sind, werden jene nützlichen Gewächse sehr sparsam gepflanzt. Man könnte sich in unserer Handelswelt keinen Begriff machen von der ganz philosophischen Ruhe, mit welcher ein Bewohner von Porto Seguro oder Ilheos sich mit einer geringen Quantität Maniocmehl, mit ein wenig Fisch, den er sich leicht verschaffen kann, und mit einigen Krabbenschenkeln, die in Wasser eingeweicht werden, zu seiner Nahrung begnügt. Schlecht genährt, schlecht gekleidet, mit noch schlechterer Wohnung, ruht er in seiner weichlichen Gleichgültigkeit aus, und gesteht, daß er über Das hinaus, was ihm der Himmel bewilligte, keinen Wunsch hat. Er weiß übrigens wohl, daß er sich so gut als viele andere Bewohner Brasiliens mit Gold und Edelsteinen versorgen könnte, wenn er wollte, fühlt sich aber zu glücklich in seinem Eldorado; denn diese Sage, die man über die ganze Oberfläche des amerikanischen Festlandes verbreitet findet, hat sich seit langen Jahren in die Provinz dos Ilheos geflüchtet.

Um in dieses Eldorado der Brasilier zu gelangen, muß man den Taipe übersteigen. Anfangs findet man einige Fazendas, einige ziemlich reiche Pflanzungen, alsdann kommt man in die Einsamkeit und gelangt in die Gegend der Wälder. Nachdem man das Sultanhuha mit dem blauen Gefieder, das so zierlich auf den Stängeln des Aninga wandelt, mit Muße bewundert, und auf den Pika-para, der seine Jungen unter seinen Fittigen im Fluge trägt, einen Blick der Bewunderung geworfen hat, so führt uns, wenn die Spiele der brasilianischen Fischotter uns zuvor einige Stunden beschäftigt haben, ein Flußarm, der sich rechts wendet, in einen großen, von reizenden Bergen umgebenen See, vorzugsweise Lagoa, See, genannt. Er ist beinahe zwei deutsche Meilen lang und eine Meile breit; seine Ufer sind wunderschön; aber jener Westwind, welcher am Meeresufer so angenehm empfunden wird, der Virakao, hat hier eine gewisse Heftigkeit und hebt seine Wogen bis zum Umschlagen der Kähne. Der Lagoa soll ehemals mit dem Meere in Verbindung gestanden seyn, und Meermuscheln finden sich, wie man behauptet, im Innern. Sonst schwamm auf seiner Oberfläche eine kleine Insel, gebildet aus dem Abgang der Pflanzen; sie hat sich an eines der Ufer angesetzt und ist dort hängen geblieben.

»Die Schönheit und Nützlichkeit dieses See's,« sagt der Prinz von Neuwied, »hat ihm ein so großes Gewicht in den Augen des Landesbewohners



Pflanzung.

Bauholzflöße

gegeben, daß er einer der ersten Gegenstände ist, von denen er mit den ankommenden Reisenden redet. Er mischt unter diese Erzählungen oft Mährchen über den See, über seinen Ursprung, über den Bezirk, der ihn umgibt, über die Erscheinungen, die er zeigt; man übertreibt häufig seine Größe und seine Wohlthaten; man sagt, daß die benachbarten Berge reich an Gold und Edelsteinen seyen; man hat sogar in die Einsamkeit dieser Wälder ein Eldorado gedichtet oder ein Land, in welchem man nicht nöthig hat, sich sehr zu bemühen, um große Reichthümer zu erwerben.«

Es ist verdrießlich, daß der gelehrte Reisende, von dem wir diese Worte entlehnen, uns die Sage nicht überliefert hat, die ihm über die Seeufer selbst erzählt wurde. Wir können jedoch hinzusetzen, daß die fabelhaften Nachrichten der Brasilianer in Beziehung auf das Eldorado, dem sie seinen Platz in den Wäldern oder Bergen des Innern anweisen, unendlich weniger poetisch und namentlich weniger übertrieben sind als diejenigen, welche an den Ufern des Orinoco verbreitet sind; es sind beinahe immer, als Amerikanas, einsame Orte, umgeben von dunkeln Wäldern, deren Zugang unthunlich ist: Edelsteine finden sich daselbst, es ist wahr, auf der Oberfläche der Erde; Gold funkelt von allen Seiten; aber furchtbare Stürme sausen über dem Haupte der Reisenden und widersetzen sich oft ihren Arbeiten.

Es gibt indessen andere Quellen des Reichthums für den Bewohner von Itheos, und diese sind es, welche er vernachlässigt oder die ihm wenigstens gleichgültig sind. An der Seite wunderbar zusammen gesetzten Gehölzes, als des Massaranduba, Topinhuan, Bichatiko, der brasilianischen Ceder, des Sukupira, des Eisenbaumes, des Quatele und Pao d'urco, sieht man den Sassafras, den Kopalbaum, denjenigen, welcher das durchsichtige Gummi liefert, den Pechurim oder Gewürzbaum, der jedoch nicht so hoch wächst als auf dem Para, den Ibirapitanga oder das Brasilienholz, das viel kostbarer ist als der Ertrag mehrerer Nutzholzwaldungen seit ihrer Entdeckung, sich erheben. Wir wollen nicht besonders von den Fruchtbäumen der Wälder, noch von denjenigen reden, die man eingebürgert hat, wir müßten, wenigstens theilweise, das bereits gegebene lange Verzeichniß wiederholen; aber wir erinnern daran, daß man neben den kostbarsten Arzneipflanzen, als dem Ipekakuana, dem Pseudo-quina oder Strychnos, der Jatape, Butua und so vielen anderen, im Ueberfluß den Roku und selbst den Anil, von dem man den Indigo bekommt, sammeln kann.

Hie und da hat sich, überrascht von der Fruchtbarkeit dieses reichen, so vernachlässigten Erdstriches, ein Fremder hier angesiedelt und die Ernten, welche ihn bald für seine Opfer und für das einsame Leben, das er hier führen muß, entschädigen, überraschen die Einwohner, ohne daß sie sich dadurch zu gleicher Thätigkeit reizen lassen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Landwirth von der Ostküste und setzt sich an einem Bahia näheren Flusse fest.

Nichts ist malerischer als die brasilianischen Wohnungen, selbst dadurch, daß man die feste Bauart ausschließt und sie sich unseren europäischen Meiereien annähern. Diese Palmbäume, die über einem Laubdach schweben; diese Menge nützlicher Pflanzen, die vernachlässigt herantwachsen und denen ihre Unordnung selbst etwas Malerisches verleiht, Alles vereinigt sich, um diesen Einsiedeleien ein zierliches Ansehen zu geben, das seinen Hauptreiz den mannigfaltigen Formen der Pflanzenwelt verdankt.

Beinahe immer bemerkt man unter den Bäumen, welche eine Wohnung von Ilheos umgeben, einen zierlichen Palmbaum, dessen unermeßliche Nützlichkeit man nicht auf den ersten Anblick muthmaßt; es ist der Piassabakoko. Die langen holzichten Fasern seines Stammes gehen nie verloren; man macht daraus starke Kabeltaue, von denen Bahia Gebrauch macht; und diese groben Seile, die man fast nur in Brasilien antrifft, sind ein bedeutender Handelszweig für das Land Ilheos.

Wie die meisten Palmbäume kann übrigens der Piassaba verschieden benützt werden; nachdem er das Nützliche geliefert hat, gibt er auch noch das Ueberflüssige; nicht nur ist sein Holz ausgezeichnet für leichte Bauten, seine Nuß nahrhaft, sondern die ganze Betriebsamkeit eines kleinen Marktfleckens beruht auf dem Reichthum seiner Frucht. Zu Olivença wird die Schale der Piassabakokusnuß in lange Rosenkränze verarbeitet, welche man nach ganz Brasilien ausführt; und Wer sind die Leute, die sich diesem friedlichen Gewerbe, dieser beinahe mönchischen Beschäftigung widmen? Niemand anders als die alten Beherrscher der Küste, jene fürchterlichen Tupiniquins, deren Ruf sich unter die mächtigsten Nationen verbreitete, und die, nachdem sie Cabral bekommen hatten, die ersten Entdecker mit so großem Mißtrauen aufnahmen. Jetzt sieht man keinen furchtbaren Bogen, keine Lyera pene kein Stirnband von Arafedern, und folglich auch keine Jagden, keine Kriege, keine Gemetzelceremonien mehr; aber ebenso haben sie die großen Einweihungsfeste, wo man den Geist des Muthes athmete, die Gelage, »wo man gleich Landsknechten trank,« um mit dem guten Lery zu reden, und die abenteuerlichen Jagden, denen lange Schmausereien folgten, verabschiedet. Jetzt ist der Tupiniquin mit weißseidenen Hosen und mit einem Hemd von demselben Stoffe bekleidet, sitzt friedlich an seiner Drechselbank und fabrizirt Paternoster. Er geht nie auf die Jagd, obgleich Wild im Ueberfluß da ist, und statt der wichtigen Ceremonie, die den Reisenden empfing, wird er Dir sagen: adeos meu senhor, und Deinen Segen in seinem schlechten Portugiesisch verlangen.

Die Villa de Olivença, wo meistens die Indianer wohnen, wurde einst von den Jesuiten angelegt, und es zeigt sich da noch jene bewundernswerthe Politik, die sie allein recht besessen haben und die die indianische Bevölkerung gerettet hätte, wenn irgend Etwas sie retten konnte *).

Wiewohl man, um die indianischen Völkerschaften einiger Aufmerksamkeit in diesem Landstriche würdig zu finden, bis an die Grenzen von Minas reisen müßte, wo noch die Mongoyos leben, die unter dem Namen Kamakans bekannt sind, so ist doch das Land durchaus nicht uninteressant für den Reisenden. Die Wälder bieten Demjenigen unendliche Schätze dar, welcher sich mit zoologischen Studien beschäftigt, und wenn er den schönen Fluß, welcher unter dem Namen Rio de Contas bekannt ist, verfolgt, so würde man ihn vielleicht auf eine, vor mehreren Jahren gemachte, kostbare Entdeckung aufmerksam machen, welche beweist, daß das Gerippe des Mastodonte nicht bloß im Norden von Amerika vorkommt **). Ein portugiesischer Schriftsteller, der unglücklicherweise nicht

*) Im Jahr 1817 fand ein berühmter Reisender zu Olivença einen Indianer, der die Gründung der Villa und die Erbauung der Kirche gesehen hatte. Er war 107 Jahre alt. Seine Haare waren noch schwarz wie Ebenholz, was bei den alten Indianern sehr häufig ist.

**) Man führt unter andern ein, nahe bei dem Flecken des Rio de Contas selbst gefundenes Gerippe an; es hatte die Länge von dreißig Schritten, die Rippen waren anderthalb Spannen weit, die



Fahrt auf dem Rio dos Ilheos.

in die sehr wichtigen Besonderheiten dieses Gegenstandes eingeht, Manoel Ayres de Cazal, versichert, daß man an mehr als einer Stelle ungeheure Knochen entdeckt habe, die man wahrscheinlich von Thieren derselben Gattung herleiten müsse. Wenn der Reisende, statt jenen schönen Fluß zu besuchen, der nun einen Theil einer besonderen Comarca ausmacht, den Rio dos Ilheos verfolgt, welchem die Eingebornen vormals den Namen Patype gaben und welcher in dem Diamantendistrikt entspringt, so wird er öfters eine äußerst malerische Aussicht genießen; die großen Wälder, die der Fluß durchlauft, werden ihm tausend kostbare Pflanzen darbieten, und die Ernten, die er machen könnte, würden so reich und so mannigfaltig seyn als am Belmonte und Rio Doce. Aber wenn er auf seine Sammlungen achtet, daß er sie auf dem Flusse nicht in Gefahr setze; so stürzt der Rio Patype mehrere Male von einer Höhe von fünf Fuß in sein eigenes Bett und springt lärmend zwischen den Felsen. Auf diesen Reisen läuft wohl das Leben nicht Gefahr, aber das Loos der Schiffsladung, welche der enge Kahn enthält, hängt ganz von der Geschicklichkeit der ihn lenkenden Indianer ab. Nichts ist absonderlicher und zugleich malerischer als die Fahrt auf einem dieser Abstürze. Der Blick des Fährmanns entdeckt fast immer die Stelle desselben. Das Wasser sprizt mit Gewalt unter den Felsen heraus, und der Kahn fliegt wie ein Pfeil hinab; fünf Ruderschläge, mit erstaunlicher Schnelligkeit angewendet, halten ihn in der Ordnung bis zu dem friedlichen Gewässer; aber wenn ein unbemerkter Fels sich darstellt, wenn der Kahn auf einen vorspringenden Stein stoßt, so verschwinden Menschen und Ladung, und man ist froh, mit dem Leben davon zu kommen.

An dem Meere bildet der Rio dos Ilheos eine reizende Bucht, worein sich mehrere schiffbare Flüsse ergießen, unter anderen der Rio da Cachoeira, welcher einer der Arme des Patypa ist. Hier liegt der Hauptort der Comarca.

Dieses ganze Land stellt, so zu sagen, den Anblick einer jungfräulichen Gegend dar, die ihre alten Wälder zur Anbauung bietet; es ist jedoch ein gewisser Verfall dabei fühlbar, sey es nun durch die Schuld jener einst von den Aymores angerichteten Verwüstungen oder allermeist durch die Schuld der Jesuitenvertreibung. Die Provinz dos Ilheos bot einen Anblick von Wohlstand, welchen sie verloren hat, aber eine weise Verwaltung ihr wieder geben kann, hauptsächlich seit irländische Familien sich hier auf thätige Weise angesiedelt haben. San Jorge dos Ilheos, die Hauptstadt, ist nicht mehr, was sie war. Ayres de Cazal gibt es zu; sie war ehemals eine beträchtliche und blühende Villa, heutzutag ist sie nur noch der Schatten von vorher. Anfangs in einem Thal zwischen zwei Hügeln erbaut, hat sie den von Santo Antonio erklimmt. Der, dem die Schenkung geschehen, gründete sie gegen das Jahr 1540; sie war die erste etwas beträchtliche Villa in Brasilien. Sie erhob sich schnell zu einem gewissen Grade von Glanz; aber der Aymoresstamm, den man unter dem Namen Gherins kannte, verwüstete sie auf wahrhaft schreckliche Weise. Obgleich der mit diesen Wilden abgeschlossene Vertrag im Jahr 1603 anfing vollzogen zu

Beine hatten beinahe die Höhe eines Mannes mittlerer Größe. Es bedurfte der vereinten Kräfte von vier Menschen, um den unteren Kinnbacken loszumachen, und ein Backenzahn wog ohne Wurzeln vier Pfund. Ilheos ist übrigens nicht der einzige Ort Brasiliens, wo man dergleichen Knochen gefunden hat.

werden, so war sie doch schon seit dem Jahre 1685 um Vieles geringer, als man sie sonst gesehen hatte. Die Vertreibung der Jesuiten hat ihr den lezten Stoß gegeben. Nichts ist so traurig als der Anblick jenes großen, verlassenen Gebäudes, **Collegium** genannt; es wurde erst im Jahr 1723 erbaut und hat bereits das Ansehen einer Ruine, wenigstens an einigen Stellen. Es gibt drei ziemlich beträchtliche Kirchen in Villa dos Ilheos; aber Gras wächst in den Straßen und man bemerkt keine Bewegung unter seiner gleichgültigen Bevölkerung als am Sonntag, in dem Augenblicke, da die Bewohner der umliegenden Gegend sich von allen Seiten in die Stadt begeben, um dem Gottesdienste anzuwohnen. Während der Kriege des siebenzehnten Jahrhunderts gehörte San Jorge dos Ilheos einen Augenblick den Holländern; und militärische Werke von einer festen Bauart bezeugen noch die unglaubliche Gewandtheit, welche die Eroberer in den Arbeiten bewiesen, die ihre Stellung sichern konnten. Nach der Belagerung von San Salvador wurden sie gleichwohl schnell von der Ostküste vertrieben. Wir haben einige Worte von **Olivença** und seiner fremdartigen Bevölkerung gesagt. In **Rio de Contas**, **Cayru**, **Boypeba**, **Marahu**, **Barcellos**, **Valenca**, **Igrapuena**, **Serinhehem** können wir uns nicht aufhalten; aber in **Camamu** wollen wir um seiner prächtigen Bucht willen einen Augenblick verweilen. Wirklich ist sie nach der Rhede von San Salvador der beträchtlichste Hafen der Provinz, ja der ganzen Ostküste. Mehrere Flüsse fallen hier ins Meer, und eine kreisförmige Insel, die eine halbe Meile im Durchmesser hat und die man bald **Ilha Camamu**, bald **Ilha das Petras** nennt, ist mitten in der Bucht. Dieser große, ruhige See dient zum Zufluchtsort einer Menge von **Walfischen**, die sich hieher zurückziehen und hier sich sicherer befinden als in den Gewässern von San Salvador. Da man hier zu wiederholten Malen Fischereien angelegt hat, so ist nun Camumu wohl ein Flecken von geringer Ausdehnung, aber ziemlich blühend, erbaut am linken Ufer des **Rio Acarahy**, und wahrscheinlich bestimmt, eine Stadt der ersten Ordnung zu werden.

Provinz Bahia. Wir sind jezt an eine jener großen Provinzen gekommen, die bei den lezten Bewegungen mehr als einmal ihre völlige Unabhängigkeit gewinnen und einen besondern Staat bilden wollten, weil sie fühlten, daß ihre politischen und Handelsbedürfnisse oft denen von **Rio Janeiro** gerade entgegengesezt seyen und weil alte, die frühere Gleichheit unaufhörlich ins Gedächtniß zurückrufende Erinnerungen sie als Mittelpunkt bezeichnen, auf den sich immer mehr aus Mangel an thätigen Verbindungen mit der Hauptstadt die Interessen der Landwirthschaft in weitem Umkreise beziehen. Ohne Zweifel wird man, ehe ein langer Zeitraum verstreicht, eine immerdar drohende Trennung sich ins Werk setzen sehen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge wäre sie unpolitisch, und selbst in dem Falle, daß die Bundesideen sich ausbreiteten, würde sich nicht leicht auf der Stelle die Trennung von der Centralregierung ins Werk setzen lassen.

Als Provinz erstreckt sich **Bahia**, das beinahe das ganze Gebiet der alten Kapitanerie dieses Namens und einen Theil derjenigen von Ilheos in sich begreift, von 10° bis zu 15° 40′ südl. Breite, ist ungefähr 115 portugiesische Meilen lang und von einer Breite, welche die brasilianischen Geographen annähernd zu siebenzig Meilen angeben. Als Handelsmittelpunkt ist ihre Stellung vortrefflich: im Norden grenzt sie an **Segeripe d'El Rey** und die Provinz **Pernambuco**, von der sie durch den **Rio San**

Franzisco geschieden ist; im Süden bilden die Provinzen Porto Seguro und Minas Geraes die Grenze; gegen Westen berührt sie noch Pernambuko; gegen Osten bespült sie der Ocean, und höhlt ihr herrliche Seehäfen aus.

Die Comarca von Bahia im engern Sinne ist viel unbeträchtlicher: sie nimmt nur 40 brasilianische Meilen ein, liegt zwischen dem Rio Jiquiriça und Rio Real, und ist ungefähr 35 Meilen breit.

Die Provinz Bahia war eine der ersten, welche durch die Europäer bevölkert wurden; auch ist sie das Land, wo sie die meisten Erinnerungen zurückgelassen und die originellen Züge der alten Bewohner mit der größten Schnelligkeit verwischt haben, ohne jene örtlichen Gebräuche zu beachten, welche die alten Berichte so merkwürdig machen.

Man hat in dem ersten Theile dieser Nachrichten gesehen, was für politische Begebenheiten die Ankunft der Portugiesen und ihren Kampf mit den Eingebornen bezeichnet hatten. Wir haben hernach an die augenblickliche Besitznehmung der Holländer erinnert; ohne auf das bereits Erzählte zurückzukommen, wollen wir sagen, daß von der Restauration Bahia's an (um uns eines Ausdrucks zu bedienen, der von den portugiesischen Schriftstellern angenommen wurde) bis zum neunzehnten Jahrhundert der Zugang zu der Provinz den fremden Schiffen vielleicht noch strenger verboten war als zu Rio. Während des achtzehnten Jahrhunderts erschien ein einziges portugiesisches Werk von einiger Bedeutung über Brasilien. Es war das von Rocha Pitta; die Staatsgewalt ließ, nachdem sie den Druck desselben erlaubt hatte, das Buch bald mit Arrest belegen, so lebhaft waren die Besorgnisse, welche der portugiesischen Regierung einige Seemächte verursachten oder, besser, die unmittelbare Berührung der Brasilier mit den europäischen Nationen. Einige Stellen aus den der alten Reisenden sagen mehr hierüber als lange Abhandlungen. Wenn man den Bericht von Dampier liest, welcher gegen das Jahr 1701 veröffentlicht wurde, so findet man aus Gelegenheit von San Salvador folgende Stelle: »Man sagt, daß die hier verweilenden Kaufleute sehr reich sind und daß sie eine große Anzahl Sklaven, sowohl Männer als Weiber, haben. Der größte Theil dieser Geschäftsleute sind Portugiesen, und nur wenige Fremde verkehren mit ihnen; doch war ein Engländer, Namens Kock, daselbst sehr zu Hause und stand in gutem Ruf; er hatte das Patent eines Konsuls der englischen Nation, bekümmerte sich aber Nichts um diese Würde, weil unsere Schiffe fast nie in diesen Hafen kommen und er sich seit zehn bis zwölf Jahren nicht wegbegeben hatte. Es war auch daselbst ein dänischer Kaufmann und ein oder zwei Franzosen« *).

Dieses trug sich unter Don Joao de Lancastro zu, und das Andenken an seine englische Abkunft verlieh noch diesem Herrn eine Nachsicht, welche die anderen Vicekönige nie nachahmten; ungefähr ein Jahrhundert später versicherte ein Reisender, welcher auf seine eigenen Unkosten erfahren hatte, was man in der Eigenschaft eines Fremden vermochte, Lindley, daß zu Bahia keine einzige Heerberge bestünde, wo man auch nur für den Augenblick eine Unterkunft finden könnte. Um einen vollständigen Begriff von dem Fremdensystem zu geben, das von der Hauptstadt rücksichtlich ihrer Kolonien angenommen worden war, erinnern wir daran, daß um das Jahr 1800 eine in der Nähe von Bahia eingerichtete Seidenspinnerei auf Befehl

*) Voyage aux terres australes.



des Statthalters zerstört und der Eigenthümer nach Europa geschickt wurde, um den Gesetzen gemäß, welche die Einführung von Manufakturen verboten, gerichtet zu werden *).

Und wie war indessen in dieser ausgedehnten Niederlassung das zu einer Gewerbs- und Handelsentwicklung geeignetste Land beschaffen? Von Anfang an wurden Zucker, Seide, Tabak, Manioc, Reis und Mais eine Quelle des Reichthums für die Einwohner; ihr Anbau verdunkelte bald durch seine Ergebnisse, was man von den Reichthümern an Metallen im Innern erzählte. Man dürfte jedoch nicht glauben, daß das Gebiet der Provinz durchaus einen gleichmäßigen Anblick von Fruchtbarkeit darbiete. Jene Steppen, die man im Lande unter dem Namen Catingas kennt, nehmen mehr als die Hälfte davon ein, und sind für den Ackerbau fast ganz verloren. Im Gegentheil sind die Chapadas und die tiefen Thäler in der Nachbarschaft der Flüsse von einer seltenen Fruchtbarkeit; und immer mehr treten an die Stelle der großen Wälder, die sie noch bedecken, neue Anpflanzungen.

Aber der beste Boden der Comarca ist ohne Widerspruch der von Reconcavo; und man nennt so einen sechs bis zehn Meilen breiten Erdstrich, der fast in seiner ganzen Ausdehnung die prächtige Bucht umgibt, von welcher die Provinz ihren Namen hat. Hier folgen seit nahezu drei Jahrhunderten jene großen Zucker- und Tabakspflanzungen auf einander, welche diese Gegend immer zu der fruchtbarsten Brasiliens machen werden. Ein schwarzer, von den Einwohnern Massape genannter Boden, dessen sprichwörtlich gewordene Fruchtbarkeit unerschöpflich zu seyn scheint, ist es, den man hauptsächlich zum Anbau des Zuckerrohrs aufbewahrt.

Allein wenn das Land sich allen landwirthschaftlichen Bemühungen so sehr hingibt, daß alle überseeischen Lebensmittel hier gedeihen könnten, so ist auch keine Gegend geeigneter zu ihrer Ausfuhr. Die Bucht Aller Heiligen ist ein großer See, dessen Wasser am Fuße der Wohnungen die reichen Erzeugnisse suchen, die da auf einander folgen, und wenn sie nicht die ganze Ausdehnung von Reconcavo bespülen, so kommen dafür kleine schiffbare Flüsse aus dem Innern; sie bilden gleichsam eben so viele natürliche Kanäle, die jeden Tag einen neuen Zoll des Ueberflusses dem Hafen zuführen, der sie aufnimmt. Und wenn man gegen das Ende des Tages von einem erhabenen Orte aus jenes große Becken überschaut, welches beständig kleine weiße Segel durchfurchen, so fließt die Zeit angenehm dahin, indem man zu errathen sucht, woher wohl jene vereinzelten Nachen oder jene kleinen Flotten kommen, die zwischen den Inseln der Bucht hindurchstreichen und ohne Gefahr eine Reise vollenden, die sie unaufhörlich erneuern.

Da ist ein großer, schwerer, mit Maniocmehl beladener Nachen, der den Jagoaryppa herabgekommen ist, um sich in den Hafen zu begeben; dort ein schönes Walfischboot, welches von der Bucht von Itapuan herkommt; näher, an das Land anstreifend, bemerkt man lange Kähne. Das ist der schmale Rio Vermelho, welcher seine kleinen Schiffe, mit Cocosnüssen oder Piassabatauen beladen, sendet. Der Rio Serzipe, der in den Gefilden von Cachoeira entspringt und gegenüber von der Insel Cajahiba sich ergießt, bringt mit Tabak beladene Lanchas ins Meer. Der Jakaraby, Piraja, Matuim, Pitarga und Paranamirim sind kaum mehr als mittelst der Ebbe und Fluth schiffbare Bäche; jedes Mal kommen

*) Warden, Chronologie historique de l'Amerique, Bd. 13, de l'art de vérifier le dates, p. 107.



Bahia

leichte mit Zuckerkisten beladene Nachen von ihrer Mündung und durchkreuzen sich vor Bahia.

Aber zwischen Itaparica und Ilha dos Frades ist ein Raum, dessen Ausdehnung das Auge nicht mehr abmißt: dort, in der Ferne, bilden die Nachen die zahlreichste Gruppe und scheinen sanfter über die Gewässer hinzugleiten; sie kommen fast alle von der volkreichen Villa de Cachoeira und haben den Paraguassu durchlaufen. Der Paraguassu ist der beträchtlichste Fluß der Bucht Aller Heiligen; er ist die immerwährende Quelle des Ueberflusses und ungeachtet seiner geringen Ausdehnung für den Handel wichtiger als viele Flüsse Amerika's. Der Rio Paraguassu hat seine Quellen in der Nähe der Serra de Chapada, der Grenze des Hauptfleckens von Contas; er nimmt eine Menge unbeträchtlicher Zuschüsse auf und bildet einen großen Wasserfall, da er genöthigt ist, einen Zweig der Serra de Cincura zu überspringen; er nimmt die Una auf, die reichlich Wasser hat, bildet einen zweiten Wasserfall und geht, nachdem er die Villas de Cachoeira und Maragogype durchschnitten, ruhig in die Bucht hinein, gegen die Mitte der Westküste; er hat zuvor eines der reichsten Länder Brasiliens, wenn nicht das am besten angebaute, bewässert.

In vorgeschichtlicher Zeit bildete wohl aller Wahrscheinlichkeit nach die Bucht von San Salvador einen großen Binnensee, der seine Dämme mit Gewalt durchbrach und sich einen weiten Eingang in den Ocean öffnete. Obgleich diese unermeßliche Rhede nicht weniger als 6½ Meilen Länge von Norden nach Süden und acht Meilen Breite von Osten nach Westen hat, so ruht der Blick doch überall an fruchtbaren Geländen aus. Die Insel Itaparica bildet ihre beiden Eingänge und entfaltet sich auf höchst malerische Weise vor den Blicken. Die Insel dos Frades läßt, indem sie in einiger Entfernung ihren lachenden Hügel erhebt, die von Cachoeira schon entlegenen Gebirge zwischen hindurch sehen, und es geben vornehmlich diese beiden Landstriche, welche ein verschiedenes Ansehen haben, aber alle beide mit einem Reichthum von Pflanzen geschmückt sind, der Bucht jenen Charakter ruhiger Größe, jene unendliche Majestät, welche beinahe die Abwechslung in der Landschaft ausschließt, aber die Idee der Fülle und Ruhe gibt *).

San Salvador, das man mehr noch unter dem Namen Bahia kennt, ist ums Jahr 1549 am Eingang jener großen Bucht erbaut worden. Die Stadt erhebt sich von der östlichen Seite und kann von Norden nach Süden eine Meile lang seyn; an sie schließt sich die Vorstadt da Victoria am südlichen Ende und die Vorstadt Bom Fim am entgegengesetzten Ende. Am steilsten Gestade der Bucht erbaut, theilt sich diese alte Hauptstadt Brasiliens in zwei unterschiedene Theile, die untere und obere Stadt. Hier sind jene großen, unter dem Namen von Pochwerken bekannten Vorrathshäuser, das Zollhaus, das Zeughaus, die Bauhöfe, wo heftige Bewegung

*) Die Insel Itaparica hat 6½ Meilen Länge und drei in ihrer größten Breite. Ihre Form ist unregelmäßig. Sie hat auf der westlichen Seite eine Bucht und ein ziemlich merkwürdiges Vorgebirge. Ihr Boden ist ungleich und fruchtbar; sie eignet sich zu verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft; man baut auf ihr hauptsächlich Obstbäume. Die Cocos-, Mandel- und Pomeranzenbäume haben sich gemehrt; sogar der Weinstock gedeiht hier in einigen Lagen ziemlich. Die Einwohner sind in zwei Kirchspiele getheilt. Ein Armakao zum Walfischfang, eine Piassaba-Seilerbahn, einige Brennkolben zum Abziehen des Rum bilden ihr Gewerbe. Ungefähr eine Meile davon entfernt, ist die Insel dos Frades, welche noch gebirgiger ist und drei Meilen Länge haben kann. Bimbarra, Maré, Kajahiba, Medo und einige andere, die wir nicht nennen, sind eben so viele Inselchen, welche die Betriebsamkeit sich zu Nutzen macht.

und Lärmen herrscht; einige Klafter höher, auf einem regelmäßigen Plateau, gewaschen von der gesundesten Luft, wie die Portugiesen sagen, die großen Klöster, der Palast des Statthalters, die lachenden Wohnungen der Beamten und reichen Geschäftsleute, deren große Stille auf die seltsamste Weise gegen den Lärmen der Handelstadt absticht. Man betrachte von der Bucht aus jene großen Gebäude, die sich über einem schroffen mit Grün untermischten Ufer erheben, jene kühn auf den Rücken des Hügels gebauten Häuser, jene bergigen Straßen, welche die beiden Stadttheile verbinden und amphitheatralisch mit ihren zur Aufhaltung eines Einsturzes immer bereiten Balken angelegt sind; Alles gibt dieser für Amerika schon alten Stadt einen Charakter der Kühnheit und Originalität, deren Ganzes zu betrachten, man nicht müde werden kann.

Wenn einmal die Bewohner von San Salvador neugierig sind, den alten Zustand der Stadt und ihre Fortschritte kennen zu lernen, so werden sie die großen von den Holländern im siebenzehnten Jahrhundert gezeichneten Plane zu Rathe ziehen müssen, welche noch in etlichen unserer Bibliotheken vorhanden sind. Hier kann man sich durch einen einzigen Blick versichern, daß die großen Gebäude, welche vornehmlich die obere Stadt schmücken, schon damals vorhanden waren. Bemerkenswerth ist wenigstens, daß die an mehreren Punkten angebrachten Krahne öfters die Gäßchen ersetzten, welche den Hügel hinanklimmen und hauptsächlich zur Verbindung der Praya mit der obern Stadt als schnellere, aber wohl weniger sichere Beförderungsmittel dienten als der größte Theil der Ladeiras.

Die Praya ist die Hauptstraße der unteren Stadt und hat ihren Namen von der Nachbarschaft des Meeres. Sie ist sehr schmal; aber es konnte unmöglich anders seyn, da der von dem Meere zugelassene Raum so eng ist. Außer den für eine große Handelsstadt unumgänglichen Gebäuden, die jedoch nichts Merkwürdiges in ihrer Bauart haben als jene massive Festigkeit, von der man beim Anblicke der spanischen und portugiesischen Bauten des siebenzehnten Jahrhunderts überrascht wird, unterscheidet man die neue Börse, welche das völlige Widerspiel des alten Systems ist, das wenigstens seine Originalität hat. Die Börse von Bahia ist in einem hochfahrenden Styl erbaut, welcher eine Nachahmung des griechischen Styls seyn sollte, und gleicht eher einem großen Kaffeehaus als einem zu den wichtigsten Handelsgeschäften der Provinz bestimmten Gebäude. Sie hat jedoch das Verdienst, in ihrem Bau und ihren Verzierungen die schönsten Muster einheimischen Holzes, die man sich verschaffen konnte, darzubieten. Die besuchteste Kirche der Praya, die Conceicao, zeichnet sich dagegen durch eine Merkwürdigkeit aus, die sich übrigens in Brasilien mehr als einmal wiederholt: sie ist, so zu sagen, in Europa erbaut worden; die Steine wurden, ganz behauen und alle numerirt, auf zwei Fregatten nach Bahia gebracht und Baukünstler der Stadt hatten nur die Mühe, sie zusammenzufügen. Die untere Stadt bietet noch eine andere merkwürdige Pfarrkirche dar, nämlich Nossa Senhora do Pilar.

Hat der Fremde in der Schnelligkeit den Bauhof, das Zeughaus, die Marktplätze und jene engen Straßen besucht, wo ein beständiger Tumult herrscht und will er endlich die obere Stadt gewinnen, so wird er oft von seiner Unerfahrenheit betrogen. Dachgähe Straßen, verfallene Treppen, die zwischen mehreren Häusern angebracht sind, führen zwar dahin; aber wenn



die Furcht vor einer brennenden Sonne ihn diesen lezteren Weg einschlagen läßt, wird er bald dafür bestraft. Nachdem er die zerbrochenen Gänge, die mit übermäßig großen Haufen von allerlei Unrath angefüllt sind, so gelangt er mitten in jenes glänzende Grün, das er vom Hafen aus bewundert hat, und ist sehr erstaunt, Nichts als unnütze Pflanzen oder Wunderbäume zu sehen, welche von selbst in den Zwischenräumen der Häuser wachsen; oft weiß er sich nicht zurecht zu finden und sieht sich fast immer genöthigt, wieder hinabzusteigen.

Am sichersten ist es, eine der Straßen hinaufzusteigen, welche den Namen Ladeira (Rippe) führen: einige sind auf beiden Seiten mit Häusern eingefaßt; andere stellen nur große Schutzmauern vor, die aber in dem verfallensten Zustande sich befinden.

Wenn man auf jenen dem Zollamte nahe gelegenen Ladeira's in die obere Stadt geht, so wird man von der äußersten Verschiedenheit überrascht, welche zwischen den beiden Stadttheilen besteht; auf einer Seite entfaltet sich die Bucht in ihrer ganzen Ausdehnung; auf der andern ist ein Platz, wo mehrere breite, wohlgepflasterte, mit zierlich und festgebauten Häusern eingefaßte Straßen auslaufen. Das Theater fällt beim ersten Anblick auf; man ist erstaunt über die glänzende Wirkung, welche es hervorbringt, wenn man es von der Rhede aus betrachtet; es ist auf einem Felsen erbaut und scheint immerwährend die untere Stadt mit einem fatalen Sturze zu bedrohen. Es ist ein großes Viereck, von einer Unzahl von Fenstern durchbrochen, und hat einen ärmlichen Giebel. Die Thore liegen unter einer Art Gallerie, welche eine Terrasse trägt, von der aus die Blicke die Bucht nach allen Seiten durchlaufen und die Schiffe sich majestätisch mitten in die von einem Walde von Masten strotzende Rhede vorwärts bewegen sehen.

Wenn man der Straße folgt, welche von einem Theile der Fenster des Theaters beherrscht wird, so kommt man zu dem Palaste des Statthalters, welcher auf einem viereckigen Platze erbaut ist, wo sich mehrere andere Gebäude erheben: alle sind von einer massiven und nicht sehr zierlichen Bauart, aber fest, und werden sorgfältig unterhalten.

Aber wir sind nun in den Quartieren der großen Kirchen und Klöster. Einige Schritte von dem Palaste des Statthalters befindet sich San Salvador, die alte verlassene Domkirche, wo jedoch Vieira seine mächtige und kühne Stimme erschallen ließ, als die Holländer verjagt wurden; hier ließ auch der Bischof Texeira heldenmüthige Erinnerungen zurück. Weiter entfernt, ist der erzbischöfliche Palast; noch etwas weiter ein prächtiges, von den Jesuiten erbautes Kollegium, das man in ein Militärhospital verwandelt hat; es soll, wie die Conceicao der Praya, von europäischen Steinen errichtet seyn. Die Kirche, die einst die Nachfolger Nobrega's und Anchieta's gestiftet hatten, dient jezt zur Domkirche und beweist, auf welche Stufe des Reichthums sich die Handelsgesellschaft erhoben hatte. Die innern Verzierungen sind reich; alle hölzerne Werke sind mit indianischen Muscheln belegt; der Chor und die Seitenkapellen sind reich vergoldet; und die Malereien des Hochaltars, Ignaz von Loyala sowie Franz Xaver vorstellend, sind vielleicht die einzelnen Kunstwerke von Belang, die man heutzutage zu Bahia findet. Indessen wird jener Tempel nicht mit der Sorgfalt unterhalten, welche man in den Kapellen einiger benachbarten Klöster bemerkt, wie z. B. des Franziscaner- und Karmeliterklosters, deren prächtige, aber

sonderbare Verzierungen ein immerwährender Gegenstand der Verwunderung für die Fremden sind *).

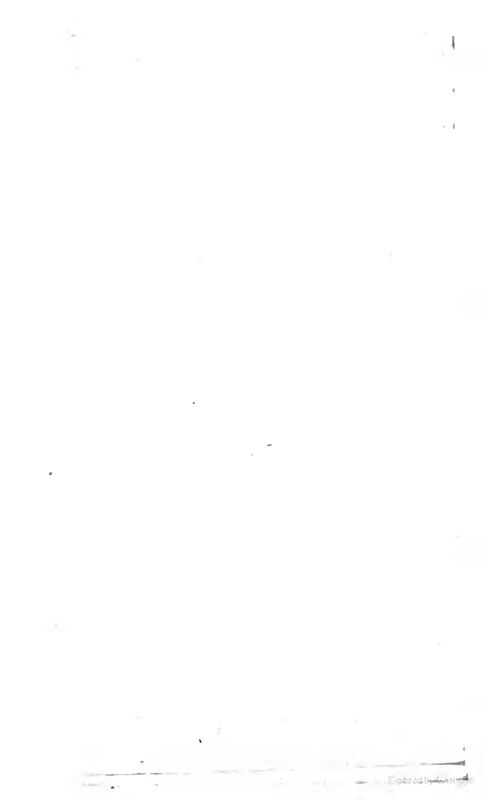
Die Stadt San Salvador ist unter allen Städten Brasiliens diejenige, welche die größte Zahl von Gotteshäusern enthält. Die Corographia brasilica, die in dieser Beziehung so gut eingerichtet ist, liefert den Beweis davon. Es gibt ein Benediktinerkloster und seine Besitzungen an Gebiet sollen unermeßlich seyn, zwei Karmeliterklöster, im einen sind sie beschuht, im andern Barfüßer, und ein großes Franziscanerkloster; aber außer diesen größeren Häusern gibt es hier noch andere religiöse Stiftungen. Man findet zu Bahia Bettelmönche des heiligen Landes, Augustiner Barfüßer, italienische Kapuziner, dann Nebenhäuser von Benediktinern, beschuhten Karmelitern und Franziscanern; es gibt vier Frauenklöster und zwei Zufluchtshäuser, die für Frauen bestimmt sind. In dem Kloster da Soledade hat man zum höchsten Grad der Vollkommenheit ein artiges Gewerbe gebracht, welches bei den geschicktesten Pariser Modekünstlern noch in seiner Kindheit ist. Glänzende Federn, die man von den Guaras, Garças, Tukans, Aras, Papagayen, selbst Colibris und einer Menge anderer tropischer Vögel bekommt, werden in Blumensträuße und in Kränze zu Robenverzierungen geformt. Die Farben dieser künstlichen Blumen sind unveränderlich und das Laub wird fast immer aus schattirten Papagayfedern gebildet. Ein so großer Ueberfluß auch an glänzend befiederten Vögeln in den großen Forsten Brasiliens herrscht, so begreift man doch, daß es immer seine Schwierigkeiten hat, gewisse für die mannigfaltigen Blumensträuße unumgängliche Schattirungen zu erhalten; auch soll Nichts seltsamer seyn als die Vogelhäuser in gewissen Klöstern. Die armen Vögel sind hier beständig in einer gezwungenen Mause; denn man beraubt sie zu gewissen Zeiten des Jahres ihres Gefieders ganz, und bekleidet sie dann mit einer kleinen Livree von Zeug, bis ihre Federn Zeit gehabt haben zu wachsen, um sie zu einer neuen Marter zu verdammen.

San Salvador ist nicht völlig von Anstalten entblößt, welche der geistigen Entwicklung gewidmet sind; man bemerkt darin mehrere Collegien, wo die Studien ziemlich wacker sind, ein Seminar, das eine große Anzahl von Geistlichen für Brasilien liefert, und eine Arzneischule; es besteht seit langer Zeit eine Buchdruckerei, und die Bibliothek kann einige seltene Werke bieten, selbst für einen Fremden. Vor dreißig Jahren beklagte sich Lindley darüber, daß die prächtige Klosterbibliothek für das Menschengeschlecht, so zu sagen, verloren war; die Bücher, die Manuscripte waren, schrieb er, durch einander geworfen in einer Kammer, wo sie zu Grunde gingen. Man fragt sich in der That, was aus jenen Reichthümern geworden ist und ob nicht einige Klöster sie gesammelt haben; denn die bestehende öffentliche Bibliothek wurde erst vor zwanzig Jahren gestiftet von dem Grafen dos Arcos, und zählt allerhöchstens 6 bis 7000 Bände, worunter nur eine sehr kleine Zahl alter portugiesischer Werke und einige Manuscripte, sehr unvollständige Trümmer einer beträchtlicheren Sammlung. Der größte Theil der guten Werke ist französisch, und diese Bibliothek hat

*) In einer von diesen beiden Kirchen sah man noch vor fünfzehn Jahren ein Jesukind, französisch gekleidet, den Degen an der Seite. Diese Klöster sind während der letzten Belagerung verwüstet worden und haben wahrscheinlich nicht mehr die unermeßlichen Reichthümer, die sie vormals besaßen.



San Salvador





Cadeira

wahrscheinlich keine andere Beziehung zu der jesuitischen, als daß sie in der Gallerie gebildet worden war, deren Fächer jene einnahm. Ungeachtet dieser verschiedenen Anstalten, denen man eine Casa da Misericordia, die Gerichtshöfe, ein Münzhaus und mehrere andere öffentliche Gebäude hinzufügen muß, ist die obere Stadt weit entfernt, den lebendigen Anblick darzubieten, den man in dem Handelsquartier bemerkt. Die Vorrathshäuser sind daselbst im Allgemeinen gar nicht zahlreich; sie werden durch Kaffeehäuser, Apotheker, Wirthshäuser und Vendas (Schenken) ersezt. Offiziere vom Generalstab, Soldaten, Geistliche, Mönche von allen Orden kreuzen sich in verschiedener Richtung. Die Kadeirasneger, die Lastträger aller Art, vereinigen sich häufig an den Straßenecken und warten auf den Augenblick, wo man sie braucht: die Einen beschäftigen sich mit der Verfertigung von Strohhüten; Andere, Betriebsamere, flechten farbige Matten, die zur Tapezierung einer Zimmerreihe bestimmt sind.

Bezeichnend für diese alte Hauptstadt Brasiliens ist die kleine Anzahl Fuhrwerke; die alterthümlichen Sejas, die man in Rio de Janeiro durch Karossen von moderneren Form ersezt, rennen noch in den Straßen um, aber in sehr weiten Zwischenräumen. Dagegen ist der unter dem Namen Kadeira bekannte Tragsessel allgemein im Gebrauch; ein Oberbeamter der Statthalterschaft, ein Offizier von Rang, ein Mitglied des diplomatischen Körpers, selbst ein einfacher Geschäftsmann, der sich eines gewissen Wohlstandes erfreut, kann nicht umhin, sich in den Straßen von der Kadeira begleiten zu lassen, selbst wenn sie ihm für den Gang, den er unternommen, unnütz wäre. Es gibt Miethkadeiras zu San Salvador wie bei uns Kabriolets; aber die reichverzierten Kadeiras sind ein Luxusartikel der großen Häuser. Es gibt unter diesen Sänften solche, wo man eine gewisse Lage annehmen muß, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, und diese kosten beträchtliche Summen; gewässerte Seidenstoffe mit Golddruck bilden die Vorhänge; der Holzschneider und der Vergolder haben dafür gesorgt, den Traghimmel, an den sie befestigt sind, zu verzieren. Die Damen von Rang lassen sich, wenn sie in ihrer Kadeira zur Kirche oder zu einem Besuche sich begeben, von einer reich gekleideten Negerin oder von einem kleinen schwarzen Dienstboten begleiten, der ihnen zur Seite geht und stets bereit ist, ihre Befehle zu empfangen. Die tragenden Neger sind selbst der Gegenstand eines besonderen Luxus; man wählt sie sorgfältig unter den stärksten Menschen der verschiedenen Nationen, und man sieht sie nicht selten mit den prächtigsten, aber sonderbarsten Livreen bekleidet.

Die Stadttheile, welche die Fremden zu San Salvador vorziehen, sind entfernt vom Mittelpunkt: der Baril mit seinen lachenden Häusern, welche von einer Menge Gärten umgeben sind; die am Ufer des Meeres erbauten Wohnungen in den um die Festung San Pedro liegenden Gegenden; die Vorstadt da Victoria, welche auf einem lachenden Vorgebirg mit der Aussicht auf die Bucht erbaut ist und schon ihre großen geschichtlichen Erinnerungen hat. Der erhabene Boden dieser Vorstadt bildet von der Stadt an bis zur Spitze des Vorgebirgs ein gleichseitiges Dreieck von einer Meile auf jeder Seite; auf diesem beschränkten Raume befinden sich sechs kleine liebliche Thäler. Hier fehlen die Worte, um die unsägliche Schönheit der Pflanzenwelt und die großen Linien der Landschaft zu malen. In diesen weiten Quintas, welche bis zum Gestade des Meeres herabsteigen, sieht man die bedeutendsten Bäume der Wendekreisgegend sich erheben. Alle Formen, alle

Töne, alle Kontraste und alle Harmonien sind hier vereinigt, hat ein gewandter Schriftsteller gesagt, und man könnte zu der Beschreibung, die er davon gibt, Nichts hinzufügen. In diesen lieblichen Gärten baut man die schönste Pomeranzenart, die es in Brasilien und vielleicht in der Welt gibt; man nennt sie Larenja de Ombigo; sie erreicht eine seltene Größe und ist immer frei von Kernen.

Zwei bezaubernde, aber sehr verschiedenartige Spaziergänge bieten sich den Fremden dar; denn die Einwohner machen selten davon Gebrauch: der eine zieht sich längs jenem schönen See hin, den man Dique nennt und der die Stadt im Halbkreis umgibt, so daß sie beinahe völlig vom festen Lande abgeschnitten ist; der andere ist der Passeio publico oder der öffentliche Garten, der auf Befehl des Grafen dos Arcos erst vor ungefähr dreißig Jahren gepflanzt wurde. An den einsamen Ufern des Dique kann man einige jener großen Züge der ursprünglichen Natur bewundern, die man nicht leicht im Innern von Brasilien findet. Auf den Terrassen des öffentlichen Gartens wird man unaufhörlich das belebte Schauspiel der Bucht gewahr, dessen Bewegung und Leben Nichts wiedergeben kann. Aber sey's, daß man vor dem Obelisk stehen bleibe, der zu Ehren Johanns VI errichtet worden, oder daß man seinen Gang bis zu einigen jener Festungen verlängere, welche die Bucht beherrschen: ein Schauspiel, das sich oft wiederholt und das man in den andern Städten Brasiliens nicht leicht genießt, fällt häufig in die Augen: es ist der Walfischfang. Wir wollen ihn zu beschreiben versuchen, indem wir unsere Erinnerungen an diejenigen eines Mannes knüpfen, der in Brasilien vielfache Beobachtungen über alle Arten von Gewerben angestellt und der es mit einer Ueberlegenheit gethan hat, welche uns öfters die Mittheilung seiner Handschriften sehr werthvoll machte *).

Wir dürfen, wie schon gesagt, den Walfisch des Nordens nicht mit dem des Südens verwechseln; dieser hält sich an den Küsten Brasiliens auf. Der Walfisch des Südens ist ein wenig kleiner als der des Nordens; denn er erreicht nicht leicht mehr als vierzig oder fünfzig Fuß, während der an den Polen, ohne so übermäßig groß zu seyn, wie einst gewisse Gelehrte behaupteten, doch 60 bis 65 englische Fuß groß wird. »Die Verschiedenheiten,« sagt der gelehrte Naturforscher, dem wir hier folgen, »bestehen hauptsächlich in der Verbindung der sieben Nackenwirbel, in zwei Paar Rippen mehr und auch in der Körperform im Ganzen.« Der Walfisch des Südens begibt sich in die großen Buchten der brasilianischen Küste gegen den Monat Juni.

In dieser Zeit wird die Bucht jeden Morgen von vierzig bis fünfzig Barken durchfurcht, welche ihre Segel entfalten und jene großen Fische aufsuchen. Jedes Boot ist ungefähr 36 Fuß lang, hat einen sehr feinen Schnitt und sein Hintertheil so wie sein Vordertheil sind so erbaut, daß es sich leicht nach allen Seiten bewegen kann; es hat nur einen Mast mit einem Segel zu $\frac{2}{3}$ der Stange; das Schiffsvolk besteht aus zehn Leuten, worunter acht Ruderer, ein Patron und ein Harpunier. Die Ausrüstung besteht aus mehreren Booten; denn es ist beinahe unumgänglich nothwendig, den Walfisch zu umzingeln, damit er im Ausweichen vor den einen unfehlbar den andern in den Schuß komme.

*) Notes dominicales prises pendant un voyage en Portugal et au Brésil, en 1816, 1817 et 1818, par L. F. de Tollenare.

Der Harpunier steht aufrecht am Vordertheil; er hat mehrere Harpunen in Bereitschaft; man sieht ihn lauernd stehen, in der Hand den ausgewählten Harpun haltend. Stellt sich der Walfisch günstig dar, so wirft er ihn mit aller Macht seines Armes, und zwar auf fünfzehn bis achtzehn Fuß. Man kann von der Stärke dieser Anstrengung urtheilen, wenn man sieht, daß, um die Muskeln des Thiers zu treffen, eine Speckmasse von beinahe zwölf Zoll Dicke durchstochen werden muß. Das Blut ist indessen herausgesprungen; das Meer wird davon gefärbt. Sobald der Walfisch wirklich verwundet ist, zieht man das Segel zusammen; der Harpun hat sich vom Holze losgemacht und wird noch an der Schalupe gehalten durch ein Seil, das nicht über zwanzig Klafter lang ist; jede Bewegung des verwundeten und wüthenden Thieres reißt nun die Schalupe fort, und wenn man auf die Unregelmäßigkeit dieser Bewegungen achtet, so kann man sich vorstellen, mit welcher Gewandtheit man sich regen muß, um nicht umgeworfen zu werden. Oefters geht die ganze Mannschaft in diesem Streite zu Grunde, und als diese Bemerkungen geschrieben wurden, versanken drei Schalupen mit den dreißig Männern, welche sie bestiegen hatten. Der Harpunier steht immer am Vordertheil und zeigt dem Patron alle Bewegungen des Walfisches an, und dieser befiehlt darnach. Der Kampf, der sich so zwischen dem Ungeheuer und dem schwachen Boot entspinnt, kann von dreißig Minuten bis zu drei und vier Stunden dauern. Man begreift die bange Theilnahme des Zuschauers. Der Harpunier verdoppelt seine Würfe; blutiges Wasser spritzt überall empor. Das Thier taucht unter, und hie und da sieht man es wüthend aufspringen. Oft wird das Walfischboot drei bis vier Meilen in die offene See hineingezogen, und Diejenigen, welche beim Anfange des Streites Zuschauer waren, können sein Ende nicht sehen. — Ist das Thier naterlegen, so zeigt eine Flagge diesen wichtigen Fang den Betheiligten an, welche ängstlich am Gestade warten. Ein stärkeres Tau bindet den Walfisch; man zieht ihn durch Bugsiren an sich, nachdem man das Segel aufgezogen, und sezt ihn unter dem Zurufe der ganzen Nachbarschaft in dem kleinen Seehafen der Niederlassung an den Strand. — Die Zerstückung geht ziemlich schnell vor sich. Ein mit einem Messer, das ein hölzernes Heft von vier Fuß hat, bewaffneter Neger macht einen länglichen Schnitt vom Kopf bis zum Schwanz, dann verschiedene Querschnitte in die Seiten. Er hebt die Speckstücke von 2 bis 300 Pfund aus, welche andere Neger mit ihren Winden aufziehen. Die Bereitung des Thrans ist sehr einfach: man schneidet das Fett in ungefähr zweipfündige Stücke und bringt es in große eiserne Kessel; die Wirkung des Feuers zerschmilzt es in weniger als einer Stunde. In einer Niederlassung, die aus 24 ungefähr vier Velten haltenden Kesseln besteht, kann aller Speck eines Walfischs in 24 Stunden zerlassen werden.

Die brasilianischen Walfische geben zwanzig bis dreißig Pipen Thran; jede Pipe hat siebenzig Kanadas, welche unserer Velte von acht Pinten (Kannen) beinahe gleichkommen; der Preis geht von 600 bis 1000 Reis die Kanada.

Das Fleisch wird in Stücken zu vier bis zehn Franken verkauft. Dieser Theil des Walfisches trägt öfters allein 5 bis 600,000 Reis (3000 bis 3700 Franken) ein. Wenn ein Walfisch 2000 Arrobas an Fleisch gibt, so ist es beinahe zwei bis drei Sous das Pfund; wenn man einen Walfisch auf 25 Pipen, zu fünf Franken die Kanada, berechnet, so ist der Ertrag

8750 Franken: das Fleisch zu 3000 Franken geschätzt, gibt es eine Gesammtsumme von 11,750 Franken. Diese Schätzung kommt, wie man sieht, nahezu mit der von 4000 Kruzaden oder 10,000 Franken überein, der wir selbst schon gefolgt sind, und die im Allgemeinen für jeden Walfisch angenommen wird.

Im lezten Jahre (schrieb der Verfasser des Notes dominicales im Jahr 1818) wurden 230 Walfische gefangen, deren Rohertrag folglich 2,300,000 Franken war. Dieses Jahr wurde für sehr gut gehalten; die Kosten beliefen sich nicht auf Zehn vom Hundert dieses Werthes; also war der Reinertrag wenigstens zwei Millionen.

Jede Niederlassung bewaffnet in der Regel vier Schalupen; der Fang eines Walfisches deckt alle Kosten und darüber.

Die den Fischern bewilligten Geschenke sind sehr gering; man gibt ihnen alle zehn Tage ein Viertel Mehl. Der junge Walfisch, dessen Fang den der Mutter nach sich zieht, ist das Eigenthum des Harpuniers.

Es wäre uns ein Leichtes, über die Wichtigkeit San Salvadors in Beziehung auf den Handel viele Einzelnheiten zu geben; denn die Urkunden vermehren sich von Tag zu Tag; wir würden nur fürchten, daß derlei Nachrichten uns zu weit führten. Wir wollen bloß mit einem Handelsmanne, der die Handelswichtigkeit der drei großen Städte Brasiliens sehr gut gewürdigt zu haben scheint, sagen, daß »Bahia in Ansehung der umliegenden Gegenden Das ist, was Limoges für Poitou und Angoumois ist: es verproviantirt alle umliegenden Dörfer. . . . . Die Bedürfnisse des innern Landes kommen denen der Stadt selbst gleich.« Man kann mit demselben Reisenden hinzusetzen, daß die Luxusartikel im Allgemeinen daselbst besser gewürdigt werden als zu Pernambuco; man sieht immer, daß San Salvador die alte Hauptstadt ist *).

Wir wollen hier, was die gesellschaftlichen Gebräuche und Gewohnheiten betrifft, nicht wiederholen, was wir bei der Beschreibung Rio de Janeiro's gesagt haben; die gute Gesellschaft hat hier beinahe denselben Ton wie dort. Es besteht jedoch in Bahia augenscheinlich eine größere Anzahl alter Erinnerungen, welche die Berührung mit den Fremden weniger abgeändert hat. Besonders bei den öffentlichen Lustbarkeiten offenbart sich diese, übrigens ziemlich leichte Verschiedenheit. Handelte es sich noch vor wenigen Jahren darum, ein wichtiges Jahresgedächtniß zu feiern, so waren es die alten Stiergefechte, die man wieder auf die Bahn brachte, und unter deren Zuschauern man bedeutende obrigkeitliche Personen sah, die es am ersten bedauert haben sollen, daß die dem Thiere zur Gewohnheit gewordene Sanftmuth das Spiel ebenso ruhmlos machte, als es gefahrlos ward. Im Theater werden die alten Intermezzo's häufiger vorgestellt als zu Rio, und man scheint sich hier mit größerem Wohlgefallen daran zu erinnern, daß Antonio Joze, der berühmte Komiker des achtzehnten Jahrhunderts, ein Brasilianer war; der Landu, eine Art eigenthümlichen Fandango's, dem Tanze der Schwarzen nachgeahmt, ist hier wesentlicher ein Nationaltanz; die untergeordnete Klasse der Gesellschaft zeigt sich hier in einer gewissen Originalität der Tracht, welche man zu Rio nicht leicht mehr findet.

Die Schwarzen zu Bahia bewahren ihre überlieferten Erinnerungen, und wenn man einmal eine freie Negerin in ihrem Prunkstaat gesehen hat,

*) Ed. Gallès, du Brésil ou observations générales sur le commerce et les douanes de ce pays. Paris, 1828.

Neger und Negerin von Bahia

so vergißt man sie nicht leicht wieder. Diese zierlich gewundene Turbanart jener Kragen, der ein in grobe Spitzen gesticktes Hemd bedeckt, dieser Ueberfluß an Goldschmuck, Alles ruft das unmittelbarste Andenken an die alten orientalischen Gebräuche zurück.

Seit einigen Jahren wurde die Ruhe zu Bahia durch die politischen Ereignisse schwer gefährdet und sein Wohlstand soll dadurch einen starken Stoß bekommen haben. Als die portugiesische Partei aus Rio de Janeiro vertrieben wurde, flüchtete sie sich in diese Stadt, wo sie eine ziemlich große Stütze fand. Im Jahr 1823 beschloß Don Pedro, die Stadt anzugreifen und diesen lezten Zufluchtsort den Feinden der entstehenden Monarchie wegzunehmen. Er berief Lord Cochrane von Chili und stellte ihn an die Spitze einer Flotte, die sich bald vor Bahia befand. Die portugiesische Garnison hatte Zeit gehabt, sich zu verstärken, und die Flotte, die zu ihrer Verfügung stand, war sogar der des Admirals sehr überlegen. Die Blokade verlängerte sich, und man kann sich leicht vorstellen, was diese unglückliche Bevölkerung leiden mußte, wenn man sich erinnert, daß, um nicht dem Hunger zu unterliegen, 16,000 Einwohner während der Regenzeit hinausgetrieben wurden. Nach einem Kampfe von mehreren Monaten, während dessen Lord Cochrane neue Beweise seiner seltenen Unerschrockenheit gab, sah sich der General Madeira, welcher die portugiesischen Truppen befehligte, durch den äußersten Mangel genöthigt, Brasilien zu verlassen, und beschloß, den Platz zu übergeben; aber nicht, ohne, wie es heißt, Erpressungen aller Art begangen zu haben, welche die Bevölkerung Bahia's noch nicht vergessen hat. Am 2 Juli übergab er die Stadt, und als die Bewohner die Abgeordneten zur allgemeinen Versammlung ernannten, hatten sie ein sehr trauriges Gemälde von der Belagerung zu entwerfen, die sie erduldet hatten. Im Jahr 1827 befand sich der Handel dieser volkreichen Stadt in einer völligen Stockung. In Folge ernsthafter Wirren waren die Beamten des Statthalters Willens, falsche Münze in den Handel einzuführen, und sehr schnelle Maßregeln wurden nöthig, um die Ruhe wieder herzustellen. Nach einigen Monaten brach noch eine republikanische Verschwörung aus, und die Centralgewalt war unumgänglich nöthig, um sie zu unterdrücken. Jezt herrscht Ruhe in Bahia; aber man sieht, welche starke Stöße seinen Handel nach und nach erschüttert haben und was daraus sich ergeben mußte.

Der Boden, sey er nun schon länger oder erst neuerdings urbar gemacht, in den man das Zuckerrohr pflanzen will, wird bloß einmal umgegraben. In der Gegend von Bahia geschieht dieses Umgraben mittelst der Embada; in einigen Wohnsitzen, besonders in der Gegend von Pernambuco, wendet man den Pflug an. Dieser von vier Ochsen gezogene Pflug geht acht Zoll tief und bildet wenigstens achtzehn Zoll weite Furchen. Man bearbeitet so die Erde gegen die Monate Juli und August, kurz vor den starken Regengüssen. Das Pflanzreis besteht aus abgeschnittenen Rohrstücken, die drei Knoten in ihrer Länge haben; man sezt sie von 18 zu 18 Zoll und bedeckt sie mit der Hacke. Die Regengüsse kommen darüber. Sobald sie nachgelassen haben, muß man das Unkraut, welches stets im Ueberfluß wächst, ausjäten. Diese Arbeit ist sehr langwierig und beschäftigt fast sechs Monate lang; sie wird mehrere Male wiederholt, je nachdem die Jahreszeit trocken oder feucht ist. Indem man das Unkraut vernichtet, lockert man ein wenig die Erde auf am Fuße jedes Setzlings. Im folgenden November oder December kann das

Rohr geschnitten werden. Es braucht also fast fünfzehn Monate, um seine Reife zu erlangen.

Die Neger, die das Rohr schneiden, nehmen nur seinen Schaft und lassen die Blätter liegen. Diese Blätter sind zum Verfaulen bestimmt oder sie werden an der Sonne verbraunt. In beiden Fällen sind sie der einzige Dünger, den diese Pflanzung verlangt. Die Natur des Bodens entscheidet, ob man ihn verbrennen oder verfaulen lassen soll.

Wenige Wochen, nachdem es abgeschnitten worden, treibt das Rohr Schößlinge, welche im folgenden Jahre neue Rohre geben werden. Auf diese zweite Ernte folgt nach einem Jahre eine dritte und hie und da eine vierte, ohne daß es einer andern Arbeit bedarf als der des Ausjätens.

Nach der dritten oder vierten Ernte benutzt man die Schößlinge, die noch kommen, nicht mehr; sie würden von einem zu geringen Ertrage seyn. Man grabt aufs Neue um, pflanzt neue Rohre, die noch drei oder vier Jahre dauern können, und so fort, in einem Boden, den man seit mehr als 200 Jahren nicht hat ruhen lassen. Man kennt keine Wässerungen; an mehreren Arten wären sie vermittelst der Norias leicht zu bewerkstelligen.

Ich habe gesagt, daß das Zuckerrohr seine Reife in fünfzehn Monaten von seiner Pflanzung an erlangt; aber wir wollen hier von der zur Bereitung des Zuckers geeigneten Reife reden. Nie läßt man das Rohr an den Nutzungsplätzen zur Blüthe und Frucht kommen.

Man hat so oft die für die Bereitung des Zuckers gebräuchlichen Vorkehrungen beschrieben, daß wir nicht wieder ins Einzelne hier eingehen wollen. Seit einigen Jahren soll man übrigens angefangen haben, die neue, auf die Anwendung des Dampfes gegründete Mechanik in Bahia einzuführen. Wir wollen bloß darauf aufmerksam machen, Was wir von einem geschickten Landwirthe wissen, daß seit langen Jahren kein wirklicher Zuwachs in dem Ertrage der Zuckersiedereien bemerkbar ist. Der Grund dieser Handelsthatsache findet eine ganz einfache Erklärung in den Veränderungen, welche seit einem Jahrhundert geschahen. Im Jahr 1700 hielt Dampier dafür, daß der brasilianische Zucker durch die Art seiner Fabrikation vor dem Zucker der englischen Inseln bei Weitem den Vorzug verdiene. Seit jener Zeit werden in dem Reconcavo fast ganz dieselben Verrichtungen beibehalten *), während beständige Anstrengungen den Erzeugnissen derselben Gattung aus andern Gegenden eine unstreitige Ueberlegenheit verschafft haben. Von dem Jahr 1730 an beklagte sich Rocha Pitta über die Geringfügigkeit gewisser Rohrpflanzungen in Vergleichung mit dem Zustande, in welchem sie sich sonst befanden. Vor einigen Jahren übrigens waren die Vorrichtungen in Beziehung auf die Zuckerfabrikation zu Bahia noch so weit zurück, daß man die Kunst nicht kannte, ihn zu krystallisiren, und daß man, um Hüte aus dem Vorrathe zu bilden, sich damit begnügte, ihn so lange zu stampfen, bis er fest geworden. Dieses nannte man schon vor einem Jahrhundert und nennt es noch heute: assucar batido. Setzen wir jedoch

*) Der gelehrte August von Saint-Hilaire schrieb vor fünf Jahren aus Gelegenheit der brasilianischen Zuckersiedereien: „Um eine Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande dieses wichtigen Gewerbes bei den Brasilianern zu haben, würde es vielleicht hinreichend seyn, Pison und Markgraff, welche im Jahre 1658 schrieben, zu lesen. Sehr Wenige lernten die Veränderungen kennen, welche Dutrosne in der Art, die großen Kessel einzurichten, eingeführt hat. Die kleinen Kessel werden immer noch nach den alten Grundsätzen verfertigt.

hinzu: der neue Kunstfleiß, der in Europa so erstaunliche Fortschritte macht und den Runkelrübenzucker vermehrt, wird bald einen bestimmten Einfluß auf die Erzeugnisse des Reconcavo ausüben. Um sich neben Europa noch mit Glück zu halten, werden sich die Senhores d'Engenhos zu neuen Anstrengungen genöthigt sehen, und für die Landwirthschaft wird unfehlbar die Zeit einer neuen Entwicklung anbrechen.

Wem es daran liegt, den wirklichen und den früheren Stand der Engenhos zusammenzustellen, möge erfahren, daß im Jahr 1711 das einzige Gebiet von Bahia 146 Engenhos enthielt und daß sie jährlich, eins ins andere, 14,200 Kisten Zucker von verschiedener Art verfertigten. In diesem Zeitraume stieg die ganze Ausfuhr auf 2535 Reis Contos und 142,800 Reis.

Wie wir schon zu Anfang unserer Nachrichten gesagt haben, ist der Anbau des Tabaks einer der Reichthümer des Reconcavo und gelingt hauptsächlich in den großen Ebenen von Cachoeira. Man sät ihn im Mai, Juni und Juli, um ihn zu versetzen. Die zu brennende Sonne und die zu starken Regengüsse sind ihm gleich verderblich. Die Ernte geschieht vom August bis in den Februar. Diese Pflanze zählt in dem Gebiete von Bahia mehrere Feinde, die Ameisen und den Pulgao, eine Art schwarzer Schnacken von der Größe einer Floh, die die Blätter unbrauchbar machen, indem sie sie durchbohren; aber die Eidechse wirkt vielleicht am zerstörendsten von Allen: denn wenn sie noch sehr jung ist, durchschneidet sie die Wurzeln der Pflanzen, und wenn sie groß geworden ist, zerstört sie die Blätter. Seit dem Anfang des lezten Jahrhunderts erwarb sich der brasilianische und vornehmlich der bahianische Tabak großes Ansehen in Europa, und hat es bisher immer behauptet. In den Pflanzungen des Reconcavo zählt man drei Arten von Tabak, die von derselben Pflanze erzeugt werden und nur durch die Natur ihres Blattes sich unterscheiden. Der Tabak des ersten Blattes ist der beste und wird zu Cigarren gebraucht. Was den Schnupftabak betrifft, so scheint es, daß die Pflanzen von Cachoeira in der Nähe von San Salvador, von Alagoas in Pernambuko und das Capivaras den vorzüglichsten liefern.

In einem alten, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Brasilien geschriebenen Werke liest man folgende merkwürdige Worte über den Senhor d'Engenho, welche die Vorrechte, die man ehemals diesen Oberlehnsherren von Brasilien bewilligte, zu gut kennen lehren, als daß wir nicht eine getreue Uebersetzung davon geben sollten:

»Senhor d'Engenho ist ein Titel, nach welchem Viele streben, denn er bringt das Vorrecht mit sich, von Vielen gehorsam bedient und geachtet zu werden. Wenn Der, welcher diesen Vorzug genießt, ist, Was er seyn soll, ein reicher Mann, der sich zu betragen weiß, so kann man in Brasilien den Titel eines Senhor d'Engenho ebenso hoch anschlagen als die unter den Vornehmen des Königreichs gebräuchlichen Titel. Es gibt zu Bahia Engenhos, welche ihrem Herrn bis auf 4000 Zuckerhüte abwerfen, wobei die Vortheile, welche ihm das Zuckerrohr noch besonders für seine Haushaltung gewährt, noch nicht gezählt sind. . .

»Von diesen Senhores hängen die Lavadores ab, welche Länderstücke auf ihrem Engenho im Pacht haben, wie ehemals die Bürger unter den Edelleuten standen. Nur sind die Senhores mächtiger und besser mit allem Nöthigen versehen, leutseliger und aufrichtiger, mehr geachtet, selbst von Denjenigen,

deren Pflanzung ihrer Verwaltung nicht unterworfen ist, entweder einer alten Verbindlichkeit wegen oder auf den Grund eines empfangenen Vorschusses.

»Außer den Sklaven mit dem Gartenmesser und der Hacke, welche man in einer Fazenda und in einer Zuckersiederei haben muß, und außer den farbigen Leuten und Negern des Innern, bedarf ein Senhor d'Engenho noch einer Menge von Handwerksleute; er muß zu seiner Verfügung Schiffer, Bootsleute, Kalfaterer (welche die Löcher in den Schiffen zustopfen), Zimmerleute, Steinbrecher, Töpfer, Kuhhirten, Fischer haben. Er hat noch weiter nöthig einen Aufseher über die Zuckersiederei, einen mit dem Rechnungsgeschäft beauftragten Mann und seinen Buchhalter, einen Zuckerraffineur, einen Kassirer im Engenho und einen andern in der Villa, einen Aufseher über die Pachtstücke und Pflanzungen und endlich einen Feitor mor des Engenho, der die Ladung besorgt; für das geistliche Bedürfniß bedarf er eines Priesters und seines Kaplans: Jeder wird für diese Dienste bezahlt.

»Die Menge von Schwarzen, die man gebraucht (und in den großen Engenhos übersteigt sie die Zahl 150 und 200), erfordert Vorräthe aller Art, Arzneimittel, ein Krankenhaus und seinen Krankenwärter. Um alle diese Leute zu ernähren, sind viele tausend Morgen mit Manioc bepflanzten Landes nöthig. Die Nachen erfordern Segel, Taue und tausend andere Takelwerke. Die Oefen, welche sieben oder acht Monate lang brennen, verzehren unaufhörlich Holz; bloß um dieses herbeizuschaffen, sind zwei Nachen mit ihrem Takelwerk, von denen der eine zurückkommt, während der andere sich zur Abfahrt anschickt, unumgänglich nöthig: das Geld, welches Das kostet, ist keine Kleinigkeit, wenn man nicht große Forste zu seiner Verfügung hat, mit einer Menge Wagen und mehreren Paar Ochsen, um sie zu benützen. Die Rohrfelder erfordern auch ihre Nachen und ihre Wagen mit ihren Ochsenzügen. Hacken und Messer sind nothwendig. Die großen Zuckersiedereien bedürfen starker Sägen und Aexte. Zu der Mühle muß man Holz von bester Beschaffenheit haben; viele Haufen Stahl und Eisen sind nöthig. Die Zimmerarbeit kann ohne starkes, auserlesenes Holz nicht ausgeführt werden, und man braucht es auch zu den Stützen, Balken, Querstangen und Rädern. Bei allem Dem darf man dann die üblichsten Werkzeuge nicht vergessen, wie die kleinen Sägen, die Bohrer, Zirkel, Richtmaße, Hobeleisen, Meißel, Beile, Hämmer, Schaufeln, Messer, Nägel. Zur Verfertigung des Zuckers braucht man große Kessel und Becken, Schaumlöffel und eine Menge kleinen Geräthes, Alles von Kupfer, wovon der Preis 8000 Cruzados noch übersteigt, wenn er noch nicht zu hoch ist, wie es doch gegenwärtig der Fall ist. Um schließlich Alles zu sagen, ist, außer den Sklavenhütten und den Häusern für den Kaplan, für den Feitor, Aufseher, Raffineur, Buchhalter und Kassirer, eine schickliche Kapelle mit ihrem Zierrath und allem zum Altar Gehörigen, eine Wohnung für den Senhor d'Engenho selbst, mit einer besonderen Zimmerreihe für die Gäste, da es in Brasilien durchaus an Wirthshäusern fehlt, erforderlich. Das Engenhogebäude muß fest und geräumig seyn, seine Buden, seinen Reinigungsort, seine Stätten für die Kisten, Kolben und tausend andere Dinge haben, die man hier nicht erwähnt, weil sie von geringer Bedeutung sind.

»Alles wohl erwogen, begreift man nicht, wie ein Mann, der hinlängliche Kapitalien und gesundes Urtheil besitzt, nicht viel lieber ein einfacher Lavrador wird und ein oder zwei Stücke Landes pachtet, welche ihre tausend Zuckerhüte ertragen können und worauf er dreißig bis vierzig Sklaven halten

kann, als ein Senhor d'Engenho für einige Jahre, als welcher er in beständiger, unvermeidlicher Unruhe leben muß« *).

Diese einfache und lebendige Beschreibung eines brasilianischen Engenho ist zugleich um so genauer, als sie an den Orten selbst und zu einer Zeit gegeben worden ist, in welcher die großen Wohnsitze des Reconcavo auf die höchste Stufe ihres Wohlstandes gekommen waren. Nun finden wir, wenn wir begierig sind, die hohe und mächtige Person kennen zu lernen, nach deren Stellung man so sehnsüchtig verlangt, bei einem unserer besten Reisenden ein um so getreueres Gemälde, als die Zeit es noch nicht anders bestimmt hat. »Der Besitz einer Zuckersiederei,« sagt August de Saint Hilaire, »führt eine Art Adel unter den Pflanzern ein; man spricht nur mit Achtung von einem Senhor d'Engenho, und es zu werden, ist das Ziel des Ehrgeizes Aller. Ein Senhor d'Engenho ist in der Regel von starker Leibesbeschaffenheit, die beweist, daß er sich gut nährt und wenig arbeitet. Wenn er bei seinen Untergebenen und selbst bei seines Gleichen ist, so wirft er sich in die Brust, trägt den Kopf hoch und spricht mit jener starken Stimme und jenem hochmüthigen Tone, welche den Mann anzeigen, der einer großen Anzahl Sklaven zu befehlen gewohnt ist. Zu Hause trägt er eine zitzene Weste, Ueberschuhe und gewöhnlich schlecht sitzende Hosen. Er hat kein Halstuch und sein ganzer Anzug zeigt an, daß er dem Zwange feind ist; aber wenn er zu Pferde steigt, so muß die Art, wie er sich kleidet, seine Würde ankündigen; und dann sind der Frack, die glänzenden Stiefel, die silbernen Sporen, ein sehr sauberer Sattel, ein schwarzer Page in einer Art Livree, Dinge vor großer Wichtigkeit für ihn.«

Von San Salvador aus führt ein gegen das Land hin offener und noch wenig besuchter Weg bis in die Provinzen des Nordens. Aber zwei Untergerichte, von denen das eine einst eine Provinz bildete, sind uns zu untersuchen übrig, ehe wir nach Pernambuko kommen. Der Distrikt von Jakobina umfaßt die ganze Westseite der Provinz Bahia. Der innere Theil bildet den Sertão der Provinz; und unglücklicher Weise können diese dürren Catingas fast nur zur Viehzucht dienen. Einige Berge unterbrechen die Einförmigkeit dieser Felder und die Serra de Thiuba enthält, sagt man, Gold. Unter den Flüssen, welche dieses Land bespülen, bemerkt man den Rio de Contas, von dem wir gesprochen haben. Mit Ausnahme des Prinzen von Neuwied, der sehr merkwürdige Umstände von den fruchtbarsten Theilen dieses Distrikts erzählt hat, ist er von den Reisenden wenig gekannt. Der Distrikt Jakobina liefert beinahe alles Vieh, das man zu San Salvador verzehrt; und er könnte die ganze Provinz damit versorgen, wenn es daselbst eine Regenzeit gäbe und die Ungewitter im Sommer regelmäßig wären. Thatsache ist, daß die an der Küste herrschende Regenzeit sich auf nicht mehr als dreißig Meilen in das Innere erstreckt, wo es auf die unregelmäßigste Art regnet. Die Ungewitter sind in der Landschaft Jakobina leider nicht häufig und fehlen oft ganz weiter gegen Norden. Die Sonne verkalkt, so zu sagen, die Erde daselbst, und doch ist das Wachsthum in diesen Gegenden so üppig, daß, wenn es regnet, in wenigen Wochen der Boden sich mit einer Fülle von Pflanzen bedeckt; dann wird das Vieh fett; aber sobald die Trockenheit wieder eintritt, bietet das Land den verödetsten Anblick dar. Alles Grün verschwindet, und die Thiere sind genöthigt,

*) Man sehe Andre Joao Antonil, cultura e opulencia do Brazil. Lisboa 1711

die jungen Baumschößlinge abzufressen. Wird dann die Trockenheit noch größer, hören die Regenbäche ganz auf, so ist das Elend auf seinem Gipfel, und es entsteht eine furchtbare Sterblichkeit unter den Heerden. Ziemlich auffallend ist, daß in dieser Landschaft Schafe und Ziegen fast als unnütze Thiere betrachtet werden; sie gehen auf gut Glück zu weiden aus, und kehren Abends ohne Hirten zurück. Wie Ayrez de Cazal richtig sagt, wird dieses örtliche Vorurtheil eines Tages verschwinden und die durch Zucht veredelten Schafheerden werden eine wahrhafte Quelle von Reichthümern für das Land werden.

Ein sehr merkwürdiger Abschnitt, den wir dem alten, vorhin angeführten portugiesischen Werke entheben wollen, wird dazu dienen, die alte Eintheilung dieses Gebietes, wie sie vormals war, kennen zu lehren. »Der Sertão von Bahia gehört beinahe in seiner ganzen Ausdehnung zwei Hauptfamilien dieser Stadt, den Torre und denen, deren Haupt der verstorbene Obrist Antonio Guedes de Brito war. Das Haus da Torre besitzt 260 Meilen längs des Rio San Franzisco in südlicher und nördlicher Richtung. Sein Eigenthum kann zu 80 Meilen angeschlagen werden. Die Erben des Obristen Antonio Guedes besitzen das Gebiet, das sich von dem Berge dos Chapeos bis zu dem Ursprunge des Rio das Velhas erstreckt, was im Ganzen 160 Meilen ausmacht. Die Eigenthümer behalten die Kurraes, die ihnen zugehören; den Rest verpachten sie.« Man ersieht aus demselben Werke, daß es damals auf dem Gebiete von Bahia und Pernambuko Fazendas gab, die mehr als 20,000 Stücke Vieh besaßen, wovon jedes Jahr die Stadt ungeheure Zufuhren bezog, deren Ziffer schwer anzugeben ist, die aber oft demselben Eigenthümer gehörten. Man kann aus dieser einfachen Angabe auf den Reichthum gewisser Bewohner von San Salvador schließen. Heutzutage sind die Voyadas nicht geringer, aber das Eigenthum hat eine neue und gleichmäßigere Eintheilung bekommen; die Zeit mußte das herbeiführen und es wird noch häufig Statt finden.

Wenn man den Rio Real verlassen hat, welcher sich noch auf dem Gebiete von Bahia befindet oder vielmehr seine Grenzen bildet, kommt man in die Provinz Seregipe del Rey, die sich bis an den Rio San Franzisco verlängert und ungefähr 26 Meilen Breite auf 41 Länge hat. Dieses Land ist noch viel weniger gekannt als der Distrikt von Jakobina, und ungeachtet seiner Ausdehnung wäre es uns schwer gewesen, einige Worte darüber zu sagen, wenn wir nicht vor den Augen hätten, was Ayrez de Cazal davon erzählt.

Man kann diese Provinz als aus zwei sehr unterschiedenen Theilen gebildet betrachten, den Matas und Agrestas. Der erstere, der die ganze Ostseite in sich faßt, ist von großen Wäldern bedeckt und hat daher seinen Namen; der leztere schließt kaum einige Bezirke ein und besteht aus unfruchtbaren Steppen, wo arme Thiere schmachten. Dieses von der Natur ziemlich stiefmütterlich behandelte Land ist nieder und uneben; weßwegen das Gebirge von Itabayanna bemerkt wird und man es aus sehr großer Ferne im Meer gewahr wird, ob es gleich acht bis zehn Meilen von der Küste liegt: ein See nimmt seinen Scheitel ein und reiche Quellen entströmen ihm. Von den sechs Flüssen, welche die Landschaft bespülen, ist der Rio Seregipe, und besser noch Sergip, der beträchtlichste, und er ist es, welcher der Provinz ihren Namen gegeben hat.

Was ist von einem Lande zu sagen, wo sich die Menschen schwach mit Ackerbau beschäftigen und wo der Hauptort, der den Namen Stadt trägt, nur noch ein kleiner Flecken ist, dessen ganzes Gedächtniß sich auf die Erinnerung einschränkt, daß er im Jahr 1637 von den Holländern verbrannt worden. Die größte Merkwürdigkeit dieser Landschaft ist wohl, daß die Vanille darin von selbst wächst und im Ueberfluß, ohne daß man daran denkt, sie zu ernten, um sie nutzbar zu machen; wenigstens war es so vor ungefähr zwanzig Jahren. Die Bewohner dieser Provinz haben einen ärgerlichen Ruf in dem übrigen Brasilien, hauptsächlich in den angrenzenden Gegenden. Es gibt sogar ein Sprichwort, das sie bezeichnet, und man muß zugeben, daß der Volkswitz in diesem Falle noch Recht haben möchte, wenn es wahr ist, was eine in der Landschaft angestellte Magistratsperson dem Abbé Ayrez de Cazal erzählte. Sie versicherte ihn, daß sie in vierzig Jahren nicht weniger als 200 Meuchelmorde in der ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Landschaft gezählt. Es trug sich dieses freilich schon vor langer Zeit zu; aber in einer einzigen Woche hatte man zwölf Verbrechen dieser Art in einem einzigen Kirchspiele gezählt. Wenn diese Nachrichten genau sind, so wäre dieser Winkel der neuen Welt gewiß derjenige von Amerika, in welchem nach Verhältniß seiner Bevölkerung die meisten Verbrechen begangen würden.

An den Grenzen der Provinz Seregipe und auf dem Wege in die Landschaft Alagoas begegnet man der Mündung des Rio San Franzisco, eines der prachtvollsten und glücklichst gelegenen Flüsse dieses Theils von Südamerika. In der That würde ohne den Rio San Franzisco die ungeheure Provinz, die wir zu durchreisen im Begriffe sind, und der nördliche Theil der Provinz Bahia von dem Innern abgeschnitten seyn. Zwei reiche Küstendistrikte können nun, Dank diesem schönen Flusse und seinen Zuflüssen, die Schätze des Mittelpunkts empfangen.

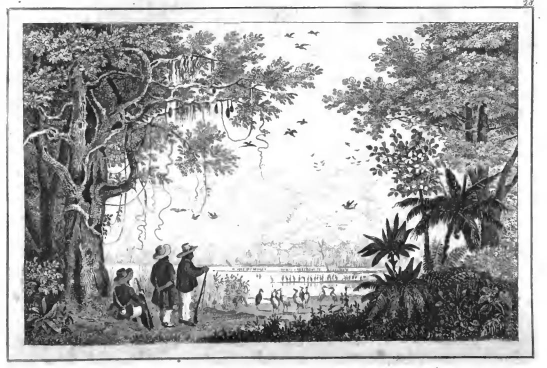
Um in einigen Worten eine richtige Vorstellung von seiner Wichtigkeit zu geben, wird es hinreichend seyn, zu sagen, daß er von dem Rio das Velhas, einem seiner Zuflüsse, an bis zu einem, Vargem Redonda genannten Orte in einer Ausdehnung von 340 Meilen vollkommen schiffbar ist. In dem eben besagten Orte unterbricht ein ungeheurer Wasserfall, der von Paulo Affonso, seinen Lauf. Die Schifffahrt ist dann 26 Meilen lang unmöglich; dann fängt sie wieder an bis zum Meer. Um deßwillen setzt man in dem Lande eine große Scheidungslinie fest zwischen der Höhenschifffahrt und derjenigen, welche zu dem Ocean führt (navegacao de cima, navegacao de baixo). Alle Diejenigen, welche im Stande gewesen sind, den Wasserfall von Paulo Affonso zu sehen, sagen einstimmig, daß er eines der bedeutungsvollsten Schauspiele darbiete, die man betrachten könne; die Dünste, welche sich von dem Flusse erheben, werden von den umgebenden Anhöhen aus erblickt und gleichen im Schooße der Wälder dem Rauche einer großen Feuersbrunst. Kommt man nahe zum Flusse, so sieht man ihn wüthend zwischen den bläulichen und öfters ganz schwarzen Felsen jagen, die das Ufer einfassen. Eine Menge Wasserfälle stellen sich den Blicken dar; dann gelangt man endlich zur Cachoeira Grande, die durch ihren erhabenen Anblick alle Einbildung übersteigt.

Vor wenigen Jahren noch beschränkte sich die Wissenschaft auf wunderbare Muthmaßungen über die Quellen des Rio San Franzisco. Die Vernünftigsten wollten, daß sie in den Bergen sich befänden, wo auch der

Paraguay und Tokantins entspringen; das war selbst die Meinung Southey's, des Geschichtschreibers von Brasilien. Aber im Lande selbst ließ man den Fluß aus dem wunderbaren See herkommen, wo sich die fabelhafte Stadt Manoa, die reiche Hauptstadt des Eldorado, erheben soll. Alle diese Träume sind vor den muthigen Nachforschungen unserer neuen Reisenden verschwunden, und, Dank den Bemühungen Saint Hilaire's und Eschwege's, man weiß nun, daß der Rio San Franzisco seinen Ursprung einem prächtigen Wasserfall in der Kette von Kanastra verdankt, welcher ungefähr durch 20° 4′ stürzt, und welchen man nach einem Baume, der an seinen Ufern wächst, Cachoeira de Casca d'Anta nennt. Es bleibt demnach in der Geschichte des San Franzisco nichts Wunderbares übrig als seine schönen Katarakte und die prächtigen Forste, die seine Ufer einfassen. Weiter hinaus von Paulo Affonso tritt dieser große Fluß aus seinem Bett und erstreckt sich in seinen Ueberschwemmungen bis auf sechs bis sieben Meilen *). Die auf die Hügel geflüchteten Bewohner kommuniciren dann mit einander mittelst leichter Kähne und trösten sich ohne Zweifel über eine so schreckliche Unannehmlichkeit durch die Vorstellung der neuen Fruchtbarkeit, welche diese Ueberschwemmungen, deren Gefahr man in den neuen Beschreibungen besonders übertrieben hat, verbreiten müssen. Wirkliche Uebel, denen sie sich nicht entziehen können, sind die verheerenden Fieber, die sie davon tragen, wenn sie sich genöthigt sehen, in ihre sumpfigen Felder herabzusteigen. Fast immer, wenn der Fluß in sein Bett zurückgekehrt ist, läßt er zahlreiche See'n in den Wäldern zurück, und Nichts kann die Pracht dieser von hundertjährigen Bäumen umgebenen Teiche wiedergeben. Die Ufervögel kommen in Menge zu diesen einsamen Aufenthalten herbei, und so groß ist ihre Sicherheit mitten in den großen Forsten, daß der Anblick des Menschen sie kaum verscheucht. Spix und Martius waren erstaunt über das bewundernswürdige Schauspiel, das diese unzählige Sammlung von Vögeln darstellt, und haben uns ihre Erinnerungen überliefert. Es sind Jabirusse, die gravitätisch einherspaziren, graue und weiße Reiher, unter denen man jenen Soko boy bemerkt, dessen Name den riesenmäßigen Wuchs hinlänglich bezeugt; es sind prächtige Strandläufer, die man im Lande unter dem Namen Guaurauna kennt, Rotten von Enten, die unaufhörlich von einem Ufer zum andern fliegen. Dann sieht man unter jenen durch ihr Geschrei betäubenden Vögeln, die sich in Gesellschaften vereinigen, den schönen Rothspatel, die Culheireira, die unter den großen Schilfrohren sanft hinschleicht und wie eine Königin inmitten dieses lärmenden Volkes erscheint.

Wenn die Jagd an den Gestaden des San Franzisco leicht ist, wenn besonders die Vögel dem Liebhaber eine reiche Ausbeute darbieten, so sind die Fische nicht weniger zahlreich und gewähren dem Reisenden ein ebenso sicheres Hülfsmittel. Der Rio San Franzisco ist unter Andern ein wohlbekannter Aufenthaltsort für den Piranha oder Teufelsfisch, ebenso gesucht wegen seines vortrefflichen Fleisches, als gefürchtet wegen seiner schmerzlichen Bisse. »Dieser schöne Fisch,« sagt ein gelehrter Naturkundiger, »ist kaum zwei Fuß lang, wandert aber truppenweise und hat mit dreieckigen und schneidenden Zähnen bewaffnete Kiefern. Wenn ein Thier oder ein Mensch ins Wasser fällt, so wird er gewöhnlich in demselben Augenblicke von den Piranha's angegriffen.

*) Im Jahr 1773 verbreitete sich der Fluß über mehr als zwanzig Meilen. So berichtet wenigstens *Pizarro*, Memorias historicas etc.



Vogeljagd am Rio San Francisco.

Ihr Biß ist so hurtig und scharf, daß man ihn eben so wenig empfindet als den Schnitt eines Scheermessers. . . . Man fängt die Piranha's mit Netzen oder unbeweglichen Angelleinen, denen man als Köder einen Bissen Fleisch ansügt. Diese Fische sind so gefräßig, daß sie sich durch das Fleisch ihrer eigenen Gattung fangen lassen, und man versichert, daß sie sich unter einander selbst auffressen.

Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens an den Ufern des San Franzisco, trotz der Hülfsmittel, welche unaufhörlich der leichte Verkehr und die häufige Durchreise der Fremden darbieten, ist doch die Bevölkerung daselbst ziemlich dünn gesät und ihr Anblick flößt Mitleid ein. Man spricht in ganz Brasilien nur von den häufig verderblichen Wechselfiebern, die den Reisenden erwarten, der so kühn ist, jene gefährlichen und prächtigen Einöden zu durchwandern. Die Ansiedler selbst sind ein lebendiges Bild der Leiden, die ihn erwarten: ihre Farbe ist gelb, und wie ein Reisender sagt, welcher sich unter ihnen aufgehalten hat, sie haben ein Ansehen von Mattigkeit, welches bei den Bewohnern der andern Theile der Provinz nicht bemerkt wird.

Wenn man auf dem Rio San Franzisco bis zur Villa do Penedo kommt, wo er sich in zwei ziemlich breiten, aber ungleichen Mündungen ergießt, genießt man ein Schauspiel, das von dem aus Gelegenheit des Innern beschriebenen sehr verschieden ist. Unzählige Canas fistulas bedecken seine Ufer, und die schönen rothen Blüthen dieses Baumes, der den Mutterzimmet liefert, sind so voll, daß sie gleichsam einen Purpurvorhang bilden, den man sich zehn Meilen über den Flecken hinaus verlängern sieht.

Dieser im Innern des Festlandes so tiefe Fluß hört auf, es zu seyn, wenn er sich in den Ocean ergießt. Seine Hauptmündung, welche eine halbe Meile breit seyn mag, kann nur von kleinen Sumakas befahren werden, die nur mit der hohen See einlaufen und genöthigt sind, die große Ebbe und Fluth zur Ausfahrt abzuwarten.

Das fruchtbare Gebiet dos Alagoas, das einst nur ein Anhang von Pernambuko war, bildet jetzt eine besondere Provinz. Gegen Norden ist sie durch Pernambuko begrenzt; der Ocean benezt sie gegen Osten; gegen Süden berührt sie Seregipe, während die Wüsten von Goyaz sie gegen Westen begrenzen.

Diese Provinz besteht aus einem zu eingeschränkten Gebiete, als daß sie mehr als eine Comarca haben könnte. Ihre Hauptstadt, welche selbst auch den Namen Alagoas trägt, ist unter dem 10° 19′ der Breite und dem 6° 20′ östlicher Länge gelegen, an der Südseite des See's Manguaba, woher ihr Name kommen soll. Sie ist eine Villa, die kein bemerkenswerthes Denkmal enthält, aber einst sich einer hohen Berühmtheit durch die ländlichen Erzeugnisse ihrer Umgebungen erfreute. In Europa galt ihre Baumwolle für die beste in ganz Südamerika; heutzutage zieht man ihr, ob sie schon eifrig gekauft wird, die von Pernambuko vor. Ehmals führte sie jährlich 1500 Rollen Tabak von einer Beschaffenheit aus, die man der von Bahia überlegen fand, aber selbst dieser Handel hat sich vermindert: der Zucker bildet nun ihren Hauptreichthum.

Die Landschaft Alagoas hat während der Kriege des siebenzehnten Jahrhunderts mit Holland eine sehr wichtige Rolle gespielt, und noch lange war der Hauptsitz der Feindseligkeiten auf ihrem Gebiete. Einer ihrer Flecken ist in den Jahrbüchern Brasiliens berühmt geblieben: Porto Calvo sah unter seinen Mauern nicht bloß einen Neffen des Grafen von Nassau umkommen, sondern hier war es auch, wo der berüchtigte Henrique Dias, Anführer

der Schwarzen, ein Stück des Arms verlor und eine glänzende Probe von Kraft gab, indem er ungeachtet seiner schrecklichen Verwundung fortkämpfte. Porto Calvo ist noch die Heimath eines jener kühnen Abenteurer, wie deren Brasilien eine so große Anzahl im siebenzehnten Jahrhundert aufkommen sah. Der Mulatte Kalabar ist einer jener Menschen, die noch geeigneter zu seyn scheinen, in einem geschichtlichen Roman Figur zu machen, als eine ernsthafte Rolle in der Geschichte selbst zu spielen. Verwirklichung jener außerordentlichen Charaktere, welche der amerikanische Dichter schuf, Ausführung listiger Anschläge, Besiegung der Hindernisse durch einen sehr kräftigen Willen, weisen ihm einen besonderen Rang in den Volkssagen an. In Spanien wäre er der Held mancher Romanze geworden, und seine Landsleute, denen er geschadet, haben ihn eben so sehr bewundert als verabscheut. Noch heute zeigt man Dem, der den Hafen von Pontal besucht, eine so enge Durchfahrt, daß es ihm unmöglich erscheint, wie ein Schiff von einiger Bedeutung je durch einen solchen Kanal habe kommen können. Im Jahr 1634, als der Besitz der Stadt Nazareth ein letzter Ausweg für die Portugiesen geworden war, wandte sich Fernandez Kalabar gegen jene Stelle und ließ mit einer beispiellosen Kaltblütigkeit dreizehn Lanchas, welche ungefähr tausend Mann trugen, hindurchlaufen; die Stadt wurde genommen und diese kühne That soll ihm hauptsächlich den Titel Sargento mor zuwege gebracht haben. Rio Grande, Parahyba und eine Menge anderer Niederlassungen von Pernambuko fielen in die Hände der Holländer nur durch das Verdienst der sich vermehrenden Thätigkeit Kalabars. Dieser Mann hatte ein feuriges und leidenschaftliches Leben zugebracht, das er sich freiwillig selbst bereitet hatte; sein Daseyn sollte nicht lange dauern. Gefangen von den Portugiesen, wurde er zu Porto Calvo, wo er geboren war, auch hingerichtet, und sein Kopf, der an dem Stadtthor angenagelt wurde, war lange Zeit, wie gesagt wird, als ein blutiges Siegeszeichen des Hasses sichtbar, den er seinen Landsleuten eingeflößt hatte.

Eine andere, noch dramatischere Episode nimmt die letzten Seiten der Geschichte von Alagoas ein.

Die Vernichtung der indianischen Völkerschaften, die auf einander folgenden Revolutionen, die sich unter den Abkömmlingen der Europäer zutrugen, der Streit, der in diesen letzten Zeiten für die Erringung der Unabhängigkeit Statt fand, sind, wir wiederholen es, nicht die einzigen geschichtlichen Ereignisse, welche dieses Land mit Blut befleckt haben. Eine unglückliche Rasse, deren Geschichte für uns mit dem Tage anfängt, da sie der härtesten Sklaverei unterworfen wurde: die Schwarzen versuchten ein dauerhaftes Reich in den Wüsten von Pernambuko zu errichten und wußten sich daselbst einige Jahre lang zu halten. Diese Erzählung ist zu merkwürdig, als daß wir sie nicht so wieder erzählen sollten, wie sie von den Zeitgenossen uns überliefert worden ist.

Wenn man die Serra do Barriga verlassen hat und in die Nähe der Villa de Anadia kommt, ungefähr zwanzig Meilen vom Meer, so gelangt man auf das fast ganz öde Gefilde, wo sich noch gegen das Jahr 1696 der Quilombo von Palmares erhob. Man darf nur einige Reisebeschreibungen von Brasilien flüchtig durchlesen haben, um zu wissen, was die Einwohner unter diesem Ausdruck verstehen. Ein Quilombo, wie man sie heutzutage ziemlich häufig in den öden, an bebautes Land stoßenden Wäldern antrifft, ist die Vereinigung einiger elenden Laubhütten, welche von den

flüchtigen Schwarzen in der Eile zu ihrem Schutze errichtet wurden. Fast nie haben diese mitten in der Einsamkeit aus dem Stegreife gebauten Dörfchen eine längere Dauer als den Zeitraum, der zwischen der Flucht des schwarzen Sklaven und seiner Gefangennehmung durch den Capitao do mato abläuft. Man wird sehen, daß eine solche Benennung auf Palmares nicht ganz paßte.

Es bildeten sich Anfangs zwei Niederlassungen dieser Art in der fruchtbaren Kapitanerie von Pernambuko, nahe bei Porto Calvo. Etwa dreißig Jahre nach der Gründung der Kolonie richteten die Holländer ihre Angriffe gegen sie und vernichteten die beträchtlichste beinahe ganz; Dieß trug sich gegen das Jahr 1644 zu.

Mehrere Jahre nachher, 1650, zur Zeit der Restauration, erinnerten sich vierzig aus Guinea gekommene Sklaven an den Muth ihrer Vorfahren, bemächtigten sich einer Anzahl von Feuergewehren und zogen sich an den Ort der Kapitanerie zurück, den die ersten Flüchtlinge gewählt hatten und der bald eine große Berühmtheit erlangen sollte. Wahrscheinlich fanden sie daselbst die Trümmer der alten Niederlassung; aber selbst wenn sie diese Hülfsquelle nicht gehabt hätten, würde ihr Quilombo doch außerordentlich zugenommen haben. Er wurde schnell vollzählig durch alle unzufriedenen Schwarzen der Umgegend und sogar durch mehrere farbige Menschen. Damals bestund die Anstalt der Capitaes do mato nicht; es war schwer, sich der einzelnen Schwarzen zu bemächtigen, die in das Feld flohen, und die Kapitanerie fühlte sich zu erschöpft, um ihre Anstrengungen gegen entschlossene Menschen zu richten, die übrigens so verständig gewesen waren, sich ziemlich weit von ihren Unterdrückern zu entfernen.

Rocha Pitta sagt, daß sie mit vermehrter Anzahl in den Sertao der Provinz vorgedrungen seyen, daß die offenen Campos eingenommen und unter die flüchtigen Familien vertheilt haben, indem sie so ihre Reichthümer und ihre Gerichtsbarkeit ausdehnten, ohne, wie er in seinem pedantischen Style hinzufügt, im Geringsten mit der platonischen Republik oder den aristotelischen Theorien in Verlegenheit zu seyn.

Die Stadt Palmares erhob sich, wie es schien, ohne Hindernisse; aber neuerdings entlaufene Sklaven hatten ihr Loos nicht mit einer hinreichenden Zahl von Weibern theilen können. Sie verschafften sich Gefährtinnen wie die Römer; und obwohl Rocha Pitta mit seinen ewigen Alterthums-Erinnerungen versichert, daß der Raub der Sabinerinnen weder allgemeiner noch vollständiger war, so weiß man doch, daß die Palmareser sich ganz einfach mit bewaffneter Hand der farbigen und selbst weißen Weiber bemächtigten, die sich in den umliegenden Wohnungen befanden. Leider blieben sie dabei nicht stehen, und ahmten die alten Herren der Welt auch darin nach, daß sie ihre Nachbarn plünderten.

Bald sahen die Pflanzer die Nothwendigkeit ein, ihr Bündniß zu erkaufen; sie lieferten ihnen heimlich Waffen, Schießbedarf und europäische Waaren. Da ihre Regierung keinen Versuch machte, sie zu vertheidigen, so scheuten sie sich nicht, für einige Zeit den Frieden auf ihre eigenen Kosten zu erhalten.

Diese Schwarzen, die eine beträchtliche und gefürchtete Nation zu bilden anfingen, widmeten sich mehr als je dem Ackerbau; und der Ackerbau besänftigte ihre Sitten. Sie waren auf eine Stufe des gesellschaftlichen Zustandes gekommen, die zu hoch ist, als daß sie der Gesetze entbehren könnte.

Der portugiesische Geschichtschreiber, der uns die meisten Einzelnheiten geliefert hat, sagt, daß sie eine nach ihrer Weise sehr gut geordnete Bauernrepublik bildeten. Sie nahmen eine Wahlregierung an; ihr Oberhaupt, Zombi genannt, behielt die höchste Würde lebenslänglich. Der diesem Oberhaupte beigelegte Namen ist nicht eigentlich der des Teufels bei den afrikanischen Nationen, wie Rocha Pitta es meint, aber er dient zur Bezeichnung eines furchtbaren Geistes. Man wählte seinen Nachfolger unter den Tapfersten oder Mächtigsten; und Das erscheint sehr natürlich bei einem Volke, das aus so vielen andern Völkern zusammengesezt ist. Jede Nation wollte abwechslungsweise dieselben politischen Vortheile genießen. Allein es ist bemerkenswerth, daß die Palmareser die Mulatten und farbigen Menschen von dieser Würde nicht ausschloßen. Magistrate zweiten Rangs wurden aufgestellt; sie vertheilten die Sorgen des Kriegs unter sich; Geseze wurden verkündigt, und durch die mündliche Ueberlieferung aufbewahrt. Obgleich die Geschichte dieser groben Gesezgebung, welche den Mord, Ehebruch und Diebstahl mit dem Tode bestrafte, uns nur sehr unvollkommen zugekommen ist, so wissen wir doch, daß in diesem mündlichen Gesezbuche eine seltsame Verfügung war. Alle flüchtigen Schwarzen, welche selbst ihre Freiheit sich erwarben, behielten sie bei den Palmaresern; alle Diejenigen, welche man aus den Wohnungen riß, blieben Sklaven. Die Todesstrafe traf Denjenigen, der, nachdem er einmal die Freiheit gewonnen, zu seinem Herrn zurückkehrte; eine viel leichtere Züchtigung war für den schwarzen Sklaven aufbehalten, dem es gelang, zu entwischen. Als Palmares zerstört wurde, war es schon die dritte oder vierte Geschlechtsfolge, die diese Geseze befolgte, und sie waren in ihrer Unversehrtheit erhalten. Was die Religion betrifft, so sagt uns Rocha Pitta mit wichtiger Miene, daß, wenn sie nicht eigentliche Gözendiener wären, man sie allerwenigstens Abtrünnige heißen könnte. Die Wahrheit ist, daß, ob sie gleich das Zeichen des Kreuzes sehr andächtig beibehielten, und einige dem katholischen Gottesdienste entlehnten Gebete mechanisch wiederholten, doch nur grobe Formeln des Christenthums behalten hatten, die sie mit fremdartigen, vom Fetischdienste genommenem Aberglauben vermengten.

Wie Dem auch sey und wie sehr wir den Uebertreibungen des Buches, das uns hier als Grundlage dient, mißtrauen, so machte doch der Ackerbau wirkliche Fortschritte, und die Bevölkerung wuchs außerordentlich; Felder, die kurz vorher wüste lagen, bedeckten sich mit Dörfern oder, wenn man lieber will, mit Quilombos. Die Hauptstadt wurde befestigt, so gut als es die Kunst der Bewohner und die Materialien, die ihnen zu Gebote standen, zuließen, d. h. sie machten aus ungeheuren Bäumen, die ihnen die umliegenden Forste lieferten und die sie viereckig bearbeiteten, Wälle von beträchtlicher Höhe. Diese Verschanzung,, die aus zwei Reihen Bohlen bestund, hatte nicht weniger als eine Meile im Umkreis. Drei Thore, aus dem härtesten Holze verfertigt, bildeten den Eingang in die Stadt. Jedes derselben war an seiner Spitze mit festen Flachdächern besezt, auf welchen selbst in Friedenszeiten 200 palmaresische Soldaten eine wachsame Aufsicht führten. Andere Werke machten die Einnahme dieser ganz afrikanischen Stadt noch schwieriger.

Die Häuser bildeten keine Straßen wie in unsern Städten; die Wohnungen waren mitten in angebauten und von verschiedenen, aus einem

fischreichen See entspringenden Bächen bewässerten Räumen zerstreut. Wasserbehälter, bekannt unter dem Namen Kakimbas, lieferten ihnen helles Wasser, und unter den Mauern der Stadt selbst hatten sie zahlreiche Baumgärten. Der Palast des Zombi war vermuthlich das einzige Gebäude, das ein denkwürdiges Aussehen hatte. Rocha Pitta, dem man immer ein wenig mißtrauen muß, behauptet, daß es von barbarischer Pracht nach Form und Ausdehnung gewesen, daß es aber auch prächtige Wohnungen von Privatpersonen gegeben habe. Bei einer solchen Beschreibung muß man wohl einen bedeutenden Abzug machen. Als gewisser erscheint, daß die Stadt Palmares zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts 20,000 Einwohner beiderlei Geschlechts enthielt, auf welche man 10,000 waffenfähige Männer rechnete. Es ist wahrscheinlich, daß die flüchtigen Schwarzen, die häufig aus den benachbarten Wohnungen entwischten, immer die Zahl der Männer beträchtlicher gemacht hatten als die der Weiber.

Kaum waren fünfzig Jahre seit der Gründung von Palmares abgelaufen und sein Wohlstand war immer im Zunehmen. So reißende Fortschritte in der Gesittung von Seiten einer Nation, die man Anfangs verachtet hatte, ihre beständigen Anstrengungen, um ihre Macht zu vermehren, setzten endlich die portugiesische Regierung in Schrecken. Die Vernichtung der Palmareser ward beschlossen.

Die Provinz Pernambuko wurde damals von Caetano de Mello de Castro regiert. Er war es, der diesen Beschluß zu fassen wagte, dessen wirkliche Ausführung mehr als eine Schwierigkeit darbot. Nach seinem Gutachten sollten die kriegerischen Bewohner von Saint Paul dabei eine wichtige Rolle spielen. Er schrieb an den Generalkapitän Don Joao de Lancastro, daß er den Befehlshaber der Paulistas, Domingos Jorge, der sich in den Sertaes von Bahia in Garnison befand, anweisen sollte, auf Porto Calvo zu marschiren. Er seinerseits wollte die Truppen von Recife und Olinda zusammenziehen. Die portugiesische Armee war von bedeutender Stärke; aber man hatte nicht für nöthig gefunden, sie mit grobem Geschütze zu unterstützen, was den glücklichen Erfolg des Feldzugs verzögerte: sie wurde völlig geschlagen. Alle Anstrengungen scheiterten an jenen Befestigungen, die man verachtet hatte; und nach einem beträchtlichen Verluste von Seiten der Paulistas, welche die Wälle mit seltener Lebhaftigkeit angriffen, mußte der Rückzug nach Porto Calvo bewerkstelligt werden. Die Sache war ernsthaft geworden; es war schmählich, zurückzutreten. Man zauderte nicht, neue Verstärkungen zu senden; und der Oberbefehl wurde dem Capitao mor Vieira de Mello, der sich mit den flüchtigen Schwarzen schon in einem ihrer Mokambos gemessen hatte, übertragen. Dießmal stieg das Kriegsheer auf 6 bis 7000 Mann, und man hatte ihm grobes Geschütz gegeben. Der Marsch ging glücklich vor sich; die Bewohner der Felder hatten sich nach Palmares geflüchtet; der Hunger wurde daselbst bald fühlbar. Die Schwäche mußte nothwendig den Muth vermindern, den man zur Vertheidigung brauchte; und als das Geschütz anfing, die Befestigungen niederzuschießen, war der Widerstand der Einwohner ziemlich schwach; sie fühlten, hat ein Geschichtschreiber gesagt, daß all ihre Thatkraft fruchtlos wäre.

Die Chronikschreiber, welche die besonderen Umstände dieses Krieges ziemlich sorgfältig gesammelt haben, sagen, daß im Mittelpunkte von Palmares eine Anhöhe war, von welcher die Blicke leicht auf die umliegenden

Felder dringen und alle Fortschritte der Belagerung beurtheilt werden konnten. Als die Bohlen unter der Gewalt der Stückkugeln einstürzten und die drei Thore dem Sebastiao Dias, Bernardo Vieira und dem Befehlshaber der Paulistas offen standen, so zog sich das Haupt der Republik mit den vornehmsten Einwohnern hieher zurück; ein Zug von bewundernswürdiger Kraft beschloß dieses blutige Schauspiel: der Zombi und die Häuptlinge stürzten sich freiwillig von der Höhe des Felsen herab, und Keiner unter ihnen wollte den Verlust seiner Freiheit überleben.

Palmares wurde von Grund aus zerstört; und die Einwohner wurden wieder zu Sklaven gemacht. Mit Ausnahme der Waffen waren die Gegenstände, die man daselbst fand, nur von geringem Werthe. Es scheint, daß man einen Theil dieser schwarzen Bevölkerung unter die Leute vertheilte, die sich in dem Feldzuge ausgezeichnet hatten, und daß man Diejenigen, welche man am meisten zu fürchten Ursache zu haben glaubte, in die entfernten, südlichen oder nördlichen Provinzen verkaufte. Die feierlichen Prozessionen, welche bei dieser Gelegenheit in San Salvador zur Danksagung gehalten wurden, bewiesen hinlänglich, welchen Werth die Regierung auf das Gelingen des Feldzugs legte. Der Statthalter Caetano de Mello wurde zum Vicekönig von Indien ernannt.

Jezt bietet die Baustelle von Palmares, welche unter dem 9° nördlich liegt, nur Trümmer dar. Die Zeit sollte schnell die Ueberbleibsel ihrer Wälle zerstören. Die brasilianische Landesbeschreibung sagt wohl, daß der leidige Quilombo am östlichen Abhange der Serra de Bariga gelegen habe, aber sie gibt keinen näheren Umstand von den Ueberbleibseln der afrikanischen Stadt an. Der Flecken Anadia, welcher sich vierzig Meilen von Alagoas und zwanzig vom Ocean befindet, würde unter allen Wohnsitzen der Provinz derjenige seyn, wo man die meisten Nachrichten über Palmares entdecken könnte. Die Bewohner dieses Fleckens, ungefähr tausend Seelen stark, gehören der weißen und indianischen Rasse an; und wenn man es auf das Verzeichniß Ayrez de Cazals ankommen läßt, so scheint es, daß die Schwarzen daselbst noch gewissermaßen ausgeschlossen sind.

Als die Holländer, welche den Portugiesen schon so viele wichtige Besitzungen in den indischen Meeren weggenommen hatten, sie bis nach Amerika auszudehnen gedachten, so war es die Provinz Pernambuko (Fernambuk), worauf sie ihre Augen warfen. Ein einziger Blick war für diese Handels- und Gewerbsleute hinreichend gewesen, um aus dieser weiten Länderausdehnung Dasjenige zu wählen, das mit dem größten Vortheile sich zu den großen Handelsunternehmungen eignen mußte, mit welchen die Staaten umgingen. Hieher richteten sie darum alle ihre Anstrengungen. Eine solche Wahl von solchen Menschen getroffen, sagt genug über dieses Land. Die Provinz Pernambuko nimmt nur den dritten Rang in der großen politischen Eintheilung Brasiliens ein. Die Fruchtbarkeit ihres Gebiets, der thätige Geist ihrer Bewohner geben ihr einen ganz besonderen Rang.

Was die Holländer reizte, was den Reichthum der Bewohner ausmacht, sind jene weiten Ebenen fruchtbaren Landes, welche selten von Hügeln unterbrochen werden und eine Strecke von siebenzig Küstenmeilen vom Rio San Franzisco bis zum Goyanna bilden, — ist jene reine Luft, welche so gut für die Abkömmlinge der europäischen Rasse taugt, daß das Land Pernambuko neben Minas beinahe der einzige Ort ist, wo man Weiße ohne Gefahr den Boden bearbeiten sieht. Die Lage dieser Provinz im Mittelpunkt war auch

Grund, warum man sich ihrer zu bemächtigen suchte; denn von hier aus konnte man eines Tages die übrige Gegend beherrschen. In der That berührt keine Landschaft so viele Provinzen oder Comarcas. Im Norden läßt sie nach Parahyba, Ciara und Piauhy vordringen; gegen Süden verbindet sie der Rio San Franzisco mit Seregipe und Bahia: dieß ist der natürliche Weg, um in die Landschaft Minas zu gelangen. Endlich trennt sie der Karygbena selbst von Minas Geraes, während sie gegen Westen die fruchtbaren Einöden von Goyaz sich erstrecken sieht; im Osten bespült das Meer ihr Gebiet und öffnet ihr einen prächtigen Hafen.

Wer sollte jedoch glauben, daß dieses große Land ehemals nur eine einzige Grafschaft bildete und daß es an Duarte Coelho Pereira zum Lohne für die Vertreibung der Franzosen aus Santa-Cruz verschenkt wurde?

Seit dem sechszehnten Jahrhundert wurde Pernambuko reichlich angebaut und vermehrte sich seine europäische Bevölkerung. Vergebens würde man auch in diesem großen Lande einige etwas beträchtliche Stämme indianischer Nationen suchen. Die ganze Küste wurde jedoch von jenen mächtigen Kahetes beherrscht, welche einst einen Theil der Tupinambarasse bildeten, der sich aber von dem großen Bündnisse getrennt hatte. Diese so merkwürdige Nation unterschied sich von andern Völkerschaften durch mehr als einen eigenthümlichen Zug. Wie die Chaktaws im nördlichen Amerika, hatte sie den Vorzug, Barden und Sänger, die in Kriegszeiten von den feindlichen Stämmen geachtet wurden, aus ihrer Mitte hervorgehen zu sehen. Wesentlich Seenation, trug sie den Krieg in die benachbarten Gegenden auf Flößen, die aus Schilf und biegsamen Gerten geflochten gewesen seyn sollen, aber ohne Zweifel von starken Balken unterstützt wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußten diese sonderbaren Fahrzeuge mehr als eine Aehnlichkeit mit den Jangadas haben, deren man sich noch längs der Küste bedient und mit welchen man so weite Streitereien unternimmt, daß der Geist sich darüber entsezte, wenn man nicht wüßte, daß Schiffbruch fast unmöglich ist.

Im Jahr 1534 machten sich die Kahetes eines Verbrechens schuldig, das die Portugiesen nicht vergessen konnten. Sie ermordeten den Bischof von Brasilien, Don Pedro Fernandez Sardinha, der an ihren Küsten Schiffbruch gelitten hatte. Während des sechszehnten Jahrhunderts sah sich Olinda nie ganz sicher vor ihren Angriffen, und diese wurden so häufig, daß man die schrecklichsten Folgen zu fürchten hatte. Man sah dann sich ereignen, Was nur in Ansehung isolirter Stämme Statt gefunden hatte. Die ganze Nation der Kahetes wurde mit vollem Rechte zur Sklaverei verdammt: Das war so Viel, als sie zum Tode verdammen. Auch ist sie gänzlich verschwunden.

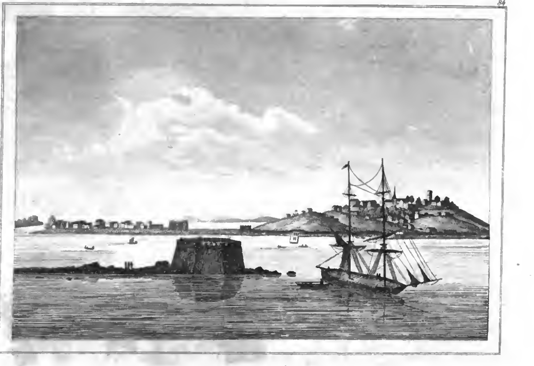
Jezt sollen nur noch als Trümmer von indianischen Nationen einige mit dem Namen Pipisan, Choko, Uman und Wuwe bezeichneten Horden übrig seyn, welche verschiedene Sprachen reden, und nachdem sie gegenseitige, unversöhnliche Feinde geworden, trotz ihrer geringen Zahl einen tiefen Widerwillen gegen einander hegen. Diese armen Wilden, welche ein Gebiet von dreißig Geviertmeilen zwischen dem Moxoto und Pajehu inne hatten, irrten in einem durch immerwährende Trockenheit verödeten Lande umher, wo sie sich von Honig, Wildpret und wilden Früchten nährten. Ihre Weiber verbargen ihre Nacktheit mit Fransen von Kroata. Ohne Werkzeuge, wie sie nöthig sind, um in einem trockenen Boden eine Grube zu graben, drückten

sie die Glieder eines Verstorbenen gegen einander und bestatteten sie unter einem großen, freistehenden Baum, wie dem Ambuzeiro, als ob sie gewollt hätten, daß ein wohlthuender Schatten Denjenigen nach seinem Tode beschützen sollte, der so oft in jenen wüsten Einöden die Sonnenhitze erduldet hatte. Seit sie sich dem Christenthum unterworfen haben, sind sie in Dörfern vereinigt; aber die armen Leute haben nie begreifen können, daß es mit Ochsen und Stieren nicht wäre wie mit Hirschen und Büffeln. Sie glauben, an das Vieh ihrer Nachbarn folgerichtig dasselbe Recht zu haben wie an das Rothwildpret, das in ihren Catingas herumschweift. Dieß ausgenommen, sagt ein portugiesischer Schriftsteller, der uns diese wenig bekannten Nachrichten liefert, leben sie in einer Unschuld, welche derjenigen der ersten Christen zuverläßig gleich ist.

Hat das Gebiet von Pernambuko einst eine gesittetere Nation enthalten als alle diejenigen, denen man in Brasilien begegnet? Hatte dieses Volk einige rohe Anfangsgründe von der Baukunst? Man wäre versucht, es zu glauben nach Dem, was Bärl, bekannter unter dem gelehrten Namen Barläus, berichtet. Ein gewisser Elias Herkmann, der von dem Grafen von Nassau ins Innere von Pernambuko und an einen Ort geschickt worden war, wohin schwerlich ein Europäer hatte dringen können, fand daselbst zwei vollkommen runde und über einander gelegte Steine; der größte hatte sechszehn Fuß im Durchmesser: er war auf den andern gesezt worden, der nicht so beträchtlich war. Derselbe Reisende begegnete auch einer großen Anzahl deutlich durch Menschenhand zusammengebrachter Steine, die er mit einigen rohen Denkmälern verglich, welche er zu Drenthe im Belgischen gesehen hatte; er hielt sie für Altäre. Aber es ist gewiß ärgerlich, daß seine Erzählung nicht mehr ins Einzelne geht. Einigermaßen bestätigt möchte dieselbe dadurch werden, daß Koster auf einer Reise nach Parahyba einen Priester sah, der sich damit beschäftigte, einen Stein zu zeichnen, auf welchem unbekannte Figuren entworfen waren. Unsere Nachrichten enthalten eine Inschrift dieser Art, und es sind mehrere davon in Minas und hauptsächlich in der Landschaft Piauhy vorhanden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Plaz, wo jezt die Stadt Olinda liegt, von einer Tupinambas- oder Kahetesgemeinde besezt. Es scheint, daß sie das Gebiet von Recife mit dem Namen Paranambuko bezeichneten oder daß diese Benennung aus einem tupischen und einem portugiesischen Worte gebildet seyn möchte, und es würde die Oertlichkeit gut genug schildern; denn Parana bezeichnet das große Wasser. Paranambuko würde also, wenn man einige Veränderung in den Nachsylben vornimmt, die Oeffnungen des Meeres bezeichnen. Wie Dem auch sey, während Brasilien den Namen unversehrt beibehielt, veränderte er sich in Europa durch allmälige Verfälschungen, welche man leicht bei den Geschichtschreibern verfolgt, bis zum Unkenntlichen. Wir haben dem Lande Fernambuk seine alte Benennung bewahrt.

Dieses Land gehört unter die kleine Zahl derjenigen, in welchen die Natur gethan hat, was die Menschen nicht hätten thun können. Ein natürlicher Wehrdamm, der sich längs der Küste hinzieht, von der Bucht Aller Heiligen bis zum Vorgebirg San Roque, ohne sich je vom Strande zu entfernen, hat daselbst das eigenthümliche Ansehen, als ob es ein riesenmäßiges Werk wäre, das man einem mächtigen Geiste verdankt. Vor Pernambuko läuft diese Art von Hochweg in gerader Linie längs der Küste und sezt sich so eine Meile weit fort. An hundert Klafter vom Ufer liegend, erscheint er



Olinda von Fernambuc

wie eine breite, ebene und immer mit dem vollen Meere wagrechte Mauer, während er sich sechs Fuß über die Ebbe erhebt. Ein Reisender, der ihn häufig besucht hat, drückt sich über seine geologische Beschaffenheit folgendermaßen aus: »Der Steindamm bietet keine Gelegenheit zu Spaziergängen dar; er ist holperig und oft von starken Meereswellen überschwemmt. Der Felsen, der ihn bildet, ist ein sehr harter Sandstein, in welchem zahlreiche, vollkommen gut erhaltene Muscheln kleben. Ich habe darunter nur zweischalige gesehen und kann sie nicht fossile nennen. In den Höhlungen des Dammes findet man viele Meerigel . . .« *). Man sieht leicht, wie sicher ein also vertheidigter Seehafen seyn muß. Sein Eingang ist ebenso einzig in seiner Art als sein äußerer Bau. Angelangt an einer bestimmten Stelle der Küste, bricht diese natürliche Mauer auf einmal ab und bietet einen Durchgang für die Schiffe dar. An seinem Ende befindet sich die Festung Pikao; die Handelsschiffe fahren längs derselben und so viel möglich längs des Dammes ein, wenn sie einen etwas beträchtlichen Grund suchen. Oefters gewinnen sie den Kapibaribe bis zum Hafen von Saint-Antoine. Wenn jedoch die Wellen während des Sturmes sich erheben, so wälzen sie sich lärmend über den Damm hin und vermischen ihr Wasser mit dem des Hafens. Die großen Seeschiffe landen im Norden vom Pikao in einer offenen Bucht, welche gegenüber von den Festungen Brun und do Buraco liegt.

Zwei Flüsse, welche von zwei entgegengesetzten Richtungen herkommen, ergießen sich in den Hafen, oder vielmehr, der Hafen wird durch ihren Zusammenfluß gebildet. Der Kapibaribe und der Biberibe, welche sich vereinigen, geben ihm selbst etwas Fließendes.

Man sagt, daß, als er durch dieses Becken gekommen war, jenen denkwürdigen Hochweg hinter sich gelassen hatte und auf dem Kapibaribe ungefähr eine Meile weit in das Land hinein sich getragen fand, Duarte Coelho Pereira, der erste Donatar der Provinz, seine Bewunderung nicht habe zurückhalten können. Im Landen am Ufer soll er ausgerufen haben: O linda situacao para se fundar huma villa (welch schöne Lage, um eine Niederlassung zu gründen)! Der Flecken wurde erbaut und der Name Olinda ist ihm geblieben.

Olinda nahm schnell zu. Der Reichthum ihrer Bewohner wurde berühmt; sie bekam den Titel Stadt. Olinda wurde während der Kriege mit Holland verbrannt. Ihre Niederlassungen wurden zerstört; es blieb ihr Nichts mehr als ihr Titel. Es ist nicht Olinda, womit wir uns nun beschäftigen wollen, sondern Recife, das nur den Namen Villa trägt, aber wirklich die wahre Hauptstadt von Pernambuko ist.

Wenn man das große Werk von Barrläus öffnet, wird man daraus den wahren Ursprung von Recife ersehen. Der Geist wird von anhaltender Bewunderung ergriffen, wenn man in dem alten holländischen Schriftsteller alle Einzelnheiten dieser wundervollen Gründung verfolgt. Recife bietet im Jahr 1345 nur eine sandige, höchstens von einigen elenden Fischern besetzte Küste dar. Auf einmal faßt Moriz von Nassau eine Vorliebe für diesen Ort, oder vielmehr er ahnt seine Bedeutsamkeit. Er will Anfangs einige Bäume zusammenbringen, die diesem öden Orte ein wenig Grün geben: er will einen Versuch machen. Auf seinen Befehl werden große, völlig

*) Corografia Brasilica, von Tollenare, die schon angeführte Handschrift.

ausgewachsene Palmbäume aus der Nachbarschaft genommen; und man weiß Dieses mit solcher Behutsamkeit zu thun, daß der Garten des neuen Freiburg sich schnell mit glänzendem Grün geschmückt findet. 250 Pomeranzenbäume geben ihre Früchte fast so bald, als sie gepflanzt worden sind. Eine Menge anderer einheimischer Bäume zieren in einem Monate den prächtigen Garten Morizens. Aber nun, nachdem diese Art Park angepflanzt ist, hat man ein Lusthaus nöthig, in das sich der Statthalter zurückziehen kann. Ein Palast erhebt sich, hernach eine Stadt; die wahre Hauptstadt von Pernambuko wird gegründet. Sie wird einige Jahre lang den Namen Mauritiopolis tragen: Diese ist der einzige Ruhm, den ihr Gründer jemals davon tragen wird; und nun ist dieser Ruhm gewiß sehr verdunkelt. Heutzutage findet sich die Villa do Recife, welche die brasilianischen Erdbeschreiber Tripoli zu nennen versucht werden, durch den Rio Capibaribe in drei Vorstädte von ungleicher Größe getheilt, Recife im eigentlichen Sinne, Santo Antonio und Boa Vista. Jede von ihnen bildet ein Kirchspiel, und sie sind durch zwei Brücken verbunden. Die von Boa Vista, welche fast ganz aus Holz erbaut ist, kann ungefähr 350 Schritte lang seyn; die von Santo Antonio, welche theilweise von Stein erbaut ist, hat nur 224 Fuß. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß sie mit Nachahmung der mittelalterlichen Brücken auf jeder Seite eine Reihe von Buden darbietet, und daß beide Enden durch einen steinernen Bogen von ziemlich zierlicher Bauart begrenzt sind. Darin angebrachte Nischen erlauben, daselbst die Messe zu feiern. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß die Portugiesen dadurch ein von den Ketzern errichtetes Gebäude heiligen wollten.

Man hat Pernambuko so selten etwas genau untersucht, daß wir uns glücklich schätzen, hier eine vollständigere Beschreibung dieser Villa geben zu können als diejenigen, welche bis jezt gegeben worden sind, und Dieß hauptsächlich durch das Verdienst der Notes dominicales.

Die drei Stadttheile der Villa do Recife, nämlich die Halbinsel Recife im eigentlichen Sinne, die Insel Santo Antonio, die beiden Flüsse und Boa Vista bieten auf dem festen Boden eine sehr natürliche und für die Beobachtung sehr bequeme Eintheilung dar.

Das Quartier der Halbinsel ist das älteste und lebhafteste; es ist auch das übelgebauteste und unsauberste. Die meisten Fenster sind in ihrer ganzen Höhe vergittert; die Straßen sind im Allgemeinen enge; die Häuser haben zwei bis vier Stockwerke zu drei Fenstern von der Vorderseite: sie sind von Kalksteinen mit Ausnahme der Thüren- und Fenstereinrahmungen, welche von sehr sauber behauenem Muschelsandstein sind. Die Gitter allein geben ihnen das düstere Ansehen, das sie haben *).

Dieses Quartier bietet eine beständige Bewegung dar: die schwarzen Träger lassen unaufhörlich die Straßen von ihrem eintönigen Gesange wiederhallen; die Kaufleute versammeln sich auf einem kleinen Platze gegenüber von einem Kaffeehaus und besprechen sehr ruhig und ohne den Anblick einer Handelsbörse darzustellen, ihre Angelegenheiten. Die Buden sind im

*) Ein ganz neuer Reisender, Charles Watterton, vergleicht diese Gitter, welche der Kaiser Don Pedro in Rio de Janeiro weggesprochen hat, mit den Gattern der Milchkammer eines Pachthofes, wenn sie nicht sogar noch enger geschlossen sind. Man sehe die Excursions en Amérique, S. 120.



Allgemeinen mit englischen und indischen Waaren besetzt. Handelnde Negerinnen durchlaufen die Straßen, mit einem Korb auf dem Kopf, in welchem sich Stoffe aller Art befinden, die sie von Haus zu Haus anbieten. Das Geschrei, womit sie sich ankündigen, vermischt sich mit dem Geschrei der schwarzen Träger. Im Allgemeinen sieht man keine weißen Weiber in diesem Stadttheile; sie vermeiden es sogar, sich daselbst zu zeigen. Das Quartier von Recife ist auch dasjenige, in welchem die Schwarzen zum Verkauf ausgestellt werden. Noch vor einigen Jahren bestund kein besonderer Ort für diesen schrecklichen Handel; Männer und Weiber saßen vor den Vorrathshäusern zusammengekauert.

Die Insel Santo Antonio hat etwas breitere Straßen, als diejenigen von Recife sind. Man findet daselbst einen viereckigen Platz, auf dem man einen ziemlich großen und hübschen Markt errichtet hat. Die Magazine scheinen zum Verkauf der geringeren Gegenstände bestimmt zu seyn. Wenn man sich rechts von der Brücke wendet, bemerkt man ein kleines Gebäude, das einst einen Theil eines großen Baues ausmachte, den man hätte erhalten sollen: es ist der öffentliche Schatz, ein Ueberrest des Palastes, den Moriz von Nassau hatte erbauen lassen und den man vor ungefähr fünfzig Jahren zerstört hat. Das Gefängniß und das Theater sind nicht weit davon entfernt. Links von der Brücke befindet sich der Palast des Statthalters; aber dieser Palast ist nichts Anderes als das alte Jesuitenkollegium; und man hat mit Recht gesagt, daß der Reisende aus seiner Form und Zusammensetzung leicht folgern könnte, daß er niemals für den Gebrauch erbaut worden, zu welchem er jetzt bestimmt ist.

Fast ein Sechstel der Häuser von Santo Antonio haben nur ein Erdgeschoß. Nur um den Platz und in einigen Hauptstraßen findet man hohe Häuser wie zu Recife. Zum Ersatze dafür haben sich hier mehrere schöne Kirchen und Klöster erhoben, deren Anblick bemerkenswerth ist; erhöhte Fußwege fassen die Straßen ein wie in Recife und Boa Vista; aber die Mitte derselben ist nicht gepflastert.

Das Quartier von Boa Vista, welches auf dem festen Lande liegt, ist freundlicher, moderner; die Straßen und Seitenwege sind hier breiter. Es hat einige schöne, von reichen Leuten bewohnte Häuser, die dem Handel nicht angehören; denn fast alle Kaufleute wohnen in Recife. Wenn man die Hauptstraße verläßt, gelangt man in andere Straßen, die ebenso schnurgerade und mit Trottoirs eingefaßt sind; aber sie sind nur mit kleinen, einstockigen Häusern besetzt. Sie dienen zum Aufenthalte für die Kreolen und freien Neger, und ihre Fenster sind nicht so stark vergittert wie auf der Insel Santo Antonio. Man kann so von Recife aus eine Stunde lang durch diese luftigen Straßen gehen, ohne noch das Ende davon abzusehen; sie führen indeß auf die Felder, wo sich eine Menge der anmuthigsten Lusthäuser erhebt.

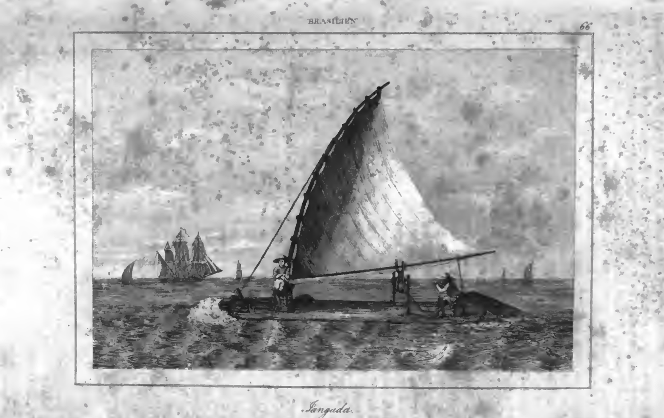
Die Brücke, welche von Santo Antonio nach Boa Vista führt, dient zu Spaziergängen während der schönen Nächte dieses Klima's; sie ist mit Bänken eingefaßt und man genießt hier eine wunderschöne Aussicht. Im Norden entdeckt man die Villa und die malerischen Abhänge von Olinda; im Süden den Fluß Capibaribe, den Dammweg von Affogados und über dem Ocean; indianische, von Negern geleitete Nachen durchkreuzen sich in allen Richtungen auf dem friedlichen Flusse; am Gesichtskreise zeigen sich die Jangadas mit ihren dreieckigen Segeln.

Die Jangada ist eine Art Fahrzeug, das der Küste von Pernambuko wesentlich angehört und fast immer den Reisenden in Erstaunen sezt. Sie besteht gewöhnlich aus drei, zwölf bis fünfzehn Fuß langen und acht bis neun Zoll breiten, kaum behauenen und durch zwei Querbänder verbundenen Holzstücken. Eines davon hat ein Loch, in welches der Mast eingepflanzt ist, der das Segel trägt; das andere unterstüzt eine kleine, zwei Fuß hohe Bank, auf welcher sich der Steuermann niedersezt, um ein wenig vor der Welle sicher zu seyn, die jeden Augenblick das Fahrzeug überschwemmt. Ein an der Hinterseite des Mastes befestigter Pfahl dient zur Aufhängung des Maniocsacks und der Kürbisflasche mit süßem Wasser für den Steuermann. Auf jeder Jangada sind zwei bis drei Menschen. Wenn der Wind sie zu stark umbeugt, so hängen sich diese kühnen Küstenfahrer auf die andere Seite, um ein Gegengewicht zu bilden; sie schwimmen Alle mit einer seltenen Gewandtheit. Wenn das Fahrzeug umschlägt, und Dieß geschieht sehr selten, so bringt man zwischen zwei Bohlen ein Bret, welches Kiels- und Abtriftsdienste thut. Man macht den Mast und die Bank los; man pflanzt sie wieder auf die Seite des Blockschiffs, welche den obern Theil eingenommen hat, und die Schifffahrt geht fort, wie wenn sie kein Zufall unterbrochen hätte. Diese Jangadas segeln dichter beim Windr als die Kielschiffe; sie bewegen sich mit bewundernswerther Geschwindigkeit; und es ist nicht selten, sagt man, sie zehn Meilen in einer Stunde zurücklegen zu sehen; fast aller Küstenhandel mit Gegenständen, welche die Nässe nicht scheuen, geschirht mittelst dieser sonderbaren Fahrzeuge: wir sind welchen fünfzehn Stunden weit im Meer begegnet.

Wir kommen jezt gleich auf die Brücke von Boa Vista und auf die herrliche Aussicht zu reden, die man daselbst entdeckt; der Fluß, über den sie geht, ist eigentlich weder der Kapibaribe noch der Biberibe, welche sehr wenig beträchtiche Flüsse sind. Er ist nicht weniger als 100 bis 120 Faden breit und wird aus dem Zusammenströmen der beiden kleinen Flüsse und den Wassern des steigenden Meeres gebildet.

Eine der beschwerlichen Unbequemlichkeiten, die man in dieser Stadt erfährt, ist, daß das nöthige Wasser jeden Tag von Olinda hergeführt wird in großen Barken, die den Kapibaribe herabkommen. Man hat den Plan zu einer Wasserleitung gemacht, welche diesem Uebelstande abhelfen würde; sie würde das Wasser von Biberibe bekommen und es in die Vorstadt von Boa Vista führen. Es ist ein Werk von der Ausdehnung einer Stunde, dessen Bedürfniß von Tag zu Tag fühlbarer wird. Aber die Thatkraft fehlt den Bewohnern von Pernambuko nicht immer, und es ist wahrscheinlich, daß diese große Arbeit vollends fertig werden wird.

Ein fremder Reisender, auf dessen Zeugniß man sich fast einzig beruft, wenn es sich von Pernambuko handelt, Koster, macht die Bemerkung, daß ein noch größeres Unglück für diese reiche Stadt zu befürchten wäre, die fast allen Handel der Provinz in sich vereinigt. Der obere Hafen von Recife, den man Mosqueiro nennt, und der mit der Stadt gleich lauft, ist sehr sicher; aber wenn man nicht wirksame Vorkehrungen trifft, so ist zu befürchten, daß er sich überhäuft. Der untere Hafen, bekannt unter dem Namen Poço, welcher für die Schiffe von 400 Tonnen und darüber bestimmt ist, bietet bei Weitem nicht dieselbe Sicherheit dar, weil er gegen das Meer offen ist.



Jangada.



Franzosen werden im Allgemeinen sehr viel zu Pernambuko gesehen; aber ihr Handel hat sich noch wenig daselbst entwickelt. Der Verfasser einer scharfsinnigen Flugschrift, welche vor fünf oder sechs Jahren erschienen ist, schreibt diesen Umstand der geringen Zahl der öffentlichen Beamten und dem gänzlichen Mangel an Aristokraten zu *).

Obgleich Pernambuko hauptsächlich nur Handelsstadt ist, so fehlt es ihr doch nicht gänzlich an Bildungsanstalten. Ein Mann von hohem Verdienst, der zu Anfang dieses Jahrhunderts Bischof hier war, Azerado Coutinho, hat in dieser Beziehung Vieles gethan, was noch jezt seine Früchte trägt. Es besteht zu Olinda ein von diesem Prälaten gestiftetes Seminar, auf dem die Schüler so weit gebracht werden, daß sie die Universität zu Coimbra besuchen können. Im Jahr 1825 erschienen drei Journale zu Pernambuko, und gewiß hat ihre Zahl sich indessen vermehrt. Die Bibliothek des Klosters der Benediktiner ist so bedeutend, daß sie zur Noth den Mangel an öffentlichen Bibliotheken ersetzen kann. Uebrigens gibt es viele Privatbibliotheken, in welchen die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts, besonders in philosophischen Schriften der Voltair'schen Schule vorherrscht.

Männerklöster finden sich in Pernambuko weit nicht so viele als in den anderen Hauptstädten Brasiliens; die Benediktiner und Karmeliter sind die reichsten und verwalten ihre großen Besitzungen mit Milde. Die Bettlerorden sind verachtet, und Tollenare bemerkt ganz richtig, daß jene Mönche, die auf dem Felde, in Häusern und Schenken herumziehen, um zu betteln, der Aristokratie der Farbe, welche schon so lange in den Kolonien besteht, nothwendig schaden mußten; denn wie hätte ein Neger einen Weißen als ein höheres Wesen betrachten sollen, wenn dieser sich um einer Gabe wegen vor ihm demüthigte. Es gibt keine eigentliche Mönche in dieser Stadt. Man findet in Olinda und Recife nur Zufluchtsörter für Frauen, Casas de Recolhimento, in welchen übrigens keine Gelübde abgelegt werden. Will hie und da ein Familienvater seiner jungen Tochter einigen Unterricht ertheilen lassen, so übergibt er sie auf einige Zeit den Vorsteherinnen jener Häuser.

Aehnliche Fortschritte, wie sie im öffentlichen Unterricht gemacht wurden, lassen sich nicht von den Künsten berichten; dagegen haben hier wie in anderen Städten die Gebräuche und Sitten der reichen und mittleren Klasse ihren eigenthümlichen Geist ganz verloren. Mit Recht sagte daher im Jahre 1818 ein Beobachter, als er diese fast durchgängige Annahme europäischer Sitten bemerkte, ein Volk, das ein anderes sich zum Muster nehme, verliere mit Einemmale seinen eigenthümlichen Geist und seine Freuden. Vor ungefähr zwanzig Jahren hielten die jungen Leute zu Poço und Panalla alljährlich ein Ringelrennen; auf einmal hörte dieses Vergnügen auf, und wie es scheint, aus keiner andern Ursache, als weil man gehört hatte, daß es in Frankreich und England nicht mehr im Gebrauch sey. So ist es noch nicht gar lange, daß nach einem alten Brauche des sechszehnten Jahrhunderts die jungen Bursche und Mädchen um eine gewisse Zeit alle Nacht in der Kirche des San Gonzalve d'Olinda tanzten.

*) Der Handel daselbst ist sehr lebhaft, sagt Vallès, und der Verbrauch an Lebensmitteln im Verhältniß zur Bevölkerung bedeutend. Doch finden unsere Luxusartikel nur einen beschränkten Verschluß, indem man sechszehn Farbige auf einen Weißen zählt.

Aber auch dieser religiöse Gebrauch ward abgeschafft, weil er den europäischen Sitten zuwider lief.

Olinda, die ehemalige Hauptstadt der Provinz, liegt von der Villa do Recife nur eine kleine Meile entfernt und steht durch ein längs der Küste hinziehendes Vorgebirge mit ihr in Verbindung. Der Rio Bibaribe von beträchtlicher Größe fließt parallel mit diesem Vorgebirge auf der dem Meere entgegengesezten Seite und gewährt, so wie auch das Meer, beiden Städten eine leichte Kommunikation. Die Stadt Olinda ist im sechszehnten Jahrhundert auf einem ziemlich hoch gelegenen Terrain erbaut worden, das die brasilischen Geographen als den Anfang einer kleinen Cordillere betrachten, die sich nach dem Innern des Landes zieht. Die Luft ist hier sehr rein; einige alte Gebäude zeugen von dem ehemaligen Reichthum.

Die Stadt Olinda, welche zur Regenzeit fast öde steht, ist ziemlich belebt zur schönen Jahreszeit; viele Einwohner von Recife haben hier Landhäuser; ihre Lage auf mehreren Hügeln gewährt eine schöne Aussicht. Nach der einen Seite hin sieht man den Hafen von Recife mit seinem Wald von Masten und seinen hübschen Faiencethürmen. Weiterhin erblickt man den natürlichen durch das Felsenriff gebildeten Damm und den weiten Ocean. Nach der andern Seite hin entdeckt das Auge die vom Biberibe bewässerte, sumpfige Ebene und verweilt auf grünbewachsenen Hügeln; so zeigt diese Seite das Bild der Einsamkeit, während auf der andern sich eine belebte Welt dem Blicke aufthut.

Die Lage der Stadt auf verschiedenen Hügeln gestattet jedem Hause einen kleinen Garten, was dem Ganzen ein anmuthiges Aussehen verleiht. Denn obgleich diese Gärten wenig kultivirt werden, so bilden doch die Orangen und Bananenbäume, welche man darin wachsen läßt, große grüne Massen von sehr malerischem Anblick.

Nach alten Conventionen sollen der Gouverneur und die Hauptbehörden der Provinz sechs Monate des Jahres zu Olinda zubringen. Man hat sogar einen Palast daselbst gebaut, um die Ausführung dieses Vertragspunktes noch mehr zu erleichtern. Man begreift jedoch leicht, daß der Gang der Geschäfte, der seinen Mittelpunkt in Recife hat, den Regierungschef fast immer in lezterer Stadt zurückhält. Der Bischof hat zwar auch seinen Palast in Olinda; dieß ist aber eine armselige Wohnung, während der Palast de la Soledade, der ebenfalls dem Bischof gehört und in einer der Vorstädte von Recife erbaut ist, unter die prächtigsten Gebäude gezählt werden kann. Die alte Kathedrale erhebt sich auf einem Hügel; sie beherrscht die ganze Gegend umher und es fehlt ihr weder an Schönheit noch an Größe.

Das Merkwürdigste in Olinda ist ohne Zweifel der botanische Garten daselbst. Er wurde bei Ankunft des Hofes gegründet. Die ersten Pflanzen, welche man hier einheimisch machen wollte, ließ man aus Cayenne kommen, so wie den Direktor, welcher die verschiedenen Geschäfte der Gartenkultur zu leiten hatte. Der Zimmtbaum von Ceylon, der Gewürznelkenbaum der Molukken, der Muskat- und Pfefferbaum von der Küste Malabar, der Brodbaum von Otaheiti und eine Menge ausländischer Bäume werden mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Vor mehreren Jahren konnten die 500 Zimmtbäume daselbst noch nicht abgerindet werden; doch läßt die fortwährende Sorgfalt, welche auf diese Bäume verwendet wird, noch glückliche Resultate für den Handel hoffen.



Von Pernambuko aus tönte der erste Freiheitsschrei, der Brasilien zur Unabhängigkeit aufrief. Hier bereitete sich die erste Revolution vor, hier wurden zuerst die Rechte des Landes einer Untersuchung unterworfen. Für alle Gegenden Amerika's ist Dieses eine große Epoche: sie ließ die Emancipation Brasiliens voraussehen. Aber gewaltsam unterdrückt, fast in demselben Augenblicke, da sie ausgebrochen war, hat die Insurrektion von 1819 nur wenig Anklang in Europa gefunden; und wenn die Hauptereignisse derselben nur unbestimmt berichtet wurden, so sind alle einzelnen Vorfälle gänzlich unbekannt geblieben. Ja selbst in Brasilien, Pernambuko ausgenommen, weiß man eine Menge Begebenheiten, die sich dabei zugetragen haben, nicht mehr. Die Geschichte dieser Periode ist noch nicht geschrieben worden; um so mehr dürfen wir uns glücklich schätzen, aus Dokumenten schöpfen zu können, deren Authentizität uns so gut wie verbürgt ist *).

Wie die meisten Aufstände in Südamerika, so scheint auch die erste Insurrektion in Pernambuko ihren Hauptgrund in jenem tiefgewurzelten Haß und Widerwillen gehabt zu haben, der schon so lange Zeit die beiden Parteien spaltet, deren Interessen sich geradezu entgegengesezt sind — die Partei der Kolonisten und diejenige, welche ihre Rechte auf die erste Eroberung gründet; nur waltete hiebei der Unterschied ob, daß in Brasilien namhafte Concessionen gemacht worden waren und daß das Mutterland freiwillig der Kolonie die Hand zum Bunde zu reichen schien. Dessen ungeachtet mußte endlich, wenn auch erst nach langer Zeit, der geheime Instinkt der Bevölkerung triumphiren. Jedoch wurde der Kampf Anfangs nur im Verborgenen geführt, weil dem Anscheine nach die Interessen sich vermischt hatten und weil kein reeller Grund vorlag, dreihundertjährige Bande gewaltsam zu brechen, welche das Mutterland aus eigenem Antriebe zu lösen schien.

Aber der Grund lag tiefer: Was Johann VI gestürzt hat und Was fünfzehn Jahre später den Don Pedro zur Abdankung nöthigte, waren wenige einfache Worte, und diese wurden auch im Jahre 1818 in Pernambuko wieder ausgesprochen: Brasilier oder Nichtbrasilier hieß es daselbst, und die Zeit hat bewiesen, wie Viel solche Worte vermögen.

Seit 150 Jahren war tiefer Friede in Brasilien gewesen, und dieser Friede war nur im Anfange dieses Jahrhunderts durch einige leicht unterdrückte Negeraufstände in San Salvador gestört worden. Im Jahr 1817 brachen in Pernambuko einige Unruhen unter den Farbigen aus; es wurden Verhaftungen vorgenommen und einige Mulatten und Neger zum Tode verurtheilt. Diese Maßregeln wurden für sehr strenge gehalten, da, wie man sagte, die Unruhen nur in sehr indirekter Verbindung mit der Politik standen. Aber die Regierung hatte wahrscheinlich Ursache, anderer Meinung zu seyn.

Die Ruhe war vollständig wieder hergestellt; aber nun sprach man von Versammlungen, welche unter freimaurerischen Formen abgehalten wurden. Es fanden Mahlzeiten Statt, bei welchen mit Ausschluß europäischen Brodes und Weins der Manioc und Tafia des Landes die Hauptrolle spielten und wobei Toaste gegen die königliche Tyrannei und gegen

*) Notes dominicales, par M. L. T. de Tollemare — das schon mehrmals angeführte Manuscript, dem wir diese wichtige Erzählung, die wir leider abkürzen müssen, entnehmen.



die Portugiesen ausgebracht wurden. Die ganze Stadt wußte davon, auch wurden dem Gouverneur Caetano Pinto de Montenegro wiederholte Vorstellungen gemacht; dieser aber, ein Mann des Gesetzes und Freund des Friedens, war unvorsichtig genug, solchen Gerüchten keinen Glauben zu schenken. Er soll übrigens auch durch falsche Rathgeber getäuscht worden seyn.

Am 3 Merz jedoch hieß es auf einmal, die Regierung wolle ihr bisheriges System der Unthätigkeit aufgeben, und wolle fürs Erste Maßregeln gegen einige Brasilier ergreifen, welche verrätherische Reden gehalten hatten. Wahrscheinlich hatte sie erfahren, daß die Plane der Verschwornen ihrer Reife nahten. Das Publikum aber schien weit entfernt, an einen nahen Ausbruch zu glauben, und hielt deßhalb eine Proklamation, die der Gouverneur bekannt machen ließ, für unnöthig. In dieser Proklamation ward zum Frieden, zur Einigkeit und vor Allem zur Unterwürfigkeit ermahnt; seltsam genug aber nahmen sich in derselben folgende Worte aus: „Glaubet nicht, daß exaltirte Reden, ausgestoßen in der ersten Freude darüber, daß der Souverän nun in dieser Hemisphäre weilt, als Verbrechen betrachtet werden können. Beruhiget Euch daher!“ Man hat geglaubt, Montenegro habe die Verschwornen in trügerische Sicherheit einwiegen wollen; aber viele Leute und namentlich die Truppen schienen jezt zum ersten Male zu erfahren, daß ein Unterschied zwischen den brasilischen und den europäischen Portugiesen sey: man verbot, diese zu beleidigen. Diese Proklamation, in welcher man auf den ersten Blick nur ein Zeichen der Schwäche gewahrte, erregte den Spott der Verschworenen, das Achselzucken der Fremden und, wie man leicht denken kann, den Unwillen der Portugiesen, welche statt der Worte Thaten verlangten, d. h. die Verhaftung Derer, welche die öffentliche Meinung als Verschworne bezeichnete. Die öffentliche Meinung aber hatte sich in diesen Bezeichnungen nicht getäuscht.

Es scheint, der Gouverneur habe am 5ten einen Rath zusammenberufen, in welchem die Verhaftung von siebenzig Personen beschlossen ward; es scheint auch, dieser Beschluß und die Liste seyen durch irgend Jemand den Betheiligten verrathen worden. Doch sind die Berichte hierüber widersprechend.

Am Morgen des 6 Merz schien Alles ruhig in der Stadt. Selbst um zehn Uhr noch schien die Bevölkerung weit entfernt, an einen Ausbruch zu denken. Gegen eilf Uhr aber begannen auf Befehl des Gouverneurs die Verhaftungen. Ein Mann, den man bald eine Hauptrolle in der Verschwörung spielen sehen wird, Domingo Joze Martins, ward ins Gefängniß abgeführt. Ein Brigadegeneral begab sich in die Kaserne und arretirte daselbst einen Artillerieoffizier. Hierauf fuhr er fort, mehreren Anderen die Waffen abzufordern, als der zweite Offizier, der in Verhaft genommen werden sollte, Joze de Barros, sich diesem Verfahren widersezte, und den Wortwechsel, der sich darüber zwischen ihm und seinem General erhob, dadurch endigte, daß er Lezterem seinen Degen in die Brust stieß. Dieses erste vergossene Blut ist das Signal zur Revolution; die Soldaten der Kaserne greifen zu den Waffen, um den Joze de Barros zu vertheidigen. Die Einen eilen nach dem Gefängnisse, befreien den Domingo Joze Martins und tödten Den, welcher ihn verhaftet hatte; die Anderen durchrennen die Straßen von San Antonio, lassen die Sturmglocke läuten und Allarm schlagen. Die Einwohner stürzen bewaffnet heraus in die



Politische Versammlung zu Pernambuc

Straßen, ohne die Ursache des Lärms zu wissen. Man hört noch kein Freiheitsgeschrei, wohl aber den Ruf: Viva a patria, mata os marinheiros *)! Das Gewehrfeuer beginnt an verschiedenen Punkten der Insel San Antonio und Blut fließt unter dem Rufe: Es lebe das Vaterland!

Aber was thut der Gouverneur in diesem kritischen Momente, nachdem er mit Strenge zu verfahren befohlen hatte? Er ergreift keine Maßregel, um seine Autorität geltend zu machen; und auf die ersten Schüsse, die er hört, flieht er in die Festung Brown.

Die Flucht des Gouverneurs kam dem Plan der Verschwornen in die Quere. Sie hatten anfänglich beschlossen, ihn in seinem Palaste zu belagern. Dieser unerwartete Umstand aber gab zur Bildung zweier Parteien Veranlassung; sie waren nur durch die Brücke Santo Antonio getrennt; die erste bestand aus Marinheiros oder Portugiesen, die sich in Recife bewaffnet hatten; die zweite, welche alle Insurgenten vereinigte, war Meister von Santo Antonio und Boa Vista. Es kam zu schrecklichen Excessen; in diesem Momente der Unordnung geschah es, daß vier französische Matrosen, welche ihrem Kapitän zu Hülfe geeilt waren, niedergehauen wurden. Dieser hatte ihnen eine Summe von 48,000 Franken übergeben, um sie an Bord zu bringen; aber sie konnten die Küste nicht mehr erreichen, sie wurden niedergemacht und ausgeplündert, — freilich nicht als Franzosen, sondern als Marinheiros. Ein Einziger von ihnen entkam.

Der Gouverneur, welcher in die Festung Brown geflohen war, verzweifelte an Allem und nahm keine Maßregel, obgleich er den ganzen bewaffneten Recife und eine ziemlich zahlreiche Artillerie für sich hatte, und die Seeleute im Hafen ebenfalls ihm zu dienen geneigt waren. Wahrscheinlich hätte er auch mit diesen Mitteln die Oberhand über die Insurgenten gewinnen können, deren Kräfte in weiter Nichts bestanden als einem Regiment Artillerie, einer kleinen Zahl Weißen und Mulatten, die man aus den Gefängnissen geholt, und einer größeren Zahl Einwohner von allen Farben, deren man sich mit Gewalt bemächtigt hatte und zum Patrouillendienste zwang. Kaum bemerkte man einige Soldaten vom Regiment des Recife auf ihrer Seite und vielleicht nicht Einen Schwarzen vom Regiment Heinrich Dias. Auch bestand das ganze Geschütz der Insurgenten in nicht mehr als drei kleinen Feldstücken; ihr Gewehrfeuer war einzig auf die Flüchtigen gerichtet: man bemerkte die größte Unordnung unter ihnen. Wäre von Recife aus ernstlich ein Uebergang über die Brücke Santo Antonio versucht worden, so wäre dadurch sehr wahrscheinlich die Gegenpartei, welche keinen Stützpunkt hatte als eine elende, in einer Straße gelegene und nicht isolirte Kaserne, in die größte Verlegenheit gerathen. Statt dessen aber kam von der Festung Brown der Befehl, die Brücke Santo Antonio abzusägen; dadurch aber erklärte man sich für geschlagen und flößte der Gegenpartei eine Zuversicht ein, die sie bisher noch nicht gehabt hatte. In diesem Momente geschah es wirklich, daß die Truppen und die Verschwornen, angefeuert durch die Reden des Pater Joao Ribeiro,

*) Es lebe das Vaterland, tödtet die Seeleute! Mit lezterem Namen bezeichneten die Brasilier die europäischen Portugiesen, welcher Klasse sie auch angehören mochten. Seit und während der Unruhen in Rio erhielten die Europäer den Schimpfnamen pe dechumbo, Bleifüße; dagegen nannten diese die Brasilier pe decabra, Ziegenfüße.

die weiße Insurrektionsfahne aufpflanzten. Ein Artillerieoffizier, Pedroso, ein Mann von vieler Entschlossenheit, führte zwei kleine Geschützstücke an die Brücke und ließ sie mit Erfolg auf die Arbeiter spielen, welche die Brücke abzusägen bemüht waren. Diese, nur durch ein schwaches Musketenfeuer unterstüzt, wurden in die Flucht geschlagen, und nun drang Pedroso kühn über die Brücke vor und wagte sich sogar ins Recife hinein, obgleich er nicht mehr als 120 Mann bei sich hatte: aber nicht die geringste Anordnung war in diesem Theile der Stadt getroffen. Ein allgemeiner Schrecken verbreitet sich; Jeder verbirgt sich oder flieht; Einige stürzen sich ins Meer; die größere Zahl sucht eine Zuflucht auf den Schiffen, welche vor Anker liegen. In weniger als einer Stunde waren die Insurgenten Herren der ganzen Halbinsel, und der Gouverneur, der sich auch nicht einen Augenblick gezeigt hatte, war mit 200 bis 250 Mann in der Festung eingeschlossen und außer aller Verbindung mit Olinda, wo die vom Volke unterstüzte Garnison die Scenen des Recife wiederholte unter dem Rufe: Mata os Minheiros!

Die Nacht vom 6ten zum 7ten verging unter beständigem Allarm; jede Partei befürchtete von der entgegengesetzten Seite einen Angriff; starke Patrouillen der Insurgenten durchstreiften die Straßen. Während dieser Zeit organisirten die Häupter der Verschwörung eine Art provisorischer Regierung, und sobald der Tag angebrochen war, forderten sie den Gouverneur zur Uebergabe der Festung Brown auf. Eine Kapitulation kam zu Stande unter Formen, die eben so lächerlich als erniedrigend für Diejenigen waren, welche die königliche Gewalt repräsentirten. Man kam überein, der Gouverneur sollte sich sogleich auf einer Golette nach Rio Janeiro einschiffen; und während er sich zur Abreise anschickte, ging seine kleine Garnison zu den Insurgenten über *).

Das Volk sah der Einschiffung des Gouverneurs sehr gleichgültig zu; die Europäer sandten ihm Verwünschungen nach; denn die Partei der Independenten wußte gar wohl, daß sie ihren Sieg einzig seiner Ungeschicklichkeit zu danken hatten. Befremdend ist es aber, daß, wie Augenzeugen versichern, das Volk anfänglich keinen Enthusiasmus zeigte; es schien zu glauben, die Revolution sey nur gegen das Gouvernement, nicht aber gegen die königliche Gewalt gerichtet gewesen. Die Häupter der Insurrektion sprachen sich auch noch auf eine sehr unbestimmte Art über ihre republikanischen Plane aus.

Nach der Einschiffung des Gouverneurs kehrte Alles wieder zur Ruhe zurück. Die neue Regierung organisirte sich: eine provisorische, aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission ward mit der höchsten Gewalt bekleidet; sie bestand aus einem gelehrten Geistlichen, Joao Ribeiro, einem geschickten Rechtsgelehrten, Joze Luiz, aus zwei Obersten, Manoel Correa d'Araujo und Domingo Teddonio, und endlich aus einem Handelsmanne, dessen Name fast der einzige ist, den die weiteren Berichte aufgenommen haben. Da auch wirklich Domingo Joze Martins als der

*) In dieser in Form eines Protokolls abgefaßten Kapitulation heißt es, der Gouverneur habe sechs oder sieben mit ihm eingeschlossene Generale zu sich berufen, um sich mit ihnen über die Möglichkeit einer Vertheidigung zu berathen. Diese aber hätten versichert, es fehle gänzlich an Munition und Mundvorrath, und sich vertheidigen, hieße daher nur, unnützerweise Blut vergießen. In Folge dieser Erklärung habe der Gouverneur sich gezwungen gesehen, die vom Feinde ihm vorgelegten Bedingungen anzunehmen und zu unterzeichnen. Die meisten Generale blieben gefangen.



Haupturheber der ersten brasilischen Revolution anzusehen ist, so glauben wir, einiges Nähere über seine Person berichten zu müssen. Er war zu Bahia geboren, ging später nach Europa, errichtete zu London ein Handlungshaus, machte Bankerott, kehrte wieder nach Brasilien zurück und nahm seinen Aufenthalt zu Ciara. Eine glückliche Baumwollespekulation trug ihm einige Kapitalien ein, mit welchen er sich in Recife niederließ. Seine weiteren Geschäfte gingen nicht glänzend, und da sein Vermögen ihm nicht gestattete, ein großes Handelshaus zu machen, so wandte er sich zum Landbau und wurde endlich Besitzer einer Zuckerpflanzung, deren Ertrag für die Bedürfnisse eines bescheidenen Mannes ausgereicht hätte. Aber Domingo Joze Martins war ehrgeizig und von leicht entzündlichem Geiste; sein Aufenthalt in Europa und die Kenntnisse, welche er sich dort erworben haben wollte, verschafften ihm einen gewissen Einfluß bei seinen Mitbürgern. Bei ihm wurden jene brasilischen Mahlzeiten gehalten, von denen oben erzählt worden ist; und gleich vom Anfange an wurde er als einer der Haupturheber der Revolution betrachtet. Sein Verlangen nach Unabhängigkeit scheint jedoch nicht so uneigennützig gewesen zu seyn als das des Geistlichen Guerreiro und anderer Häupter der südamerikanischen Revolutionen. Er wird mit Recht beschuldigt, daß er, um zu großem Vermögen zu gelangen, nicht die edelsten Mittel angewendet habe. So war er kaum zur Gewalt gelangt, als er durch Drohungen sich die Hand einer reichen Kaufmannstochter aus Recife erzwang, die ihm Anfangs abgeschlagen worden war. Stets aber zeigte er sich als einen Mann von entschlossenem, festem Charakter. Besondere Kaltblütigkeit und Energie zeigte er in dem Momente, da er, dem Gefängnisse überliefert, seine Mitbürger zu den Waffen rief. Nie hat er sich die Mühe gegeben, die Revolution zu rechtfertigen; dagegen war er eifrigst bemüht, sie recht in Gang zu bringen.

Als die neue Regierung sich organisirt hatte, erließ sie mehrere Proklamationen: in diesen forderte sie das Volk auf, das Joch eines verderbten und kostspieligen Hofes zu brechen, wo Alles für die Günstlinge und Nichts für das Volk geschehe. Sie versprach eine wohlfeilere und nationalere Verwaltung. Eine Hauptfrage war noch zu erörtern, die wegen der Sklaverei. Wahrscheinlich um die Pflanzer zu beruhigen, ward eine Proklamation erlassen, worin es hieß, daß die Regierung, so widerstrebend es auch ihren Gesinnungen sey, vorerst an dem Zustande der Negersklaven Nichts ändern wolle; aber nicht weil sie die Rechtlichkeit dieses Zustandes anerkenne, sondern bloß aus Achtung für erworbenes Eigenthum. Auch einige Abgaben wurden aufgehoben, aber die Besserunterrichteten wußten wohl, daß bei der täglich mehr sich herausstellenden Nothwendigkeit, den öffentlichen Schatz zu vermehren, die leztere Maßregel nicht von Dauer seyn würde.

Man verbannte aus der Conversation alle die Höflichkeitsformeln, die zu servil schienen; statt vossa merce (Ew. Gnaden) sagte man kurzweg Ihr; statt Senhor brauchte man das Wort Patriota, was so Viel bedeuten sollte als das französische Citoyen im Jahr 1793.

Das Kreuz des Christusordens so wie die übrigen königlichen Ordenszeichen wurden aus den Knopflöchern weggenommen; die Wappen und Bildnisse des Königs verschwanden; es sollte eine neue Nationalflagge gestiftet werden. Vorerst hatte man eine weiße Flagge aufgepflanzt, um den Uebergang nicht allzu grell zu machen. Auch sollte sie die friedlichen Gesinnungen

der Insurgenten bezeugen. Ueberdieß hatten die Portugiesen seit langer Zeit das Erscheinen fremder Schiffe an der Küste durch eine solche Flagge bezeichnet, und es war daher von Wichtigkeit, die von Außen her kommenden Schiffe das gewohnte Zeichen sehen zu lassen, um sie nicht vom Einlaufen abzuhalten. Auf die Ankunft solcher Schiffe aber hofften die Insurgenten sehnlichst, denn es fehlte durchaus an Lebensmitteln.

Am 30 Merz 1817 hatte die Unabhängigkeit schon einen gewissen Bestand gewonnen. Man wußte, daß Parahyba sich der Sache von Pernambuko angeschlossen und daß daselbst eine provisorische Regierung sich organisirt hatte. Kanonen verkündigten endlich auch den Beitritt des Distrikts Alagoas. Man hörte auch, die Kapitanerie Rio Grand du Nord werde diesem Beispiel folgen. Ja man hoffte sogar auf den Beitritt von Ciara und Maranhan, und Einigen schien es nicht unmöglich, daß auch Bahia seine Unabhängigkeit proklamiren werde. Alsdann war es um die königliche Sache geschehen, denn einzig von Bahia her konnten Repressivmaßregeln kommen. Aber hierin ruhte die Hoffnung der Insurgenten auf keinem festen Grunde.

Der Graf dos Arcos war damals Gouverneur der alten Hauptstadt Brasiliens. Zeitig genug erhielt er Nachricht von dem Aufstande zu Pernambuko, und mit einer Schnelligkeit, die als der wichtigste Akt seines politischen Lebens bezeichnet wird, organisirte er eine Truppenmacht und schickte sie nach jener Provinz. Und während er mit seltener Geschicklichkeit diese Maßregel ausführte, bewaffnete Rio Janeiro eine beträchtliche Flotte: der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft seyn.

Es ist in der That auffallend, mit wie wenig Vorsicht die Insurrektion unternommen worden war. Es war keine einzige Druckerei in Pernambuko, und somit fehlte es also den Männern der Gewalt an dem mächtigsten Hebel aller neuen Revolutionen. Man ließ zwar eine Presse und Lettern aus London kommen; aber als nun dieses Alles auf dem Platze war, hatte man keine Arbeiter, die damit umzugehen wußten: zwei Mönche, ein Engländer und ein französischer Seemann übernahmen daher in der Eile die Buchdruckereigeschäfte. Man fühlte zu wohl, als man diese Druckerei errichtete, wie sehr man dieses Mittels nöthig habe, um die öffentliche Meinung zu leiten.

Auch an Lebensmitteln und Kriegsvorräthen fehlte es: man hatte Nichts zum Voraus für die Anschaffung derselben gethan. Nun wandte man sich an die Vereinigten Staaten, und ein verständiger Mann ward nach Nordamerika abgesandt, um Waffen, Munition und Lebensmittel einzukaufen; doch das bevorstehende Ereigniß machte diese Maßregel unnöthig.

Vom Monat Mai an blokirte ein ziemlich bedeutendes Geschwader des thätigen dos Arcos den Hafen von Recife; die königliche Armee hatte einen Einfall in Alagoas gemacht und marschirte auf die Stadt zu. Parahyba hatte die portugiesische Flagge wieder aufgesteckt. Alle Straßen waren besezt und eine große Verwirrung herrschte in Pernambuko. Kurz zuvor war daselbst eine wichtige, aber für die Einwohner sehr beunruhigende Maßregel ergriffen worden. Man hatte tausend Sklaven in Freiheit gesezt; die Streitkräfte der Insurgenten beliefen sich um diese Zeit auf 10 bis 12,000 Mann. Martins übernahm das Kommando über dieselben,

Am 15 Mai 1817 kam es zu einem Treffen, in welchem sich das Loos der Insurgenten entscheiden mußte. Die beiden Armeen trafen auf dem Gebiete von Serinham bei Salgado aufeinander; aber was läßt sich von einem solchen Treffen sagen? Die Armee der Patrioten bestand aus armen Lavradores und Moradores, die man mit Gewalt auf der Straße zwischen Recife und Alagoas zusammengerafft hatte. Sie hatten weder Waffen noch Kleider, und da sie nicht begriffen, um was es sich handelte, so dachten sie nur darauf, wieder zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Die königliche Armee war zwar zahlreicher; aber mit Ausnahme der Kavallerie ließ sie wenig von sich hoffen. Arme Indianer hatten sich freiwillig an die Truppen von Bahia angeschlossen, und wie in den Kriegen mit Holland, so sah man auch hier wieder jene Trümmer eingeborner Nationen, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, einhermarschiren. Doch man hatte ihrer Hülfe nicht einmal nöthig. Beide Heere feuerten schon in beträchtlicher Entfernung auf einander; aber bald hörte das Feuer auf; die Truppen der Independenten zerstreuten sich auf dem Felde umher oder flohen nach Pernambuko zurück. Nur drei Mann kamen ums Leben. Der General Mallo, welcher die königlichen Truppen befehligte, blieb Meister des Platzes.

Domingo Joze Martins war vielleicht der Einzige seines Heeres, der wahren Muth gezeigt hatte. Verwundet war er nach einer Hütte geflohen und verbarg sich daselbst. Von hier aus weiter nach anderen Schutzorten fliehend, ward er endlich von einer Indianerin an die Royalisten verrathen. Er wurde nach Pontal auf eine Fregatte gebracht, welche ihn nach Bahia führen sollte. Das Loos der anderen Mitglieder der provisorischen Regierung war nicht das beste. Der Eine von ihnen verrieth seine Sache und bedeckte sich mit Schimpf; zwei Andere wurden verhaftet. Der unglückliche Abbé Ribeiro war der Einzige, der Muth genug hatte, sich den Tod zu geben. So war am 17 Mai die erste Revolution in Brasilien geendigt; sie hatte im Ganzen dritthalb Monate gedauert. Am 25sten flatterten die portugiesischen Fahnen wieder auf allen Forts.

Wir gehen nicht ins Einzelne ein über die zwei- oder dreitägigen Unordnungen in Recife und Olinda, welche unvermeidlich waren bei dem Andrange so vieler Truppen und der Ausschiffung der Flotte. Zwei Einwohner von der Partei der Independenten wurden niedergehauen, und auch mehrere, die zu gar keiner Partei gehörten, verloren das Leben. Die Flotte war nicht im Stande, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, und erst nach der Ankunft des Marschalls Mallo ward die Ruhe vollkommen wieder hergestellt.

Aber nun begann die königliche Reaktion und leider gründete sie ihre Wirksamkeit auf Denunciationen. Man suchte nun auf alle Arten die Leichtigkeit, womit man sich dem republikanischen Joche gefügt hatte, zu rechtfertigen. Einige wohlbekannte Personen behaupteten recht naiv, sie seyen nur deßhalb der neuen Regierung beigetreten, um sie irre zu führen oder, besser gesagt, um ihren Untergang zu beschleunigen. Aber während man immer mehrere Verhaftungen vornahm *) und die freigelassenen

*) Die in Brasilien herrschende Gewohnheit, sich selbst Recht zu schaffen, gab zu sonderbaren Verhaftungen Veranlassung. Ein Brasilier hatte mit einem anderen einen Prozeß; er verhaftete ihn durch seine Neger und führte ihn geknebelt nach Recife, wo er ihn als einen Patrioten dem

Neger ihren Herren zurückgab, welche nun durch schreckliche Qualen den Augenblick Freiheit, den sie genossen hatten, bezahlen mußten *), bereitete sich auch das Ende dieses blutigen Schauspiels vor: Domingo Joze Martins ward zu Bahia mit mehreren seiner Anhänger zum Tode verurtheilt. Er starb mit männlichem Muthe. Die meisten Staatsgefangenen wurden nach eben jener Stadt abgeführt, wo sie noch lange in Gefängnissen schmachten mußten; endlich wurden noch vier Häupter von der Partei der Independenten zu Pernambuko hingerichtet. Zwei von ihnen waren Geistliche; aber die geistliche Gerichtsbarkeit konnte Nichts zu ihren Gunsten thun. Die beiden Anderen gehörten dem Militärstande an und hatten sich während der Insurrektion durch ihren Eifer ausgezeichnet. Sie hießen Joze Barros und Domingo Taodonio und hatten früher eine Stelle bei der Armee bekleidet.

Noch lebt in den Einwohnern von Pernambuko das Andenken an jene schreckliche Exekution, die wir ihren Hauptumständen nach beschreiben wollen. Das Urtheil ward im Juli vollzogen. Die Verurtheilten mußten, einen Strick um den Hals, die Versammlung des Zuges erwarten, der sie begleiten sollte. Die Soldaten, welche einen Theil dieses Zuges ausmachten, hatten die Gewehre zur Erde gesenkt, und der Tambour schlug einen Trauermarsch. Nach altem Gebrauche kamen die Brüderschaften langsamen Schrittes einhergezogen, die eine nach der andern, jede mit ihrer Fahne, welche sie vor den Unglücklichen schwenkten. Hierauf erschien ein höherer Justizbeamter in Trauerkleidern und einem Trauermantel; er ritt ein schwarzes Pferd, und ihm folgte ein Alkade in rothen Kleidern, ebenfalls zu Pferde. Dieser niedere Beamte trug in der Hand eine Fackel von gelbem Wachs. Man glaubte, das Todesurtheil werde nun verlesen werden; aber jezt erschienen neue Deputationen der Geistlichkeit und sprachen die vierzigstündigen Gebete. Alles Dieses geschah vor dem Eingange zum Kerker. Endlich sezte der Zug sich in Bewegung. Die beiden Henker, welche ihn schloßen, waren zwei zum Tode verdammte Neger, denen aber diese Strafe erlassen ward unter der Bedingung, ihren Arm dem schrecklichen Dienste der Gerechtigkeit zu leihen. Auf dem Richtplatze angekommen, konnte der Geistliche von Itamaracá, der Abbé Tenoiro, der mit einem Chorhemde und einem weißen Bischofsmäntelchen bekleidet war, kaum mehr gehen, so sehr war er durch Krankheit geschwächt. Franziscanermönche unterstüzten ihn, und ein junger Benediktiner geleitete ihn zu der fatalen Leiter. Er vermochte nicht zu sprechen, aber der Mönch erhob seine Stimme und sprach: „Sein Tod macht ihn frei von seiner Schuld; darum seht in ihm nur den Bruder.“ Die Henker verrichteten ihr Amt unter Thränen. Die beiden Offiziere zeigten die größte Standhaftigkeit. Joze de Barros betrachtete trozig die Umstehenden, Domingo Teodonio sprach mit Wärme zu ihnen. Er bekannte seinen Irrthum, aber er betheuerte,

---

Gerichte übergab. Dieser aber bewies das Gegentheil, und nun ward sein Ankläger in Verhaft genommen. Einer führte seinen Bruder an einem Stricke, den er ihm um den Hals gebunden hatte, herbei, unter dem Vorwande, dieser habe Lebensmittel in der Stadt verkaufen wollen.

*) Viele unter ihnen hatten Gewaltthaten begangen; aber die Strafe, die man sie erleiden ließ, war empörend. Ihre Peiniger waren zur Kettenstrafe verurtheilte Verbrecher, denen die Zuschauer Geld gaben, damit sie mit aller Kraft zuschlagen sollten. Der Leidende ward auf ein eisernes Gitter gebunden und vom Gürtel bis zu den Füßen entkleidet. Die zwölf ersten Hiebe drangen bis aufs Fleisch: und nun wurden noch 100 bis 300 hinzugefügt. Wenige von ihnen stießen Schreie des Schmerzes aus; Einige aber gaben den Geist auf. Auch Mulatten und Halbweiße wurden ausgepeitscht.



sein Herz habe ihn hingezogen: er habe für das Beste seines Vaterlandes zu handeln geglaubt. Er hinterließ einen Sohn, den er dem Publikum in Worten empfahl, die den tiefsten Eindruck machten.

Unter diesen Männern, denen es wohl an Klugheit, nicht aber an Muth fehlte, ist einer, der gewiß noch mehr als die anderen die Theilnahme des Geschichtschreibers verdient: dieß ist der Abbé Ribeiro, der zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt worden war und dessen Name in Europa so unbekannt geblieben ist, daß gewiß nicht Ein Werk angeführt werden kann, in welchem von ihm die Rede wäre.

Der Abbé Johann Ribeiro war ein gelehrter Geistlicher, ohne Vermögen; doch war er praktischer Philosoph genug, um mit der Stellung, welche das Schicksal ihm angewiesen hatte, zufrieden zu seyn*). Wie eine Menge südamerikanischer Geistlichen, so las auch er fleißig die Philosophen des vorigen Jahrhunderts und athmete, wie er selbst sagte, nur für die Freiheit. Die Werke Condorcets hatten besonders vielen Einfluß auf seinen Geist geübt; er setzte das höchste Vertrauen in die Fortschritte des menschlichen Geistes. Aber es wurde ganz richtig bemerkt, daß seine Einbildung ihn sowohl über sein Jahrhundert als namentlich auch über seine Landsleute getäuscht hat. Ein Mann, der seine Ansichten nicht theilte, dieselben aber mit seltenem Scharfsinn beurtheilte, schrieb während der Zeit der Insurrektion Folgendes über ihn: „Er ist weniger trunken von der Ehre, der oberste Beamte seines Vaterlandes zu seyn, als vielmehr von dem Ruhme, demselben die Freiheit wieder gegeben zu haben. Seinen Absichten lasse ich gerne Gerechtigkeit widerfahren: ich glaube, daß sie gut sind; aber ich muß zugleich sagen, daß seine Begeisterung größer ist als sein Talent, zu regieren. In lezterer Hinsicht scheint er mir sehr schwach zu seyn. Er hat keine Kenntniß der Menschen. Die Kunst, ihre Leidenschaften zu leiten, ist ihm eben so unbekannt als die Intrigue. Gewiß, er wird für sein Vaterland sich zu opfern — aber nicht es zu retten wissen.“

Diese merkwürdigen Worte wurden den 23 Merz geschrieben, und zwei Monate später war der Abbé Ribeiro, der, um mit gutem Beispiel voranzugehen, barfuß der Armee der Independenten gefolgt war, der Einzige, der den Muth hatte, sich freiwillig den Tod zu geben; sein blutiges Haupt ward auf einer Pike in den Straßen von Pernambuko herumgetragen **).

Seit dem Anfange der allgemeinen Gährung, die man in Brasilien bemerkt, hatten noch zwei Volksaufstände in Pernambuko Statt; der eine im Jahr 1824, der andere im Jahr 1829. Die Ursachen waren ohne Zweifel wieder dieselben, welche auch die erste Revolution hervorgerufen hatten; aber die beiden lezten Aufstände bezogen sich zugleich auch auf Lokalinteressen, deren Wichtigkeit wir in so weiter Entfernung von dem Schauplatz dieser politischen Stürme nicht zu beurtheilen wissen. Wir gehen daher auch nicht ins Besondere darüber ein und bemerken bloß, daß

*) Er war Zeichenlehrer am Kollegium von Olinda, und als diese Stelle einging, wurde er stellvertretender Priester am Hospital; dieses Amt trug ihm jährlich ungefähr 2000 Franken. Er setzte seine Kunst fort, und seine Besoldung sezte ihn in Stand, sich dem Studium der Wissenschaften, für welche er eine große Vorliebe hatte, zu widmen. Er war Willens, Vorlesungen über Physik zu eröffnen und hatte sich mehrere Instrumente angeschafft.

**) Er hatte sich drei Meilen von dieser Stadt getödtet. — Zur Steuer der Wahrheit muß hier noch beigefügt werden, daß Martius und Antonio Carlos unter den Revolutionsmännern am meisten Energie bewiesen hatten.

die lezte Insurrektion einen Beweis lieferte von den schnellen Fortschritten, welche der konstitutionelle Geist in Brasilien gemacht hat. Der Kaiser erließ um jene Zeit zwei Dekrete, durch welche die Gesetze über die persönliche Freiheit aufgehoben werden sollten, und zugleich wollte er ein Kriegsgericht niedersetzen, um durch dasselbe die Häupter der Verschwörung ohne Appellation verurtheilen zu lassen. „Diese inkonstitutionellen Maßregeln wurden allgemein getadelt,“ sagt Warden, „und erregten großes Mißvergnügen, da der Aufstand gleich bei seinem Beginne unterdrückt worden war. Es ward sogar eine Petition an die Legislatur übergeben, welche um Versetzung des Justizministers in Anklagestand nachsuchte, weil dieser die Verhaftung zweier Individuen ohne die durchs Gesetz vorgeschriebenen Formen gestattet hatte“ *). Die Dekrete, welche so allgemeine Mißbilligung gefunden hatten, wurden zurückgenommen.

Nachdem wir nun im Vorhergehenden die politischen Spaltungen in Pernambuko, die Fruchtbarkeit seines Gebietes, die Verschiedenheit seiner Produkte und hauptsächlich den Hang seiner Bewohner für den Feldbau zu schildern versucht und dabei gezeigt haben, daß die Zahl der weißen Arbeiter hier bei Weitem größer ist als in anderen Provinzen Brasiliens, wollen wir unseren Lesern nun auch noch ein Bild entwerfen von der Hierarchie, welche unter dieser merkwürdigen Klasse von Bewohnern besteht, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß Alles, was wir in dieser Beziehung über Pernambuko sagen werden, auch für das übrige Brasilien gilt: nur ist in dieser Provinz die Hierarchie markanter als anderswo **).

Die Senhores d'Engenho sind die alleinigen Eigenthümer des Bodens: ich weiß hierin nur eine Ausnahme zu Gunsten einiger vor 100 bis 150 Jahren von den Portugiesen erbauten und mit 50 bis 60 Morgen unkultivirten Feldes dotirten Kapellen. Die Größe des zu den Zuckersiedereien gehörigen Gebiets ist mithin unermeßlich; die Kapitalien, welche darauf verwendet werden, sind weit nicht so beträchtlich, als sie es auf unseren französischen Inseln waren; die größten Zuckersiedereien haben 140 bis 150 Neger, und man würde die Wichtigkeit einer solchen Niederlassung aus der Zahl ihrer Neger berechnen können, wenn die Lavradores nicht wären.

Die Lavradores sind Pächter ohne Kontrakt, welche das Zuckerrohr bauen, ohne jedoch den Zucker daraus zu ziehen; die gesammelten Rohre schicken sie nach der Zuckersiederei ihres Pachtherrn. Diesem gehört die Hälfte des gewonnenen Zuckers, die andere Hälfte erhält der Lavrador; den Syrup behält der Pachtherr, besorgt aber dafür die Kisten. Jeder entrichtet besonders den Zehenten seines Antheils.

Die Lavradores haben gewöhnlich sechs bis zehn Neger als Eigenthum; gleichwohl führen sie selbst auch die Haue. Sie sind Brasilier von weißem Ursprung, nur wenig mit Mulatten vermischt. Ich habe zwei bis drei Lavradores auf einer Zuckersiederei gezählt.

Diese Klasse ist wahrhaft interessant, weil sie einiges Vermögen besizt und weil sie arbeitet. Aber das Gesetz schüzt die Lavradores weit weniger als die Senhores d'Engenho. Sie können keinen Pachtkontrakt abschließen,

*) L'Art de vérifier les dates, depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours, t. XIV, p. 399.

**) Dieser wichtige Abschnitt ist dem Manuscript des Herrn de Tollenare: Notes dominicales, entnommen.

und wenn sie kaum durch ihre Bemühung das Erdreich zum Anbau hergerichtet haben, so kann der Pachtherr sie ohne Entschädigung fortschicken. Es ist leicht einzusehen, daß solche Pachte, welche oft kaum ein Jahr lang dauern, dem Feldbau nicht günstig sind. Der Lavrador baut sich eine elende Hütte, bemüht sich nicht um Verbesserung des Bodens und legt nie dauernde Umzäunungen an, weil sein Herr von einem Jahr zum andern ihn fortschicken kann und alsdann alle seine Arbeiten vergeblich waren. Sein Vermögen wendet er auf Anschaffung von Negern und Thieren, weil er diese mitnehmen kann.

Die Lavradores haben auch Antheil an den Benefizien, welche der arbeitenden Klasse zu Theil geworden sind. Wenn ich durchschnittlich auf jede Meierei acht Neger und auf jeden Neger einen Ertrag von fünfzig Arobas (ungefähr 12,800 Pfund) Zucker rechne, Was nicht zu Viel ist, wenn der Herr ein wachsames Auge hat und selbst mitarbeitet, so kommt jeder Lavrador jährlich auf wenigstens 6000 Pfund Zucker, die er seit sechs oder sieben Jahren um 3000 Franken verwerthen kann: Dieß aber ist reiner Ertrag, indem der Lavrador Nichts für seinen und seiner Neger Lebensunterhalt auszugeben braucht: er lebt mäßig und ohne allen Luxus von dem Manioc, den er selbst baut. Diese Klasse erwirbt sich daher Vermögen und wenn die Regierung sie begünstigt, so wird sie dereinst noch eine wichtige Rolle in der Staatsökonomie von Brasilien spielen.

Die Lavradores sind stolz genug, neugierige Fremde, welche sie besuchen, wie ihres Gleichen zu behandeln. Unter dem Vorwande, meinen Durst zu stillen, trat ich bei mehreren von ihnen ein; die Frauen entfernten sich wie bei den Senhores d'Engenho und stets bot man mir Zuckerwerk an. Niemals aber konnte ich Einen dahin bringen, ein kleines Geschenk von Schmuckwaaren, womit ich mich für meine Reise versehen hatte, anzunehmen. Dieser edle Stolz flößte mir Achtung für die arbeitsame Klasse der Lavradores ein, welche in der Mitte stehen zwischen den hochmüthigen Senhores d'Engenho und den faulen und niedrigen Moradores. Der Lavrador hat eine schlechte Wohnung; aber wenn er seine Haue bei Seite legt, um nach der Stadt oder in die Kirche zu gehen, so trägt er sich wie die Stadtleute und hat silberne Steigbügel und Sporen.

Die **Moradores** sind Kolonisten im Kleinen, denen die Senhores d'Engenho die Erlaubniß ertheilt haben, sich im Walde eine Hütte zu bauen und ein kleines Stück Land zu bearbeiten. Die Abgabe, welche sie dem Senhor dafür zahlen, ist äußerst gering und macht nicht einmal den zehnten Theil des Rohertrags aus, unbeschadet des königlichen Zehentes. Wie die Lavradores haben auch sie keinen Pachtkontrakt und der Senhor kann sie fortschicken, wann er will; sie sind meistens eine Gemische aus Mulatten, freien Negern und Indianern; Neger und Indianer reinen Ursprungs findet man selten unter ihnen. Diese freie Klasse macht heutzutage den eigentlichen brasilischen Pöbel aus; sie ist arm, weil sie wenig arbeitet. Man sollte glauben, aus ihr gehen die meisten Taglöhner hervor; aber Dem ist nicht so: der Morador scheut die Arbeit, baut ein wenig Manioc und lebt in Mäßigkeit; sein Weib versteht sich ein wenig auf Fertigung von Spitzen. Fällt die Maniocernte gut aus, so verkauft er Etwas von seinem Vorrath und schafft sich Kleider dafür an: Dieß ist die einzige Ausgabe, die er hat; denn sein Hausgeräthe besteht in einigen Matten und einigen irdenen

Gefäßen; eine Maniocraspel gehört schon zu den Seltenheiten in der Haushaltung eines Morator. Seine Hütte besteht manchmal aus Lehm, manchmal aus Astwerk. Die Moratores leben abgesondert, fern von aller weltlichen oder geistlichen Obrigkeit und ohne den Werth eines Eigenthums zu kennen. Sie sind an die Stelle der wilden Brasilier getreten; sie kennen nur ihre Wohnstätte und betrachten den Fremden fast wie einen Feind.

Im Allgemeinen ist diese Klasse verachtet und gefürchtet. Wenn die Pflanzer von dem ihnen zustehenden Rechte, ihre Moradores fortzuschicken, Gebrauch machen, weil diese ihnen Wenig oder Nichts bezahlen und sie dazu noch häufig bestehlen, so zittern sie — diese Pflanzer — vor den Folgen dieser so gefährlichen Maßregel, in einem Lande, wo es so viele Wälder und keine Polizei gibt. Morde fallen häufig vor, ohne gerichtlich untersucht zu werden. Ich kenne manchen Pflanzer, der sich keine Viertelmeile von seiner Wohnung entfernen würde, aus Furcht vor der Feindschaft und Treulosigkeit der Moradores, deren Haß er sich zugezogen hatte. Ich hatte keine Ursache zu einer solchen Furcht, und habe sie oft in ihren Hütten besucht . . . . .

Ich habe schon gesagt, daß ich keinen sichern Maßstab hatte, um die Größe der Bevölkerung zu schätzen; die Regierung allein ist im Stande, hierüber nützliche Untersuchungen anzustellen. In den Ländern jedoch, welche ich durchreist habe, scheint mir die Zahl der Moradores $\frac{19}{20}$ von der der Landbewohner überhaupt zu betragen, die Sklaven ausgenommen. Diese so zahlreiche Klasse ist noch von Grund aus zu civilisiren. Durch welche Mittel Dieß geschehen könne, ist schwer zu sagen: vielleicht gelänge es durch den Feldbau, durch Austheilung von Ländereien; aber der Morador ist so träge und hat so wenig Bedürfnisse, daß, meiner Meinung nach, erst eine sittliche Umänderung seines ganzen Wesens versucht werden müßte, welche aber hier wie überall nicht geringe Schwierigkeiten haben dürfte *).

Drei Jahrhunderte vorher, ehe ein einziger Distrikt von Pernambuko fast gegen 3000 Zuckerengenhos enthielt und die Comarca, deren Haupstadt Recife ist, den europäischen Manufakturen die schönste Baumwolle lieferte, reiste man hauptsächlich nach der kleinen Aldea Iguarassu, die seit den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts bestand, um daselbst das berühmte Brasilienholz zu holen, das dem Lande seinen Namen gegeben hat und das die Eingebornen unter dem Namen **Ibirapitanga** kannten. Hölzer, welche dem **Brazil** wenigstens der Farbe nach ähnlich waren, scheinen seit den fernsten Zeiten des Mittelalters im Gebrauch gewesen zu seyn; die Caesalpina brasiliensis wuchs hauptsächlich an der Küste von Alagoas und Itamaraka. Von den Europäern lernten die Eingebornen schon frühe dieses Holz als einen Handelsartikel schätzen und bald war es unter drei verschiedenen Namen bekannt: **Brazil mirim**, **Brazil assu** und **Brazileto**. Aber bald genug auch erkannte die Regierung die Wichtigkeit dieses Artikels, und der Handel mit Brasilienholz wurde ein Privilegium der Krone oder vielmehr der Königin.

Wir haben bis jezt große, mit Wäldern bedeckte und von schönen

*) Bereits ist durch ein kaiserliches Dekret, das die Errichtung vieler Primärschulen besiehlt, der Ansicht des von uns angeführten Schriftstellers entsprochen worden. Ein Bericht des Justizministers vom Jahr 1831 über die Nothwendigkeit, Vereine zur Belebung des Feldbaues zu bilden, hat gleichfalls die Richtigkeit der Reflexionen des Hrn. v. Tollemare bewiesen.



Flüssen bewässerte Länderstriche durchreist und haben in denselben hin und wieder volkreiche Städte und Flecken getroffen: nun aber ändert sich mit Einemmale die Scene und der Leser tritt in eine von der vorigen ganz verschiedene Natur und lernt eine Lebensweise kennen, welche der in den angebauten Provinzen ganz unähnlich ist und welche nur mit dem Leben der Peons in den großen Pampas von Buenos-Ayres und Montevideo verglichen werden kann, wo häufig sich Scenen erneuern, die an das Leben einiger Nomadenvölker in Asien erinnern. Wirklich mußte auch das Großartige der Landschaft, die Beschoffenheit des Bodens und der Produkte einige Aehnlichkeiten zwischen Völkern herbeiführen, die sonst nicht in der entferntesten Beziehung zu einander stehen. Aber trotz der weiten Räume, welche Rio Grande do Sul von Pernambuko, Parahyba, Rio Grande do Norte und den anderen Provinzen dieser Region trennen, wird eine solche Aehnlichkeit weniger überraschend erscheinen, wenn man sich erinnert, daß jene unermüdlichen Durchforscher der Ebenen des Südens, die Paulistas, anfänglich auch in die Kapitanerien des Nordens Entdeckungsreisen unternommen haben. So gehörte z. B. Piauhy ehemals ganz einigen paulistischen Bewohnern, welche die ungeheure Reise hieher gemacht hatten und mit zahlreichen Heerden sich niederließen.

Gleichwohl besteht zwischen den Ebenen des Südens und denen des Nordens nur eine sehr unvollkommene Aehnlichkeit. In der Nähe des Rio de la Plata sind die Ebenen einförmig, der Boden ohne Ungleichheiten, die Vegetation ohne Mannigfaltigkeit; hier dagegen wird die Ebene hin und wieder von Catingas oder Wäldern durchschnitten; Flüsse, freilich oft ohne Wasser, scheiden die verschiedenen Provinzen; auf große Weiden folgt hie und da bebautes Land, Viehzucht wird nicht ausschließlich getrieben, und wenn es vor zwanzig Jahren noch Gegenden gab, wo man oft auf einer Strecke von 45 Meilen keine Spur einer menschlichen Wohnung fand, so gibt es jezt, besonders im Distrikt Parahyba, Niederlassungen, welche mit den blühendsten Pflanzungen verglichen werden können und welche ganz nahe beisammen liegen. Dessen ungeachtet kann nicht geleugnet werden, daß ein Land, welches auf einem Raum von 330 Meilen, denn so groß ist die Entfernung zwischen Recife und Ciara, nicht mehr als sechs kleine Städte, unter denen Parahyba die größte ist, und zwanzig Flecken von 2 bis 400 Einwohnern hat, kein Bild des Glücks zu gewähren vermag, und doch ist Piauhy noch weit öder. In diesen ungeheuer großen Räumen gibt es keine Flüsse, welche zur Schifffahrt dienen könnten; denn manche derselben haben oft kaum genug Wasser, um das Vieh zu tränken. Hiezu kommt noch die Seltenheit und Mittelmäßigkeit der Häfen, die schlechten Wege, die man prahlerischerweise Straßen nennt, und der gänzliche Mangel an Militär- und Civilanstalten.

Parahyba ist der erste wichtige Distrikt, durch welchen man kommt, wenn man von Pernambuko aus an der Küste hinaufreist. Er bildete ehemals eine Kapitanerie oder vielmehr er enthielt zwei Drittheile der Kapitanerie Itamaraca, welche im sechszehnten oder siebenzehnten Jahrhundert eine so große Rolle spielte, und welcher eine fruchtbare Insel, die zu Pernambuko gehört und einen besonderen Distrikt bildet, einst den Namen gab.

Das Land Parahyba hat in seiner größten Länge von Ost nach West ungefähr sechszig Meilen; es liegt unter 6° 15' und 7° 14' südl. Breite.

Troz der frischen vom Meere herkommenden Winde, welche hier Viraçoes heißen, ist das Land doch außerordentlich warm; an der Küste hin ist es fruchtbar, aber zwei Drittheile enthalten Catingas und sind unbrauchbar für den Feldbau. Der beträchtlichste Fluß dieser Provinz ist derjenige, der ihr seinen Namen gegeben hat; er entspringt in Cayriris Velhos auf dem Rücken der Serra Jabitaca; er fließt nordöstlich und hat erst in der Nähe des Meeres so viel Tiefe, daß er schwache Fahrzeuge von der Mündung an bis zur Hauptstadt tragen kann. Diese Mündung ist durch eine der schönsten Inseln unterbrochen, welche unter dem Namen San-Bento bekannt ist. Wir geben hier eine Ansicht derselben, die wir aus den Cartons der königlichen Bibliothek genommen haben.

Die Stadt Parahyba, welche als der Hauptort der Provinz betrachtet wird, hat nur 2 bis 3000 Einwohner. Einige Engländer haben sich daselbst niedergelassen wegen der trefflichen Baumwolle, welche der Distrikt erzeugt und mit welcher sie Geschäfte unmittelbar nach Europa machen. Wie überall in Brasilien und Südamerika, so dient auch hier jezt das ehemalige Jesuitenkloster als Gouvernementspalast. Ferner sind bemerkenswerth: das Zollhaus und einige andere öffentliche Gebäude. Die Holländer hatten dieser Stadt einst den Namen Fredericia gegeben, zu Ehren des Prinzen von Oranien, und haben in das Wappen dieser Stadt einen Zuckerhut gesezt als Anspielung auf den trefflichen Moscovadezucker, der hier fabrizirt wird.

Rio Grande do Norte ist wieder eine große, aber öde Provinz. Sie liegt unter 4° 10′ und 5° 4′ südlicher Breite, hat in ihrer größten Länge von Ost nach West ungefähr fünfzig und von Norden gegen Süden dreißig Meilen. Der größte Theil derselben enthält Catingas. Jener Rio Grande, d. h. jener angeblich so große Fluß, von welchem die Provinz ihren Namen hat, entspringt zwar in der Mitte derselben, ist aber für Fahrzeuge von nur etwas beträchtlicher Größe nur ungefähr eilf Meilen weit schiffbar, und der indianische Name Pottangy, den er ehemals führte, paßte viel besser für ihn als sein jetziger.

Was wird sich nun von der Hauptstadt eines solchen Landes sagen lassen, wenn schon Parahyba, deren Gebiet zum wenigsten fruchtbar ist, eine so schwache Bevölkerung hat. Vor zwanzig Jahren hatte Natal kaum 7 bis 800 Einwohner, und wenn sich die Bevölkerung unterdessen auch auf das Doppelte erhöht hat, so gehört diese Stadt immer noch unter die unbedeutenden. In der Geschichte ist sie unter dem Namen Cidade dos Reys bekannt; sie ist auf dem rechten Ufer des Rio, eine halbe Meile von seiner Mündung erbaut und wird durch das Fort Rois-Mages, das in den Kriegen mit Holland eine große Rolle spielte, vertheidigt. Die Holländer gaben dieser kleinen Stadt einen brasilischen Strauß zum Wappen, wahrscheinlich als eine Anspielung auf die sandigen Wüsten des Landes. Zum Glück ist das Gebiet der Stadt fruchtbarer als das Innere der Provinz, denn man pflanzt auf demselben nicht nur Baumwolle, sondern auch Mais, Manioc und einige andere Gewächse der Aequinoktialgegenden.

Ungefähr 70 Meilen nordöstlich vom Kap Roch ist die Insel Fernando de Noronha, welche zur Provinz gehört; sie mag drei Meilen lang und fast ebenso breit seyn: es werden einige Soldaten darauf unterhalten; früher diente sie als Deportationsort.





Stadt und Schloss Frederica auf der Insel Parahyba im Jahr 1628



Altes Fort am Rio Grande

Ansicht der Insel Itamaraca

Nachdem man noch Ciara Mirim durchwandert hat, gelangt man endlich in jene ungeheuer großen und so häufig von der Sonnenhitze ausgebrannten Ebenen, welche durch den Namen Sertoes bezeichnet werden und welche dem Vieh, aus dem die Provinz ihren Haupterwerb zieht, Nahrung geben müssen. Wenn Dürre eintritt, wie es von 1776—92 der Fall war, so kann man nicht leicht eine traurigere und verlassenere Gegend sehen als diese. Unter diesen Umständen, die zu jeder Zeit eintreten können, stirbt das Vieh zu Tausenden und die Einwohner selbst setzen ihr Leben aufs Spiel, wenn sie die Wüste nicht verlassen. Man sieht alsdann, wie ein englischer Reisender erzählt, die armen Thiere über hundert Meilen weit gehen, um eine jener Cisternen mit schlammigem Wasser aufzufinden, welche man in dieser Provinz Cocimbas nennt. Manchmal muß man wie im Orient in Karawanen von einem Flecken zum andern reisen. Gegen 1814 rafften drei auf einanderfolgende Jahre großer Dürre den größten Theil des Viehes und viele Menschen weg. Mehrere reiche Familien gingen dadurch völlig zu Grunde. Und doch können, wie wir oben gesagt haben, diese großen Sandebenen noch lange nicht mit den Pampas verglichen werden, denn troz der großen Hitze sieht man hie und da grünende Bäume mitten in der Wüste. Der Cactus wächst im ausgebranntesten Boden und nach der Beobachtung zweier deutscher Gelehrten wird diese saftige Pflanze, welche Manchem ganz unnütz erscheinen mochte, in diesen einsamen Orten zu einem kostbaren Rettungsmittel für die armen Thiere, wenn die Trockenheit lange andauert. Troz der langen Stacheln, womit sie besezt ist, reißen die Thiere ihren Stängel aus, treten ihn mit den Füßen und löschen ihren Durst ein wenig mit dem erfrischenden Safte, den er enthält. Freilich werden manche dieser armen Thiere das Opfer eines solchen Nothmittels. Die Stacheln des Cactus dringen in ihre Nase ein und verursachen daselbst unheilbare Geschwüre.

Wir haben gesagt, in den Provinzen Rio Grande, Ciara und Piauhy sey man oft genöthigt, kleine Karawanen zu bilden, um von einem bewohnten Orte zum andern zu reisen. Man nimmt alsdann Führer mit, welche den Sertao schon durchwandert haben. Diese wissen alle Cisternen der oft vierzig Meilen langen Wüste *), und wenn sie auch sonst ein Geheimniß aus der Existenz solcher Cocimbas machen, so theilen sie es doch dem Reisenden mit, der sie als Führer erwählt hat. „Wir weigern uns nicht," sagten sie zu Koster, „sie dem Reisenden zu zeigen; aber wir sprechen so wenig als möglich davon."

Die indianische Bevölkerung ist schon lange aus diesen Gegenden verschwunden und wahrscheinlich ist sie auch nie beträchtlich gewesen; die schreckliche Dürre des Bodens und der Mangel an Wild mußte schon frühe die Stämme der Cahetas, der Pitigoaras und der Carirys, welche diese Wüsten vielleicht durchstreift haben, wieder daraus entfernen. Und da man auch frühe schon bemerkt hatte, daß die Schwarzen ihrer großen Unbekümmertheit wegen nicht zu Hirten taugten, so hat man die großen Heerden des Sertao entweder Weißen anvertraut, welche schon lange an dieses Klima gewöhnt, die Beschwerlichkeiten desselben zu ertragen im Stande sind, oder Menschen von gemischtem Blute, welche meistens aus der Verbindung von Europäern mit Eingebornen, selten aus der Verbindung von Weißen

*) So lange ist z. B. der Sertao zwischen Natal und Açu.

mit ihren schwarzen Sklaven abstammen. Die Mamalucos sind vorzüglich geeignet für das abenteuerliche und beschwerdenvolle Leben im Sertao.

Welcher Farbe nun auch die Hirten dieser Gegenden angehören mögen, — alle führen den Namen Sertanejos. Nichts ist sonderbarer als ihre Kleidung, die, wenn sie auch nichts weniger als ein gefälliges Aussehen hat, doch ganz der Lebensweise dieser Gegenden angemessen ist. Gewöhnlich ist der Sertao von Catingas oder niedern Wäldern mit stacheligen Gewächsen durchschnitten, in welchen die halbwilden Heerden öfters eine Zufluchtsstätte suchen: vor Allem mußte sich daher der Sertanejo gegen die Zufälle vorsehen, welche ihm begegnen können, wenn er im vollen Laufe diese gefährlichen Gebüsche durchrennt. Vom Kopf bis zu den Füßen ist er daher, keinen Theil seines Körpers ausgenommen, in einen wahren Panzer von röthlich-falbem Leder gehüllt, oder vielmehr seine runde Kopfbedeckung, sein Unterkleid und seine Beinkleider sind aus Hirschleder, das so bereitet ist, daß es sich troß seiner Festigkeit doch geschmeidig, besonders um die Gelenke, anlegt. Die Waffe der Sertanejos besteht gewöhnlich in der Faca mit rothem Handgriff, d. h. in einer Art Säbel mit mehr als mittelmäßiger Klinge. Auch bedienen sie sich mit außerordentlicher Geschicklichkeit einer großen Lanze, mittelst der sie das Vieh verfolgen und in die Hürden zurücktreiben. Im Schlingenwerfen sind sie fast so geschickt wie die Guauchos, aber den Gebrauch der Bolas kennen sie nicht.

Der Sertanejo in Brasilien hat ein wenig mehr Industrie als der Guaucho der Pampas und führt auch ein weniger wildes Leben. Seine Hütte ist zwar klein, aber sie ist doch aus Erde gebaut und mit Ziegeln oder, wenn ihm Dieß zu kostbar ist, mit Palmblättern bedeckt. Wenn Ochsen- und Pferdeknochen fast das einzige Hausgeräthe des Peon von Buenos-Ayres ausmachen, so hat der Sertanejo den Gebrauch des Hamac von den Indianern entlehnt, und manchmal findet sich auch ein Tisch in seiner Hütte. Doch scheint Manchen ein solcher Aufwand schon übertrieben. Um eine Mahlzeit einzunehmen, sezt man sich auf dem Boden herum. Das Küchengeschirr ist so einfach als das sonstige Hüttengeräthe; doch ist es besser als das des Peon. Es besteht in Schüsseln von englischem Faience, in Kürbisflaschen, deren man sich besonders auf dem Felde bedient, und in irdenen Näpfen, welche die Indianer der Küste äußerst kunstvoll verfertigen.

Die Nahrung des Sertanejo ist weit mannigfacher als die des Peon. Zwar macht das Fleisch auch den Hauptheil seiner Mahlzeiten aus, aber er fügt noch Maniocmehl, Reis, Bohnen und manchmal auch Mais hinzu. Als Beigericht zum gerösteten Fleische dient ihm häufig geronnene Milch. Dagegen erregt die Vorstellung, daß wir Salat oder sonstige Küchengewächse zum Fleische speisen, das Lachen des Sertanajo im höchsten Grade. Auch an wilden Früchten fehlt es nicht, und besonders wird von Wassermelonen ein häufiger Gebrauch gemacht.

Der Sertanejo verläßt selten seine Familie und lebt im besten Einverständniß mit ihr. Zieht er auf Weiden umher, so gehen diese Züge nie so weit wie die des Guaucho. Gleichwohl sind die Hirten des Sertao nicht so rein von Sitten, als man vielleicht glauben möchte; unaufhörlich im Kampfe mit der Natur, leidenschaftlich und von leicht entzündlichem Geiste, sind sie fürchterlich in der Eifersucht und ihr Rachedurst kennt keine Grenzen. Jeder schafft in der Wüste sich selbst Recht, und es wäre als ein Wunder zu betrachten, wenn er es nicht thäte.

Ein Baumwollfuhrmann u. ein Sertanejo.



Sertanejo in Piauhÿ reisend

Doch findet man auch schöne Eigenschaften bei diesen Hirten. Sie sind muthig, offen, edel und überaus gastfreundlich. Vor wenigen Jahren noch hielten sie es für eine Beleidigung, wenn man ihnen die Milch, die man von ihnen erhielt, bezahlen wollte. Eine Gefälligkeit, um welche man sie bittet, wird niemals abgeschlagen. Diebstahl ist fast gänzlich unbekannt bei ihnen, und Koster, welcher sie so genau beobachtet hat, rechnet es ihnen auch nicht zum Verdienste an. „Die Erde,“ sagt er, „ist in guten Jahren so fruchtbar, daß Keiner zum Stehlen versucht wird, und zur Zeit der Dürre leidet Einer wie der Andere Mangel.“

Die Viehzucht liefert in diesen Gegenden noch weit nicht die Resultate, die sich von ihr hoffen lassen, wenn einmal gewisse Vorurtheile verschwunden seyn werden, und besonders wenn man mehr Sorgfalt auf das Vieh verwenden wird. In Rio Grande zieht man hauptsächlich Ochsen; Pferde sind nur in geringer Zahl vorhanden; dagegen werden als Hülfsmittel zur Ausfuhr desto mehr Maulthiere gehegt. Wie in ganz Südamerika werden auch hier die Schafe als unnütze Thiere betrachtet und ihre grobe Wolle keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Der amerikanische Panther, der Jaguar, macht beständig Jagd auf alle Thiere des Sertao; aber der Sertanejo ist nicht bloß ein thätiger Hirte, sondern auch ein muthiger Jäger, und fast immer unterliegt das Thier, das er bekämpft.

Die Provinz Ciara oder Seara *) hat noch mehr dürres Land als die Provinz Rio Grande do Norte, mit welcher sie viele Aehnlichkeit hat. Auch hier finden sich jene großen, bald fruchtbaren, bald dürren Ebenen; auch hier ist fast gänzlicher Mangel an schiffbaren Flüssen, und deßhalb keine Hoffnung, daß diese Provinz dereinst eine kommerzielle Wichtigkeit erlangen werde. Doch gibt es in derselben vieles Land, das bei einer weisen und thätigen Benützung einen reicheren Ertrag liefern würde, als man vielleicht glauben mag. — Im Norden grenzt Ciara an das Meer; im Süden an die Cordillere Ararippe oder Cayriris, welche die Provinz von Pernambuko scheidet; im Osten wird sie vom Rio Grande und Parahyba und im Westen von dem Gebirge Hybeappaba begrenzt, über welches man nach Piauhy gelangt.

Man erstaunt, wenn man einen Blick auf dieses ungeheure Gebiet wirft, das neunzig Meilen lang, fast ebenso breit und gleichwohl in Brasilien selbst kaum dem Namen nach bekannt ist. Letzteres mag seinen Grund in der Unfruchtbarkeit des Sertao haben. In den Gebirgsgegenden aber gibt es noch große, undurchforschte Wälder, wo vielleicht rauher Anbau möglich wäre. Freilich ist es auch der fast gänzliche Mangel an schiffbaren Flüssen, der die Untersuchung dieses Landes hindert. Unter der großen Menge von Flüssen oder vielmehr von Waldbächen, welche oft ein einziger heißer Sommer austrocknet, ist bemerkenswerth der Jaguaribe, der auf der Serra de Boavista, einem Theil des Gebirges Cayriris, entspringt und auf seinem nördlichen Laufe die schönsten Weiden durchfließt. Er ergießt sich fünfzehn Meilen westlich von Appody ins Meer. Der See Velho steht durch zwei Kanäle mit ihm in Verbindung. Der Jaguarassu und

*) Mehrere Personen haben, getäuscht von der Aehnlichkeit des Klanges, das Wort Ciara oder besser Seara als gleichbedeutend mit „große Wüste“ genommen. Ciara aber bezeichnet in der Sprache der Eingebornen Nichts als den Gesang des Jandaya, eines kleinen Papagay's, der in diesen Gegenden sehr häufig angetroffen wird.

der Camurupim sind ebenfalls ziemlich ansehnliche See'n, aber sie sind zu nahe am Meere, als daß sie von besonderem Nutzen für die Viehzucht seyn konnten. Der Ciara, von welchem die Provinz ihren Namen hat, ist ein unbedeutender Fluß, dessen Bette oft ganz trocken ist. Nicht so der Camucin, der eine gute Strecke schiffbar ist, dessen Lauf aber freilich im Ganzen nicht über dreißig Meilen beträgt.

Nach allem Diesem kann es nicht befremden, daß die Provinz Ciara so lange unbekannt blieb. Dazu kömmt noch das Unzuverlässige der Regenzeit: oft vergehen ganze Jahre ohne einen Tropfen Regen und alsdann ist das Elend namenlos. Nicht allein die Thiere, sondern auch die Menschen, welche um diese Zeit die Wüsten des Innern zu betreten wagen, sinken todt dahin aus Erschöpfung. Nach dem Berichte eines brasilischen Reisenden kehrt von zehn zu zehn Jahren dieses schreckliche Uebel wieder.

Die Brasilier vernachlässigten lange die Provinz Ciara, und diese sah sich den wiederholten Einfällen der Pitigoars preisgegeben. Erst gegen Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts dachte die Regierung darauf, einige Presidios daselbst zu gründen: so nannte man bekanntlich die Orte der Verbannung, und in der That konnte auch kein Land tauglicher hiezu seyn. In den alten portugiesischen Werken, die wir vor uns haben, wird Ciara's auf die unbestimmteste Weise gedacht; man kannte das Land nur unter dem Namen der Ufer des Jaguaribe, und noch im Jahr 1587 war Niemand in das Innere desselben eingedrungen.

Aber ein Franzose, Bombille, hatte sich mit einem Häuptlinge des Gebirgs Hybiappaba verbunden; es war der berühmte Mal Redondo. Dieser beunruhigte die Presidios. Pedro Coelho de Souza marschirte gegen ihn. Er mußte fliehen und die Indianer des Gebirgs unterwarfen sich den Portugiesen. Der Sieger wollte nun eine Stadt bauen und ihr den Namen Neu-Lissabon geben; aber die Einfälle anderer Pitigoars vereitelten dieses Unternehmen. Während der Kriege von Maranham, welche hierauf folgten, mußten die neuen Kolonisten abermals gegen die Franzosen marschiren und die Bevölkerung von Ciara nahm unter solchen Umständen einen äußerst langsamen Fortgang. Im Jahr 1637 bemächtigten sich die Holländer dieser Provinz, „ohne Mühe, ohne Kosten, aber auch ohne Ruhm," wie ein portugiesischer Geschichtschreiber sagt. Sie blieben mehrere Jahre im Besitze derselben, ohne jedoch einen besonderen Vortheil aus ihr zu ziehen. Sie mußten sie endlich gegen ihren Willen wieder verlassen, hinterließen aber auch nicht ein nützliches Werk, das ihren vorübergehenden Besitz bezeichnet hätte.

In so wenig Worten läßt sich die Geschichte der Revolutionen dieses Landes zusammenfassen, das fast eben so groß ist wie Portugal.

Die eigentliche Geschichte von Ciara bestände eigentlich in der Aufzählung und Beschreibung ihrer dürren Jahre; daß wir uns aber dieser Aufgabe entheben, wird man natürlich finden. Doch können wir die von 1792 bis 1796 andauernde Dürre nicht unerwähnt lassen. Während dieser vier unglücklichen Jahre gingen fast alle Hausthiere zu Grunde. Der wilde Honig, den es im Ueberflusse gibt, war fast noch das einzige Nahrungsmittel der Bevölkerung und verursachte eben hiedurch verschiedene Epedemien, welche Tausende von Menschen hinwegrafften. Man erzählt, daß sieben Gemeinden ihre Wohnorte gänzlich zu verlassen genöthigt wurden.

Obgleich das große Vieh sich in Ciara sehr vermehrt hat, so sind es doch hauptsächlich Ziegen und Schafe, welche hier große Heerden bilden. Sie sind jedoch nicht mehr so zahlreich wie vor der Dürre von 1792. Nach dem Roteiro, den wir schon mehrere Male benüzt haben und der so vieles noch wenig bekannte Urgeschichtliche enthält, wären die Ziegen des Sertao und selbst ein Theil des großen Viehes vom grünen Vorgebirge, die Schafe hingegen aus Portugal nach Ciara gebracht worden. Es ist schon mit Recht bemerkt worden, daß die Ziegen- und Schaffelle einen äußerst wichtigen Handelszweig abgeben könnten, wenn die Einwohner dieselben zu Saffian zu bearbeiten verständen, wie es in der Barbarei geschieht. Das Fleisch dieser Thiere wird nicht weggeworfen wie in vielen anderen Distrikten.

Wie im Sertao zu Minas, so haben auch hier die Thiere mehrere Feinde; die gefährlichsten unter diesen sind gewisse Fledermäuse, welche sich Nachts auf den Rücken der Ochsen und Pferde setzen und sie durch Blutaussaugung schwächen. Diese Vampyre scheinen sich in Ciara mit der Dürre zum Verderben des Viehs verschworen zu haben; denn hauptsächlich um diese Zeit lassen sie ihre Wuth an demselben aus, und man hat bemerkt, daß sie mehr Verheerung unter den Heerden anrichten als alle wilden Thiere zusammen. Wir vermögen nicht zu entscheiden, ob in der Erzählung des Ayres de Cazal nicht einige Uebertreibung ist; aber er versichert, daß mehrere Eigenthümer durch dieses Uebel arm geworden seyen. Es scheint, die Vampyre richten hauptsächlich in solchen Fazendas Schaden an, in deren Nähe sich Berge und Höhlen befinden. In lezteren versammeln sie sich in großer Zahl und hängen sich in pyramidalischen Klumpen an einander. Man benüzt diesen Umstand, um sie durch Feuer zu vertilgen. Die Vampyre sind aber nicht allein dadurch schädlich, daß sie das Vieh durch Blutentziehung schwächen; nach Humboldts Bericht klammern sie sich auf dem Rücken der Thiere an und saugen nicht bloß das Blut derselben aus, „sondern verursachen ihnen eiternde Geschwüre, welche Pferdeläuse, Muskitos und andere stechende Insekten herbeiziehen."

Einige Naturforscher haben es neuerlich leugnen wollen, daß die großen amerikanischen Fledermäuse auch dem Menschen gefährlich seyen. Aber es ist nur zu sehr bewiesen, daß die Reisenden nie vor ihren nächtlichen Angriffen sicher sind. Nicht allein Hr. Freycinet behauptet Dieß ohne allen Anstand, sondern auch ein neuerer Reisender, der diese Thiere an Ort und Stelle aufmerksam beobachtet hat, berichtet über dieselben folgende Thatsachen. „Wenn der Tag endet," sagt Hr. Walterton, „verlassen die Vampyre die hohlen Bäume, in welchen sie beim Aufgang der Sonne sich verborgen haben, und schwärmen an den Ufern des Flusses nach Beute herum. Beim Erwachen findet der Reisende zu seinem Schrecken den Hamac mit Blut befleckt: es ist der Vampyr, der ihn besucht hatte. Nicht allein der Mensch, alle Thiere ohne Ausnahme sind seinen Angriffen ausgesezt; und dieser nächtliche Wundarzt weiß dem Patienten so sanft das Blut auszuziehen, daß dieser, statt zu erwachen, vielmehr in noch tieferen Schlaf versinkt. Nach Demerary gibt es zwei Arten von Vampyren, welche beide lebenden Thieren das Blut aussaugen: „die eine Art ist etwas größer als die gewöhnliche Fledermaus, die andere hat mit ausgebreiteten Flügeln eine Breite von mehr als zwei Fuß." Wahrscheinlich gibt es auch in

Brasilien diese beiden Arten, doch können wir es nicht mit Gewißheit behaupten. Ein Reisender erzählt, daß die Vampyre sich meistens an die großen Zehen hängen, und da nach Saint-Hilaire, der jedoch nie von dem Vorzuge gehört hat, den sie jenem Gliede geben, die Brasilier meistens mit nackten Füßen schlafen, so kann man sich leicht denken, daß die Vampyre sich häufig an ihre Füße hängen. Dieses wird in der That auch durch eine Anekdote bestätigt, welche Walterton in seiner dritten Reise erzählt. Nachdem er in den Wäldern von Guyana die Nacht mit einem Reisegefährten zugebracht hatte, bemerkte dieser beim Erwachen, daß er von einer Fledermaus gebissen worden. „Als ich seinen Fuß untersuchte," sagt Walterton, „sah ich, daß der Vampyr ihm an der großen Zehe Blut ausgesogen. Die Wunde war fast so groß, als ob sie ein Blutegel gemacht hätte; das Blut floß noch, und ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen desselben verloren hatte." Wir hoffen, man werde uns diese Abschweifung verzeihen; aber die Moreegos in Brasilien sind weniger beschwerlich als die Vampyre in Guyana, und wir kennen in dieser Beziehung mehrere Erzählungen, durch welche die angeführten Berichte der Reisenden vollkommen bestätigt werden.

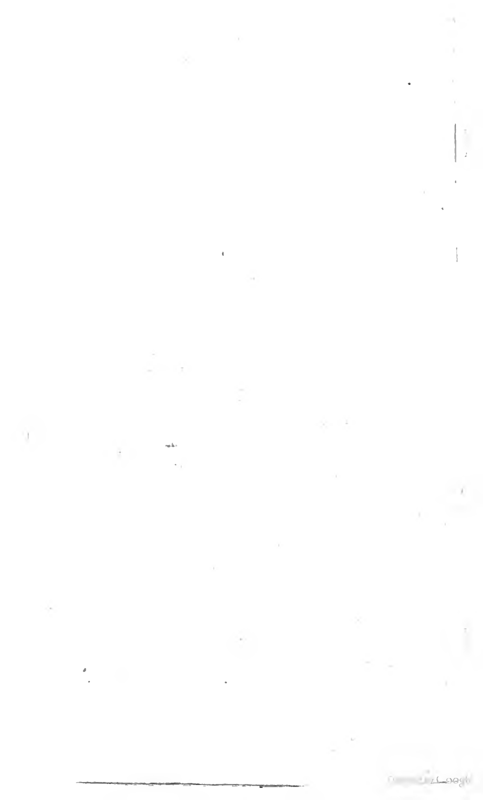
Die Naturgeschichte dieses großen Landes ist, wie man sich leicht vorstellen kann, noch bei Weitem nicht in ihren Einzelnheiten bekannt. Nach Dem, was neuere Beschreibungen im Allgemeinen darüber enthalten, ist die Vegetation daselbst der des Sertao in Pernambuko ähnlich und besonders die Wälder ganz so beschaffen wie dort. Doch scheint die Wachspalme, der kostbare Carnahuba, besser als andere Gewächse in den Sandwüsten von Ciara zu gedeihen.

„Der Carnahuba," sagt Humboldt bei Gelegenheit des Murichi, „ist einer jener Lebensbäume, eine jener Palmen, von denen, besonders in einer dürren Gegend, eine ganze Aldea ihren Lebensunterhalt bezieht. Bei der Dauerhaftigkeit des Holzes und der günstigen Lage der Blätter dieses Baumes genügen einige neben einander stehenden Carnahuba's zur Erbauung einer bequemen Hütte, ohne daß man noch anderen Materials nöthig hätte, als ein wenig Erde, um Mauern daraus zu bilden. Die fächerförmig über einander liegenden Blätter benützt man zur Verfertigung von Matten, Hüten, Körbchen, Tragkörben und zu vielen anderen Geräthschaften. Auch dienen sie als Viehfutter. In Zeiten großer Dürre gibt man dem Vieh sogar das Mark des Baumes, wenn dieser noch jung ist. Ist er einmal völlig ausgewachsen, so liefert er ein nahrhaftes Mehl, von dem in den Zeiten des Mangels Gebrauch gemacht wird. Seine Frucht ist angenehm und kann Jedermann als Nahrung dienen; aber das Haupterzeugniß des Carnahuba, das ihn besonders für die Oekonomie so wichtig macht, ist das Wachs, das in Gestalt eines klebrigen Staubes seine Blätter bedeckt. Durchs Feuer erhält dieser Staub die Dicke und den Geruch des Wachses und man bereitet kleine Wachskerzen daraus. Dem Luxus liefert der Carnahuba jene Röhren, welche ihrer außerordentlich glatten und schön gefleckten Oberfläche wegen im Handel so gesucht werden.

Die Provinz Ciara dient mehreren civilisirten indianischen Stämmen, welche wahrscheinlich zur großen Nation der Pitigoas gehörten, als Zufluchtsort. Koster, der sie 1809 besuchte, rühmt ihren friedlichen Charakter: sie lebten damals unter der Leitung eines Oberhauptes, an welches die Eigenthümer sich wandten, wenn sie Arbeiter nöthig hatten. Wo freilich



Coripha Cerifera





Piauchy

die großen Wälder fehlen, da erlöschen die Spuren des wilden Lebens weit eher als in anderen Gegenden. Wie ihre Brüder, die Caboclos der Ostküste, so geben auch diese armen Indianer sich freiwillig unter das Joch, weil sie keine Kraft zum Widerstand haben. In ihrer Sorglosigkeit gleichen sie ebenfalls den übrigen Indianern; wenn sie sich einmal entschlossen haben, das Feld zu bauen, so verkaufen sie ihren Mais und ihren Manioc auf der Stelle und gewiß zur Hälfte des Werthes, den sie bei längerem Warten hätten erzielen können. Ein unwiderstehlicher Hang zu starken Getränken ist auch bei ihnen die Quelle mannigfacher Uebel. Uebrigens ertragen diese armen Leute mit großer Gelassenheit ihr Schicksal. Obgleich dem Anschein nach zum Christenthum bekehrt, haben sie doch den Gebrauch des Maraca, der als religiöses Symbol betrachtet wird, beibehalten und, wie einst die Tupis, so bringen sie ganze Tage und Nächte unter Tänzen beim Gesange eintöniger Lieder zu. Diese Lieder enthalten wahrscheinlich weiter Nichts als einige dunkle Sagen; es sind nicht mehr jene großen Kriegsgesänge, welche dereinst die Stämme zum Kampfe entzündeten: Alles ist jezt erloschen, sogar das Andenken an ihre vormalige Unabhängigkeit.

Nach Dem, was wir über den gegenwärtigen Zustand dieser Provinz gesagt haben, wird man nichts Wichtiges und Merkwürdiges von ihrer Hauptstadt erwarten. Aracati ist eine kleine, an den Ufern des Jaguaribe erbaute, ungefähr acht Meilen von seiner Mündung entfernte Stadt; die Häuser sind alle einstockig und die Stadt besteht aus einer langen Hauptstraße, in welche einige andere südlich gehenden Straßen einmünden. Salziges Sumpfland und Ebenen, mit Palmen bedeckt, breiten sich in der Nähe von Aracati aus; der Hafen ist von einiger Wichtigkeit; es wird Baumwolle und Felle daselbst aufgeladen.

Die Provinz Piauhy, zu der wir nun gelangt sind, ist ebenfalls eines von jenen Ländern, „die man genug zu kennen glaubt, wenn man weiß, daß sie existiren.“ Diese Worte eines geschickten Geographen finden hier besonders gut ihre Anwendung. Der Name Piauhy war einst so völlig unbekannt in Europa, daß man ihn sogar in manchen Werken, die sich speziell mit Amerika beschäftigten, vergeblich suchte. Wie es in Brasilien selbst bis zum achtzehnten Jahrhundert geschah, so verwechselte man auch in Europa diese Provinz mit dem Lande am Maranham, weil dieses leztere wirklich eine Verlängerung der ersteren gegen Westen ist. Gleichwohl ist Piauhy ein großes Land von fast triangulärer Form, das nicht weniger als 120 portugiesische Meilen lang und 60 breit ist. Südlich grenzt es an Pernambuko, nördlich an den Ocean und östlich an das weite Gebiet von Ciara.

Die Provinz Piauhy ist ein flaches, aber von Hügeln durchschnittenes Land; Ebenen, die oft ganz von Bäumen entblößt sind, dehnen vor dem Blicke sich zu unermeßlicher Ferne aus; während der Regenzeit sind sie die besten Weiden, zur Zeit der Dürre aber sind sie ein wahres Bild der Unfruchtbarkeit. Es fehlt diesem großen Gebiete nicht an Flüssen, fast alle aber ergießen sich in den Parnahyba, einen Fluß dritter Größe, der im Innern des Landes entspringt und sich in sieben Armen ins Meer ergießt. Für größere Fahrzeuge ist der Parnahyba erst von seinem Zusammenfluß mit dem Rio das Balsas an, für kleinere Kähne aber fast von seiner Quelle an schiffbar. Der Parnahyba und seine Nebenflüsse, besonders aber die trefflichen Weiden werden einst der Provinz Piauhy eine ganz andere

Wichtigkeit verleihen, als Ciara und selbst Rio Grande sie hat. Der Viehstand in diesen Gegenden hat auch wirklich in wenigen Jahren so sehr zugenommen, daß man die Versuche im Feldbau fast gänzlich aufgegeben oder sie wenigstens für unnütz erklärt hat.

Die Geschichte der Entdeckung dieses großen Landes hat etwas Abenteuerliches, das die Einbildungskraft lebhaft anregt. Ums Jahr 1664 erfuhr man Etwas von einer großen im Norden von Pernambuko entdeckten Region, aber man wußte auch, daß noch kein Europäer in dieselbe eingedrungen war. Einzelne indianische Horden durchstreiften diese Ebenen und hatten in der großen weiten Wüste sich ihre Unabhängigkeit bewahrt. Nun machten in einem und ebendemselben Jahre zwei Männer, von denen keiner um die Plane des andern wußte, sich, von zwei ganz verschiedenen Orten aus, auf den Weg nach der Wüste. Der Eine war ein Paulistas, Domingos Jorge, der auf die Indianerjagd ging und kühn die Wüste durchmaß in der Hoffnung einer leichten Beute, die der Zufall ihm in die Hände liefern würde; der Andere war ein Europäer und zwar ein Portugiese, Namens Domingos Affonso, zu Mafra geboren, der sich an den Ufern des San Franzisco niedergelassen hatte, wo er Viehzucht trieb; der Wunsch, seine Weiden auszudehnen und einige indianische Horden, die ihn angegriffen hatten, zu züchtigen, führte ihn in diese Wildniß. Die beiden Conquistadores trafen mit ihren Banderinhas auf einander: sie vereinigten ihre Streitkräfte und bald unterwarf sich Alles ihrem eisernen Willen. Der Paulista kehrte nun wieder in seine Heimath zurück, eine große Karawane Sklaven vor sich hertreibend; der Europäer aber blieb Herr dieses Gebiets, das fast einem Königreiche gleich kam. Die unter dem Namen Entradas bekannten Expeditionen wurden nun häufig wiederholt, aber wenn schon Domingos Affonso immer das Haupt derselben war, so mußte er doch, da die Kosten derselben seine Reichthümer überstiegen, den Theilnehmern daran gewisse Concessionen machen, wodurch freilich seine Souveränität einigen Stoß erlitt. Gleichwohl waren die Vortheile, die er aus diesen Expeditionen zog, so groß, daß er den Namen Domingos Affonso von der Wüste erhielt: der größte Theil der Provinz ward als sein Eigenthum betrachtet.

Man erzählt, er habe mehr als fünfzig Fazendas zur Beförderung der Viehzucht gegründet und viele dieser großen Niederlassungen bei seinen Lebzeiten verkauft. Bei seinem Tode gehörten ihm noch dreißig derselben. Er hinterließ keine Kinder, aber er machte den edelsten Gebrauch von den Gütern, die er durch unermüdlichen Eifer und kühnen Muth sich erworben hatte. Er hatte die Jesuiten des Collegs zu Bahia zu Vollziehern seines Testaments ernannt und die unermeßlichen Reichthümer, welche sie zu verwalten bekamen, wurden seinem lezten Willen gemäß eine Schatzgrube für die Hülfebedürftigen. Ein Theil der Einkünfte mußte zur Aussteuerung armer Mädchen, zur Unterstützung der Wittwen und zur Bestreitung der wachsenden Bedürfnisse der Bevölkerung verwendet werden; der Ueberrest fiel auf Piauhy zurück und diente zur Gründung neuer Niederlassungen: drei neue Fazendas entstunden auf diese Weise. Nach Auflösung der Gesellschaft Jesu kam das Vermögen des edlen Conquistator unter Administration der Krone, und auch jezt noch wurden seine Testamentsverordnungen respektirt; in der That ein seltenes Beispiel zu einer Zeit, wo so große Zerrüttung in der Verwaltung herrschte. Vor einigen Jahren noch wurden

die großen Besitzungen des Domingo Affonso von den Administratoren verwaltet, deren Jeder eilf Fazendas unter sich hatte. Zu gewissen Zeiten ziehen unermeßliche Ochsenheerden, Boyadas genannt, von den Weiden aus, die der Caninde und der Rio Piauhy bewässert; die einen nehmen ihren Weg gegen Bahia und Reconcave, andere nach Pernambuko; die aus den nördlichen Gegenden ziehen gegen den Maranham hinab.

Die Nachrichten über Piauhy waren noch ganz allgemein und unbestimmt, als zwei berühmte deutsche Reisende sich entschlossen, im Interesse der Wissenschaft eine noch so wenig bekannte Gegend zu durchforschen, welche bis jezt nur von Fazendeiros und Boyadasführern besucht worden war. Es war im Jahr 1818 als Spix und Martius, nachdem sie den Sertao von Bahia und Pernambuko besucht hatten, sich gegen Piauhy wandten; zu einer Reise in diese Wüste trieb sie hauptsächlich der Wunsch, eine Masse meteorischen Eisens zu untersuchen, wovon man in der ganzen Gegend sprach. Schrecklich waren die Leiden, welche sie bei der eingetretenen Dürre auszustehen hatten, und leider war das Resultat ihrer gefährlichen Reise nicht das, welches sie sich versprochen hatten. Der Aerolith, von dessen Daseyn sie sich wirklich überzeugten, war so hart, daß sie troz mehrtägiger Bemühungen nicht ein einziges Stück von demselben abschlagen konnten.

Nachdem sie einige Zeit an den Ufern des Rio do Salitre, eines kleinen Nebenflusses des San Franzisco, verweilt hatten, besuchten sie die Salzminen, deren Ausbeutung auf ganz besondere Weise geschieht. Aeußerlich zeigen dieselben eine Art glimmerhaltigen Pizarra's mit Quarzstücken untermischt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese aus rothem Sandstein neuer Formation bestehende Steinart stets von Salz und Gyps begleitet; das Salz ist in einer gelblichen, sehr lockern Erde enthalten, welche durch Pflanzenfasern an dem Gestein festgehalten wird. Ist nun diese äußere Kruste ganz von dem Wasser durchweicht, das entweder der Regen oder Ueberschwemmungen herbeigeführt haben, so muß man warten, bis die Sonnenhitze alle Feuchtigkeit aus dem Boden aufgesogen hat; alsdann zeigt sich das Salz auf der Oberfläche in kleinen Krystallen. Nun wird die Erde bis zur Tiefe eines Zolles mit Palmblättern zusammengekehrt und im Wasser aufgelöst. Diese Soole wird hierauf in hölzeren Gamellas oder auch in einer auf vier Pfosten festgemachten Ochsenhaut der Sonne ausgesezt; unten in dem Gefäße oder der Haut befindet sich eine kleine Oeffnung, durch welche die Soole tropfenweise in einen untergestellten Eimer oder auf eine andere Haut fällt. Diese für die ganze Gegend so wohlthätige Benützung der Minen geschieht während der dürren Monate; an einigen Orten sogar das ganze Jahr hindurch.

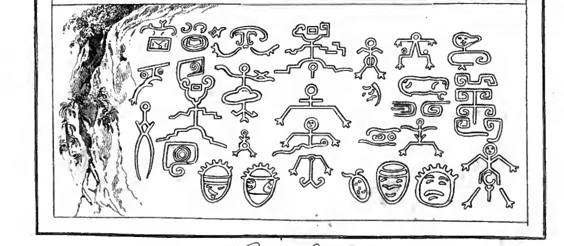
Das Seltsamste ist, daß im Sertao das Salz als kursirende Münze gebraucht wird. Zu gewissen Zeiten strömt von allen Seiten das Volk herbei, um sich dieses kostbare Lebensmittel zu verschaffen. Eine Schüssel voll Salz wird zu zwanzig oder dreißig Reis, d. h. zu dritthalb oder drei Sous angeschlagen. Die Priester und Regierungsbeamten nun, welche in diesen Einöden Dienste zu verrichten haben, empfangen ihre Belohnung dafür in dieser seltsamen Münze, woraus sich der Schluß machen läßt, daß von großen Ausbezahlungen hier keine Rede seyn kann.

Die beiden gelehrten Reisenden verließen diese Gegend, um sich nordwestlich gegen die Serra dos Dois Irmaos oder das Gebirge der

beiden Brüder zu wenden; dieses war der Weg, auf dem sie zur Hauptstadt von Piauhy gelangen mußten. Die Gegend, durch welche sie kamen, erinnerte sie an die Schweiz: sie befanden sich nahezu auf der Wasserscheide zwischen dem Rio San Franzisco und dem Parahyba. Als sie nun dieses Gebirge, das von beträchtlicher Höhe ist, überstiegen hatten, gelangten sie auf die Straße nach der Hauptstadt. Mitten in dieser Einöde überraschte sie einer der heftigsten Orkane. Ein seltsamer Zufall, der ihnen leicht hätte verderblich werden können, bewahrte sie vor großem Unglück. Ehe das Gewitter ausbrach, hatten sie sich unter einem ungeheuren Baume, der den Namen Yoya führt, gelagert; während des Gewitters aber ward der riesenhafte Baum sammt der Wurzel ausgerissen und sein dichtes Blätterwerk bildete nun ein schützendes Dach über dem Gepäcke der Reisenden und bewahrte ihre kostbaren naturhistorischen Sammlungen vor dem Verderben.

Ouyras, die Hauptstadt von Piauhy, wurde im Jahr 1718 unter dem Namen Villa da Mocha gegründet. Der König Don Joze bewilligte ihr den Namen einer Stadt und gab ihr den Namen seines Sekretärs, des berühmten Grafen Oeyras. Sie ist auf dem rechten Ufer eines kleinen Flusses erbaut, der in den Caminde fließt, und mag ungefähr 4400 Einwohner enthalten. Ihre Entfernung von der Küste gestatret ihr in komerzieller Hinsicht keinen bedeutenden Rang, und auch sonst enthält sie Nichts, das besonderer Aufmerksamkeit würdig wäre. Zweihundert portugiesische Meilen von Olinda und hundert von San Luiz entfernt liegend, kann natürlich ihr Luxus von keiner Bedeutung seyn; vor der lezten Revolution jedoch bestand ihre Bevölkerung zum größten Theile aus Europäern. Caxias, welche ehemals den Namen Aldea Alta führte, ist eine blühende Villa von ungefähr 30,000 Seelen; ihren Hauptreichthum macht die Baumwollenkultur; der Itapicuru erleichtert sehr ihre Kommunikation mit dem Maranhamlande.

In den noch so wenig durchforschten Einöden von Piauhy sollen sich mehrere Felsen befinden mit einer Art hieroglyphischer Inschriften, welche von den alten Bewohnern eingegraben worden sind, ohne Zweifel, um irgend ein großes Ereigniß der Vergessenheit zu entreißen. Waren es die Guegues, die ehemaligen Bewohner des vom Parnahyba bewässerten Gebietes, oder die im Süden herumschweifenden Acroas, oder die Jahyeos, die Bewohner von Jtahim, welche jene Inschriften in die Felsen gegraben haben? Wir vermögen es nicht zu entscheiden. Beschriebene Felsen oder vielmehr große Steine mit ebener Oberfläche, auf welcher symbolische Figuren nach Art der Hieroglyphen eingegraben sind, findet man nicht selten in Südamerika; es gibt deren mehrere in Brasilien und Guyana. Humboldt führt welche an, die an den Ufern des Orinoko sich befinden und von einem ganz andern Volke herzurühren scheinen als demjenigen, welches gegenwärtig jene Einöden bewohnt. Saint-Hilaire spricht von rothen Inschriften auf einem Felsen in der Gegend von Tijuco, welche auch stets von den Pflanzern daselbst gesehen worden sind; Koster traf in Ciara einen Priester, welcher ähnliche Hieroglyphen wie die erwähnten kopirte; endlich findet man in den großen Reisewerken von Spix und Martius, so wie in dem von Debret eine Inschrift abgebildet, die von einer zur tupischen Rasse gehörigen Nation herrührt und das Andenken an eine große, wahrscheinlich in der Serra Anastabia gelieferte Schlacht forterhalten soll. Die Stunde, in welcher die Schlacht geliefert wurde, die Zahl der Gefangenen, der



Vertiefte Sculpturen.

Rath, den die Häuptlinge hielten — alles Dieses ist durch Zeichen ausgedrückt, deren mehr oder weniger räthselhafte Bedeutung von den Reisenden auf obige Art, zum Theil wenigstens, erklärt worden ist. Das sonderbarste Monument dieser Art jedoch gehört nicht den inneren Theilen von Brasilien an; es wird einer Nation von Para zugeschrieben, und wir entlehnen es aus dem schönen Werke Debrets. Nach dem Berichte dieses Reisenden sind diese Figuren in einen Felsen an den Ufern des Yapura eingehauen und besonders soll der Federschmuck derselben mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit ausgeführt seyn. „Wer sollte nicht," sagt Debret, „das Werk eines feinen, wenn gleich barbarischen Geistes erkennen in der Zeichnung mehrerer menschlichen Figuren in verschiedenen Stellungen, in der Gestaltung einiger Köpfe, die zwar an sich nichts Ausgezeichnetes darbieten, an welchen die parallelen Linien jedoch sogleich an die Tätowirung erinnern; und so noch andere Figuren mit strahlenförmig geordnetem Federputze? Schnörkel, die zwar im Einzelnen unregelmäßig ausgeführt sind, in denen aber doch das Streben nach einer gewissen Symmetrie, wie sie sich in den Arabesken findet, unverkennbar ist; tausend andere Bizarrerien endlich erzeugt in einem Gehirne, das fähig war, ohne sklavische Nachahmung eine Eingebung des Geistes durch Linien und Striche wiederzugeben, zeugen sie nicht von künstlerischem Geiste?

Wenn einmal die Wüsten von Para und Piauhy besser untersucht werden, wird man gewiß noch mehrere solcher Monumente finden, welche, wenn auch nur unvollkommen, doch immerhin zur Erforschung der Geschichte der Eingebornen und ihrer Wanderungen dienen können.

Die Provinz Maranham. Diese Provinz bietet unter allen Ländern Brasiliens die meisten Erinnerungen an die französische Herrschaft dar. Will man sich darüber unterrichten, so muß man die alten Reisebeschreibungen eines Claude d'Abbeville, P. Yves d'Evreux u. s. w. nachschlagen; die Zeiten vor der Kolonisation findet man in den portugiesischen Chronisten beschrieben. Als Johann III das Küstenland in Kapitanerien theilte, fiel die von Maranham dem berühmten Geschichtschreiber Johann von Barros zu. Es war in der That eine wunderbare Zeit, in welcher der König eines so kleinen Königreichs wie Portugal an seinen Geschichtschreiber Ländergebiete verschenken konnte, welche drei- bis viermal größer waren als das von ihm regierte Land. Und noch seltsamer ist es, daß man bis auf den heutigen Tag noch nicht weiß, ob Piauhy, Ciara und Rio Grande zu dieser Schenkung gehörten. Aber einige hundert Meilen Wüste und einige tausend Wilde unter europäische Herrschaft zu bringen, Das war damals ein Leichtes für die Räthe Johanns III: ein Federzug, der die Concession gültig machte, und ein Heer von 8 bis 900 Mann reichten dazu hin.

Nicht größer war in der That die Zahl der Abenteurer, welche den Söhnen des großen Barros folgten, als diese im Jahr 1530 nach Brasilien gingen, um Besitz von jenem großen Lande zu nehmen, das ihr Monarch ihnen als vollkommenes Eigenthum überlassen hatte. Sie rechneten auf den Muth ihrer Gefährten, und konnten es auch mit Recht nach Dem, was in Indien sich zugetragen hatte; aber an die Untiefen in der Nähe der Insel Maranham hatten sie nicht gedacht: sie litten Schiffbruch und ihre Oberherrschaft versank ins Meer. Ihre zehn Schiffe und die 113 Pferde, welche sie mitgebracht hatten, gingen fast alle zu Grunde.

Diejenigen, welche dem Untergange entrannen, retteten sich auf die kleine Insel Mado und schifften von hier mit dem ersten Fahrzeug, das sie aufnahm, nach Europa zurück. Der Donatar war zu Grunde gerichtet. Er begab sich in die Einsamkeit und vollendete daselbst sein vortreffliches Werk.

In dieser abenteuerlichen Zeit, wo man einfache Kapitäne Könige in Indien werden sah, beschloß einer der Schiffbrüchigen, sein Glück unter den Eingebornen zu versuchen und sich wo möglich in Besitz der Güter des Donators zu setzen. Es war ein Schlosser, Namens Pedro, oder abgekürzt Pero. Dieser sammelte am Strande die Schiffstrümmer zusammen, welche noch einiges Eisenwerk enthielten, und setzte die Wilden durch seine kunstvollen Arbeiten in Erstaunen: bald war sein Glück gemacht. Er heirathete die Tochter eines Häuptlings oder, wie Ayres de Cazal berichtet, eines Kazikens und lebte in Ansehen und Ehren unter Denen, welche ihn aufgenommen hatten. Seine beiden Söhne erhielten von den Wilden den Namen Peros, und nach einigen Schriftstellern war Dieses der allgemeine Name, welchen die meisten wilden Stämme den Portugiesen gaben.

Barros hatte auf seine Schenkung verzichtet: nun ward Luiz de Mallo damit begabt, und erhielt drei Schiffe, um die Eroberung wieder zu beginnen. Der neue Donatar hatte die heimliche Absicht, den Amazonenstrom hinaufzuschiffen und die Minen von Peru zu besuchen; aber er war nicht glücklicher als sein Vorgänger. Auf einer armseligen Caravelle kam er wieder nach Lissabon zurück, und Maranham hatte noch immer keinen Herrn. Aber die an der Küste herumstreifenden Franzosen hatten bereits ein Auge auf dieses schöne Land geworfen. Lesen wir, Was Claude d'Abbeville gleich im Anfange seiner Reisebeschreibung darüber berichtet.

„Unter der glücklichen und friedevollen Regierung Heinrichs IV, des Großen, Königs von Frankreich und Navarra, hatte ein französischer Kapitän, Namens Riffault, drei Schiffe ausgerüstet, mit welchen er am 14 Mai des Jahres 1594 nach Brasilien absegelte, um in diesem Lande einige Eroberungen zu machen. Solches däuchte ihm ein Leichtes, weil er in gutem Einverständnisse stand mit einem brasilischen Indianer, Namens Ouyrapive, welches Wort so viel heißt als dürrer Baum; dieser war ein tapferer Krieger und stand in großem Ansehen unter den Indianern des Landes, und hätte mit Hülfe eines mächtigen Heeres derselben, wenn er es mit den Streitkräften des Kapitäns vereinigt hätte, diesem leicht zur Durchführung seines Planes behülflich seyn können; aber es kam Uneinigkeit und Zwietracht unter die Franzosen, und das Hauptschiff strandete. Darüber verlor der Kapitän Riffault den Muth, sein Unternehmen fortzusetzen, und kehrte nach Frankreich zurück."

„Aber da er sah, daß das einzige Schiff, das ihm geblieben war, nicht Raum genug hatte für alle die Franzosen, die er mitgebracht hatte, so sah er sich gezwungen, einen guten Theil derselben zurückzulassen, unter Anderen auch einen jungen Edelmann, des Vaux, aus Saint-Maure in der Provinz Touraine gebürtig, welcher mit anderen Franzosen und in Begleitung mehrerer Indianer mehrere kühne Züge gegen einige indianischen Stämme unternahm, die er durch einige ausgezeichnete Siege unterwarf. Er richtete sich nun genau nach den Sitten und Gebräuchen des Landes und erlernte mit geringer Mühe dessen Sprache. Er zeichnete sich noch in verschiedenen und gefährlichen Treffen aus und lernte durch einen langen

Aufenthalt alle Lust und Schönheit dieser Gegenden so wie ihre Fruchtbarkeit und ihren Reichthum kennen, also daß er einsah, wie hier dem Menschen Alles gewährt sey, was er sich nur wünschen mochte: eine milde Luft und höchst anmuthige Gegend zur Lust und Erfrischung des Leibes und Gelegenheit zum Erwerbe aller möglichen Reichthümer. Auf das Versprechen der Indianer, das Christenthum anzunehmen, empfingen sie von des Vaux die Versicherung, daß er ihnen nach ihrem Wunsche aus Frankreich einen Mann von Ansehen schicken wolle, der sie gegen alle ihre Feinde schützen und vertheidigen werde ꝛc."

So lautet die Erzählung des Claude d'Abbeville. Dieses Mal waren es also, wenn man dem guten Missionär Glauben schenken darf, die Indianer selbst, welche die Franzosen einluden, zu ihnen zu kommen und bei ihnen zu wohnen. Diese ermangelten nicht, der Einladung zu folgen. Ein Kapitän von hohem Muthe führte sie an; sie ließen sich auf der Insel Maranham nieder und in Kurzem war die Stadt San-Luiz daselbst gegründet.

Die Portugiesen empfanden, wie man sich leicht denken kann, einige Unruhen über solche Nachbarschaft, und auf den Befehl des Gaspar de Souza, Gouverneurs von Brasilien, marschirte Jeronimo Albuquerque Coelho gegen die neuen Kolonisten auf der Insel Maranham.

Der Krieg von Maranham bildet eine sehr interessante Episode in der Geschichte Brasiliens. Jene große Nation der Tupinambas, die, ihrem Erlöschen nahe, keinen andern Zufluchtsort mehr findet als das von den Franzosen beherrschte Land; jene kühnen Abenteurer, deren ehrgeiziges Streben einzig darauf gerichtet ist, ein neues Frankreich in diesem Lande zu gründen, dessen alte Bewohner sie seit einem Jahrhundert aufgenommen hatten; der wahrhaft ritterliche Geist, der beide Parteien beseelte, endlich die großen historischen Namen, die aus diesem in den Wäldern geführten Kriege hervorgehen, die Namen eines Albuquerque, Moura, Ravardière, Rasilly, Harley; alles Dieses verleiht dem Ganzen einen höchst dramatischen Charakter und wird dereinst Gegenstand einer besondern Geschichte werden.

Die Franzosen wurden gezwungen, das Gebiet wieder zu verlassen, in welchem sie sich niedergelassen hatten. Nach einem mörderischen Kampfe, in dem gegen 150 Menschen umkamen, was sehr viel ist für eine im Entstehen begriffene Kolonie, mußte Ravardière kapituliren und die Stadt sammt den Forts der Krone Spanien überlassen *). Philipp III regierte damals und Portugal hatte seine Unabhängigkeit noch nicht wieder erlangt. Ravardière kehrte nach Frankreich zurück, aber sein Aufenthalt in Maranham war nicht ohne Nutzen gewesen: eine große Stadt war gegründet worden, viele Stämme hatten sich unterworfen, und es war den Bemühungen der französischen Missionäre gelungen, sie von der schrecklichen Sitte, ihre Gefangenen zu verzehren, abzubringen. Dreihundert Meilen Küstenland war durch den Chef selbst entdeckt worden. Expeditionen, die bis Para gingen, hatten zur genaueren Kenntniß des noch wenig durchforschten

*) Ravardière hatte ehrenvollen Widerstand geleistet. Aber nach der Meinung einiger Geschichtschreiber soll er auf die Nachricht, daß der französische Hof ihn, als der reformirten Religion angehörig, durch einen Andern ersezt wünschte, einen Theil seines anfänglichen Eifers, durch den er gewiß die Belagerung noch mehr in die Länge hätte ziehen können, verloren haben.

Landes beigetragen. Die portugiesischen Schriftsteller haben bis auf den heutigen Tag davon geschwiegen, wie eifrig Diejenigen, welche die erste Expedition mitgemacht hatten, und unter ihnen hauptsächlich Rasilly, bemüht waren, den französischen Chef zu einer neuen Ausrüstung zu bewegen. Aber eine Gegenpartei widersezte sich aus allen Kräften den Bemühungen um Erneuerung einer Kolonie, durch welche Frankreich seine Herrschaft im Norden Brasiliens hätte sichern und einst noch ein Gleichgewicht gegen Portugals Macht herstellen können. Allein nicht genug, daß man die Expedition hintertrieb, — man vernichtete sogar die Bücher der Missionäre, die dazu hätten ermuthigen können *). Ludwig XIII regierte damals: kleine Interessen theilten Frankreich; Maranham ward vergessen.

Die Provinz dieses Namens ist gewiß eine der wichtigsten Brasiliens; sie folgt auf jenen theils dürren, theils fruchtbaren, aber von Wäldern und Flüssen fast ganz entblößten Landstrich, der am Rio San Franzisco anfängt und am Itapicuru endet. Hier durchströmen aufs Neue zahlreiche Flüsse das Land, Wälder erheben sich wieder und die Regenzeit stellt sich regelmäßig ein, und mit noch größerer Pracht vielleicht erneuern die erhabenen Naturscenen sich wieder, an denen die Ostküste so reich ist.

Die große Provinz Maranham hat ihren Namen von dem Flusse Meari, dem die ersten Entdecker den Namen Maranham gegeben haben. Sie bildet ein großes Dreieck, dessen Westseite von Norden nach Süden ungefähr 120 Meilen groß ist. Das Küstenland der Provinz hat ungefähr dieselbe Ausdehnung. Wer aber kennt das Innere dieser ungeheuren Wälder? Wer hat die Flüsse bis zu ihrem Ursprung verfolgt? Wer zählt die Nationen, die hier herumstreifen und sich bis in die Nähe der neuen Republiken wagen? Man muß gestehen, daß die Nachrichten über das Innere dieses großen Landes noch sehr unvollkommen und unsicher sind.

Es ist eine eigene Lage, in der sich ein Schriftsteller findet, wenn er die Geschichte eines Landes beschreiben soll, in welchem man vergeblich nach Werken von Menschenhand sucht und das der Beschreibung Nichts übrig läßt als endlose Wälder. Vielleicht aber wächst in diesen Wildnissen, welche künftigen Generationen zur Erforschung und Urbarmachung aufbehalten sind, manche noch unbekannte Pflanze, mancher edle Baum, aus denen die künftige Bevölkerung Brasiliens weit größere und fruchtbarere Resultate ziehen wird, als es aus alten Denkmälern und Steinen geschehen könnte, über welche man oft nicht einmal eine nützliche Belehrung erhalten kann. Gewiß also wäre eine Aufzählung und Beschreibung so vieler noch unbekannter Reichthümer von höchstem Interesse; aber obgleich Männer wie Humboldt, Saint-Hilaire, Spix und Martius in ihren Werken uns die verschiedensten und imposantesten Scenen aufs Lebendigste beschrieben haben, so müssen wir uns hier, des beschränkten Raumes wegen, mit Anführung einiger einzelnen jener großartigen Phänomene begnügen. Wir sind nicht mehr in den Zeiten, da man sich mit einer ungekünstelten Bewunderung und einem begeisterten Anschauen begnügte: man will jezt Alles sehen, Alles untersuchen, alle Tiefen ergründen. Man darf jezt nicht mehr sagen wie zur Zeit des P. Claude d'Abbeville: „Nirgends gibt es so

*) Diese sonderbare und so wenig bekannte Thatsache wird durch das einzige Exemplar eines Buches bestätigt, welches 1614 Ludwig XIII überreicht und vom P. Yves d'Evreux herausgegeben worden war.



große und dichte Wälder, voll der verschiedensten, uns noch unbekannten Bäume, die größtentheils zu medizinischem Gebrauche tauglich scheinen, da sie die wohlriechendsten Harze und Oele geben. Man sieht daselbst auch schöne Bäume von aufrechtem Wuchs und erstaunlicher Höhe, welche jene gelben, rothen und maserigen Hölzer liefern, aus denen man bei uns Farbemittel und sonstige Kunstgegenstände von hohem Werthe verfertigt."

„Man muß jene Fluren betrachten, die mit unzähligen, in den schönsten Farben prangenden Kräutern und Blumen besät sind, welche den unseren nicht im Geringsten ähnlich sehen, den Portulak etwa ausgenommen, der hier natürlich wild wächst. Es ist nicht zu sagen, wie viele schöne und seltene Heilkräuter man überall, in Wäldern und Gefilden, auf Bergen und im Thale antrifft. Unsere Baumzüchter würden da einen guten Zeitvertreib finden. . . ." „Und doch," fährt der gute Pater fort, „gibt es in diesem Lande keinen andern Gärtner, der diese Bäume pfropfte und oculirte, als Gott und die Natur."

Aus dieser Beschreibung des Missionärs ersehen wir also, daß das Land voll kostbarer Bäume und trefflicher Kräuter ist. Kopal- und Elemiharz, Benzoe, Drachenblut, Copahubalsam wird im Ueberfluß in den Wäldern von Maranham gewonnen. Der Araribas liefert eine Rinde, aus der man einen prächtigen Purpur bereitet; der Sueuba schlägt ein Gummi aus, das dem levantischen Ammoniakgummi ähnlich seyn soll; der Storax entfließt dem Baume gleiches Namens; der Cacaobaum wächst an den Ufern der Flüsse und bildet natürliche Wälder; Vanille, Ingwer, Bucua, Jalappe, Ipecacuana wachsen im Ueberfluß und gehören bereits unter die bedeutenderen Ausfuhrartikel.

So mächtig ist die Vegetation in diesen Gegenden, so groß die Kraft der befruchtenden Sonne, daß die See'n, welche süßes Wasser enthalten, sich mit einem dichten Kraut überziehen, das in Bälde den ganzen Wasserspiegel verdeckt. An einigen Orten gewinnt dieser grüne Teppich eine solche Stärke, daß er eine Art Pflanzenbrücke bildet, über welche man gehen kann. Der Wanderer freut sich der herrlichen Kühle, aber mit Erstaunen fühlt er, daß der Boden unter ihm wankt, und manchmal erhebt sich plötzlich der kleine Kaiman aus dem Kraute und weist ihm sein funkelndes Auge.

Die Provinz Maranham wird von der Natur in zwei Theile getheilt; der eine ist das Festland, das sich bis zu den ehemaligen spanischen Besitzungen erstreckt, und die Insel, welche heutzutag eine besondere Comarca bildet. Auf dieser Insel, welche ungefähr vierzig Meilen im Umfang hat und welche vom festen Lande durch eine nur fünf Meilen breite Meerenge geschieden ist, wurde die französische Stadt erbaut; hier auch endete der Tupinambas großes hundertjähriges Drama mit der gänzlichen Vertilgung dieser berühmten Nation, die einst die Küste beherrschte.

Von den Portugiesen überall zurückgedrängt und selbst aus denjenigen Orten vertrieben, die ihnen ein Asyl geschienen hatten, beschlossen sie, von einem gewissen Instinkte, oder besser vielleicht, von ihrem trefflichen Ortssinne geleitet, die unermeßlichen Wälder des Nordens zu ihrem Zufluchtsorte zu wählen. Unter der Anführung ihrer Häuptlinge machten sie sich auf den Weg und hielten stille bei der Insel Maranham, die ihnen weit genug von den portugiesischen Besitzungen entfernt schien.

Hier vertheilten sie sich nun, so erzählt man, in 28 Aldeen, deren jede wahrscheinlich ihr Oberhaupt hatte. Unter diesen Häuptern zeichnete sich

hauptsächlich Jappy Ouassou aus, ein tapferer Krieger, dessen Rath und unbeugsamer Wille seine Landsleute bei dieser lezten Wanderung geleitet zu haben scheint. Der Ueberfluß an Wild, die Fruchtbarkeit der Wälder, der durch so viele kleine Flüsse begünstigte Fischfang ließen die Tupinambas bald die Annehmlichkeiten der östlichen Region und die Gefahren, von denen sie bedroht waren, vergessen. Unsere alten Missionäre, welche unter ihnen lebten, wissen nicht genug zu erzählen von der Unbekümmertheit und Leichtigkeit dieser wilden Lebensweise, von den pompösen Ceremonien, die Statt fanden, von den unaufhörlichen Festen und dem Cauintranke, durch welchen sie sich betäubten. „Nie," sagt Claude d'Abbeville, „erstaunte ich so als beim Eintritt in die Hütten, wo sie Cauin trinken, da ich jene großen vom Feuer umgebenen und mit Cauin angefüllten Gefäße sah, die gleich siedenden Fleischtöpfen rauchten; um sie her waren Viele jener Barbaren, so Männer als Frauen, die Einen ganz nackt, Andere mit fliegenden Haaren und phantastischem Federnputze. Einige saßen auf der Erde und bliesen den Rauch des Patun durch Nase und Mund; Andere tanzten, hüpften, sangen und schrieen und waren Alle so betäubt von dem berauschenden Tranke, daß sie die Augen im Kopfe herumrollten und zusammen mir das Bild einer kleinen Hölle gewährten."

Im Jahr 1612 aber entsagten die Tupinambas diesem mäßigen Leben und diesen Festen, die dem Andenken an die Thaten ihrer Voreltern so verderblich waren, und als die Franzosen auf der Insel angegriffen wurden, machten sie gemeinschaftliche Sache mit ihnen und zeigten den Portugiesen, daß sie ihren vorigen Muth und ihre Tapferkeit bewahrt hatten.

Nach der Eroberung wurden diese Indianer einen Augenblick als Sklaven betrachtet; mit Schrecken erinnerten sie sich, wie trotz der Verträge die zahlreichen Stämme der Tapuyas von Pedro Coelho nach seiner Expedition gegen Hybiappaba als Sklaven verkauft worden waren. Sie machten alsbald feindliche Miene, wurden aber durch Diego da Campos und Manoel da Pindade wieder besänftigt und blieben. Nichts desto weniger stand ihnen eine große Katastrophe bevor. Im Jahr 1616, als die Tupinambas fortwährend friedlich in ihren Aldeen lebten, ob sie gleich ihre vormaligen Verbündeten sehnlichst zurückwünschten, kam in Folge einer entsetzlichen Machination, deren Thatsachen nicht alle bekannt sind, ein neubekehrter Indianer, Amaro, zu ihnen und überredete sie, man gehe damit um, sie wieder zu Sklaven zu machen. Aufs Aeußerste gebracht und an ihrer Unabhängigkeit verzweifelnd, hieben sie die dreißig portugiesischen Soldaten, welche die Garnison bildeten, zusammen. Alle Aldeen erhoben sich und ein schrecklicher Aufruhr entbrannte. Matthias d'Albuquerque und Caldeira marschirten wider die Stämme; Amaro ward gefangen und büßte mit grausamem Tode seine vielleicht nur allzuwahre Aussage, welche den Krieg entzündet hatte. Man band ihn vor die Mündung einer Kanone und seine Glieder wurden zerstreut. Diese Katastrophe hielt aber den Krieg nicht auf: er wurde mit erneuerter Kraft fortgesezt und bald sah das Fort Belem sich von Tupinambas umringt. Vielleicht wären die Indianer Sieger geblieben, vielleicht hätte man sie besänftigen und einen Vertrag mit ihnen schließen können. Bento Maciel kam von Pernambuco mit neuen Truppen; er machte eine große Zahl Indianer nieder und verfolgte die Ueberreste der Stämme bis zu den Mündungen des Amazonenstroms. [illegible] wohl [illegible] behaupten, daß die

schrecklichen Ereignisse in Para sich nicht alle an diese Erinnerungen knüpften und daß nach mehr als 200 Jahren die Abkömmlinge der Tupinambas einst eine blutige Wiedervergeltung übten? Die Hoffnung auf Rache stirbt nie in dem Herzen des Wilden. Auch bemerkt Claude d'Abbeville ausdrücklich: Die Aeltesten erinnern sich noch Dessen, was vor 26 bis 28 Jahren und mehr geschah, und erzählen umständlich von Unternehmungen, Kriegslisten und anderen Dingen einer längst verflossenen Zeit.

Da es uns an Dokumenten mangelt, so können wir nicht weiter in die eben angeführte Thatsache eingehen. Nach Martius haben sich die Tupinambas so tief ins Innere von Amazonien hineingezogen, daß noch kein Reisender sie besucht hat. Die Apiacas und Cahahivas sollen Ueberreste derselben seyn.

Während die Tupinambas noch friedlich unter der französischen Herrschaft zu Maranham lebten, gaben die Missionäre der Stadt San-Luiz den Parisern ein Schauspiel, das sich unterdessen noch oft wiederholt hat, aber immer zum Nachtheil Derer, welche der Gegenstand desselben waren. Im Jahr 1612 hielten mehrere Tupinambas ihren feierlichen Einzug in Paris. Hundertundzwanzig Mönche, angeführt von dem P. Archange de Pambrok, empfingen sie außerhalb der Vorstadt St. Honoré: „Das Kreuz wurde der Prozession, die sich gebildet hatte, vorausgetragen, und Viele bezeugten ihre Freude über eine so heilige und glückliche Eroberung.“ Aber nun erzählt Claude d'Abbeville mit Naivetät, wie man diesen Neubekehrten gleichwohl das Hauptwerkzeug ihres abgötterischen Cultus gelassen hatte. „Alle freuten sich des Anblicks dieser armen Wilden, die schön mit Federn geschmückt und die Maraca in der Hand haltend einhergingen; noch größer aber war die Freude darüber, daß man sie Willens sah, einen neuen Menschen anzuziehen, und sich in das hochzeitliche Kleid, d. i. in die Unschuld der Kinder Gottes, zu kleiden durch die Mittel der heiligen Taufe.“

Einige Tage darauf ward das Kapuzinerkloster in Paris von einer großen den Vätern sehr beschwerlichen Menge Menschen besucht; gewiß haben selbst die Osagen die Volksneugierde nicht in diesem Grade erregt. „Es glich keinem Kloster mehr, sondern einer Halle, nach welcher von mehr als zwanzig Meilen im Umkreise alle Welt strömte. Schloßen wir manchmal die Thore, so trat man sie ein, und wurden sie nicht eingetreten, so hörte man ein Murren, das sich sogar bis zu beleidigenden Reden gegen uns erhob, die aber nicht sowohl aus bösem Willen als vielmehr aus einem ungezähmten Verlangen entsprangen.“ Die Tupinambas hielten eine schöne Rede in tupischer Sprache *) an den König, in Gegenwart der Königin Mutter. Hierauf wurden sie feierlichst getauft und Einer von ihnen hatte die Maria von Medizis und ihren Sohn zu Taufpathen, bei den Anderen verrichteten die größten Herren vom Hofe diesen religiösen Dienst. Aber alle diese Ehren nützten sie wenig: drei von ihnen starben gleich nach ihrer Ankunft und die übrigen kehrten nach wenigen Monaten nach ihrer Insel zurück **); wahrscheinlich sind auch sie bei den Kriegen in Maranham, wenn sie nicht das Schicksal so vieler ihrer Landsleute theilten, nach Para geflohen.

*) Claude d'Abbeville hat sie uns aufbewahrt.

**) Ueber diese Rückkehr der armen Indianer, welche mehrere Monate bei den Kapuzinern gelebt hatten, berichtet Yves d'Evreux.

Die südwestliche Region dieser Provinz ist noch in den Händen wilder Nationen. Hier sind die Gamellas, die einen noch seltsameren Zierrath tragen als die Botokuden, obgleich man denselben auf den ersten Anblick für den Botek der Stämme auf der Ostküste hält. Wie die Nachkommen der Aymores so durchstechen auch die Gamellas sich die Unterlippe und fügen in dieselbe eine kleine Kürbisflasche oder ein Rädchen von Holz ein, dem sie aber die Gestalt eines kleinen Schüsselchens gegeben haben. Dieser seltsame Zierrath, dessen Gebrauch aber mehr und mehr abkömmt, hat doch wenigstens seinen Nutzen: die Wilden legen ihre Speise in das Schüsselchen, worauf sie dieselbe durch eine zusammenziehende Bewegung der Lippe sich in den Mund werfen. Seit zwanzig Jahren jedoch sehen diese Indianer, die ein wenig Ackerbau treiben, das Seltsame eines solchen Zierraths allmälig ein und mehrere unter ihnen durchstechen ihren Kindern die Lippe nicht mehr. Außer Pfeil und Bogen machen sie auch von einer Streitaxt Gebrauch, welche bei ihnen Mataraùna heißt und mit dem Tapac der Tupinambas Aehnlichkeit zu haben scheint. Wenn nach der Beobachtung eines brasilischen Geographen 11,600 Quadratmeilen dieser Provinz zum Feldbau benützt oder von einer civilisirten Bevölkerung bewohnt werden, so bleiben 7700 Quadratmeilen für die unabhängigen Indianer übrig, und man kann sich also einen Begriff machen von den vielen Stämmen, die es noch in Maranham geben mag, deren Namen außerhalb ihrer wüsten Einöden kaum bekannt sind. Die Tymbiras oder Tumbiras, welche südlich die Ufer des Rio Alpercatas bewohnen, sind die berühmtesten. Es gibt Tymbiras der Wälder und solche mit dem Beinamen Canella fina; diese Letzteren durchstreifen die großen Ebenen und haben ihren ganz portugiesischen Beinamen, der so Viel heißt als Schnellfüßler, von ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit; sie sollen ein Pferd im Laufe einholen. Man hat irrigerweise aus mehreren Stämmen, deren Namen sich durch die Endungen krans und gez unterscheiden, besondere Nationen machen wollen: die Sakamakrans, Capiekrans, Paramakrans, Xomekrans, Macamekrans, so wie die Proeobgez, Cunaygez und Crygez sind, die einen wie die anderen, Tymbiras, welche westlich von Pastos-Boms wohnen. Diese Eingebornen fangen nach und nach an, in Verbindung mit den Brasiliern zu treten, und wir haben ihr trockenes Namensverzeichniß nur deßhalb gegeben, damit man einsehen möge, wie oft durch bloß oberflächliche Beziehungen sich Vorurtheile über die indianischen Nationen bilden können, deren Urabstammung man nicht kennt. Die Namen der Stämme dürfen nie mit dem Namen des Volkes, von dem sie ihren Ursprung herleiten, verwechselt werden.

Der flüchtige Blick, den wir auf die Geschichte der Insel Maranham geworfen haben, mußte un überzeugen, daß daselbst keine eingeborne Nation mehr anzutreffen ist. In einem Meerbusen, nahe bei der westlichen Mündung des Rio Marine gelegen, bildet dieses fruchtbare Eiland, das von Nordwest nach Südost ungefähr sieben Meilen Länge hat, zwei hübsche ungefähr sieben Meilen breite Baien mit dem Kontinent. Sie hängen durch eine kleine Meerenge, Rio do Musquito genannt, zusammen, welche fünf Meilen lang ist und die Insel vom festen Lande der Provinz scheidet. Hier wurde im siebenzehnten Jahrhundert die Stadt San Luiz gegründet. Sie dehnt sich vom Ufer an ungefähr eine Meile gegen Nordost aus. Ihre Straßen sind lang und führen auf mehrere große Plätze. Die

Häuser sind meistens nur einstockig, haben aber ein hübsches Aussehen. Der Palast des Gouverneurs liegt auf einer Höhe in geringer Entfernung von dem Ufer; es ist ein langes Gebäude von regelmäßiger Bauart, aber ebenfalls nur einstockig. Auf dem länglichten Platze, der sich vor diesem Palast befindet, erheben sich das Rathhaus und das Gefängniß. Nach der einen Seite hin ist dieser Platz offen und führt zum Hafen und der Festung; auf der entgegengesezten Seite ist die Kathedrale. Es gibt in Maranham mehrere unentbehrliche Institute: das Hospital, ein Haus der Barmherzigkeit und mehrere Schulen, in welchen Latein und Philosophie gelehrt wird und deren Lehrer von der Regierung bezahlt werden. Seit 1812 besizt diese Stadt ein Tribunal da Relaçao wie Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuko. Der Hafen ist durch eine Bucht geschlossen und geht in die Bai San Marcos, deren südöstliche Seite durch die Insel Maranham gebildet wird. Obgleich der Kanal für Fahrzeuge von mittlerer Größe hinreichend tief ist, so kann man sich doch seiner geringen Breite wegen nicht ohne Piloten in denselben wagen. Der bedeutendste Handel von Maranham besteht in Reis und Baumwolle. Nach Koster soll sich die Ausfuhr der lezteren auf 50,000 Säcke, jeden zu achtzig Pfund, belaufen; sie hat erst vor achtzig Jahren angefangen und zwar unter förmlichem Widerstande der Einwohner, welche, wie Koster erzählt, glaubten, man wolle sie ihrer Ernten berauben. Als Spix und Martius vor fünfzehn Jahren die Hauptstadt von Maranham besuchten, verwunderten sie sich über die große Zahl europäischer Portugiesen, die sie hier trafen, und über die Bildung, die sie bei mehreren von ihnen wahrnahmen. Schon damals aber bemerkten sie zwischen ihnen und den Brasiliern jene Funken der Zwietracht, welche später hier wie aller Orten zur Flamme ausschlugen. In der Umgegend von San Luiz fanden die beiden Naturforscher Nichts, das sie besonders interessirt hätte.

Die Provinz Para. Im Jahr 1501, nur einige Monate vorher ehe Cabral an der Küste von Santa Cruz landete, entdeckte der kühne Reisegefährte des Christoph Columbus, Vincente Yanez Pinzon, die Mündungen des Amazonenstromes. Er war überrascht von der Majestät dieses Stromes und da nach Herreras Bericht auch er von der Meinung befangen war, die stets seinen berühmten Nebenbuhler beherrscht hatte, so glaubte er nun bereits über die Stadt Cathay hinausgekommen zu seyn und die Mündungen des Ganges beschifft zu haben. Seit diesem Tage des Irrthums ist die Provinz Para entdeckt; aber mehrere Jahre lang wußte man nicht wie groß dieses Land sey und woher der ungeheure Fluß komme, der es bespült.

Nun aber bereitete sich von einer anderen Seite Südamerika's her ein großes Ereigniß vor; die Spanier hatten eine jener Reisen ausgesonnen, deren so viele im Mittelalter, jener ritterlichen Zeit der Unwissenheit, unternommen wurden; man hoffte damals immer beim Ausgange eines Waldes eine von Gold strahlende Stadt oder eine von jenen Gegenden des Ueberflusses zu entdecken, die Marco Polo auf seinen langen Irrfahrten gesehen haben wollte und deren freilich etwas pomphafte Beschreibung ihm den Beinamen Messer Milione eingetragen hatte.

Im Jahre 1534, um die Zeit, als man nur von der goldstrahlenden Stadt in Guyana, von der Manoa del Dorado träumte, hörte der

Bruder des Eroberers von Peru, Gonçalo Pizarro, der in den nördlichen Provinzen regierte, von einer andern wunderbaren Stadt sprechen, welche in den Thälern des innern Landes liege, und deren Einwohner während des Krieges goldene Rüstungen tragen. Dieß war genug, um eine Expedition zu beschließen. Im Dezember 1539 zog der neue Conquistador aus. Zweihundert Fußgänger begleiteten ihn und mehr als 4000 Indianer folgten diesem kleinen Heere von Abenteurern. Heerden von Ochsen, Schafen und Schweinen dienten in den großen Einöden, durch welche man kam, der Expeditionsmannschaft als Nahrung. Man überstieg die Cordilleren: schon waren über hundert Indianer umgekommen, und nach einigen Tagen mußte man das Vieh in den Wäldern zurücklassen. In dem Thale von Zumaka, hundert Meilen von Quito, ward Gonzalo Pizarro von fünfzig Reitern eingeholt, die ein kühner Kapitän, Franzisco d'Orellana kommandirte. Er ernannte diesen zu seinem Generallieutenant. Man war noch nicht an den Ufern des großen Flusses; man wußte noch nicht einmal etwas von seinem Daseyn, man forschte nur immer nach der großen Stadt. Bald schmeichelte man den Indianern, bald unterwarf man sie schrecklichen Martern; bald bot man ihnen schöne europäische Waffen an, bald schleppte man sie in die Sklaverei. Aber mochten die Spanier schmeicheln oder Gewalt brauchen, stets beschäftigte sie nur der eine Gedanke, jenen Männern in goldenen Rüstungen zu begegnen und in die von ihnen vertheidigte Stadt zu dringen. Doch die Stadt zeigte sich nicht. Höchstens waren es elende aus armseligen Hütten bestehende Aldeen, in welchen die Expedition ausrasten konnte. Aber gleichwohl fanden die Conquistadores Gold; nur verwandelten die goldenen Rüstungen des neuen Eldorado sich in dünne Goldbleche oder glänzende Caracolis, eine Art Ringkrägen, welche vor Kurzem noch die Caribas in Guyana trugen. So Viel ist jedoch gewiß, daß Pizarro, am Ufer des Coca angekommen, eine Brigantine bauen ließ, sie mit ungefähr hunderttausend Pfund Gold belud und sie dem Kommando des Orellana anvertraute, mit dem Befehle, sich nicht von ihm zu entfernen.

Nun haben die Spanier Reichthümer genug, aber an Lebensmitteln fehlte es ihnen ganz und gar. Orellana erhält den Befehl, mit fünfzig Mann den Napo hinabzufahren und Alles anzuwenden, um die so nöthigen Munitionen aufzubringen. Gelingt ihm Dieses, so ist die Expedition gerettet.

Orellana vertraut sich dem Laufe des Flusses; er macht hundert Meilen ohne Segel und Ruderstangen. Auf einmal aber gelangt er in einen großen Fluß, dessen Lauf ihm gänzlich unbekannt ist. Nun fängt die Sache an, verwickelter zu werden.

Es ist jezt der lezte Dezember 1540 und also seit dem Beginne der Expedition gerade ein Jahr verflossen. Orellana erkennt leicht, daß die Rollen sich geändert haben: das eigentliche Haupt der Unternehmung ist jezt er geworden. Troß der Widerreden des Gaspard de Carjaval, eines Dominikaners, und des Hernando Sanchez de Vargas, eines Edelmanns aus Badajoz, wendet er das hohe Glück der schönsten Entdeckung die bis jezt in der neuen Welt gemacht worden, zu seinem eigenen Nutzen. Der Mönch und der Edelmann werden ans Ufer ausgesezt, ohne daß man ihnen die zu Vertheidigung ihres Lebens nöthigen Waffen reicht. Orellana aber überläßt sich den Wogen des großen Stromes; er weiß gewiß, daß

sie ihn zum Ocean führen, und daß jezt eine unermeßlich große Straße zwischen beiden Meeren eröffnet ist.

Man glaube jedoch nicht, daß diese große Entdeckung ohne alle Mühe vollführt worden, und daß man dabei bloß dem Lauf des Flusses habe folgen dürfen. Bald muß eine neue Brigantine gebaut werden, bald muß man Räume von 200 Meilen durchmessen, ohne eine Hütte zu finden oder einem Menschen zu begegnen. Orellana gelangt zur Residenz des Häuptlings Aparia, der ihn freundschaftlich aufnimmt und ihm empfiehlt, vor den Conyapayaras oder den Amazonen, die das Land unsicher machen, auf der Hut zu seyn. Diese Warnung hindert ihn jedoch nicht, seine Reise fortzusetzen. Aber jene kriegerischen Frauen, die er bekämpfen zu müssen glaubt, zeigen sich nicht; am 12 Mai gelangt er in die Provinz Machiparo, die an das Land Aomegua grenzt; hier verfolgen ihn 2000 Indianer, tödten ihm den Pedro de Ampudia und machen achtzehn seiner Leute kampfunfähig. Jezt hat er noch eine Wüste von 200 Meilen zu durchreisen. Sein Weg führt ihn durch mehrere Flecken, in denen blutende Köpfe sich als schreckliche Siegestrophäen erheben. Endlich gelangt er zu der Stelle, wo der Rio-Negre sich in den großen Fluß ergießt, und nun erst beginnt der wunderbare Theil der Erzählung. Am 22 Juni wird Orellana von einer Horde Indianer angegriffen, die den Amazonen zinsbar sind und von zehn bis zwölf dieser Frauen angegriffen werden. Erinnert man sich hier an den noch heute bei den Maricurus bestehenden Gebrauch, daß die Weiber ihren Männern in den Kampf folgen, und rechnet damit Das zusammen, was die Indianer des obern Maranhams dem spanischen Abenteurer erzählt haben, so kann es nicht auffallend erscheinen, daß dieser es mit wirklichen Amazonen zu thun zu haben glaubt. Sonderbarer ist es in der That, daß nach der Erzählung des Conquistadors diese großen und starken Frauen blonde Haare hatten. Nackt bis auf den Gürtel, trugen sie dieselben geflochten und waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sieben bis acht dieser kriegerischen Frauen werden von den Spaniern getödtet, die Indianer ergreifen die Flucht und nun sezt die Expedition ihre Reise weiter fort. Man ersieht aus diesem ziemlich unbedeutenden Umstande, daß das Wunderbare, welches in der Erzählung des Conquistadors zu liegen scheint, vor einer tieferen Kenntniß gewisser indianischer Gebräuche verschwindet. Ein wenig Uebertreibung in den Schilderungen Orellana's und die natürliche Befangenheit der Zeitgenossen gaben später dem Flusse einen neuen Namen, der auch beibehalten wurde. Weiter gegen den Ocean hin kommen keine Amazonen mehr zum Vorschein, aber die Angriffe werden häufiger und einige von Orellana's Leuten werden getödtet. Dieß vermag jedoch nicht, den Muth der Spanier zu brechen. Fast immer reichen einige Armbrust- oder Flintenschüsse hin, die Flottillen der Wilden in die Flucht zu schlagen. Endlich erreicht die Schifffahrt im Innern ihr Ende; Ebbe und Fluth werden bemerkbar, und nachdem Orellana achtzehn Tage in einem Walde zugebracht hat, um sein Fahrzeug ausbessern zu lassen, geht er wieder zu Schiffe, um zur Mündung des Flusses zu gelangen. Am 8 August erreicht die wundervolle Reise ihr Ende: an diesem Tage läuft Orellana nach achtzehnmonatlicher Fahrt in den Meerbusen von Paria ein; und achtzehn Tage später verläßt er das süße Gewässer und steuert in die hohe See.

Auf der Insel Cubagua angekommen, kauft er ein Schiff und kehrt nach Spanien zurück, wo er dem Könige die 200,000 Mark Goldes und die Smaragden überliefert, welche Gonçalo Pizarro ihm anvertraut hatte *). Aber es half wenig, daß man ihn zum Adelantado von Neu-Andalusien ernannte und drei Schiffe zu seiner Verfügung stellte, um seine Entdeckungen fortzusetzen; er kam auf unglückliche Weise bei dieser zweiten Expedition ums Leben. Doch war wieder eines jener großen geographischen Probleme, die so viel Blut und Leiden kosteten **), gelöst. Der große, von Westen nach Osten fließende Strom bildet bekanntlich eine Verbindung zwischen zwei großen Meeren. Das Uebrige werden wir bald hören.

Unter der Provinz Gram-Para versteht man eigentlich nur das vom Flusse bespülte Gebiet; alles Uebrige ist eine große Wüste. Einige geographische Bemerkungen werden hier am Platze seyn.

Der Amazonenstrom ist vielleicht der größte Fluß der Erde; über seinen Ursprung sind aber schon mehrere Hypothesen aufgestellt worden. Ein neuerer Geograph, Balbi, sagt mit Bestimmtheit, er bestehe aus dem Zusammenfluß des neuen Marannon, der auch Tanguragua heißt, mit dem Ucayali oder dem alten Marannon; es sey aber falsch, den Tanguragua als den Hauptarm zu betrachten und deßhalb die Quelle des Amazonenstroms in den See Lauricocha zu setzen. Nach diesem Gelehrten ist der Beni oder Paro, welcher nach seiner Vereinigung mit dem Apurimac den Ucayali bildet, als der wahre Marannon zu betrachten. Der Beni oder Paro entspringt in den Bergen von Sicasica, welche der Republik Bolivia angehören, und nachdem er diesen Staat von Süden nach Norden, sowie auch die Republik Peru durchflossen hat, tritt er in Colombia ein. Hier nimmt er in dem von der Provinz Maynas angesprochenen Gebiete den neuen Marannon auf. Von hier an bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Negre führt er den Namen Solimoës. Bei Villa de Jaen de Bracamoros wird er schiffbar. Weiterhin zeigt er eine Erscheinung, welche ohne Zweifel bei mehreren Flüssen Amerika's sich wiederholt, vielleicht nirgends aber in so großartigem Charakter wie beim Amazonenstrome: nachdem dieser den vom Coxagebirge herfließenden Santjago aufgenommen und eine Breite von 250 spanischen Toisen oder 1500 Fuß erhalten hat, verengt er sich auf einmal wieder. Die Felsen der innern Kordillere der Andes, die er östlich durchschneidet, nähern sich seinen Ufern; sie bilden eine Art Gewölbe und der Fluß ist an der engsten

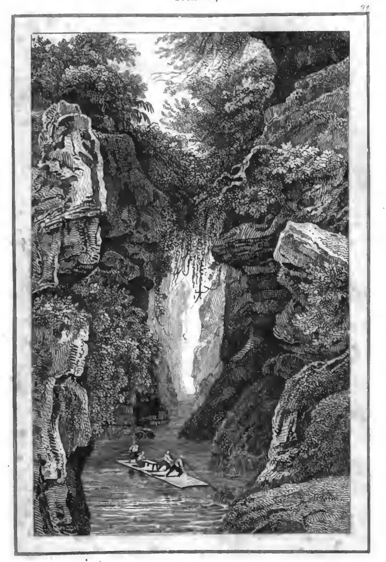
*) Als Gonçalo Pizarro bei dem Zusammenflusse angekommen war, wo Orellana ihn erwarten sollte, entschloß er sich, nach Quito zurückzukehren, von wo er über 400 Meilen entfernt war; er gelangte dahin nach einer Reise von achtzehn Monaten, auf welcher er durch Hunger und Krankheit zwei Drittheile seiner Mannschaft einbüßte. Der Geschichtschreiber, dem wir diese Zeilen entnehmen, fügt hinzu: „Die Soldaten waren genöthigt, Pferde und Hunde zu essen. Von 900 Hunden, welche sie mitgenommen hatten, brachten sie nur zwei wieder zurück." *Warden*, Chronologie historique de l'Améique.

**) Orellana schiffte sich auf's Neue zu San Lucar ein, am 11 Mai 1544, mit vier Schiffen und mehr als 400 Menschen. Nach einer unglücklichen Fahrt, während welcher ihm zwei Fahrzeuge zu Grunde gingen, gelangte er zur Mündung des Flusses, der damals seinen Namen führte. Er konnte nur 200 Meilen tief eindringen und seine Reise war eine Reihe von Unglücksfällen. Als endlich auch sein leztes Schiff zu Grunde ging, wurde ihm das Ankertau völlig unnütz. Man zerschnitt es und dreißig Personen waren sechs Wochen lang damit beschäftigt, eine Barke zu bauen. Der Kazike des Landes versah sie mit einigen Lebensmitteln und geleitete sie bis zu den Inseln Maribique und Cartean; ein anderer führte sie noch dreißig Meilen weiter. Aber die Barke ward leck, und nachdem Orellana dreißig Tage lang den Hauptfluß gesucht und siebenzehn der Seinigen den Pfeilen der Indianer hatte unterliegen sehen, vermochte er nimmer so großes Unglück zu ertragen und starb. Seine Wittwe und der Rest der Expedition schifften den Fluß hinab und erreichten endlich, nachdem sie an die Küste von Caracas geworfen worden waren, die Insel Margarita. (Warden a. a. O.)

Amazonen-Fluss.



See an den Ufern des Amazonen Flusses



Felsen des Amazonen Stroms

Stelle nicht über 25 Toisen breit. Dieser zwei Meilen lange Kanal ist unter dem Namen Pongo de Manseriche bekannt, welche zwei Worte in der Qichuasprache so viel heißen als Thor des Flusses. Ganz am untern Ende desselben liegt Villa de Borja.

Gleich nach der Vereinigung des Ucayali und des Tanguragua bekommt der Fluß ein majestätisches Ansehen; er verfolgt seinen Lauf durch die neue Republik und tritt bei San Franzisco da Tabatinga in das Kaiserthum Brasilien ein. Nun durchfließt er von Osten gegen Westen die unermeßlich große Provinz Para, die ihren indischen Namen ohne Zweifel dem Flusse verdankt; denn Para oder besser Parana heißt: großes Wasser.

„Die Hauptnebenflüsse des Amazonenstroms auf dem rechten Ufer sind: der Javary, der Madeira, welche beide, hinsichtlich der Länge ihres Laufs, mit den größten Flüssen der Welt rivalisiren können; der Topaios und der Xingu; diese vier Nebenflüsse bewässern Brasilien." Außer dem Tanguragua, den Balbi auch den neuen Amazonenstrom nennt, sind die vorzüglichsten Nebenflüsse auf dem linken Ufer: der Napo, der Putumayo oder Iça, der Caqueta oder Yapuru und endlich der Rio Negro, in den sich der Cassiquiara und Rio Branco ergießen. Der erste dieser Nebenflüsse gehört ganz dem Gebiete von Colombia an, eben so auch, dem größten Theile nach, der zweite und vom Caqueta wenigstens die obere Hälfte: die andern gehören zu Brasilien. Nach der Aufnahme des Rio Negro und des Madeira beträgt die Breite des Amazonenstromes ungefähr eine Meile. Aber wegen der Menge von Inseln, die seinen Lauf unterbrechen, gewahrt man seine beiden Ufer nicht mehr, deren reiche und imposante Vegetation einzig mit der verglichen werden kann, welche man um die majestätischen Binnenseen herum bemerkt. Die Breite seiner Mündung mag 8 Meilen betragen. In allen Berichten findet man dieselbe häufig zu 80 Meilen angegeben. Alsdann aber sind ohne Zweifel die Mündungen des Tocantins und des Amazonenstromes zusammengenommen. Nach Ayres de Cazal sind es von Tigioca bis Macappa nur 50 portugiesische Meilen und innerhalb dieses Raumes befindet sich noch die große Insel Marajo.

Irrigerweise betrachtet man den Rio Tocantins, dessen unterer Theil Para heißt, als einen Nebenfluß des Amazonenstroms. Er entspringt in der Provinz Goyaz und hängt mit jenem großen Flusse durch einen Kanal von salzigem Wasser und sehr ungleicher Breite zusammen. Der Rio Tocantins besteht aus zwei Flüssen: dem eigentlichen Tocantins und dem Rio Grande oder Araguay; lezterer ist der Hauptarm. Die Mündung des Tocantins gleicht der des Maranham, und die zahlreichen Inseln, welche sich auf ihm befinden, halten seinen Lauf zurück und erleichtern eben dadurch die Schiffahrt: ja, es sollen sogar die von Macappa ausgehenden Schiffe den Tocantins passiren, um den außerordentlichen Schwellungen des Maranham, die Porororoca heißen, zu entgehen.

Es ist ein zu großartiges Schauspiel um einen 1100 Meilen langen Fluß, der Schiffe von 500 Tonnen eine ungeheure Entfernung weit aufwärts trägt und an dessen Inseln Schiffe von 74 Tonnen sicher vor Anker liegen können, als daß wir nicht auch die Erzeugnisse und Bewohner seiner Ufer kennen lernen sollten. Besuchen wir daher, wie die Reisenden, zuerst Belem und seine reichen Speicher, die Insel Marajo, und dringen alsdann später in die von indianischen Nationen bewohnten Wildnisse ein.

Cidade de Grão Para oder Belem ist auf dem östlichen Ufer des Rio Tocantins, an der Bai Guajara erbaut; der Boden, auf welchem die Stadt sich erhebt, ist eine Ebene, die sich gegen 25 Meilen vom Meere ab ausbreitet, und man könnte glauben, eine solche Lage mache den Aufenthalt daselbst ungesund; aber Belem ist gerade eine der gesundesten Städte Brasiliens. Sie wurde erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gegründet und man würde vergeblich nach irgend einem merkwürdigen Monumente daselbst suchen; die Straßen sind meist regelmäßig, die Häuser von Stein, aber ohne architektonischen Zierrath; und ob sie gleich zum größten Theil bequem gebaut sind, so gab es doch noch vor wenigen Jahren einige darunter, welche keine Fenster hatten. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind die Kathedrale und der Palast des Gouverneurs; das ehemalige Jesuitenkollegium ist in ein Seminar verwandelt worden. Don Marcos da Noronha, der in ganz Brasilien so große Berühmtheit erlangt hat unter dem Namen eines Conde dos Arcos, hat für Belem eben so viel gethan, wie für San Salvador. Auf seinen Befehl ist eine prächtige Pflanzung von Mango-Monbins- und Baumwollenbäumen in der Stadt angelegt worden, welche jezt den Einwohnern als Spaziergang dient. Die Bevölkerung von Belem beläuft sich auf 24.000 Seelen; der Handel ist bedeutend. Spix und Martius stimmen in ihrem Lob des moralischen Charakters der Einwohner überein. Die Nachbarschaft der Eingebornen, die schon verschiedene Male zum Christenthum gezwungen worden sind, ist ohne Zweifel die Ursache von dem Zusammenflusse vieler zur indianischen Rasse gehöriger Individuen in dieser Hauptstadt. Fast alle harten Arbeiten werden von den Indios mansos ausgeführt und leider wurde eine große Zahl derselben dem Feldbau entzogen und unter die Regimenter vertheilt. In der Gegend von Para und besonders auf der Insel Marajo soll diese Maßregel die traurigsten Resultate gehabt und die Zahl der indischen Frauen zu der der jungen Indianer in ein sehr ungleiches Verhältniß gesezt haben. — Wenn troß der vielfachen Bemühungen eines Bischofs von Para, des Hrn. Gaetano Brandao, der später Primas von Portugal wurde, noch nicht alle zur Bildung und Erziehung wünschenswerthen Mittel anzutreffen sind, so scheint dagegen diese Stadt unter allen Hauptstädten Brasiliens diejenige zu seyn, in welcher der neu angekommene und von allen Geldmitteln entblößte Europäer bei den Einwohnern die schnellste Hülfe und Aufmunterung findet, wenn er auch nur ein wenig Eifer und Fleiß zeigt.

Der gänzliche Mangel an Befestigungswerken stellt diese Stadt der Gewalt des nächsten besten Parteiführers blos, der einen Streich wider dieselbe ausführen will; und die besten Ereignisse haben leider die Voraussage mehrerer Reisenden bestätigt, welche die Regierung auf diesen Mangel an den geringsten Vertheidigungsmitteln aufmerksam gemacht haben.

Die Insel Johannes oder Marajo, welche so malerisch die Mündung des Amazonenstroms unterbricht, oder besser, welche sich zwischen dem Tocantins und dem Maranham erhebt, hat nicht weniger als 27 portugiesische Meilen von Norden nach Süden und 37 von Osten nach Westen: sie wird von mehreren Flüssen bewässert und der Boden ist fast in seiner ganzen Ausdehnung ausnehmend fruchtbar. Spix und Martius halten den Kern der Insel für einen Felsen aus eisenhaltigem Sandstein, und andere Beobachter sagen, daß die durch beide Flüsse hergeschwemmten Pflanzentheile



St. Maria von Belem.

diesen Felsen nach und nach mit einer herrlichen Pflanzenerde überzogen haben. So viel ist gewiß, daß die Insel Marajo das fruchtbarste Gebiet der Provinz ist und daß man die jährlichen Abgaben, welche die Regierung daraus bezieht, auf 6—900,000 Franken anschlagen kann; überdieß bezieht Belem seine Lebensmittel aus diesem Distrikt. Vieh- und Pferdezucht haben seit ihrer Einführung einen so reißenden Fortgang genommen, daß darin einer der Hauptreichthümer des Landes besteht. Vor etlichen Jahren noch, um 1819, galt ein Ochse 24—30 und ein Pferd 36—60 Franken. Eine Stute konnte man um 12 Franken und selbst um die Hälfte dieses mäßigen Preises kaufen.

Die vom Amazonenstrome und dem Orinoko bewässerten Gegenden sind wahre Wunder- und Mährchenländer geworden. Man hat das Uebertriebenste von ihnen erzählt und auch die Insel Marajo ist diesem Schicksal nicht entgangen. Der P. André de Barros, den man nur nicht mit dem Historiker dieses Namens verwechseln muß, erzählte: einer seiner Confratres habe in den Wüsten des Tocantins eine große, von sechs verschiedenen Nationen bewohnte Stadt besucht, deren Einwohner alle von riesenmäßiger Größe gewesen; zugleich versichert er in allem Ernste, die Insel sey über 90 Meilen breit und übertreffe an Flächenraum das Königreich Portugal. Es gab doch in der That Merkwürdiges genug, von diesem Lande zu berichten, ohne daß es dieser Uebertreibungen bedurft hätte. Condamine, Lister Maw und später Spix und Martius haben Dieses in ihren gelehrten Werken hinlänglich bewiesen.

Unter den Phänomenen, von welchen alle Reisenden erzählen, ist eines, das bei der großen Mündung des Para Statt findet und durch seinen grandiösen Charakter sich vor andern dieser Art auszeichnet; die Indianer haben es Pororoka genannt und dasselbe zeigt sich besonders majestätisch zwischen Macappa und dem Cap Nord, wo die Inseln den Kanal verengen. Drei Tage vor dem Neu- oder Vollmonde, zu welcher Zeit bekanntlich die Ebbe und Fluth am stärksten ist, wälzt eine ungeheure Woge von wenigstens 15 Fuß Höhe sich mit entsetzlichem Gebrause von Küste zu Küste; ihr folgt gleich eine zweite und dieser eine dritte eben so mächtige, manchmal sogar noch eine vierte. Diese stürzen in geringem Zwischenraume sich auf das Ufer und werfen Alles zurück, was sich ihrer Wuth widersezt. Statt der gewöhnlichen sechs Stunden braucht die Fluth jezt nur eine oder zwei Minuten, um ihre höchste Höhe zu erreichen. Man hört das Wogengebrülle des Pororoka fast zwei Meilen weit: es ist die Vorfluth (mascaret) an der Mündung der Garonne im größten Maßstabe.

Ehe wir ins Innere eindringen, bemerken wir noch, daß die Insel Marajo einst von Indianern bewohnt war, denen der größte heilige Redner Portugals, der P. Antonio Vieira, das Evangelium predigte und die er zum Theil wenigstens bekehrte. Die N'hengahybas waren, wie die Payagoas, hauptsächlich Schifffahrt treibende Völker, die zahlreichen Kanoe's, von ihnen Igarad genannt, besaßen. Die Indianer der Insel Marajo nannten sich auch Igaruanas oder Kanoeführer, um sich von den Indianern der Wälder zu unterscheiden. Unter dem Namen Igaruanas begriff man jedoch, wie Ayres de Cazal bemerkt, eine Menge Nationen, welche nach einander die Insel bewohnten; so die Tupinambas, die Mammayamas, die Guayanas, die Hurunnas, die Pacayas und mehrere andere. Man sieht also, daß um das siebenzehnte Jahrhundert

in Folge der Vertilgungskriege im Süden, Stämme, die früher oft feindlich einander gegenüber gestanden, an diesem Orte sich bereits verschmolzen hatten. Wie überall, wo sie hinkamen, so übten auch hier die Tupinambas ihren Einfluß aus. Die Igaruanas besaßen nicht blos kleine Kähne, um den gewöhnlichen Beschäftigungen des wilden Lebens, der Jagd und dem Fischfange, obzuliegen, sondern sie hatten auch große Kriegskanoe's von 40—50 Fuß Länge, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestanden, und welche man Maracatim nannte, von dem heiligen Werkzeuge der Tupinambas und dem Worte Tim, welches den Schnabel eines Vogels bezeichnet. Wirklich war auch der Maraca an einer langen Stange an das Vordertheil des Kriegsfahrzeuges befestigt und ein Indianer mußte unaufhörlich das heilige Werkzeug mittelst eines Strickes erschallen lassen. Gewiß war es ein imposantes Schauspiel, wenn die unzähligen Maracatimflotten zum Kriege gerüstet an der Küste hinfuhren und der Schall der Maracas sich in das Kriegsgeschrei mischte.

Die Igaruanas des untern Maranham gelten für die besten Ruderer des Landes, weil sie, von Kindheit an, dieses Geschäft gewohnt sind. Sie waren es auch, die mittelst ihrer Ruderstangen die Flotte des Kapitän Teixeira vom Meere bis in die Nähe der Andes führten.

Da wir angefangen haben, einen Blick auf die indianischen Nationen von Para zu werfen, und uns noch an der Mündung des Flusses befinden, so bemerken wir hier, daß an den Ufern des Amazonenstromes troß ihrer Anzahl die herumschweifenden Stämme sowohl als auch die civilisirten in einer gewissen Absonderung leben, die sie sehr von den Stämmen des Südens unterscheidet.

„Ungefähr 162 Legoas von Para, sagt ein Schriftsteller, der die deutschen Reisenden besonders studirt hat, fangen schon die großen Regionen an, welche die Einwohner von Para den Sertao dos Amazonas nennen und welche man als das Eigenthum der Ureinwohner von Brasilien betrachten kann. Unter diesen Autochthonen oder Eingebornen gibt es einige, welche, ob sie gleich fortwährend abgesondert im Dunkel ihrer Wälder leben, doch einige Verbindung mit den Weißen unterhalten; andere sind erklärte Feinde der Kolonisten, immer bereit sie anzugreifen, wenn sie die Stärkeren sind, oder jede Berührung mit ihnen zu meiden, wenn sie sich als die Schwächeren fühlen. Manchmal gelingt es den Missionären, einzelne Familien oder auch Stämme, die nicht sehr zahlreich sind, zu veranlassen, ihren Wohnsitz in europäischen Niederlassungen zu nehmen. Wenn die kolonisirten Indianer, Indios aldeados, einige Zeit lang in der Nachbarschaft der Europäer bleiben, so legen sie nach und nach ihre Sitten und ihre Sprache ab und nehmen die portugiesische Sprache an; da aber oft nur eine vorübergehende Ursache, ein Krieg mit ihren Nachbarn, eine ansteckende Krankheit oder eine Hungersnoth sie nöthigt, sich den Europäern zu nähern, so geschieht es häufig auch, daß sie nach einiger Zeit wieder in ihre Wälder zurückkehren. Sie haben auch schon ihre Missionäre umgebracht, entweder weil ihr neuer socialer Zustand ihnen die Vortheile nicht gewährte, die sie sich davon versprochen hatten, oder weil sie Plackereien von den Kolonisten zu erdulden hatten; solche Gewaltthaten aber wurden von dem Gouverneure von Para oder von Rio Negro immer durch einen Vertilgungskrieg bestraft. Hieraus erklärt sich die Entvölkerung des Innern von Para und Rio Negro; man begreift auch hienach, warum die



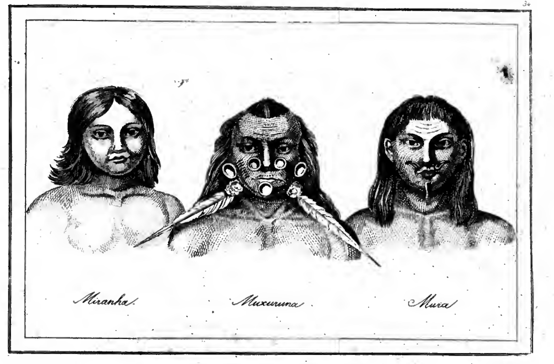
Stämme, denen man daselbst begegnet, ihre Originalität verloren und kaum noch einige Ueberreste ihrer Sprache, ihrer Sitten und Gebräuche bewahrt haben; man begreift ferner, warum diejenigen unter ihnen, welche blos ihrer Schwäche wegen sich kolonisiren ließen, einmal mit den Weißen vermengt, nach und nach gänzlich verschwinden mußten. Der Bericht Acunha's und mehrere alte Karten enthalten die Namen mehrerer Stämme am Ufer des Amazonenstromes, von denen die Reisenden keine Spur mehr gefunden haben. Der, welcher sie kennen lernen will, muß sie in ihren Niederlassungen, die mehr oder minder weit vom Flusse entfernt sind, aufsuchen.

Der Reisende, welcher diesen Theil des Innern von Brasilien durchwandert, muß erstaunen über den gänzlichen Mangel an Einigkeit und Zusammenhalten der indianischen Rasse, ein Mangel, der fortwährende Aenderungen in ihren Sitten, Gewohnheiten und in ihrer Sprache zur Folge hat. Die Indianer, welche in den Umgegenden von Santarem arbeiten, sind eine Mischung vieler Stämme, nämlich: der Jacypuyas, der Jurunas, Caribvris, Curiares, Cuyaris, Guarnaras, welche alle zwischen dem Rio Xingu und dem Tapayoz wohnen, und der Passes, Juris, Bainumas, welche von Westen hauptsächlich vom Rio Yapura herkommen. Der Umgang mit den Weißen hat einen solchen Einfluß auf die Indianer dieser verschiedenen Stämme ausgeübt, daß sie sich heutzutage an Sitten und Sprache fast alle gleichen. Wenige von ihnen erinnern sich noch ihrer ursprünglichen Sprache, aber eben so wenig verstehen sie portugiesisch oder die Lingoa geral. Durch leztere machen die Kolonisten sich allerdings den Indianern verständlich, aber diese haben die vielen und harmonischen Worte jener Sprache auf seltsame Weise geändert und entstellt. Ein Gefühl, unauslöschlicher als ihre Sprache und ihre Sitten, haben die Indianer aller Stämme gemeinschaftlich: den angestammten Haß gegen jeden andern Stamm. Nichts ist betrübender für den Menschenfreund, als zu sehen, wie tief dieses Gefühl des Nationalhasses und der Rache in den Herzen des Indianers eingewurzelt ist; legt man demselben eine Frage über irgend einen Stamm vor, so ermangelt er gewiß nicht, in seiner Antwort diejenigen Stämme, welche seine Feinde sind, zu bezeichnen. Diejenigen Indianer, welche unter den Weißen leben und welche die unterscheidenden Sitten und Merkmale ihres Stammes verloren haben, geben sich selbst den Namen Canicaruy, d. h. civilisirte Menschen, und nennen diejenigen Stämme, welche die Ufer des Amazonenstromes bewohnen, Yapiruara, d. h. Menschen des obern Flusses oder der Wüste.

Diese Völker haben manche Gebräuche und Sitten gemeinschaftlich, die wir hier anführen wollen. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß sie aufgehört haben, Kannibalen zu seyn; sie leben hauptsächlich von Jagd und Fischerei, seltener vom Ackerbau. Sie sammeln wilden Honig und Wachs und verkaufen das leztere an die Kolonisten. Von Kleidern machen sie noch keinen Gebrauch und obgleich sie nicht mehr so kriegerisch sind wie früher, so ist der Krieg doch immer noch eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Sie unterwerfen sich dem muthigsten und stärksten Capitao und greifen unter dessen Anführung die benachbarten Niederlassungen an. Während des Krieges hat dieses Oberhaupt Recht über Leben und Tod. Der Gebrauch vergifteter Pfeile ist ihnen nicht fremd — sie benützen

den Saft des Wourali dazu — aber die Waffen, deren sie sich hauptsächlich bedienen, sind der Bogen und die Streitaxt. Die Kriegsgefangenen werden nicht getödtet, sondern zu Sklaven gemacht. Mord und Diebstahl sind bei ihnen verboten; der Dieb wird nach Verhältniß der gestohlenen Summe bestraft und den Verwandten eines Ermordeten ist die Blutrache erlaubt. Sie scheinen sehr eifersüchtig zu seyn und wachen über die Keuschheit ihrer Frauen. Den Zeitlauf bestimmen sie nach den Veränderungen des Mondes; daher kommt es, daß während der Regenzeit, wenn dieses Gestirn lange bedeckt bleibt, ihre Zeitperioden sich weit über 28 Tage ausdehnen, ohne daß es ihnen bis jezt gelungen wäre, ein Mittel zur Hebung dieses Uebelstandes ausfindig zu machen. Sie scheinen die abwechselnde Trockenheit und Feuchtigkeit von Tag und Nacht als eine mechanische Nothwendigkeit zu betrachten, die ganz unabhängig ist von der Macht eines höchsten Wesens.

Die abergläubischen Meinungen der Stämme am Amazonenstrom sind um so merkwürdiger, als sich auch in ihnen der Einfluß der Tupinambas bewährt, — ein Einfluß, den ein sonst sehr verständiger Reisender nicht genug beachtet zu haben scheint. Diese Stämme nehmen im Allgemeinen drei Arten übernatürlicher Wesen oder Genien an: den Jurupari, den Gurupira und den Uaiuara. Diese, nun von jedem Stamme angenommenen Untergottheiten scheinen ursprünglich sehr verschiedenen Nationen angehört zu haben. Sie zeugen noch heute von der mehr oder minder großen Gewalt, welche die Religion über jene Stämme übte und von der mehr oder minder hohen Stufe, welche dieselben auf der sozialen Leiter einnahmen. Der Jurupari, jenes böse Wesen der Tupinambas, spielt eine Hauptrolle in den theogonischen Vorstellungen der Amazonenvölker, er offenbart sich den Menschen blos durch die Uebel, welche er ihnen schickt. Die Piayes haben das Recht, ihn zu beschwören; sie haben gewisse Formeln, durch welche sie ihn zum Erscheinen zwingen können; doch zeigt er sich ihnen nie unter menschlicher Gestalt. Spix und Martius machen mit Recht darauf aufmerksam, daß Jurupari in den meisten Sprachen der tupischen Rasse so viel bedeutet als Seele und daß die Indianer diesen Namen selbst der Gottheit beilegen, welche sie durch die Missionäre kennen lernen; aber ob man hieraus mit jenen Schriftstellern schließen dürfe, daß dieses Wort zugleich die Begriffe von einem geistigen und übernatürlichen Wesen enthalte, zu dem ihr schwacher Verstand sich erhoben habe, bezweifeln wir sehr. Der Gerupari, den die Stämme auf der Insel Maranham verehrten, hinderte gar nicht den Glauben an den Toupan, welchem ganz andere Eigenschaften beigelegt wurden. Es ist wohl anzunehmen, daß die vielen Uebel, welche mit der Ankunft der Conquistadores über die Indianer gekommen, bei ihnen den ursprünglichen Glauben an ein den Menschen günstigeres Wesen gänzlich verwischt haben. Nach den lezt angeführten beiden Reisenden soll wirklich ein solcher verzweifelter Glaube den Rest der religiösen Ideen der Indianer beherrschen. Der Gurupira ist eine Art Poltergeist, der sich den Wilden unter allen Gestalten zeigt, überall Zwist und Feindschaft stiftet und ein boshaftes Vergnügen in den Leiden der Sterblichen findet. Der Uaiuara gleicht ziemlich jenen germanischen Dämonen, welche man Kobolde nennt, er erscheint unter der Gestalt eines Zwergs oder eines großen Hundes mit langen hängenden Ohren. Hört man bei Nacht ein lang andauerndes Geheule, so ist es der Uaiuara,


Miranha
Muxuruna
Mura

der seine Trauertöne hören läßt. Aber der kabbalistische Glaube der Indianer am Amazonenstrome bleibt nicht hiebei stehen: die Herrn der Gewässer, die schrecklichen Yapuras lauern auf sie, wenn sie in ihren Kanoe's über den Fluß fahren: mit Riesenarmen langen sie nach ihnen herauf und ziehen sie hinab in die Tiefe des Wassers, wo sie regieren.

Machen wir nun auch einige Bekanntschaft mit den Völkern, welche ihre Individualität zu bewahren wußten und besuchen wir ein wenig die Stämme, welche ins Innere der Provinz geflohen sind und jede Berührung mit den Weißen meiden, weil eine solche ihnen immer Verderben bringt; so werden wir nicht wenig überrascht werden von den sonderbaren Gewohnheiten, d. h. von den ursprünglichen Sitten und Gebräuchen, welche diese Bewohner der Wälder beibehalten haben. So soll zwischen dem Araguaya und dem Tocantins eine ganze Nation Kannibalen wohnen, welche noch immer den schrecklichen Gebrauch der Tapuyas üben, ihre Eltern bei ihrem herannahenden Lebensende zu opfern und zu verzehren. In derselben Gegend soll ein anderer Stamm hausen, der an eine Unsterblichkeit der Seele glaubt, gleichwohl aber nicht den geringsten Begriff von einem höchsten Wesen hat.

Aber obgleich diese herumirrenden Horden meistens nur von der Jagd und dem Fischfange leben, so ist ihnen doch der Feldbau nicht ganz fremd; sie halten sich mehr oder minder lange Zeit an gewissen Orten auf. Es gibt eine Nation in Para, welche mehr als alle andern ein unstetes Leben führt, und welcher die Brasilianer deßhalb den Namen Indios de Corso beigelegt haben. Es sind die Muras, welche an den Ufern des Amazonenstromes uns in vieler Hinsicht das nämliche Leben zu führen scheinen, wie die Botokuden auf der Ostküste.

Die Muras sind ein herumziehendes Volk, das durch seine Lebensart an jene Zigeuner erinnert, die man fast in allen Gegenden Europa's und selbst in Brasilien antrifft. Spix und Martius unterstützten diese Ansicht durch mehrere Beobachtungen, welche vollkommen dazu geeignet sind, die Aehnlichkeit zwischen diesen ihrem Ursprung nach so verschiedenen Völkern herzustellen. Die Muras leben nicht allein von Raub und Diebstahl, sondern sie werden auch von den übrigen Stämmen verachtet und verfolgt; sie scheinen die Ueberreste eines einst mächtigen Volkes zu seyn, dessen gegen andere Stämme ausgeübte Verfolgungen sie nun zu büßen haben. Nach der Meinung eines berühmten Philologen stammen diese wilden Landstreicher auch wirklich von einem Volke Muru-Muru ab, das einst in dem Lande östlich von Kusko wohnte und durch Capac Yuhangu mit dem Reiche der Incas vereinigt wurde.

Nach Ayres de Cazal bilden die Muras noch gegenwärtig eine der zahlreichsten Nationen Amazoniens. Von den mächtigen Mundrucus verjagt, wohnt jezt ein Theil derselben in dem vom Teffe bewässerten Lande, aus welchem mehrere Völkerhorden vor ihnen flohen; ein anderer Theil hat sich in der Nähe der Stadt Borba niedergelassen, auf dem rechten Ufer des Madeiraflusses, etwa 24 Meilen von seiner Mündung. Von hier aus machen sie unvorhergesehene Einfälle in die Niederlassungen der Kolonisten, und erneuern in diesen Einöden jene Scenen der Verwüstung, welche zur Zeit der wilden Aymores auf der Ostküste vorfielen.

Die Muras sind vielleicht die einzige brasilische Nation, bei welcher man keine Spur von Feldbau findet. Da es hauptsächlich der von ihnen

eingeflößte Schrecken ist, dem sie einen Theil ihres Lebensunterhaltes verdanken, so sinnen sie beständig auf Mittel, um ihr häßliches Aussehen noch zu vermehren. Sie durchstechen nicht nur ihre Unterlippe und die Ohrlappen wie andere Nationen dieser Gegenden, sondern sie spalten auch ihre Nase und fügen allerlei Muscheln oder die Fangzähne des Bisamschweines in dieselbe ein, wodurch sie wirklich ein fürchterliches Aussehen bekommen. Auch die Muxuranas und Miranhas zeichnen sich durch ein seltsames Aeußere aus. Die Muras aber bemalen sich nicht blos, wie die übrigen Stämme; mehrere von ihnen tätowiren sich wirklich und zeichnen sich durch die schmerzhaftesten Mittel verschiedene Figuren auf die Haut. Man behauptet sogar, daß in verschiedenen Gegenden die Krieger sich ganz mit Koth überziehen, um ihren Feinden noch mehr Furcht und Ekel zu erregen. Schon mehrere Male ist von einzelnen Behörden der unbarmherzige Befehl gegeben worden, sie zu vernichten. Hoffentlich wird derselbe nie zur Ausführung kommen. Wie die Botokuden werden gewiß auch die Muras einst noch im Frieden mit ihren jetzigen Verfolgern leben.

Unter allen Nationen des Amazonenlandes aber ist keine merkwürdiger und mächtiger als die der Mundrucus. Sie hat einem großen Distrikte ihren Namen geliehen und hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Muras, welche sie als Räuber betrachtet, zu unterwerfen. Die Mundrucus haben kriegerische Gebräuche, welche sie in den Augen der Reisenden eben so wild und furchtbar machen als jene herumstreichenden Muras, denen sie vernichtenden Haß geschworen haben. Ayres de Cazal hat sehr gut bemerkt, daß die Mundrucus Nebenwohner der Macassars auf der Insel Celebes sind, welche für eines der muthigsten Völker des großen Ostarchipels gelten. Die Mundrucus haben von den benachbarten Nationen den Namen Payquice, d. h. Kopfabschneider, erhalten, weil sie im Kriege mit vieler Geschicklichkeit den Kopf ihres Feindes vom Rumpfe zu trennen wissen und denselben als Siegeszeichen bewahren. Im Einbalsamiren derselben sollen sie sogar die Einwohner von Neuseeland übertreffen. Wie einst die Tupinambas so schmücken auch sie ihre Hütten mit diesen schrecklichen Trophäen. Der, welcher zehn solcher Köpfe aufweisen kann, ist dadurch allein befähigt, zum Anführer erwählt zu werden. Ungeachtet ihrer kriegerischen Wildheit aber sind die Mundrucas doch nicht aller Wissenschaft fremd; sie kennen die Eigenschaften gewisser Kräuter und heilen durch ihre Mittel gewisse, oft wirklich gefährliche Krankheiten.

Im Vergleich mit anderen Völkerschaften sind die Mundrucus eine zahlreiche Nation; sie mag etwa aus 16 bis 18,000 Individuen bestehen. Der größte Theil dieser Indianer ist zum Christenthum bekehrt. Nach den meisten Reisenden aber hat sich unter Denen, welche in den Wäldern umherirren, wie auch unter den Mojuranas oder Muxuranas jener schreckliche Gebrauch erhalten, der auf gewissen, uns unbekannten religiösen Glaubensmeinungen beruhen muß: sie tödten ihre alten oder schwachen Eltern und sind überzeugt, eine fromme Pflicht erfüllt zu haben, die auch ihre Kinder an ihnen dereinst erfüllen werden.

Ueberhaupt sind die Mundrucus dasjenige Volk, welches, begünstigt durch seine geographische Lage, durch die Stärke seiner Zahl, trotz aller Verbindung mit den Europäern, seine ursprünglichen Gebräuche, zum Theil wenigstens, zu bewahren wußte. Unter den Mundrucus findet man noch jene religiösen Weihen, jene Inspirationen, welche den Piayes eine so große



Mundrucu mit einem Botocuden Kopf



Aehnlichkeit mit den Schamanen des nördlichen Asiens geben. Unter ihnen erhält sich noch immer der Gebrauch jenes rauhen Federschmucks und jenes wilden Prunkes, der sich bei allen Nationen findet, die ihre Freiheit behalten haben. Bei ihnen werden noch immer jene großen Versammlungen gehalten, an denen nur die Familienhäupter Theil nehmen, um sich über das Wohl des Stammes zu berathen; ebenso jene symbolischen auf großen Nationalsagen gegründeten Feste; vor Allem aber jene religiösen Tänze, welche die Indianer nicht als bloßes Vergnügen, sondern als einen Theil ihres Gottesdienstes betrachten.

Man lese die alten Reisenden, welche diesen Theil Südamerika's besucht haben, einen Acunha, Gumilla, Salvadore Gilii u. A., und man wird sich von der hohen Bedeutung, welche diese Feste oder Tänze bei den an den Ufern des Orinoco und des Amazonenstroms wohnenden Nationen hatten und noch haben, so wie von dem ungeheuren Volksandrang zu denselben, aufs Lebhafteste überzeugen. Nichts Mannigfaltigeres kann es geben als diese religiösen Feste und Tänze. Von der Prozession an, bei welcher der Botuko, die heilige Trompete, ertönt, deren Trauerklänge alles Unheilige entfernen und Fruchtbarkeit durch die Wälder verbreiten sollen, bis zu jenen großen Ringeltänzen, welche die Apiacas von ihren Voreltern, den Tupis, ererbten und welche sie ohne Zweifel unter dem Schalle heiliger Gesänge ausführen, findet man unter jenen vielen Horden, welche sonst nichts Gemeinschaftliches haben, die seltsamsten und oft unerklärbarsten Gebräuche; und wenn man einerseits jene feierlichen Ceremonien sich erneuern sieht, welche von ihrem Ursprunge an nur bei denjenigen Stämmen, die in den Wäldern lebten, im Gebrauche waren, so wird man andererseits nicht wenig überrascht, auch solche Ceremonien hier ausüben zu sehen, welche ihrem ganzen Charakter nach den bizarrsten und burleskesten Erfindungen europäischer Civilisation anzugehören scheinen; so z. B. die maskirten Prozessionen der Tacunas oder Ticunas im Solimoeslande.

Uebrigens ist es nicht diese einzige Provinz Amazoniens, in welcher man in Amerika den Gebrauch solcher wilden Maskeraden findet. Nicht allein gab es seit dem höchsten Alterthum in Mexiko Masken, welche man bei gewissen religiösen Ceremonien anwendete, sondern man hat auch in Rio-Negro welche gefunden, die durch ihre Form sehr merkwürdig waren *); und selbst Christoph Columbus bemerkte bei seiner Ankunft auf Haiti unter den großen Nationen dieser Insel den Gebrauch sehr gut verfertigter und mit Gold verzierter Masken **). Die Masken der Tucunas sind nicht so fleißig ausgearbeitet, aber doch sind ihre Formen ziemlich gut erfunden für den Effekt, den sie hervorbringen sollen. Nach der Bemerkung eines geschickten Künstlers, welcher eine solche ganze Maskerade dargestellt hat, sind die Masken der Tucunas Nichts als eine, freilich barbarische, Nachahmung der Natur. Es scheint uns jedoch nicht sehr wahrscheinlich, daß das erfinderische Genie des wilden Künstlers eine bloße Nachbildung der vor seinen Augen befindlichen Gegenstände geben wollte; gewiß hat er auch das Groteske, natürlich auf seine Art, begriffen und es wieder zu geben versucht.

*) Archeologia Britannica. Diese Masken schienen uns Aehnlichkeit mit einigen religiösen Skulpturen Polynesiens zu haben.
**) *Oviedo*, Navarrette etc.

Es wäre nicht das erste Mal, daß der dem Wilden angeborne Geist des Spottes sich das Aussehen und den Gang der Thiere zum Ziel genommen hätte, und von dem Känguruhtanze der Neuholländer an bis zu jenen dramatischen Scenen, die eine Tigerjagd darstellen sollen und welche der P. Sobrevieta in Peru ausführen sah, ist Alles nur auf eine komische Nachahmung berechnet, bei welcher alle Thiere der Schöpfung vor dem Menschen erscheinen, um seinem Spotte zum Ziel zu dienen. Nach Debrets Bemerkung jedoch sind jene Thiermasken sehr fleißig ausgearbeitet und dem Gegenstande, den sie darstellen sollen, sehr angemessen.

„Man sieht fürs Erste einen Tigerkopf auf dem Haupte eines Mannes, um dessen Gesicht her lederne an der Maske befestigte Nestein flattern. Alsdann folgt der Kopf eines Tapir mit einer Mähne von Tucumfasern; hierauf ein Gürtelthier, ganz der Natur nachgebildet, das auf einem aus vielen gefärbten Theilen zusammengesetzten Hauptschmucke befestigt ist; hernach eine geflügelte und mit Federn besezte Menschenmaske; alsdann ein Helm mit einem darüber befestigten Fische; hierauf ein Affenkopf; endlich ein mit zwei Flossen besezteś menschliches Gesicht *).

Um sich einen richtigen Begriff von einer Tucunas-Maskerade zu machen, denke man sich einen langen Zug Indianer, welcher gegen das Ende des Tages auf irgend einem Hügel erscheint. Voraus geht eine Frau, welche auf einer Schildkrötenschale das Tempo des Marsches schlägt. Die Einen gehen ganz nackt, auf dem Haupte ihre seltsamen Masken; Andere haben den ganzen Leib nach indianischem Gebrauche glänzend übermalt; Einige endlich haben lange Mäntel über sich hergeworfen und bedienen sich derselben, um entsetzliche Riesen darzustellen. Es ist schwer, jezt noch den Ursprung solcher Festaufzüge auszumitteln. Wahrscheinlich müßte man, um denselben zu erforschen, in den innersten Glauben eines Volkes eindringen, von dem man bis jezt nur den Namen weiß. Aber die Völker, deren wir hier erwähnt haben, sind bei Weitem nicht die einzigen in Amazonien, deren seltsamen Gebräuche einer solchen Untersuchung würdig wären: die Jummas, welche sich der Streitaxt so gut zu bedienen wissen, die Araras, welche ihren Namen dem sonderbaren Federschmuck verdanken, der ihren Mund ziert, die Parinthinthins, welche ihre Ohrlappen so weit ausdehnen und die Oberlippe halbmondförmig schwärzen; alle diese Stämme und noch viele andere, die wir mit Fleiß übergehen, bilden noch ziemlich zahlreiche Aldeas und bieten in ihren Gebräuchen viele ursprüngliche, der Untersuchung werthe Züge dar. So vielfältig aber auch ihre Namen seyn mögen, so sind sie mit Ausnahme der Mundrucus eigentlich doch nur die Ueberreste größerer Völkerschaften. Jene große Nation der Omaguas, welche so seltsame Gebräuche hatte und, nachdem sie zum Theil von den Jesuiten unterjocht worden war, der Civilisation näher zu rücken begann, diese Omaguas zeigen sich jezt nur noch in den Trümmern jener Reduktionen an den Ufern des Amazonenstroms, deren vorübergehender Glanz erlosch mit der Austreibung der religiösen Brüderschaft, von der sie gegründet worden waren.

*) Debret fügt hinzu, daß diese sehr im Großen ausgeführte Figuren eben so leicht als solid gemacht sind. Sie bestehen aus einem ziemlich dichten Baumwollengewebe, das auf beiden Seiten stark mit Gummi bestrichen und übermalt ist: dadurch erhält es die Festigkeit eines harten und klingenden Körpers. Die verschiedenen hiebei angewandten Farben sind weiß, hellgelb, roth, braun und schwarz.



Masken der Tecunas Maskeraden Scene.

Ehe wir die Nationen verlassen, welche der Provinz Para eigentlich angehören, stellt sich von selbst eine Frage auf, deren Lösung nicht ohne Interesse wäre: hat der kriegerische Stamm, der dem Flusse seinen Namen gab, wirklich existirt? Hat man wirkliche Amazonen an den Ufern des Maranham kämpfen sehen? Die Erzählung Orellana's ist, wie man gesehen hat, von Umständen begleitet, die es nicht gestatten, sie ohne Prüfung als wahr anzunehmen. Die hellenische Sage leuchtet allzu merklich aus jener Erzählung heraus, als daß man nicht Zweifel in ihre Aechtheit setzen sollte. Wir sehen einen Mythus der alten Welt in der neuen wieder aufleben, einen Mythus, der dem Hang zum Wunderbaren, welcher im sechszehnten Jahrhundert so vorherrschend war, trefflich zusagen mußte. Statt nun die Frage aufzulösen, machten Raleigh, Acunha, Teijo, Sarmiento und Cornelli sie nur noch schwieriger. Nach einigen dieser Schriftsteller hätten die Amazonen zur Nation der Omaguas gehört. Nach P. Yves d'Evreux aber, der über diesen Gegenstand genaue Erkundigungen eingezogen zu haben scheint, müßte man sie zur Rasse der Tupinambas rechnen, deren Joch sie sich entzogen hätten. Diese Meinung nähert sich im Wesentlichen derjenigen, welche der berühmteste der neueren Reisenden über diesen Gegenstand ausgesprochen hat. Humboldt glaubt, einige indianische Frauen, die der Sklaverei, worin sie von ihren Männern gehalten wurden, müde gewesen seyen, haben sich von diesen getrennt und sich von nun an fern von den übrigen Stämmen gehalten; die ohne Kritik angenommenen Erzählungen der Indianer und die Phantasie der Reisenden haben alsdann das Uebrige hinzugethan.

Diejenigen, welche, um die Ufer des Amazonenstroms kennen zu lernen, sich an die übrigens sehr schätzbare Reisebeschreibung La Condamine's hielten, machen sich wohl schwerlich einen Begriff von den Veränderungen, welche seit einigen Jahren in diesen Gegenden vorgegangen sind. Will man diese kennen lernen, so muß man die Werke Lister-Maw's und hauptsächlich der beiden deutschen Reisenden lesen. Die Reduktionen existiren nicht mehr oder man sieht nur noch ihre Trümmer, aber in der Nähe der Meeresküste haben die Aldeen sich vermehrt; und wenn nicht plötzlich eine blutige Revolution hindernd in den Weg getreten wäre, so würden sie gewiß einem hohen Gedeihen entgegen gehen. Heutzutage gibt es in den vier großen Theilen, aus denen Para besteht, außer der Hauptstadt nur noch zwölf Villa's. Doch haben sich die Wohnungen in denselben beträchtlich vermehrt und der Flecken Santarem, in welchen man kommt, wenn man flußaufwärts geht, bietet dem Luxus fast alle Mittel, die man in den Städten an der Küste des Meers finden kann. Das Gleiche gilt von Obydos, sonst unter dem Namen Pauxis bekannt; Dieß ist eine von den Niederlassungen in Amazonien, welche das beste Gedeihen versprechen und ihre Cacaoniederlage hat ihr bereits im Lande eine große kommerzielle Berühmtheit erworben.

Doch dieses Alles wäre noch Nichts; die wenigen in dieser großen Wüste umher zerstreuten Flecken könnten unmöglich zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen: erfreulich ist es uns daher, berichten zu können, daß Ackerbau und Industrie in neuerer Zeit einige Fortschritte daselbst gemacht haben. Bereits werden außer Baumwolle, Zucker, Cacao, Arzneiwaaren und dem schönen Zitronenholze, das hier Pao setim heißt, auch die wohlriechenden Früchte des Pechurim, welche man in Europa unter

dem Namen Allerhandgewürz kennt, und die des Cucheri, den man den Levkoi von Maranham nennt, aus Para ausgeführt.

Einige jezt noch einträgliche Gewerbszweige dürften mit den Fortschritten der Civilisation an Wichtigkeit verlieren, unter anderen die Bereitung einer Art Butter aus Schildkröteneiern.

Zur allgemeinen Legezeit kommen die Schildkröten tausendweise ans Ufer, um sich im Sande einen bequemen Platz auszusuchen, wohin sie ihre Eier legen können. Der Schlag ihrer Schalen auf dem kiesigen Boden verursacht nach der Versicherung aller Reisenden ein fürchterliches Getöse. Die Legezeit fängt mit dem Untergang der Sonne an und endigt gegen Morgen. Alle Bewohner der benachbarten Aldeen kommen herbei, um Theil an der Eierernte zu nehmen; aber die Regierung hat Wächter aufgestellt, die man Kapitäes da Praya, Uferkapitäne, nennt und welche darüber zu wachen haben, daß Alles in Ordnung geschehe und daß der Regierung ihr Zehente richtig ausgeliefert werde. Nachdem jede der Schildkröten wenigstens 61, höchstens 140 Eier in den Sand gelegt hat, ziehen alle sich wieder zurück und das Ufer wird frei. „Ist nun das Einsammeln beendigt, sagt ein Schriftsteller, dem wir schon Mehreres entlehnt haben, „so werden diese Myriaden von Eiern in Haufen von fünfzehn bis zwanzig Fuß Breite und verhältnißmäßiger Höhe aufgeschichtet; hierauf wirft man sie in sorgfältig ausgepichte Gefäße, zerschlägt sie mit hölzernen Gabeln und zerstampft sie alsdann mit den Füßen zu einer gelben Brühe. An diese schüttet man Wasser und sezt sie der Sonne aus. Durch die Wärme steigt nun der ölichte Theil der Eier auf die Oberfläche der Flüssigkeit, wo er mittelst großer, aus Muscheln verfertigter Löffel abgeschöpft und hierauf einer gelinden Feuerwärme ausgesezt wird. Nach und nach klärt diese fette Flüssigkeit sich ab und nimmt die Consistenz und Farbe zerlassenen Butters an. Ist sie nun vollends erstarrt, so bringt man sie in große irdene Gefäße, deren jedes etwa sechszig Pfund enthält, und bedeckt sie mit Palmblättern."

Die Manteiga de Tartaruga oder Schildkrötenbutter ist auch bei den Indianern, die das Ufer des Orinoco und seiner Nebenflüsse bewohnen, im Gebrauch. Sie ist eigentlich nichts Anderes als ein dickgewordenes Oel und dient zum Schmälzen verschiedener Speisen, behält aber immer einen Thrangeruch bei, an den man sich schwer gewöhnt. Man kann sich übrigens einen Begriff machen von der Menge Schildkröteneier, welche jährlich am Ufer des Amazonenstroms verbraucht werden, wenn man erfährt, daß die Quantität Oel, welche jedes Jahr in der Gegend von Solimoes gewonnen wird, sich auf 15,000 Potes beläuft, deren jede ungefähr 1600 Eier erfordert. Hieraus ergibt sich also für eine einzige Gegend ein jährlicher Verbrauch von 240 Millionen Eiern!

Ein anderer Gewerbszweig, der Para eigen ist, hat erst neuerlich eine größere Ausdehnung erhalten und scheint noch immer im Wachsthum begriffen zu seyn. Wir meinen das Einsammeln des Kautschuk oder Federharzes; dieses in Europa so unentbehrlich gewordene Gummi erhält man aus einem großen Baume aus dem Geschlecht der Euphorbien. Im Norden Brasiliens ist er unter dem Namen Seringeira oder Spritzenbaum bekannt; denn die Omaguas bereiteten früher aus dem verdichteten Safte dieses Baumes das Werkzeug, von welchem er den Namen trägt. Noch heute werden die Indianer, welche das Federharz einsammeln, Seringeiros

genannt; ihre Zahl hat sich sehr vermehrt; sie arbeiten im Mai, Juni, Juli und August. Um diese Zeit machen sie Querschnitte in die Bäume, welche das Harz liefern; dieses läuft alsdann reichlich in ein unterhalb des Schnittes befestigtes kleines Gefäß von glasirter Erde und füllt es in vierundzwanzig Stunden. Der flüssige Saft wird nun von den Seringeiros in glasirte irdene Formen gebracht, welche zuvor verschiedene Male mit dem gesammelten Saft überstrichen wurden. Damit das noch frische Federharz nicht verderbe, wird eine Operation angewendet, wodurch das elastische Gummi seine schwarze Farbe erhält. Man sezt nämlich die Formen dem Rauche von Palmenholz aus; diese Räucherung wird als durchaus nothwendig betrachtet. Hat das Gummi eine hinreichende Consistenz gewonnen, so werden die Formen zerbrochen.

Gewiß gibt es noch viele unbekannte Substanzen, noch viele kostbare Bäume in Amazonien, die zur weiteren Entwicklung des Handels in Europa und in Amerika beitragen könnten. Hoffen wir, daß die neuen durch die brasilische Regierung selbst veranlaßten und unterstüzten Nachforschungen bald zur Entdeckung derselben führen werden.

Es sey uns nun erlaubt, hier eine Geschichte zu erzählen, welche ein Beispiel fast unglaublichen Muthes im größten Unglück aufstellt und deren Andenken noch heute nicht ganz an den Ufern des Amazonenstroms erloschen ist. Das so wahrhafte Zeugniß La Condamine's, das der Madame Godin selbst, geben dieser Erzählung eine historische Glaubwürdigkeit, gegen welche sich wohl Nichts wird einwenden lassen.

Madame Godin des Odonais an den Ufern des Amazonenstroms. Ich weiß nicht, wie der alte Missionär hieß, der, als er die Wälder an den Ufern des Amazonenstroms betrat, von Entzücken hingerissen, ausrief: O welche herrliche Predigt, diese Wälder! Mit diesem einen Worte versuchte er, ihre erhabene Schönheit auszudrücken und mit diesem einen Worte hat er auch wirklich dem Reisenden, dessen Erinnerung noch frisch genug ist, jene ungeheuren Arcaden wieder vor Augen gezaubert, welche von den Vinhaticos gebildet werden, indem ihre starken Zweige auf eine Weite von mehr als 24 Fuß sich erlangen und gleich den Kreuzbögen unserer Kathedralen in erhabener Regelmäßigkeit sich durch einander schlingen; mit diesem einen Worte hat er jene grünen Lianen geschildert, welche in ungeheuren Spiralen den uralten Stamm des Sapucaya umranken, unbeweglich, gleich der ehernen Schlange der Hebräer; mit diesem einen Worte schilderte er jene Aloen, deren Kelche den Thau des Himmels trinken; ferner jene Cactuscandelabern, deren große purpurnen Blüthen, vom Strahl der Sonne entzündet, heiligen Opferflammen gleichen; ferner jene Epidendrumguirlanden, die im Hauche des Windes sich wiegen; mit jenem einzigen Worte erinnerte er endlich, der alte Mönch, an des Guariba majestätischen, lang ausgehaltenen Klagelaut, der Abends die Stille des Waldes unterbricht und an den monotonen Psalmgesang eines Chores mahnt, während des Ferradors wohlklingende und in regelmäßigen Zwischenräumen erschallende Stimme dem Tone der Stunden bezeichnenden Glocke gleicht.

Es fehlt diesen Einöden nicht an großen historischen Erinnerungen: hier erwürgte Aguerre seine Tochter, hieher folgte Orellana dem Gonçalo Pizarro und überließ nachher ihn und seine Gefährten allen Schrecken des Hungers, um den Ruhm einer großen Entdeckung allein davon zu tragen.

Eines Tages ertönten diese düsteren Hallen von tiefen Seufzern, die halb wie Worte klangen. Es war nicht der Klageruf eines Wilden noch das unterbrochene Geheule eines Jaguars, den der Jäger verwundet hatte. Schon viele Tage hatte kein Jäger diese Wildniß betreten; der Tiger selbst hatte andere Wälder gesucht und die Vögel in den unsichern Lüften bargen sich in einem andern Asyl. Die klagende Stimme erhob sich wieder und hielt an, aber der Wald blieb in Ruhe; man hörte weiter Nichts als das Gesumme der Millionen Insekten, welche in dichten Wolken durch die amerikanischen Wälder schweben, inmitten der heißen Dünste, welche der Fluß aushaucht und welche Abends gleich einem Leichentuche sich über die grünen Waidplätze herlegen.

Wäre ein Wanderer damals zu jenem Orte der Wildniß gelangt, was hätte er gesehen? Ihr glaubt es nicht, aber ich rede die Wahrheit: eine Frau, an deren seidenem, zu Lumpen zerrissenem Kleide, an deren goldener Halskette er wohl hätte erkennen mögen, daß sie sonst an alle Bequemlichkeiten des Reichthums gewöhnt war — eine arme hülflose Frau jezt, die von aller Kraft verlassen, nur von der ihrer Seele nicht, neben acht Leichnamen auf der Erde lag. Aber diese Leichname sind nicht blutig; es ist nicht der Jaguar, der sie zerrissen, noch des Indianers vergifteter Pfeil, der sie getroffen hat; ein langsamerer Tod hat mit unsichtbarem Hauche sie zu Boden gestreckt: der Hunger hat sie getödtet.

Unter der Zahl der Leichname sind drei junge Frauen, zwei Kinder und zwei Männer; diese müssen lange widerstanden haben, denn noch ist ihr Aussehen kräftig. Doch ich habe mich getäuscht; der jüngere von ihnen ist nicht todt; er lallt noch sterbende Worte. Da rafft die Frau, von der ich sagte, mit Mühe sich auf; sie will noch eine menschliche Stimme hören in dieser Einsamkeit, wo bald eine schauerliche Stille herrschen wird; sie will die lezten Worte ihres Bruders vernehmen; denn dieser Mann, er ist ihr Bruder, und sie ahnt wohl, daß es das lezte Mal seyn wird, daß die röchelnden Töne seiner Stimme sich mit dem beklommenen Athem mischen, der jezt zu stocken beginnt. . . . Der lebende Leichnam starrt sie an, alsdann versinkt er in dumpfe Betäubung; mit Mühe athmet er noch einmal die glühende Waldluft: ein Schrei . . . es ist der lezte . . . er ist todt; aber sie . . . noch kann sie nicht an so großes Elend glauben. In wildem Wahnsinn reißt sie einige Blätter von den Bäumen, nicht für sie, die der Hunger verzehrt, sondern für den einzigen Freund, der in dieser Wüste ihr geblieben war, für ihren Bruder; mit Todesangst hält sie ihm eine ausgetrocknete Frucht vor . . .; über ihn hergebeugt, will sie in seinem trüben Auge lesen, das sich nicht zu schließen vermochte. . . . Aber nein — die Zähne des Unglücklichen, die der Hunger geschlossen, öffnen sich nicht mehr. Sie begreift es endlich, wirft sich auf die Kniee nieder und betet.... Keine menschliche Stimme vermag zu ihrem Ohre zu dringen; sie ist über hundert Meilen von den Wohnungen der Menschen entfernt. . . . Seht! nun möchte sie gerne ihren geliebten Bruder begraben: aber sie vermag es nicht, die Erde widersteht ihren Kräften.

Nach zwei Tagen endlich denkt sie daran, diesen Ort des Schreckens zu verlassen; sie muß ihren Gatten wiedersehen; denn um seinetwillen hat sie ja die weite Reise unternommen. Es sind tausend Meilen bis zur Meeresküste: sie wird sie machen. . . . Aber schon seit mehreren Tagen hat sie Nichts gegessen; ihre zarten Füße sind von Dornen zerrissen! Was

liegt daran! Sie nimmt die Schuhe der Todten und flieht in den endlosen Wald.

Wenn Ihr eine ähnliche Geschichte in einem Roman lesen würdet, Ihr würdet sie nicht glauben. Aber was ich Euch erzähle, ist Wahrheit.

Madame Godin des Odonais (denn sie ist die Frau dieses Jammers) wandert nun unverdrossen fort, aber wo ist der Weg, der sie sicher zu des Waldes Ende führt? Ihre schreckhafte Phantasie bevölkert diese düsteren Räume mit Gespenstern, als ob die Wildniß der wirklichen Schrecken noch nicht genug hätte. Oft während der unheimlichen Abenddämmerung steht sie plötzlich still; es ist ihr, als hätte eine Stimme ihren Namen gerufen; aber es war die Stimme des Hocco, die dem dumpfen Röcheln eines Sterbenden gleicht; ein andermal begegnet ihr zur Höhe gerichteter Blick zwei feurigen Augen, die aus den Lianen heraus nach ihr blitzen: es ist der Affe Belzebuth, der pfeifend sich davon macht. Jezt durchwatet sie mit der Gefahr zu ertrinken ein grünbewachsenes stehendes Wasser; sie sucht sich an dem Ufergesträuche zu halten, eine Dornpalme verwundet, aber rettet sie. Doch wie wird es weiter gehen? Hier muß sie durch hohes Gras schreiten, das so plötzliche und kalte Schnitte macht, die nicht bluten; dort verelnen große Ameisen ihre brennenden Bisse mit dem schrecklichen Stiche der Cactusstacheln; jezt will sie über den ungeheuren Stamm eines Baumes steigen, den Jahrhunderte ausgehöhlt haben; ihr Fuß versinkt in dem morschen Pflanzenleichnam und tausend Skorpionen fliegen auf und rächen durch schmerzhafte Stiche den Einbruch in ihr Reich. Endlich jedoch ist das Hinderniß glücklich überstiegen; aber nun knistert es im Laube, zwei grünlich funkelnde Augen haben durch das Dunkel geblizt; sie hat ein dumpfes Knurren gehört: es ist der Jaguar! Doch ohne Zweifel ist er von Speise gesättigt; er flieht, der amerikanische Tiger, dieses launenhafteste aller Thiere der Wildniß. Ach! zu groß ist solcher Jammer, ruft Ihr aus, die schreckliche Erzählung ist erdichtet. Doch ich sage es Euch, diese Erzählung bleibt noch weit hinter Dem zurück, was Madame des Odonais in Wahrheit erduldet hat.

Während sie nun, kraftlos am Fuße eines Baumes niedergesunken, ihre Blicke umherwirft, angstvoll auf jedes Geräusche horcht und, nachdem sie sich versichert hat, daß Alles wieder still geworden, auf einige Minuten in eine dumpfe Ruhe versinkt, will ich Euch erzählen, wie es sich begab, daß sie allein sich in diesem großen Walde an den Ufern des Metaflusses befindet.

Als im Jahr 1741 die Akademie der Wissenschaften beschlossen hatte, einige Gelehrte nach den Polen und unter den Aequator zu schicken, um eine Messung der Erdgrade daselbst vorzunehmen, ward Hr. Godin des Odonais, ein geschickter Astronom, dazu berufen, den berühmten La Condamine nach Peru zu begleiten. Hr. Godin nahm seine junge, interessante und in der herrlichsten Gesundheit blühende Frau mit. Einige Zeit lang hielt sich diese in Quito auf. Lust und Freude umgaben sie, aber weder der fast orientalische Luxus und Reichthum der Hauptstadt Peru's, der damals noch daselbst herrschte, noch das christliche Festgepränge, das an den Pomp der alten Incas erinnerte, vermochte das sehnsüchtige Andenken an Frankreich in ihrer Seele zu tilgen. Doch ihre Familie war ihr gefolgt; sie war in der Nähe ihrer Brüder und auch ihr Vater hatte Frankreich verlassen, um bei ihr zu bleiben. Sie hatte mehrere Kinder

geboren, und die Zärtlichkeit, womit sie dieselben liebte, sollte ihnen das Vaterland, das sie entbehrten, ersetzen. Mehrere ihrer Söhne starben und von diesem Zeitpunkt an rechnete sie die Tage ihres Unglücks. Ihr Gemahl, nachdem er die Höhen der Cordilleren gemessen hatte, begab sich an die Ufer des andern Oceans, und nun trennte ein Raum von 1500 Meilen unbewohnten Landes ihn von seiner Gattin. Gewiß würde er einen solchen Entschluß nicht gefaßt haben, wenn er hätte vermuthen können, daß neunzehn lange Jahre verfließen mußten, ehe er Diejenige wieder sah, welche Alles verlassen hatte, um ihm zu folgen, und die er aufs Zärtlichste liebte.

Als er im Jahr 1749 von Quito aus nach Cayenne kam, gab er sich alle Mühe, von der portugiesischen Regierung Pässe zu erlangen, um sich wieder mit seiner Gattin vereinigen zu können. Er wollte sich alsdann mit ihr nach Europa einschiffen; aber der Krieg kam dazwischen, die Pässe wurden verweigert und die Briefe wurden unterschlagen oder gingen verloren. Die Kommunikationen wären leichter gewesen, wenn das Meer die beiden Gatten getrennt hätte statt dieses großen Flusses mit unbewohnten Ufern, die so wenig von Reisenden besucht wurden.

Endlich im Jahr 1765, eben als Hr. Godin selbst den Amazonenstrom hinauffahren wollte, warf eine gefährliche Krankheit ihn nieder, und wie durch eine geheimnißvolle Verkettung der Leiden starb ihm um eben diese Zeit in Quito eine achtzehnjährige Tochter, die, in seiner Abwesenheit geboren, nie von ihm gesehen und umarmt worden war, so oft er auch von ihr geträumt hatte.

Unterdessen war über die Wüste her das freilich noch sehr unbestimmte Gerücht zu den Ohren der Madame Godin des Odonais gelangt, der König von Portugal habe ein Fahrzeug ausgerüstet, das sie abholen und in den großen Fluß hinabführen sollte, und ihr Gemahl, der noch nicht im Stande sey, eine so ungeheure Reise zu unternehmen, habe einen Mann, Namens Tristan d'Orcasaval, auf den er sich verlassen konnte, beauftragt, die Wiedervereinigung der so lange getrennten Familie zu bewerkstelligen. Aber sey es nun, daß die Briefe unterschlagen wurden oder in den Missionen am Ufer des Maranham verloren gingen, oder daß durch eine sträfliche Nachlässigkeit des Boten und durch die stupide Langsamkeit der Missionäre die Nachrichten sich auf eine beispiellose Weise verzögerten, — kurz es verflossen Monate und Jahre, ohne daß die bangen Erwartungen der Madame Godin in Erfüllung gingen. So ward allmälig jenes furchtbare Trauerspiel vorbereitet, dessen Andenken noch immer in Südamerika fortlebt.

Endlich nachdem sie verschiedene Boten durch die Wälder und die Nebenflüsse des Amazonenstroms hinabgesandt hatte, erhielt Madame des Odonais die bestimmte Nachricht, daß eine Ausrüstung des Königs von Portugal unter den Befehlen des Tristan d'Orcasaval, den ihr Gemahl abgesandt hatte, sie in den oberen Missionen erwarte. Sie war damals in Rio Bamba, und stand keinen Augenblick an, die ungeheure Reise zu unternehmen, die sie wieder in die Arme ihres Gemahls führen sollte.

Wie wenn in diesem schrecklichen, seiner Entwicklung zueilenden Drama es noch an einem jener bösen dämonischen Wesen gefehlt hätte, die das Unglück unaufhaltbar herbeiführen, so erschien jezt ein Franzose vor Madame des Odonais, ein Mensch, dessen Namen sie aus Verachtung nie genannt hat, und bat sie, ihn die Reise mitmachen zu lassen. Sie, voll entsetzlicher Ahnungen, schlug es ihm anfänglich ab; aber er war ein Arzt,

ein unglücklicher Landsmann: Madame Godin ließ sich endlich durch sein anhaltendes Bitten bewegen, ihm einen Platz auf dem Fahrzeuge zu gestatten, das sie hinab nach Guyana führen sollte.

Herr v. Grandmaison, der Vater der Madame des Odonais, war vorausgereist, um Alles zur Abfahrt seiner Tochter vorzubereiten. Die Reise ging von Rio Bamba aus, stets den Nebenflüssen des Amazonenstroms entlang. Anfangs ging Alles glücklich; je weiter die Reisenden aber in die Wüste eindrangen, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, und bald wurden sie unübersteigbar: die Pocken richteten damals schreckliche Verheerungen in den Missionen an und verwüsteten die Flecken der Indianer.

Endlich gelangt man in eine Aldea, deren ganze Bevölkerung nur noch aus zwei Indianern besteht. Diese werden von den Reisenden als Führer mitgenommen durch das verwirrende Netz von Flüssen, welches über Amazoniens Wüsten hergezogen ist. Aber mitten in der namenlosen Wüste verschwinden auf einmal die Indianer — und der unglückselige Haufen von Frauen und Kindern ist ohne Führer. Man muß selbst die unermeßlichen Wüsten Südamerika's gesehen haben, wo kein fern aufsteigender Rauch und kein Laut eine menschliche Wohnung verkündet, um die Todesangst der Reisenden zu begreifen.

Mitten in dieser großen Einöde jedoch finden sie einen armen kranken Indianer, der einwilligt, ihr Führer zu seyn; aber der arme Indianer ertrinkt, als er den ins Wasser gefallenen Hut des französischen Arztes herauszulangen versucht.

Nun müssen sie sich wieder, da Keines von ihnen zu rudern versteht, aufs Ungewisse den Wellen des Stromes überlassen. Aber bald sehen sie das Boot sich mit Wasser füllen und sind daher genöthigt, auszusteigen und auf dem waldigen Ufer mit Mühe einige elende Hütten aus Baumzweigen und Blättern zu errichten. Und noch sind es über fünf bis sechs Tagereisen bis Andaos, dem nächsten Stationsorte.

Nachdem sie mehrere Tage in Todesangst zugebracht, erbietet sich der Arzt, nach Hülfe auszugehen, und nimmt als Begleiter einen Neger, den treuen Sklaven der Madame des Odonais, mit; aber es vergehen vierzehn Tage, ja ein Monat und Keiner von ihnen zeigt sich wieder!

Die armen Reisenden bringen endlich mit großer Mühe einen Floß zu Stande, auf welchem sie, mit einigen Lebensmitteln versehen, aufs Neue sich dem Strome anvertrauen. Bald aber stößt das schwache Fahrzeug auf einen unter dem Wasser verborgenen Ast; Madame Godin wird durch ihre Brüder gerettet, welche sie zweimal dem Grabe der Wellen entreißen.

Nur auf wenige Tage noch mit Lebensmitteln versehen und von Allem entblößt, was die unglaublichen Strapazen, die den Wanderer in diesen Gegenden erwarten, hätte erträglich machen können, folgt die traurige Karawane dem Laufe des Bobonosa; bald aber erschrickt sie über den unzähligen Krümmungen dieses Flusses; es wird beschlossen, mitten durch den Wald die Reise fortzusetzen. Ich habe nie ohne Schauder an diese klägliche Wanderung der Unglücklichen denken können, welche, vollkommen unkundig des Wegs, in einem endlosen Walde umherirrend, mit Gierde, aber meist vergebens, nach wilden Früchten suchten und nach den in den breiten Blättern der Bromelien sich sammelnden Wassertropfen lechzten, welche sie nur zu oft von der Sonne schon aufgetrocknet fanden.

Nach Verfluß einiger Tage sanken fast Alle dahin; sie versuchten, sich wieder zu erheben, fühlten aber, daß ihnen die Kräfte dazu fehlten. Doch mitten in dieser wachsenden Todesnoth antwortet noch immer eine zärtliche Rede dem Schrei des Schmerzes und ein Wort der Hoffnung versucht, die erschöpften Kräfte wieder zu beleben. Nun erinnert Euch wieder Dessen, was ich Euch schon erzählt habe! All dieses Elend ist auf das Haupt einer Frau gehäuft, denn sie ist die Einzige, welche übrig blieb in diesen ungeheuren Wäldern.

Wunderbare Macht alter Liebe und Sehnsucht! Wahrlich, um mitten unter so großen Gefahren das Leben einer so schwachen Kreatur zu fristen, dazu gehörte all die Energie, welche Mutterliebe und Sehnsucht nach dem Gatten oft dem Herzen eines Weibes verleihen.

Ich habe manchmal in den amerikanischen Wäldern mir jenes lebende Gespenst vergegenwärtigt, wie es bleich, in zerrissener Kleidung, die glänzende, goldene Kette um den Hals, einher wandelte, Worte sprach, die unerwiedert blieben, plötzlich stehen blieb, um auf ein Geräusch zu hören, zum Himmel blickte, ob er nicht einige Tropfen Regen zu seiner Erfrischung herabsende, nach wilden Früchten emporschaute, die um den Gipfel hundertjähriger Bäume hingen, und in stummer Verzweiflung wartete, ob nicht eine derselben herunter falle; denn trotz des peinigenden Hungers hatte die Arme nicht Kraft genug, sie zu erreichen, und beneidenswerth schien ihr der Aras, der so leicht sie davon trug. Ich sah im Geiste, wie sie an den Lianen hinaufkletterte, um die nährenden Mandeln des Sapucayabaumes erlangen zu können; — aber die schwachen Seile rissen und sie stürzt zurück, gleich dem noch unkundigen Schiffsjungen, der, erst wenige Tage an Bord, vom Tauwerk herabfällt. Jetzt stürzt sie plötzlich auf eine jener Früchte los, welche das wilde Thier verschmäht hat. Für sie ist neues Leben, wenigstens das Leben für den nächsten Tag darin. Die grünlichen Eier, welche sie hie und da findet, hält sie für Schlangeneier *), und obgleich der Hunger nicht ihren Ekel zu tilgen vermag, entschließt sie sich doch, sie zu essen, denn es ist ja ein Tag weiter, den Gott ihr gestattet, und ein Tag kann sie retten.

Sie möchte wohl schlafen; aber die Tausende von Muskitos, welche über ihre abgemagerten Glieder herfallen, die Carapaten und die Krabbenspinnen, welche sich an ihren Leib hängen, um Blut zu saugen, das Geräusch, welches der unter den Blättern schleichende Leguan verursacht, den sie für eine Schlange hält; das ferne Gebrüll des Jaguar, das traurige Geheul des amerikanischen Wolfes, alles Dieses verscheucht mitten im Dunkel der Nacht ihre Ruhe. Und wenn auch der grünliche Schein der Lampyren auf Augenblicke die Nacht erhellt, so geschieht es nur, um ihr alle Schrecken der Wildniß, welche sie zu vergessen trachtete, wieder zu enthüllen.

Es war am neunten Tage; die Sonne begann aufs Neue die wilde Pracht des Waldes zu erleuchten. Madame Godin wandelt schweigend und überlegt vielleicht, wie lange noch ihre Leiden dauern können, als auf einmal ein ungewöhnliches Geräusch sie erzittern macht. Sie steht unbeweglich und horcht. . . . Ist es ein wildes Thier oder vielleicht einer von jenen Waldmenschen, die nie einen Europäer gesehen haben und deren

*) Wahrscheinlich waren es Eier vom Jaoubema, einer Art wilden Rebhuhns.

blutiger Haß durch das Andenken an ihre hingeschlachteten Landsleute sich noch vermehrt hat? Zuerst will sie in die Tiefe des Waldes zurückfliehen, aber nach kurzem Besinnen gibt sie diesen Entschluß wieder auf. Für sie gibt es ja kein weiteres Unglück mehr, ihre Leiden sind so groß, daß sie durch anderes Elend nicht vermehrt werden können. Entschlossen schreitet sie daher vorwärts und hört bald das Murmeln fließenden Wassers; sie schiebt die Zweige auseinander und erblickt endlich den Rio Bobonosa, der in düsterer Majestät seine Fluthen dahin wälzt. An dem Ufer des Flusses binden Indianer ein Kanoe fest und berathen mit amerikanischer Ernsthaftigkeit, ob sie an diesem Orte bleiben wollen oder nicht. Bald ist ihr Entschluß gefaßt, sie gehen auf den Wald zu, denn sie haben die Fremde gesehen. . . . Sie hat noch nicht gesprochen, aber die Herzen der armen Indianer haben sich schon gastlich ihr zugewendet: sie erkennen an ihrer Gestalt die Leiden der Wildniß.

Waren meine Worte unvermögend, die Leiden der Madame des Odonais zu schildern, wie sollten dieselben im Stande seyn, die Gefühle auszusprechen, die jezt ihre Brust durchwogten. War es ja doch seit vielen Jahren das erste Mal wieder, daß ein Strahl von Hoffnung in ihr freudeleeres Herz sich senkte.

In den Missionen angekommen, hätte die Reisende für ihr Leben gern diese armen Indianer beschenkt, die so Weniges reich macht. Aber sie blickte auf ihre zerlumpten Kleider und Worte des heißesten Dankes waren Alles, was sie den guten Wilden zu geben wußte. Auf einmal erinnert sie sich der doppelten goldenen Kette, die noch um ihren Hals hängt; Dieß ist Alles, was sie besizt, und sie ist glücklich, die Indianer damit erfreuen zu können. Diese besaßen das Kleinod nicht lange; der Priester ihrer Mission tauschte es gegen eine Kleinigkeit von ihnen ein. Ihre Freude aber blieb rein — die Reisende war gerettet.

Wozu soll ich jezt noch von ihrer Ankunft in Loreto und von ihrer Reise auf dem großen Fluß erzählen: in bangen Sorgen verfolgte sie dessen unermeßlichen Lauf, und nachdem sie ihren Vater wieder gefunden hatte, wagte sie vom Wiederbeginn ihrer Ruhe und ihres Glücks zu träumen; aber weder die Pracht der Wälder, welche tausend Meilen lang an den Ufern des Maranham sich hinziehen, noch die majestätischen Triften, welche ihnen folgen, vermochten die Erinnerung an die vergangenen Leiden aus der Seele der Unglücklichen zu verbannen. Diese schreckliche Erinnerung erstarb ihr nicht, selbst im Schoße eines neunzehn Jahre lang ersehnten Glückes — eines Glückes, das sie kaum zu fassen vermochte, und alle Liebe und Zärtlichkeit ihres Gemahls tilgte nicht aus ihrem Gedächtnisse die entsetzlichen Leiden, welche sie erduldet hatte. Als Beide wieder auf ihr friedliches Landgut Saint-Amant in der Provinz Berry zurückgekehrt waren, ergriff sie stets ein unwillkürlicher Schauder, wenn sie von Reisen sprechen hörte; sie blieb stumm, als hörte sie mitten durch die Ruhe, welche sie umgab, die furchtbaren Stimmen der Wildniß.

Noch viele Jahre nach ihrer Rückkehr zeigte man den Fremden das grobe baumwollene Kleid, das die Indianer am Amazonenstrom ihr geschenkt hatten, und nicht ohne Schauder betrachtete man die elenden Sandalen, welche sie von den Füßen der Todten genommen, um durch den Wald fliehen zu können. Man erzählt auch, daß einst beim Eintritt in ein einsames Gehölze sie ein stummer Schrecken ergriffen habe und daß man

in ihren Gesichtszügen die Geschichte habe lesen können, welche sie nur einmal erzählt hat.

Die Provinz Solimoens oder Rio Negro. Da wir nun an die natürliche Grenze Brasiliens gegen Norden gelangt sind, so könnte es scheinen, als müßten wir, um ins Innere einzudringen, wieder in den Süden zurückgehen. Aber Dem ist nicht so: die Politik hat Brasilien mit einer ungeheuer großen Provinz bereichert und das alte Amazonien mußte getheilt werden. Was sollen wir z. B. von der Provinz Solimoens sagen, welche allein ein Gebiet in sich faßt, das so groß ist als Großbritannien? Das Solimoensland, von welchem die Provinz Rio Negro nur ein Theil ist, grenzt gegen Norden an den Amazonenstrom, der in diesen Gegenden den Namen der Provinz führt; im Osten an den Madeirafluß; im Süden und Westen an die neuen Republiken. Seine Ausdehnung von Süden nach Norden beträgt ungefähr achtzig und von Osten nach Westen über 170 portugiesische Meilen. Außer dem Amazonen- und Madeirastrome hat es noch sechs Flüsse: den Hyutahy, Hyurka, Taffa, Coary, Puru und Hyabary, durch welche es in sieben Distrikte getheilt wird. Ehemals stand Rio Negro unter dem Gouvernement von Para; jezt aber bildet es eine Provinz für sich. Mit Ausnahme der Ufer einiger Flüsse sind diese weiten Gegenden fast ganz unbekannt, und die Flüsse derselben bewässern unnütze Wälder, an welche noch keine Axt gelegt worden ist. Sie enthalten sechs Ortschaften, welche bis jezt nur den Namen Povoacoes führen, dereinst aber noch zu einem höheren Grad von Bevölkerung gelangen können. Was unseres Interesses wahrhaft würdig wäre, ist noch in der Wildniß verborgen. Eine auch nur oberflächliche Keuntniß der in die Tiefen der Wälder geflüchteten indianischen Nationen wäre gewiß mehr werth als das trockene Verzeichniß ihrer barbarischen Namen. Von den Muras haben wir schon berichtet und von den Purupurus und Catauixis wissen wir weiter Nichts, als daß sie mit mehreren anderen unbezwungenen Nationen in der Mitte des Landes wohnen. Die Jumas, Ambuas, Irirus, Uayupes, Hyauhauhays, Mariaranas und noch viele Andere gehören zu den im Solimoenslande herumirrenden Horden. Sie waren einst unterworfen und in die weithin sich erstreckenden Reduktionen vertheilt; denn nach La Condamine war vormals alles an den Ufern des Rio Negro entdeckte Land von den portugiesischen Missionen bevölkert und gehörte jenen Karmelitern, die er traf, als er den Amazonenstrom hinaufschiffte.

Hat das Solimoensland seinen Namen von den vergifteten Pfeilen *), welche die an den Ufern des Flusses herumschwärmenden Indianer nach dem Beispiele der Bewohner von Guyana gebrauchen? oder rührt derselbe vielmehr von einem Volke her, das einst den Namen Soriman führte, welcher später auf ziemlich natürliche Weise in Solimao verkerzert wurde? Diese Frage wird wohl nie entschieden werden können und an sich ist sie auch von geringer Bedeutung. Aber wie wir bald sehen werden, müßte jener Name hauptsächlich der Provinz, die wir jezt untersuchen wollen, zukommen, wenn nach der Meinung mehrerer Geographen der Wuralysaft es ist, dem das Solimoensland seinen Namen verdankt.

*) Solimao heißt auf Portugiesisch sublimirt.

Portugiesisch Guyana. Ein großer Theil von Guyana gehört gegenwärtig ebenfalls zu Brasilien und wir können nicht weiter gehen, ohne wenigstens einige Worte über denselben zu sagen *). Trotz ihrer großen Ausdehnung stand die Provinz Guyana vormals unter dem Gouvernement von Gran-Para. Jezt hat sie ihr eigenes Gouvernement. Dieses große Gebiet ist wie Para und Mato-Grosso größtentheils noch unbekannt und grenzt nördlich an den Ocean und den Orinoco, südlich an den Amazonenstrom, östlich an den Ocean und westlich an den Hyapura und den Orinoco; es hat nicht weniger als 280 Meilen Länge von Osten nach Westen und seine größte Breite beträgt über neunzig Meilen. Aber wie heißen die Städte auf diesem schönen Gebiete, das vielleicht noch zum blühendsten Reiche der Welt wird? Der östliche Theil enthält in der That nicht mehr als dreizehn Villa's, deren Namen in Europa noch gänzlich unbekannt sind, und im westlichen Theile finden sich deren nur sieben. Macappa kann als Hauptstadt der Provinz oder wenigstens als die beträchtlichste aller Ortschaften derselben gelten. Diese Hauptstadt hat nichts Merkwürdiges; aber da sie am Amazonenstrome, ungefähr eine Meile nördlich vom Aequator, liegt, so kann sie dereinst noch ein wichtiger Ort werden.

Der Rio Negro, welcher durch den Pimichim und Cassiquiaru eine so glückliche Verbindung zwischen dem Amazonenstrome und dem Orinoco herstellt, kann als der ansehnlichste Fluß dieses Theiles von Guyana betrachtet werden. Er entspringt in der Provinz Popayan, nördlich vom Hyapura, mit welchem parallel er dem Amazonenstrome zufließt. La Condamine, welcher den östlichen Arm desselben, drei Meilen vom Amazonenstrom entfernt, maß, fand ihn an seiner engsten Stelle 1203 Toisen breit. Der nämliche Reisende versichert, daß er beträchtlich breiter wird, je mehr er sich von dem großen Flusse entfernt, und daß seine beiden Ufer an manchen Stellen vier bis sechs Meilen von einander entfernt sind.

In diesen Gegenden soll jener fabelhafte See Parima liegen, den man bald auf den Karten angibt, bald wieder ausstreicht. Dieser in der Geographie der neuen Welt so berühmte See ist vielleicht nichts Anderes als eine temporäre Ansammlung von Wasser, so wie die Sage von der goldstrahlenden Stadt Manoa, die sich an seinen Ufern erheben soll, ihren Ursprung wahrscheinlich den dunkeln Erinnerungen an die alten Städte, die man in Südamerika entdeckt hat, und hauptsächlich jenen Glimmerfelsen an den Ufern einiger Flüsse verdankt, deren glänzender Wiederschein leichtgläubige Reisende getäuscht haben mag. So Viel scheint übrigens gewiß, daß alle Sagen von dem fabelhaften Reiche Eldorado, die seit Kolumbus Zeit ihren Ursprung genommen, dasselbe, wenn sie auch es nach und nach immer tiefer in die noch unerforschten Wälder Südamerika's verlegten, doch stets zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome angenommen haben. Hier war es, wo Keymis und der unglückliche Raleigh nach so vielen vergeblichen Versuchen, die Wahrheit zu erforschen, selbst zur Gründung einer wunderbaren Stadt schritten; und so lange währt der

*) Die Portugiesen besaßen ehemals von Guyana nur etwa 25 bis 30 Meilen zwischen dem Amazonenstrom und dem Kap Nord. Wichtig für die öffentlichen Streitigkeiten, welche sich über diesen Gegenstand erhoben, sind die Karten von Abbernaz, nach Manuscripten, die sich in der königlichen Bibliothek befinden.

Glaube an derlei Fiktionen, daß derselbe sogar am Anfange dieses Jahrhunderts noch nicht ganz aufgegeben war *).

Statt eines ungeheuer großen See's, an dessen Ufern eine blühende Bevölkerung Gold wie Sand einsammelt; statt eines zweiten Cathay, das durch den Wiederschein seines Glanzes die Milchstraße erzeugt, wie die Indianer berichten; statt jener Paläste mit silbernen Dächern, welche Philipp de Utre von Ferne bewunderte, und statt jenes Königs, mit dem Beinamen Dorado **), weil jeden Morgen seine nackten Glieder mit glänzendem Goldstaub überstreut wurden; statt so vieler anderer Wunder, deren Aufzählung uns zu weit führen würde; muß man sich damit begnügen, in der Provinz Rio Negro und in portugiesisch Guyana große Wälder, prächtige Flüsse und fruchtbare Thäler zu bewundern, die nur auf fleißige Hände warten, um die reichsten Ernten zu liefern.

Man trifft nur auf arme Aldeen, welche kaum den Namen Villa's verdienen, und deren Häuser die meiste Zeit über nur mit Palmblättern bedeckt sind. Stößt man hie und da im Innern auf eine Bevölkerung, so besteht sie hauptsächlich aus indianischen Stämmen, welche, von den Karmelitern unterworfen, ihre alten Gebräuche abgelegt haben; vielleicht auch aus einigen herumirrenden Stämmen, die zu unbedeutend sind, als daß sie Furcht, und zu arbeitsscheu, als daß sie Hoffnung auf eine dereinstige Benützung ihrer Kräfte erwecken könnten. In der That, wenn die Stämme der Bamba, der Baras und der Passas schon seit langer Zeit gleich den Tarumas und Aroaquis unterworfen wurden; so existiren die Guyenas, welche der Provinz den Namen gegeben haben und die Ufer des Rio Dimene bewohnten, nur noch der Sage nach.

Gleichwohl gibt es noch kleine unabhängige Horden, welche vom Rio Negro nach Solimoensland schwärmen und von der Jagd leben. Nebst dem riesenhaften Bogen, dessen sich alle brasilischen Nationen bedienen, nebst den langen, vorn mit einer Schilfspitze versehenen Pfeilen und dem Butu der caraibischen Horden haben diese Völker noch eine sicherere und furchtbarere Waffe, nämlich jenes sechs bis sieben Fuß lange Blaserohr, welches an den Ufern des Solimoens Esgaravatana genannt wird und zur Absendung vergifteter Pfeile bestimmt ist.

Die Esgaravatana gehört unter die größten Merkwürdigkeiten Guyana's und Brasiliens; sie besteht aus zwei Stücken: einem sehr geraden und glatten Schilfrohr, welches nur in den Einöden am Rio Negro wächst, und welches, da es zu schwach ist, um für sich allein die Esgaravatana

---

*) Ueber diese große Frage kann man Humboldt zu Rathe ziehen, welcher mit gewohntem Scharfsinn alle Sagen und Muthmaßungen geprüft hat. Ein Reisender, welcher vor mehreren Jahren die Gegenden an der portugiesischen Grenze besuchte, kam durch eine drei Meilen lange überschwemmte Ebene und vermuthete, daß dieser Umstand dem Manoaser seinen Ursprung gegeben haben dürfte. Während seines Aufenthalts im Fort Joachim erhielt Walterton über den Ort selbst neue Nachweisungen; aber es scheint, daß die Sage gegen das Innere des Landes zu immer schwächer wird, während sie sich an den Grenzen erhält. Als ich einen alten Offizier fragte, ob es einen See Parima und ein Eldorado gebe, antwortete mir dieser, er halte das Alles für Einbildung. „Ich wohnte über vierzig Jahre in portugiesisch Guyana, ohne je eine Person gefunden zu haben, welche diesen See gesehen hätte.“

**) Die Sage von diesem Doradokönig, der in der Stadt Manoa herrschte und der jeden Morgen mit Goldstaub überzogen wurde, rührt wahrscheinlich von einem Gebrauche her, der im sechzehnten Jahrhundert allgemein unter den Indianern verbreitet war. Wie schon berichtet worden, überzogen dieselben an gewissen Festen den ganzen Leib mit Gummi oder Honig und bestreuten denselben hierauf mit klein gehackten Federn. Nimmt man nun an, es habe einmal der Anführer irgend einer indianischen Horde Glimmerstaub statt den Federn gewählt, so ist die Fabel vom Dorado erklärt.

zu bilden, in eine Art Futteral eingeschlossen ist, das aus einem entmarkten Palmstängel besteht *).

Dasjenige Ende, welches an den Mund gesezt wird, ist mit einer kleinen aus Seidenkraut verfertigten Schnur umwunden, um das Zerspringen zu verhüten; das andere Ende, das auf den Boden stößt, ist in einen horizontal durchschnittenen und mit einem Loche versehenen Acuerokern eingefügt, der von Außen durch eine Schnur befestigt und inwendig mit wildem Honig angefüllt ist.

Der Pfeil hat neun bis zehn Zoll Länge; er ist aus dem Blatt einer gewissen Palme geschnitten, ist hart und spröde und läuft in eine feine Spitze aus; etwa ein Zoll derselben ist vergiftet; das andere Ende ist im Feuer gehärtet und anderthalb Zoll lang mit Baumwolle umwickelt. Diese Baumwolle gut anzulegen, erfordert große Geschicklichkeit; es muß gerade so viel genommen werden, daß der Pfeil genau in die Höhlung der Röhre paßt, und weiter aufwärts muß sie nach und nach in Nichts auslaufen. Sie wird, damit sie nicht hin und her gleite, durch einen Faden aus Seidenkraut an den Pfeil befestigt. Sehr zweckmäßig ist der Köcher eingerichtet, der die Pfeile aufnimmt: er enthält deren 5 bis 600; gewöhnlich ist er zwölf bis vierzehn Fuß lang und hat die Form eines Würfelbechers. Inwendig ist derselbe geschickt mit einem Holze ausgelegt, das viele Aehnlichkeit mit dem Bambus hat; die äußere Bedeckung besteht aus einem einzigen Stück Tapirhaut, die in Wachs getränkt ist.

Ehe sie die Pfeile in den Köcher stecken, binden die Indianer dieselben oben und unten durch baumwollene Bänder zusammen und stellen sie hierauf um einen Stab herum, der fast so lang ist als der Köcher. Oben an diesem Stabe sind zwei kreuzweis über einander gefügte Hölzer angebracht, um welche ein Reif herumgezogen ist. Diese radähnliche Vorrichtung verhindert, daß die Hand beim Umkehren und Herausschütteln der Pfeile verwundet wird.

Es ist gewiß ein seltsames Leben, welches diese Stämme führen, deren Unterhalt auf einer so zerbrechlichen Waffe und auf den Wirkungen eines Giftes beruht, das sie allein zu bereiten wissen. Man hat schon Viel über den Curare geschrieben, diesen schrecklichen Saft, der augenblicklich tödtet, wie ein Indianer zu Humboldt sagte. Man kennt seine schnellen Wirkungen, weiß aber nicht, auf welche Art er wirkt, und kennt auch kein Mittel gegen denselben. So Viel ist gewiß, daß es nur dann seinen zerstörenden Einfluß übt, wenn es sich mit dem Blute mischt. Humboldt hat sogar an den Ufern des Orinoco davon gegessen, ohne eine schädliche Wirkung zu spüren. Auch ist es Thatsache, daß man ohne die geringsten nachtheiligen Folgen das Fleisch der durch dieses Gift getödteten Thiere genießen kann.

Im Jahr 1812 unternahm Watterton eine Reise nach Guyana und drang bis an die Grenzen von Brasilien vor, wo es ihm gelang, folgende Belehrungen über diese energisch wirkende Substanz einzuziehen. Es scheint, die Macushi-Indianer **) verstehen sich am besten darauf, dieses Pflanzengift zu bereiten, das sie Wurali nennen. Dieser Name kommt von einer Rebe oder vielmehr von einer Lianenart her, welche in der Wildniß wächst

*) Die erste Röhre heißt Ourah, die andere Samourah.
**) Wahrscheinlich sind diese jene Macus, von den denen die brasilische Chorographie spricht.

und das Hauptingrediens des Giftes bildet. Eine sehr bittere Wurzel und zwei zwiebelartige Pflanzen, die einen grünen, klebrigen Saft enthalten, kommen ebenfalls dazu, und wahrscheinlich sind es diese Pflanzen, denen das Wuraligift seine Wirkung verdankt. Außer diesen Pflanzensäften aber mischt der Indianer auch noch animalische Substanzen bei, als giftige Ameisen, zerriebene Schlangenzähne &c. Die Bereitung ist nicht ohne Gefahr; die einzelnen Bestandtheile müssen mit äußerster Vorsicht unter einander gemengt werden, und es scheint, der Indianer betrachte diese Handlung als ein Werk der Finsterniß und des Geheimnisses. Nach der Versicherung der Jäger, welche sich der Esgaravatana bedienen, wirkt das Gift trotz aller Vorsicht, die sie anwenden, stets nachtheilig auf ihre Gesundheit. Sie glauben so fest daran, daß ein böser Geist bei Bereitung des Wurali gegenwärtig sey, daß sie weder ihren Frauen noch ihren Töchtern den Zutritt dabei gestatten, um sie nicht den bösen Einflüssen des Dämons auszusetzen. Das Dach, unter welchem das Gift gekocht wurde, wird als unrein betrachtet und von der ganzen Familie verlassen.

Sind die verschiedenen Operationen erfüllt, die zu Bereitung des Wurali als nothwendig erachtet werden, so zeigt sich dasselbe als ein dicker Syrup von tiefbrauner Farbe. Mit diesem werden die Palmpfeile zu verschiedenen Malen bestrichen. Es ist übrigens nicht nöthig, gleich Gebrauch davon zu machen; in einem kleinen indianischen Gefäße oder in einer Kalebasse bewahrt man es sorgfältig am trockensten Ort der Hütte auf.

Das Wuraligift vermischt sich augenblicklich mit jeder Flüssigkeit, und eben dadurch wirkt es auch auf die Masse des Blutes. Seine Wirkung ist allerdings plötzlich, doch ist sie vielleicht auch übertrieben worden. Manchmal gibt ein der Esgaravatana entflogener Pfeil dem Vogel, den er trifft, erst nach zwei oder drei Minuten den Tod; gewöhnlich raubt er ihm die Kraft, sich zu bewegen, und wenn er hie und da auch noch eine Strecke weit zu fliegen vermag, so wirkt doch das Gift tödtlich auf ihn und er wird ein Beute des Indianers. Ist es ein großes vierfüßiges Thier, welches der Macushi erlegen will, so bedient er sich nicht der Esgaravatana, sondern eines vergifteten Wurfspeils aus Bambus, den er mittelst eines Bogens nach dem Thiere schleudert. Dieses macht oft noch 200 Schritte, ehe es fällt.

Die Indianer genießen ohne allen Nachtheil das durch Wuraligift erlegte Wild; hat aber ein vergifteter Pfeil zufälliger Weise sie selbst getroffen, so kann Nichts sie von der tödtlichen Wirkung des Giftes retten. Wahrscheinlich greift dasselbe das Nervensystem an und zerstört so die Funktionen des Lebens *).

Die Provinz Mato Grosso. Reisen wir durch diese Wüsten zurück nach Para und fahren den Rio Tucantins hinauf, so gelangen wir in die Provinz Mato Grosso mit ihren ungeheuren Wäldern; von diesen hat sie auch ihren Namen erhalten. Lange Zeit ward ohne Zweifel die

*) Hr. Watterton stellte viele Versuche über die Wirkungen des Wurali an. Ein großer Ochse von 900 bis 1000 Pfund wurde von drei Schweinsfedern getroffen: nach vier Minuten schien das Gift seine Wirkung zu beginnen und nach 25 Minuten war das Thier todt. Eine Eselin, welche in England von dem Spieße der Macushi getroffen wurde, verlor alles Gefühl; doch brachte man sie wieder zum Leben zurück durch Luft, die man ihr in die Lungen einblies, und nach einigen Monaten Siechthum erlangte sie wieder ihre völlige Gesundheit. Watterton will ohne Zweifel damit sagen, daß man dieses Mittel wahrscheinlich auch mit Erfolg beim Menschen anwenden könnte.



Provinz Mato Grosso zu jenem großen Land gerechnet, das man ganz im Allgemeinen und ohne nähere Bestimmung Amazonien nannte; denn man findet ihren Namen auch in den berühmtesten Geographien nur höchst selten angeführt. Ihre prächtigen Wälder, ihre Flüsse, welche so wichtige Verbindungen mit den entferntesten Gegenden des Landes gestatten, ihre kaum benützten Minen, alles Dieß war dem Ayres de Cazal gänzlich unbekannt *).

Diese Provinz, deren Gebiet seltsamer Weise mit dem einer andern verwechselt worden und deren Name selbst den Gelehrten so unbekannt war, daß man ihn auf keiner Karte des achtzehnten Jahrhunderts findet, diese Provinz, sage ich, hat nicht weniger als 48,000 Quadratmeilen Flächeninhalt und wird von höchstens 120,000 Menschen bewohnt. Sie ist gleichsam Brasiliens Bollwerk und zählt nur wenige Ortschaften, unter denen keine den Namen einer Hauptstadt verdient.

Die Küsten von Brasilien waren in verschiedenen Richtungen durchforscht, und fingen bereits an, sich zahlreich zu bevölkern, ohne daß man von Mato Grosso und seiner Lage nur die mindeste nähere Kenntniß hatte. Dunkle Sagen gingen von einem großen Lande, das herumirrenden Stämmen als Asyl diene und das mit Peru in Verbindung stehe. Von der Gestalt des Bodens aber, von den Bergen, Flüssen und Naturerzeugnissen dieses Landes wußte man Nichts. Es war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, etwa im Jahr 1532 oder 1533, als ein Paulista, Namens Aleyxo Garcia, mit seinem Bruder oder Sohn und einem großen Gefolge Indianer über den Paraguay in die Nähe der Andes vordrang und den südlichen Theil des großen Landes, von dem wir sprechen, entdeckte. Doch währte es noch lange Zeit, ehe das Land der großen Wälder die Gedanken der Bandeirashäupter beschäftigte. Vielleicht auch ward Mato Grosso wieder zum Theil vergessen. Ein anderer Pauliste, Manuel Correa, folgte der natürlichen Straße, welche in die mitternächtlichen Gegenden führt, ging über den Aragaya und durchforschte die nördlichen Regionen. So Viel ist gewiß, daß dieses ungeheure Land, aus welchem die Brasilier eine einzige Provinz gemacht haben, lange Zeit nur von unbekannten Banden der Paulistas durchstreift wurde, welche auf flüchtige Indianer Jagd machten und manchmal auf kriegerische Horden stießen, vor denen nur ihr wahrhaft ritterlicher Muth sie retten konnte. Der erste Name, welcher nach dem der beiden ersten Entdecker nicht eher als zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bekannt wurde, war ebenfalls der eines Paulista, Antonio Pirez de Campos, der im Jahr 1718 die Cuchipos-Indianer verfolgte, den Rio Cayaba hinauffuhr und einige Entdeckungen machte.

Auf einmal aber änderte sich die Gestalt der Dinge: diese große Region der Wälder, die seit den ersten Entdeckungen zwei Jahrhunderte lang außer den herumschweifenden Indianerstämmen keine Bewohner gesehen hatte, gewann endlich eine bleibende Bevölkerung: man hatte große Schätze in derselben entdeckt.

---

*) Der Verfasser dieser Notiz war der Erste, der in Frankreich die Beschreibung des portugiesischen Geographen bekannt machte; Malte-Brun, der damals noch lebte, nahm diese Arbeit in seine Annales des voyages auf. Dieser gelehrte Geograph gestand selbst, daß er bis jezt nur ganz vage Begriffe von der Topographie von Mato Grosso gehabt habe.

Im Jahr 1719 fuhr Pascoal Moreira Cabral, dem Beispiele des Antonio Pirez folgend, den Rio Cuchipo Mirim hinauf und entdeckte in geringer Entfernung von dem Flusse einige Goldgeschiebe; er drang noch weiter vor, und stieß auf einen ganzen Stamm, der Zierrathen von unzweifelhaftem Werthe trug.

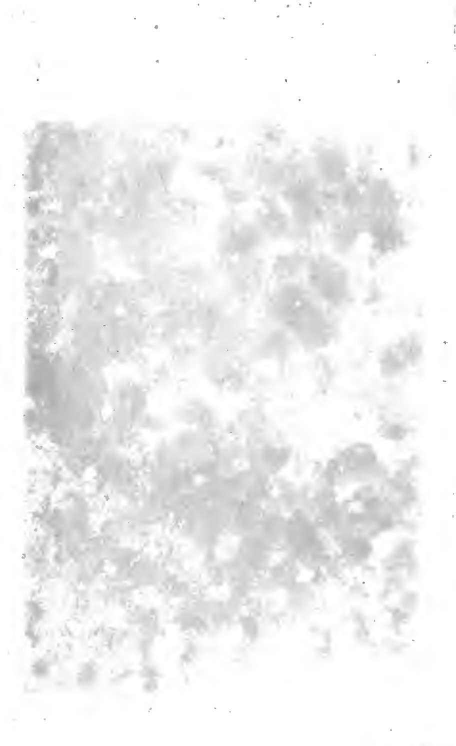
Groß war die Freude der Bandeirantes, als eine solche Entdeckung die Strapazen vieler Monate und Jahre krönte. Ohne alle zur Ausbeutung von Minen tauglichen Werkzeuge ersammelten in wenigen Tagen die Einen sich gegen hundert Octaven, die Anderen gar ein halbes Pfund Gold, während der Anführer wenigstens das Doppelte bekam. Hütten erhoben sich, man wollte den Ort nimmer verlassen, der solche Reichthümer barg, der erste Flecken ward gegründet. Nun kommen neue Karawanen an; die Niederlassung erweitert sich; zum Haupte derselben wird Pascoal Moreira Cabral auf so lange gewählt, bis die Regierung Nachricht von den neuen Entdeckungen erhalten hat.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, dem Leser die Bandeiras zu nennen, welche in kurzer Folge nach der Wildniß zogen, die Gefahren zu berichten, welche sie zu bestehen hatten, und die Krankheiten, von denen sie heimgesucht wurden. Die Geschichte dieser Expeditionen ist voll Wunder, die Resultate aber sind stets dieselben. Genug, wenn derselbe erfährt, daß an manchem Ort ein Paar arme Teufel, die sich der Führung eines Indianers anvertraut hatten, der eine eine halbe Aroba, der andere über 400 Octaven Goldes fand.

Dieß begegnete zweien Männern, deren Namen uns die neuen Chroniken des Landes aufbewahrt haben: Miguel Sutil de Sarocaba und ein gewisser Joam Franzisco mit dem Beinamen Barbado gründeten auf diese Art ihr Glück. Sie säumten nicht, ihr Abenteuer in dem Arrayal de Torquilla anzuzeigen, wo die Paulistas kampirten, und bald erhob die Stadt Cuyaba sich an diesem Orte, der so viele Reichthümer in sich vereinigte. Um sich einen Begriff von den unermeßlichen Schätzen dieses Gebiets machen zu können, führen wir nur an, daß man daselbst im Zeitraume eines Monats gegen 400 Arobas oder 12,800 Pfund Gold gewinnt, ohne daß man nöthig hätte, tiefer als vier Klafter in die Erde zu graben*).

Von diesem Zeitpunkte an erzählt die Geschichte dieser Provinz von Nichts als blutigen Scenen, die sich immer wieder erneuten, so oft neue Schätze entdeckt wurden. Zwischen den Paulistas und anderen Kolonisten, welche in den neuentdeckten Regionen sich niederlassen wollen, erhebt sich ein hartnäckiger Kampf. Zwei Brüder, Männer von feurig kühnem Charakter, wie San Paul sie um diese Zeit hervorbrachte, wurden von Rodrigo Cäsar de Manezes, dem Gouverneur der Kapitanerie, mit Erhebung des königlichen Zehenten beauftragt: sie hießen Lourenzo Leme und Joam Leme und gehörten zu den vornehmsten Familien des Landes, und wurden jezt mit der höchsten Macht in Civil- und Militärsachen bekleidet. Des Beistands der Regierung versichert, erklären nun diese Beiden, der Eine als Generalprokurator, der Andere als Mastro de Camp, sich zu Herren der Wüste. Entsetzliche Verbrechen bezeichnen ihre Herrschaft. Auf ihren Befehl ward ein Priester getödtet in dem Augenblicke,

*) Auf einem Distrikt, der den Namen Sapateiro führt, weil ein Schuhflicker ihn entdeckt hat, grabt man innerhalb acht Tagen 1840 Pfund Gold aus. Gallès.





Reiter Angriff der Guaycurus.

als er die Messe las. Noch viele andere Grausamkeiten erweckten die bittersten Klagen gegen sie. Der Generalkapitän, der sie lange begünstigt hatte, ließ endlich Truppen gegen sie marschiren. Sie fliehen in die Wildniß und befestigten sich mitten in den Wäldern wie die alten Corquistadores. Je näher der gegen sie gesandte Balthasar Ribeiro rückt, desto unversöhnlicher wird der Kampf. Auf beiden Seiten kommen mehrere Menschen ums Leben. Die junge Kolonie von Cuyaba findet nicht eher ihre Ruhe wieder, als bis die beiden Paulistas, auf welche ein eigentliches Treibjagen angestellt worden, ihre Gewalt mit ihrem Leben lassen. Lourenzo Leme ward durch einen Flintenschuß getödtet; sein Bruder hingegen ward gefangen nach Bahia geführt, wo das oberste Gericht ihn enthaupten ließ.

Alles Dieses geschah vor etwas mehr als hundert Jahren, und wahrlich die meisten Begebenheiten dieses Krieges reihen sich würdig an Das an, was in den ersten Zeiten der Eroberung geschah. Einige Abkömmlinge der Europäer erscheinen inmitten eines Landes, das größer ist als das alte Germanien; ihr erster Akt ist Krieg; die erste Seite ihrer Geschichte enthält die Erzählung blutigen Streites. Aber während die Paulistas sich mit den Truppen des Gouverneurs schlagen, bereitet sich ein anderes Drama vor, und zwar im Rathe der indianischen Nationen, welche gleich im ersten Augenblick erkannt haben, welches Loos ihnen die Eroberer bereiten wollen.

Zwei mächtige Nationen bewohnten den südlichen Theil dieses großen Landes. Die Guaycurus oder Reiterindianer und die Payagoas oder Herren des Flusses. Bisher waren diese beiden Völker erklärte Feinde gewesen, aber nun überwiegt der Haß gegen die Europäer ihre alte Feindschaft; sie verbünden sich gegen sie. Alsbald bietet Mato Grosso einen furchtbaren Anblick dar, wie die Paulistas ihn bisher nicht in der Wüste gewohnt waren. Die Flüsse bedecken sich mit bewaffneten Flottillen und tragen große Kanoes bis an die Grenzen des Landes. In den Ebenen sammeln sich ganze Schaaren von Reitern, welche durch ihre Evolutionen an die Kriegsspiele der Tatarenhorden erinnern. Die Wälder bergen eine Menge geschickter Bogenschützen, von denen keiner sein Ziel verfehlt. Aber es gibt Gold in Mato Grosso; Niemand in San Paul hat die Beschreibungen vergessen, welche Miguel Sutil und Barbados bei ihrer Rückkehr von dem Wunderlande gemacht haben; Kriegsfahrzeuge werden ausgerüstet, Karawanen setzen sich in Marsch. Aber die Reise durch die große Wüste ist jezt nicht mehr so gefahrlos wie vormals. Kaum ist man in die Wälder eingedrungen und glaubt sich sicher, so rücken mit Einemmal die Kanoes der Payagoas, welche sich hinter irgend einer grünen Insel der Pantanaes versteckt gehalten, in guter Ordnung vor; die Reiterschaaren der Guaycurus erscheinen am Gestade und nun ist kein Heil mehr für die Christen*). Zum Glück vermag seit mehr als zwei Jahrhunderten kein Kriegsgeschrei mehr die Paulistas zu schrecken; und wenn auch manchmal die gelichteten Bandeiras in den sumpfigen Gegenden ihrem Untergange nur mit Mühe entrinnen, so bleibt doch stets den Indianern ein schreckliches Andenken an diese Kämpfe zurück: sie zählen weit mehr Niederlagen als Tage, an denen sie gesiegt haben.

*) Von 300 Personen, aus denen im Jahr 1720 eine Karawane bestand, entkamen nur drei Schwarze und ein Weißer.

Es ist ein ganz besonderes Interesse, welches das Studium der in dem natürlichen Style der Roteiras beschriebenen kleinen Kriege gewährt, deren Geschichte in Europa gänzlich unbekannt ist, und mit denen gleichwohl die Geschichte eines Landes beginnt, das dreimal so groß ist als Frankreich. Es kommen Scenen und Episoden darin vor, welche der Feder eines Cooper würdig wären.

Eines Tages, so erzählt der alte Bericht Cazáls, wurde die Flotte der Paulistas, obwohl sie zahlreich genug war, von einer noch weit größern Flotte Indianer in einer Gegend angegriffen, die unter dem Namen Caranda bekannt ist. Es war im Jahr 1736 am Feiertage des heiligen Joseph. Die Schlacht dauerte mehrere Stunden und unter den Opfern, welche während derselben fielen, war auch der tapfere Kommandant der Expedition, Pedro de Moraes, so wie ein gewisser Mönch, Frey Antonio Mascentes, ein Franziscaner, der seiner ungewöhnlichen Stärke wegen den Beinamen Tiger erhalten hatte. Viele andere zeichneten sich auf eine glücklichere Weise in diesem Treffen aus, in welchem wir Sieger blieben. Das Blutbad, das wir unter den Barbaren anrichteten, war schrecklich; besonders zeichnete sich hiebei ein Mulatte aus dem Lande Pindamonhangaba aus, der Manuel Rodriguez hieß, den man aber nur Mandu Assu oder den großen Manuel nannte, weil er von riesigem Wuchse war und eine außerordentliche Körperkraft besaß, mit welcher sich eine bemerkenswerthe Entschlossenheit paarte. Dieser Mann führte ein Kanoe, das sein Eigenthum war und auf welchem sich auch seine Frau befand, die der nämlichen Rasse wie er angehörte und durch ihren Muth sich schon mehr ausgezeichnet hatte. Im nämlichen Fahrzeuge hatte er auch mehrere Sklaven. Zwei feindliche Boote machten einen Angriff auf ihn allein; aber er vertheidigte sich mit solcher Geschicklichkeit und Stärke, daß keiner seiner Gegner an Bord kam. Bald machte er Gebrauch von der Flinte, die seine Frau ihm lud, bald manövrirte er so geschickt mit einer Stange, daß jeder Schlag derselben, wenn er traf, einem Feinde das Leben kostete. In Cuyaba wieder angekommen, erhielt er das Kapitänspatent.

Während auf dem Paraguay und seinen Nebenflüssen solche kriegerische Scenen vorfielen, nahm die Stadt Cuyaba, welche im Jahr 1727 einen Gouverneur erhalten hatte, an Größe und Bevölkerung zu. In eben diesem Jahre hatte Antonio d'Almeida an den Ufern des San Lourenzo das Zuckerrohr entdeckt, das wild daselbst wuchs. Dieser Fund belehrte ihn, daß man, statt einzig nur Gold zu suchen, auch Schätze aus den grünen Feldern dieses Landes ziehen könne. Er wurde daher ein Pflanzer und begründete damit ein neues Glück für Mato Grosso. Eine einzige Thatsache mag genügen, dem Leser einen Begriff zu geben von dem Reichthum, den sich dieser Mann und Alle, welche seinem Beispiele folgten, in wenigen Jahren erwarben. Die ersten Flaschen Ruhm, welche sie verkauften, wurden mit dem enormen Preise von zehn Goldunzen bezahlt.

Wenn einmal der goldhaltige Sand von Mato Grosso erschöpft seyn, wenn es statt 120,000 eine Bevölkerung von 60 Millionen Menschen zählen wird, wenn seine ungeheuren Wälder verschwunden sind und einem allgemeinen Feldbau werden Platz gemacht haben, dann wird es sonderbar und auffallend erscheinen, woher dieser hohe Wohlstand seinen Ursprung genommen. Alsdann wird man vielleicht über die Erzählungen der alten

Chroniken lächeln und wird sein Erstaunen kaum zurückzuhalten vermögen, wenn man erfährt, daß der angehende Maisbau auf dieser jungfräulichen Erde eine so außerordentliche Vermehrung der Ratten nach sich gezogen hat, daß das erste Paar Katzen, welches man in diese Provinz brachte, mit nicht weniger als einem Pfund Gold bezahlt wurde. Dieser eigene Handel ward ohne Zweifel sehr vortheilhaft für Denjenigen, welcher zuerst auf den Gedanken gekommen war, ihn zu unternehmen.

Im Verhältniß zu ihrer Größe erscheint die Bevölkerung dieser Provinz immer noch klein; bedenkt man aber, daß verderbliche Krankheiten, die stets mit neuen Urbarmachungen verbunden sind, anfänglich viele Kolonisten wegrafften, und daß eine in den Annalen dieses Landes unerhörte Dürre ihre ersten Arbeiten wieder zerstörte, so wird man sich gewiß davon überzeugen, daß die Bevölkerung wenigstens in gleichem Verhältnisse mit der der übrigen Provinzen fortgeschritten ist. Ortschaften wurden gegründet, Straßen angelegt, mit wilden Nationen ein freundlicher Verkehr hergestellt und heutzutage führen europäische Kaufleute bis ins Innere der Provinz die Erzeugnisse unserer Manufakturen ein. Alles Dieß weist auf die glücklichste Zukunft hin. Betrachten wir nun auch die geographische Lage des Landes etwas näher.

Die Provinz Mato Grosso grenzt nördlich an Para; westlich wird sie durch die Flüsse Madeira, Guapore, Jauru und Paraguay von den neuen Republiken geschieden; südlich berühren ihre Grenzen noch die alten spanischen Besitzungen, welche im nördlichen Theile von San Paul und Rio Grande liegen; östlich wird sie durch den Paranna und Araguaya von San Paul und Goyaz getrennt. Wer nur einen Blick auf die Karte wirft, wird es nicht unglaublich finden, daß dieses Land über 600 brasilische Meilen im Umfang hat; zwischen 7° und 24° 5' südlicher Breite liegend, hat es von Süden nach Norden eine Ausdehnung von 315 und eine Breite von 230 Meilen. Durch die Gestalt seines Terrains und die Wege seiner Flüsse wird Mato Grosso auf natürliche Art in drei große Distrikte getheilt, welche sich wieder leicht in sieben Comarcas, ebenfalls mit natürlichen Grenzen, abtheilen lassen. Der brasilischen Geographie folgend, theilen wir also das Land in das Gouvernement des Nordens, des Südens und der Mitte; und diese Hauptdistrikte in die Comarcas Camapuania, das eigentliche Mato Grosso, Cuyaba, Bororonia, Huruena, Arinos und Tappiraquina. Nach den brasilischen Geographen lassen sich vier verschiedene Klima's in dieser Provinz unterscheiden, welche zwanzig Meilen tief in die gemäßigte Zone hineinreicht; doch sind, von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet, ihre Produkte größtentheils analog mit denen der Centralprovinzen Brasiliens. Wie Minas Geraes hat sie goldhaltigen Sand und Diamanten, nur mit dem Unterschied, daß die meisten Distrikte von Minas aufs Sorgfältigste ausgebeutet sind, während die unbekannten Einöden von Arinos und Tappiraquia Reichthümer bergen, die noch kein menschliches Auge gesehen hat und die vielleicht in Jahrhunderten erst werden ans Tageslicht gezogen werden: so entfernt sind jene Distrikte.

In der That, wenn man die brasilischen Geographen und Wegweiser liest, so stößt man jeden Augenblick auf Länder, die noch unbekannt sind, auf Regionen, über welche sich Nichts sagen läßt, weil man noch nie zu denselben vorgedrungen ist. In den lezten Zeiten haben fremde Reisende

den Nationen ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit gegeben; nur scheint es, als ob ein eigenes Mißgeschick über diesen kühnen Entdeckungsfahrten walte. Aus den Memoiren der Lissaboner Akademie ersieht man, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Naturforscher, dem man den Namen des portugiesischen Humboldt geben möchte, neun Jahre seines Lebens daran sezte, Para, Rio Negro und Mato Grosso zu durchreisen, und daß er starb, ehe er noch seinen Reisebericht herausgeben konnte *).

In unseren Tagen drang ein durch gründliche Wissenschaft und Unerschrockenheit bekannter Gelehrter, Langsdorff, in die entferntesten Gegenden von Mato Grosso vor, trozte tausend Gefahren und besuchte Völker, deren Namen kaum bekannt war, aber dieß Alles nur, um auf die bejammernswertheste Art seine Reisegefährten zu verlieren. Der junge, unglückliche Taunay, der bei einer frühern Reise um die Welt, so viele Gefahren glücklich überstanden hatte, kam in dieser Wildniß ums Leben, ein Opfer seiner Liebe für Wissenschaft und Kunst. Langsdorff selbst, bei seiner Rückkehr von einer tödtlichen Krankheit überfallen, vermochte nicht, die Resultate seiner Beobachtungen herauszugeben, und die einsamen Gegenden von Mato Grosso werden uns noch lange unbekannt bleiben. Ich will jedoch nicht sagen, die großen Forschungen der lezteren Reisenden seyen gänzlich für die Wissenschaft verloren: im Jahr 1816 besuchten Spix und Martius die Grenzen der Provinz und brachten kostbare Dokumente von dort zurück. Wenn auch St. Hilaire, dem Brasilien schon so vielen Dank schuldig ist, nicht in diesen Theil des Innern drang, so besuchte er doch die nächstliegenden Distrikte, und häufig lassen seine scharfsinnigen und gewissenhaften Beobachtungen sich auch auf das Land anwenden, womit wir uns gegenwärtig beschäftigen. Aber troz der Anstrengungen solcher Männer, Was ist mit einzelnen Durchflügen durch die unermeßliche Wildniß gewonnen? Was nüzt die Furche, die ein einzelner Reisender durch eine Fläche von 40,000 Quadratmeilen gezogen? Wir wiederholen es: die Brasilier werden nur durch beharrliche Fortsezung der Arbeitung eines Langsdorff und Rodriguez Ferreira die größte Provinz ihres Landes kennen lernen.

Welche interessante Forschungen bleiben also noch zu machen übrig, wie viele Besonderheiten sind uns noch unbekannt! Dringt man in Tappiraquia ein, so kann man jenen Stein im Lande der Aracys aufsuchen, in welchem Bartholomeo Buenno die Passionswerkzeuge eingegraben zu sehen glaubte, und der wahrscheinlich nichts Anderes ist als ein mit Hieroglyphen bedeckter Felsen, wie wir bereits einen in diesem Werke dargestellt haben und wie es deren viele gibt in kolossaler Größe zu Caycaca, an den Ufern des Atabapa und in vielen vom Orinoco und Rio Negro bewässerten Gegenden, wo sie von dem vormaligen Aufenthalte eines unbekannten Volkes zeugen. Gelangt man in das Arinosland, so kann man schon Ruinen besuchen; und die Bargesfelder, welche noch die Spuren einer Kolonie tragen, welche vor Zeiten von einigen kühnen Abenteurern gegründet, aber wieder verlassen worden war, zeigen, wie schwierig es sey,

*) Ohne Zweifel sind die Manuscripte des gelehrten Rodriguez Ferreira nicht ganz zu Grunde gegangen, aber den Reiz der Neuheit haben sie verloren, und troz ihrer Wichtigkeit wird es ihnen ergehen wie so vielen anderen in spanischer und portugiesischer Sprache geschriebenen kostbaren Roteiros: sie bleiben begraben unter dem Staube der Bibliotheken. Eine vortreffliche Notiz, die über den Dr. Rodriguez Ferreira herauskam, zeigt wie unermüdlich thätig dieser Mann gewesen: das Verzeichniß seiner Werke nimmt allein acht bis neun Folioseiten ein. Memorias da Academia real das sciencias de Lisboa.

fern von der Hauptstadt und in der Nähe indianischer Stämme sich niederzulassen. Das Juruennagebiet zeigt dem Beobachter ein Naturwunder: unter den Bäumen des Madeira und Jtenez findet sich eine Palme von besonderer Eigenschaft; sie ist daselbst unter dem Namen Ubassu bekannt und hat eine Blume mit einer faserigen elastischen Samenhülle, die wie künstlich gemacht erscheint. Die Indianer tragen dieses sonderbare Waldprodukt als Kopfbedeckung. Dringt man in die Comarca Cuyaba ein, wo die alte Hauptstadt der Provinz liegt, so stellt ein anderes Schauspiel sich dem erstaunten Blicke dar: wenn der Rio Cuyaba nach seiner Vereinigung mit dem San Lourenzo austritt, so kann man zu Kahne große Felder wilden Reißes durchschiffen, der alljährlich von selber, ohne alles menschliche Zuthun wächst und dem das Auslaufen des Flusses nicht im Mindesten schadet; die Stängel erheben sich bis zu einer Höhe von fünf bis sechs Palmen über dem Wasser, und die Ernte dieser natürlichen Felder wird in leichten Kanoes vollbracht. Diejenigen, welche dieses Geschäft verrichten, befahren den Kanal und schlagen mit einem biegsamen Stabe die Körner aus den Aehren in ihren Kahn.

Unter die größten Naturmerkwürdigkeiten von Mato Grosso aber gehören unstreitig jene großen Höhlen, deren unseres Wissens noch kein neuerer Reisender erwähnt hat. Sie finden sich in verschiedenen Gegenden der Provinz; der Dr. Alexander Ferreira hat sie gegen das Ende des lezten Jahrhunderts besucht. Die erste derselben, welche den Namen Gruta das Onças führt wegen der vielen Jaguars, welche sich daselbst aufhalten, ist in der Nähe von Arrayal das Laorinhas und zieht sich weit unter der Parec'skette fort. Wenn man der Erzählung des portugiesischen Reisenden glauben darf, so bietet das Innere dieser Höhle nicht nur ihrer vielen Naturspiele wegen einen bewunderswürdigen Anblick dar, sondern es scheint auch, daß an den Wänden und den hoch bis zum Gewölbe aufstrebenden Säulen sich ausgehauene Figuren befinden, die der fromme Glaube des Volks für das Werk eines vom Christenthum erleuchteten Künstlers hält. Diese Basreliefs verdienten eine um so größere Aufmerksamkeit, da sie unmöglich christlichen Ursprungs seyn können, und da gewisse, wenn gleich sehr weit von Mato Grosso, aufgefundene Monumente in Südamerika ebenfalls an die Symbole unserer Religion erinnern, ohne daß man sie jedoch christlichen Künstlern zuschreiben könnte. Obschon sich von derlei Analogien nichts Besonderes erwarten ließe, so müßte es doch als Merkwürdigkeit erscheinen, das Kreuz von Palanque und seine Verehrung in dieser Höhle abgebildet zu finden. Die zweite Höhle, welche Alexander Ferreira besuchte, ist weniger in künsterlischer Beziehung als wegen ihrer ungeheuren Größe merkwürdig. Sie befindet sich in der Nähe des Presidio da Nova Coimbra und geht unter dem Rio Paraguay hin. Ihre Stalaktiten sind bewunderswürdig, auch wird sie von mehreren Bächen durchflossen, welche wahrscheinlich dem vom Flusse einsickernden Wasser ihren Ursprung verdanken. Neugierige, welche nach Alexander Ferreira diese Höhle besuchten, entdeckten große Säle in derselben, welche sich weit unter dem Bette des Paraguay hinziehen; die Stalaktiten in denselben seyen nicht weniger merkwürdig als die, welche sich am Eingange der Höhle befinden. Uebrigens ist diese Gegend nicht die einzige, welche Merkwürdigkeiten dieser Art enthält. In dem Berichte über seine mineralogischen Wanderungen in der Provinz San Paul erwähnt Martin Franzisco

d'Andrada Machado ebenfalls solcher Höhlen; hauptsächlich beschreibt er die von Santo Antonio, bei Ribeirao de Yporanga.

In diesem Lande voll tiefer Höhlen, voll hoher Gebirge und ungeheurer Wälder gibt es auch prächtige Wasserfälle: die Cascaden von Avanhadara und Utapuru, welche der Tiete bildet, gehören zu den imposantesten Schauspielen, die man sehen kann.

Im Jahr 1829 schrieb Langsdorff: „Die Bewohner der Stadt Cuyaba sind erstaunt, die russische Flagge auf ihren Gewässern zu erblicken." Nichts mußte freilich die Verwunderung dieser kleinen Stadt lebhafter erregen als die auf einander folgende Ankunft von Fremden, welche, in den entferntesten Gegenden Europa's wohnend, hier in den ungeheuren Einöden zusammenkamen.

Villa Real de Cuyaba ist, wie schon gesagt worden, die älteste Niederlassung der Provinz und ist gleichwohl nicht über hundert Jahre alt. Hauptstadt der Comarca Mato Grosso, steht die Villa Cuyaba doch der Villa Bella an Wichtigkeit nach. Dagegen nimmt sie als Sitz der obersten geistlichen Behörden den ersten Rang ein. Sie ist zwar nicht der Sitz eines Bisthums, denn der Prälat, der hier residirt, führt nur den Titel eines Bischofs in partibus; aber sie ist der Ort, wo alle geistlichen Angelegenheiten des Landes verhandelt werden, und die Entscheidung in solchen Angelegenheiten mag ihre besonderen Schwierigkeiten haben, denn es gibt kein Land in der Welt, das so große Pfarrgemeinden hätte. Trotz ihrer entfernten Lage ist die Villa Real de Cuyaba eine volkreiche und blühende Stadt, die mehrere kirchliche Gebäude zählt und gepflasterte Straßen hat. Da die Paulistas sie gegründet haben, so sind die Häuser und größere Gebäude derselben alle aus Taipa erbaut. Cuyaba liegt unter 15° südlicher Breite und unter 317° 42′ 3′′ Länge, von der Insel Faro an gerechnet.

Villa Bella, welche zum nämlichen Distrikt gehört, ist die Hauptstadt der ganzen Provinz. Sie ist eine hübsche Stadt, welche sich auf einem ebenen Terrain an den Ufern des Guapore erhebt, dessen große Ueberschwemmungen manchmal schädlich werden. Villa Bella hat seit mehreren Jahren den Titel Cidade de Mato Grosso angenommen. Der Aufenthalt daselbst soll aber nicht so angenehm seyn wie zu Cayuba, und der Gouverneur wohnt nur einen Theil des Jahres durch dort. Die Häuser stehen in einer Flucht und ihr Anblick ist ziemlich heiter, denn fast alle sind mit Tabinga geweißt. Villa Bella hat mehrere Kirchen, eine Goldschmelzerei und verschiedene öffentliche Gebäude. Aber noch vor mehreren Jahren war nicht ein einziger Springbrunnen daselbst zu sehen. Man liest nicht ohne Verwunderung in den topographischen Beschreibungen, daß diese Stadt die einzige Parochie der Comarca bildet. Sie liegt unter 15° südlicher Breite und 317° 42′ 30′′ Länge, von der Insel Farro gerechnet; ihr Klima ist nicht ganz so heiß wie das von Cuyaba. Der Arrayal Diamantin gehört zu ihrem Gebiet. Dieser kann bei seiner vortheilhaften Lage, nicht weit von Paraguay, am Zusammenfluß zweier Flüsse, deren Namen schon den Reichthum bezeichnen *), einst noch bedeutend an Größe und Wichtigkeit zunehmen. Es sind über vierzig Jahre, daß dieser

---

*) Der Rio Diamantino und Correge Rico, auch Rio do Oiro oder Goldfluß genannt.

Arrayal gegründet wurde wegen des Goldes und der Diamanten, die man in seiner Nähe fand. Edelsteine und Diamanten, deren Ausgrabung gegenwärtig noch nicht mit dem Eifer geschieht, wie er sich in Zukunft erwarten läßt, gehören gegenwärtig schon unter die merkwürdigsten Erzeugnisse von Mato Grosso, und die Hauptstadt ist nicht der einzige Ort der Provinz, in dessen Nähe man solche Schätze findet.

Was bis jezt ohne Zweifel am meisten das Interesse des Reisenden in Anspruch genommen hat, das sind die zahlreichen auf diesem Gebiet herum zerstreuten Stämme. Man würde sehr irren, wenn man sie alle von Einer Nation entsprossen und die nämlichen sozialen Merkmale tragend annehmen wollte. Im Gegentheil, Nichts ist verschiedener als ihre Gebräuche und ihre Organisation; und, um nur einige Beispiele anzuführen, während die Horden, welche an den Ufern der verschiedenen Nebenflüsse des Amazonenstroms herumschweifen, aus Zusammenrottungen von einigen hundert Menschen bestehen, können diejenigen, welche mehr gegen Süden wohnen, wie z. B. die Guaycurus und Charruas, im Nothfall 10 bis 12,000 Krieger ins Feld stellen. Obgleich diese Horden eine und dieselbe Provinz bewohnen, so ist doch ihre Lebensart ganz verschieden. Während die Guatos, welche im Distrikt Bororonia wohnen, den größten Theil ihres Unterhalts dem Fischfang und hauptsächlich der Jagd längs der großen Flüsse hin verdanken, ziehen die Guaycurus oder Reiterindianer ihren Hauptgewinn aus den zahlreichen Viehheerden an den Ufern des Paraguay. Unaufhörlich ist der Guato inmitten der dunkeln Wälder, wo er mit Myriaden stechender Insekten zu kämpfen hat *), bemüht, sein Kanoe durch die tausend Hindernisse, welche der Fluß ihm entgegensezt, hindurch zu lenken. Als Schwimmer ist er berühmt. Seine Waffen sind: ein Bogen, Pfeile und eine große Lanze ohne Eisen, mit der er gleichwohl den Bären von Mato Grosso, der in den Wäldern ziemlich häufig angetroffen wird, angreift. Der Guaycuru macht ebenfalls Gebrauch von Bogen, Pfeil und Lanze. Aber seine Hütte errichtet er nur auf schon entdeckten Gefilden und wie allen Hirtenvölkern dieses Landes, so ist auch ihm der Gebrauch des Laço und der Bolas nicht fremd. Es wäre gewiß nicht ohne Interesse, die Lebensart der verschiedenen Nationen von Mato Grosso zu untersuchen und in ihren noch jungfräulichen Wäldern Stämme zu besuchen, die mehr als andere die Urzüge ihrer Rasse bewahrt haben; aber dazu wären freilich, wie Langsdorff erst kürzlich gesagt hat, Jahrhunderte von Beobachtungen nöthig. Bei der Beschränkung, die der Raum uns gebietet, können wir uns bloß auf eine nähere Beschreibung der wichtigsten dieser Völkerschaften einlassen. Sie ist es auch, welche die markantesten Züge darbietet: die Nation der Reiterindianer.

Die Guaycurus oder Baicurus, wie Alexander Ferreira schreibt, scheinen seit undenklichen Zeiten am Paraguay eine Uferstrecke von

*) Man muß gewisse Flüsse Amerika's beschifft haben, um den naiven Wunsch eines Indianers am Orinoko zu begreifen, der das Paradies in den Mond sezte, weil er glaubte, dort sey man von den Stichen der Muskitos verschont (s. Humboldt). Uebrigens scheinen die Indianer weniger empfindlich für diese schreckliche Plage zu seyn als wir. Langsdorff macht eine merkwürdige Schilderung davon, mit welch kaltem Blute die Guatos den Stichen der Muskitos trotzen. Unbeweglich auf dem Vordertheile seines Kanoe stehend während des Fischfangs, ist der schwarze Leib des Guato bald mit blutsaugenden Insekten bedeckt. Wird er zu arg gequält, so ist ein einziger Streich mit der Matappa hinreichend, sie zu verjagen. Die Matappa ist ein Stab, an welchem ein Stück Tuch befestigt ist.

wenigstens hundert Meilen bewohnt zu haben. Heute findet man sie hauptsächlich zwischen dem Rio Embotatau oder Montego und dem San Lourenzo. Man kann diese Nation nicht unter die eigentlich wilden Rassen rechnen; sie scheint uns vielmehr auf der sozialen Leiter der Völker der neuen Welt fast einerlei Stufe mit den heutigen Araucanen einzunehmen, obgleich ihre Gebräuche nur in sehr entfernter Beziehung zu denen jenes chilianischen Volkes stehen. Die Guaycurus theilen sich in drei verschiedene Völkerschaften: diejenigen, welche noch das alte Paraguay bewohnen, wo sie unter dem Namen Lingoas bekannt sind; die Bewohner der Ostufer des großen Flusses, und diejenigen, welche auf brasilischem Grund und Boden wohnen. Von diesen Leztern allein wird hier die Rede seyn. Die brasilischen Guaycurus sind in sieben Horden getheilt: die abgesonderten Gebiete, welche sie bewohnen, sind reich an fetten Weiden, hauptsächlich zwischen den Flüssen Tacoary und Ipani.

Die Rasse der Guaycurus ist durchaus kriegerisch und der Hauptzweck bei ihren Kriegszügen ist, Gefangene zu machen, welche sie als Sklaven benützen. Als eine Merkwürdigkeit, die man selten in diesem Theile der neuen Welt findet, verdient erwähnt zu werden, daß jede Horde ihre wohl abgesonderten Rangstufen hat. Es gibt Häuptlinge, Krieger und Sklaven. Diese Einrichtung kann um so dauerhafter seyn, als die Abkömmlinge von Gefangenen nie Heirathsverbindungen mit freien Personen eingehen können. Eine solche Heirath wird als entehrend angesehen, und man weiß kein Beispiel, daß ein Sklave emanzipirt worden wäre. Die große Ueberlegenheit der Guaycurus hat mehrere benachbarte Stämme veranlaßt, sich ihnen freiwillig, gleichsam als Lehensleute, zu unterwerfen. Die Goaxis, Guanas, Guatos, Capvabas, Bororos, Coroas, Cayapos, Xiquitos, Xamoccos, mit einem Wort, fast alle Nationen des Südens befinden sich in diesem Falle *). Daraus geht hervor, daß wenn die Kaste der Häuptlinge sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, es wenige Völker geben wird, deren untere Klasse aus so heterogenen Elementen besteht und deren Sklavenklasse so scharf von den übrigen abgegrenzt ist. Ein Artikel ihrer Religion schließt sogar die Sklaven vom Paradiese aus.

Obgleich die Guaycurus schon zu einer gewissen Stufe der Civilisation gelangt sind, so bemalen sie sich doch noch den Leib und haben sogar die Tättowirung durch Einschnitte beibehalten, welche sehr selten geworden ist unter den amerikanischen Horden. Ihr Kostüm ist einfach, doch nicht ohne Eleganz. Sie tragen den Poncho und machen Stiefeln aus dem Leder, welches die Schenkel des Pferdes bedeckt. Diese werden hauptsächlich von den Häuptlingen getragen, die sich noch überdieß durch eine Binde auszeichnen.

Wir haben vorhin gesagt, daß diese Völker den Gebrauch der Tättowirung beibehalten haben. Gesicht, Hals und Brust der erwachsenen Guaycurus erhalten durch eine Diamantspitze eine unauslöschliche Zeichnung; und wie gewisse Stämme, mit welchen sie sonst nicht die geringste Verwandtschaft haben, schneiden sie sich die Haare rings um den Kopf herum ab, ganz nach Art der Franziskaner.

Die Guaycurus haben Bogen und Pfeile; sie tragen einen zwei bis

*) Diesen Namen fügen wir noch bei: die Chagoteos, Pacachodeos, Adiocos, Ateadeos, Oleos, Laudeos und Cadocos.

drei Fuß langen Köcher und eine ungeheure Lanze von zwölf bis dreizehn Fuß Länge, welche sie, vermöge ihres Verkehrs mit den Europäern, mit einer eisernen Spitze versehen können. Alle Expeditionen dieses Volkes werden zu Pferde ausgeführt; statt eines Zaumes bedienen sie sich eines aus den Fasern der wilden Ananas gedrehten Stricks. Gewöhnlich tragen sie einen Gürtel um den Leib, den sie nach Belieben anziehen oder locker machen können und in welchem sie eine Art Jagdmesser tragen. Wie viele andere Indianer mindern sie die Qualen des Hungers, dem sie oft bei ihren Expeditionen ausgesezt sind, dadurch, daß sie diesen Gürtel anziehen. Sind sie auf dem Marsche, so leiten sie mit der linken Hand ihr Pferd; in der rechten tragen sie ihre Waffen. Bei ihren Kriegen mit anderen indianischen Nationen und selbst mit den Paulistas bedienten sie sich und bedienen sich noch einer gewissen Kampfweise, deren Spix und Martius erwähnen und welche Debret mehr in ihren Einzelnheiten beschreibt. „Ihre Taktik," sagt dieser Reisende, „besteht darin, eine ziemlich bedeutende Heerde wilder Pferde zusammenzutreiben, welche sie dem Feinde entgegen jagen, während sie selbst sich unter die lezten Renner mischen. Um sich aber vor dem Feinde zu verbergen, brauchen sie eine List, welche allein schon von ihrer Gewandtheit und ihrer Geschicklichkeit zu Pferde zeugt. Mit dem rechten Fuße sich im Steigbügel haltend, ergreift der Reiter die Mähne des Pferds und verbirgt sich auf der Seite desselben in halb schwebender Stellung so lange, bis er den Feind mit der Lanze erreichen kann; alsdann wirft er sich auf den Sattel und kämpft mit Vortheil in der durch diesen tumultuösen Angriff verursachten Verwirrung" *).

Nach der Meinung der beiden gelehrten Baiern, auf deren Zeugniß wir uns schon so oft berufen haben, wären die Guaycurus nicht durchaus so treffliche Reiter, weil sie wilde Pferde nicht anders zu bändigen wagen, als indem sie dieselben in einen See oder in einen Fluß nöthigen; aber gerade Dieß scheint uns ein Beweis ihrer Klugheit zu seyn. Sobald sie vermittelst des Laço das Thier gefangen haben, so treiben sie es bis an die Brust ins Wasser. In diesem für das Pferd ungewohnten Kampfe erkennt es bald seinen Meister, und es wird sicherer gebändigt als das Pferd der Pampas, das man so lange auf der Ebene hinjagt, bis es aus Erschöpfung unterliegt.

Da die Guaycurus schon einige Schritte vorwärts in der Civilisation gethan haben und der europäische Einfluß auch bei ihnen nicht ohne Wirkung geblieben ist, so ist auch das Loos ihrer Frauen nicht so beklagenswerth als das, welches die Gefährtin des Coroado, des Mura und des wilden Mongoyo erwartet. Es findet sogar eine gewisse Rangabstufung unter ihnen Statt und die Frauen der Häuptlinge führen den Namen Donas. Eine schreckliche Sitte, welche von den meisten brasilianischen Stämmen verabscheut wird, nach Azara's Bericht aber gleichwohl sich bei verschiedenen wandernden Stämmen Paraguay's und der Pampas erhält, verhindert bei ihnen den Anwachs der Bevölkerung. Bis zum dreißigsten Jahre lassen sich die Frauen ihre Leibesfrucht abtreiben; und diese barbarische Operation war vormals von so schauderhaften Umständen begleitet, daß Reisende, welche sonst die scheußlichsten Gebräuche berichteten, ihrer nicht

*) Die deutschen Reisenden sagen, daß sie sich zu demselben Zwecke auch ganzer Heerden Ochsen bedienen.

zu erwähnen wagten. Die Berührung mit den civilisirten Nationen, welche den Kannibalismus der Nachkommen der Tupis aufgehoben hat, mußte natürlich auch dieser abscheulichen Sitte Eintrag thun; doch bestand sie noch zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Die Guaycurus treiben, obwohl sie eigentlich Hirtenvolk sind, doch seit mehreren Jahren auch Feldbau. Die Hauptbeschäftigung der Frauen besteht in Bereitung des Mehls aus dem Manioc, den die in Aldeen lebenden Indianer bauen. Außerdem weben sie mit ziemlicher Geschicklichkeit Baumwollenzeuge, verfertigen Töpferwaaren und eine Menge anderen Haushaltungsgeräthes; die Körbchen, welche sie aus den Fasern einer gewissen Palme flechten, gelten für die zierlichsten unter allen denen, welche von Indianerinnen verfertigt werden.

Schon lange gehen die Frauen der Guaycurus nicht mehr nackt. Von der Brust bis zu den Füßen hüllen sie sich in ein großes Stück verschiedenfarbig gestreiften Baumwollenzeugs; über demselben tragen sie einen breiten Gürtel, Ayulate, den die Mädchen vor ihrer Heirath nie ablegen dürfen. Vor einigen Jahren noch schoren die Weiber sich wie die Männer und entstellten sich durch eine Tättowirung, welche die alten Reisenden ganz gut mit einem aus weißen und schwarzen Feldern bestehenden Schachbrett verglichen. Gegenwärtig scheinen diese verschiedenen Gebräuche in Abgang zu kommen. Die Frauen der Häuptlinge tragen ihre Haare wie die Brasilierinnen und fast täglich macht wie bei den Guaranis irgend ein Theil ihres wilden Putzes der europäischen Mode Platz. Die kleinen nach Art eines Rosenkranzes an einander gefaßten silbernen Cylinder, welche man um den Hals, die Metallbleche, welche man auf der Brust trug, die goldenen halbzirkelförmigen Ohrgehänge, all dieser Zierrath wird jezt vielleicht durch einen in Paris oder Manchester verfertigten Schmuck aus Kupfer oder wenigstens durch eine schwere, in irgend einer brasilischen Stadt gearbeitete Kette von Metall ersezt.

Das Pferdegeschirr scheint noch nicht sehr vervollkommnet zu seyn unter diesen Indianern. Die Männer haben wohl eine Art Sattel, auch stehen ihre Füße in einem hölzernen Steigbügel; aber die Frauen sitzen einfach zwischen zwei Bündeln Heu auf einer Decke. Sie sind aber so geschickte Reiterinnen, daß sie ihre Kinder zu Pferde säugen können und bei ihren Zügen durch die Ebenen nicht nur ihr Gepäcke, sondern auch ihre zahmen Hausthiere aufs Pferd nehmen, welche sich so gut an den Schritt desselben gewöhnen, daß sie wie die Menschen ganz unbekümmert auf demselben sitzen bleiben.

Das Wanderleben, das die Guaycurus führen, hat sie bis jezt verhindert, in der Bauart ihrer Hütten etwas zu verändern. Gewöhnlich ist es das Ufer eines Flusses, das sie zu mehrmonatlicher Niederlassung wählen. Aber die Laune eines Häuptlings, die geheimnißvolle Warnung des Priesters oder eines prophetischen Vogels bewirken oft, daß nach ganz kurzer Zeit der ephemere Flecken wieder verschwindet, und der Reisende, welcher eine lebhafte Bevölkerung an den Ufern eines Flusses zu finden hoffte, muß weiter gehen und sie in den Tiefen einer anderen Wildniß suchen.

Wir haben schon einmal Gelegenheit gehabt, nach der Corografia brasilica jene Lager zu beschreiben, denen es weder an Ordnung noch an



Regelmäßigkeit fehlt *). Die Straßen jedes Lagerfleckens sind sehr breit und vollkommen gerade; aber die Häuser verdienen wie die aller Nomadenvölker kaum diesen Namen. Die Wohnungen der Guaycurus sind mit Binsenmatten bedeckt, die während der trockenen Witterung horizontal, zur Regenzeit aber schief gelegt werden, dessen ungeachtet aber dringt bei heftigen Gewittern das Wasser durch dieselben ein, und man muß dasselbe durch besondere Vorrichtungen aus der Hütte hinausleiten. Die Hütten der Häuptlinge und der Reicheren des Volkes sind diesem Uebelstande so wie auch der übermäßigen Hitze weit weniger ausgesezt, weil sie durch mehrere in verschiedenen Zwischenräumen über einander gelegten Matten geschüzt sind.

Die Guaycurus bedienen sich nicht, wie viele weit weniger als sie in der Civilisation vorgerückte Stämme, der Hängematten; sie schlafen auf Thierfellen, bedecken sich mit den Kleidern ihrer Frauen und brauchen als Kopfkissen jene kleinen Heubündel, deren ihre Frauen sich bedienen, um zu Pferde zu steigen.

Nach einem neuerlich in Deutschland erschienenen Werke unterscheiden die Guaycurus sich von den anderen Indianern Südamerika's hauptsächlich auch darin, daß sie ihre Todten nicht in den Hütten begraben, welche diese im Leben bewohnt haben. Sie haben einen allgemeinen Begräbnißplatz: es ist ein mit Matten überdeckter Schoppen, wo jede Familie gewöhnlich ihren Begräbnißplatz sich auswählt.

Was sich mit wahrer Beharrlichkeit unter den Guaycurus erhalten zu haben scheint, das sind die religiösen Vorstellungen ihrer Väter. Doch scheint uns die in Deutschland aufgestellte Behauptung nicht richtig zu seyn, daß das oberste Wesen, der Nanigogigo, bloß als ein böser Geist von ihnen betrachtet werde, und daß die Priester oder Unigenitos **) einzig damit beschäftigt seyen, seinen unheilbringenden Einfluß abzuwehren. Anderen Nachrichten zufolge glauben diese Eingebornen an einen Schöpfer aller Dinge, verehren ihn aber nicht durch gottesdienstliche Handlungen. Der Nanigogigo ist ein Geist unterer Ordnung, der die künftigen Begebenheiten voraus weiß. Wie die Tupis glauben auch diese Indianer an eine Unsterblichkeit der Seele; aber sie scheinen nur sehr vage Vorstellungen von der Belohnung und Strafe zu haben, welche den Menschen nach seinem Tode erwartet. Ein sonderbarer Glaube, der nur in dem Kopfe eines stolzen Anführers entstehen konnte, unterscheidet diese Religion von der aller anderen südamerikanischen Stämme: die Guaycurus sind nämlich fest überzeugt, daß nur die Häuptlinge und Unigenitos nach ihrem Tode jede Art von Glück genießen. Die gemeinen Krieger und die Sklaven ohnehin sind, wie gewisse Schriftsteller berichten, dazu bestimmt, nach ihrem Tode als Schatten über ihren Gräbern zu schweben.

Als merkwürdig erscheint auch bei diesem Volke eine gewisse Uebertragung der alten religiösen Ideen, welche ehemals in Brasilien herrschten; der prophetische Vogel der Tupinambas, der Bote der Seelen, kommt hier

*) Hipp. Taunay et Ferd. Denis, le Brésil, 6 vol. in 18.

**) So nennt Ayres de Cazal die Piayes der Guaycurus; andere Reisende schreiben: Bünägenito. Man behauptet, jener alte Geograph habe in Allem, was er über die Guaycurus sagt, nur den Patriota abgeschrieben. Aber die Hauptthatsachen hat er von Alves do Prado, einem Augenzeugen der Begebenheiten, die er erzählt; und wir glauben, unbeschadet unserer Achtung vor gewissen Namen, mit Saint-Hilaire, daß man häufig jenem Patriarchen der brasilischen Geographie diejenige Gerechtigkeit widerfahren läßt, die er verdient.

unter dem Namen Macauhan vor. Die Priester hören ihm mit Aufmerksamkeit ganze Tage lang zu; sie bedienen sich sogar einer Art Maraca, um ihn herbeizurufen, und flehen den Nanigogigo an, ihnen die Gesänge der Weissagung, die sie gehört haben, auszulegen.

Ein besonderer Umstand, der mehrere Male in der Geschichte der amerikanischen Linguistik vorkommt, zeigt sich auch bei diesem Volke. Die Aussprache der Männer unterscheidet sich von der der Weiber in mancherlei Hinsicht. Ueberdieß veranlaßt das durch eine Zusammenziehung der Lippen erzeugte Zischen gewisse Sprachmodifikationen und besondere Idiome. Die Guaycurus singen zwar nicht, aber sie zeigen sich lebhaft ergriffen von den klagenden Weisen der brasilischen Modinhas. Nicht selten sieht man sie bei Anhörung derselben Thränen vergießen, so daß sie ganz an den religiösen Eindruck erinnern, den der alte Lery auf die Wilden von Ganabara hervorbrachte, als er in ihren Wäldern einen Psalm anstimmte, über welchen sie in solche Freude geriethen, daß sie wie verzückt zuhörten.

Die Guaycurus, welche so lange die furchtbarsten Feinde der Bewohner des Innern von Brasilien waren, haben im Jahr 1791 sich entschlossen, einen dauerhaften Frieden mit ihnen zu schließen. Damals begaben zwei ihrer angesehensten Häuptlinge sich nach Villa Bella, um einen Frieden zu unterzeichnen, den Nichts unterbrechen sollte. Emavidi Chaime und Gueyma leisteten nicht nur Bürgschaft für ihr Volk, sondern nahmen sogar, zum Zeichen des Bündnisses, portugiesische Namen an. Der Erste nannte sich Paulo Joachim Ferreira und der Zweite Joam Gueyma d'Albuquerque. Sie hatten ein Gefolge von siebenzehn Kriegern bei sich und eine Kreolin diente ihnen bei der Unterhandlung als Dolmetscher.

Die dritte mächtige Nation dieser Gegenden, die Payagoas, welche sich den ersten Kolonisten von Ober-Paraguay so furchtbar machten, erscheinen heutzutage nur selten an den Ufern des Flusses, den sie vormals beherrschten. Seit 1778 von ihren Verbündeten getrennt, wollten sie nicht länger in einer Gegend bleiben, wo sie es nicht mehr mit den Fremdlingen aufnehmen konnten. Nachdem sie die Spanier um eine Zufluchtsstätte auf dem Gebiet von Assomption gebeten hatten, zerstreuten sie sich und bildeten keine eigentliche Conföderation mehr. Verfolgt von den übrigen Stämmen, welche ihnen allen Muth und alle Treue absprechen, spielen sie jezt an den Ufern des Paraguay die nämliche Rolle wie die Muras am Amazonenstrom und am Madeira.

Es gibt heutzutage viele Straßen, welche nach Mato Grosso führen. Eine geht zu Lande über Goyaz; die auf dem Tietefluß, welche ehemals von den Paulistas benützt wurde, ist jezt fast aufgegeben wegen der vielen Schwierigkeiten, die sie darbietet. Viele ziehen die Fahrt auf dem Madeira und dem Guapore vor. Im Jahr 1827 schrieb Langsdorff: „In einigen Wochen hoffe ich eine kleine Excursion den Rio San Lourenzo hinauf bis an seine Quelle zu machen und zu untersuchen, ob es nicht möglich wäre, zu Lande an die Quellen des Rio Sucuriu zu gelangen, um eine leichtere Kommunikation zwischen den Provinzen San Paul und Mato Grosso herzustellen. Wenn ich dieses vom brasilischen Gouverneur gutgeheißene Projekt durchsetze, so habe ich vollbracht, Was seit der Entdeckung Amerika's noch Niemand zu unternehmen versucht hat." Wir wissen nicht, ob der kühne Reisende seinen Plan durchgeführt hat. So Viel ist gewiß, daß die

Handelsleute von Cuyaba gewöhnlich auf der Straße über Goyaz nach Bahia kommen, um ihr Gold einzutauschen, und daß sie auf dem nämlichen Wege auch nach Rio Janeiro oder wohl gar ins Camapuanland reisen. Die Straße, welche nach Para führt, ist ebenfalls sehr besucht *).

Provinz Goyaz. Wieder eine große Provinz des innern Landes, von welcher vor zwanzig Jahren noch keine, auch noch so summarische Beschreibung möglich gewesen wäre. Im Jahr 1727 spricht zwar Rocha Pitta von den traurigen Ereignissen, welche zu seiner Zeit in Mato Grosso sich zugetragen haben; über Goyaz aber schweigt er, und die gleichzeitigen Geschichtschreiber ahmen sein Stillschweigen nach. Heute ist es nicht mehr so, wenn gleich es noch immer Fremde sind, denen wir über die Lokalsitten dieser Provinz die hauptsächlichsten Nachrichten verdanken. Vor ungefähr zehn Jahren besuchte Natterer, der sieben Jahre lang die Einöden Brasiliens durchreiste, mit seinem treuen Reisegefährten, dem Jäger Sochor, die Provinz Goyaz, bevor er in Mato Grosso eindrang. Mehrere Reisende ahmten sein Beispiel nach, und wir verdanken ihnen die wichtigsten geographischen Nachrichten. Die sichersten Dokumente aber haben wir von dem Reisenden zu erwarten, der sich um die Topographie und Naturgeschichte Brasiliens sonst schon so große Verdienste erworben hat, und wir müssen es in der That bedauern, daß wir für diesen Theil unserer Notiz die gelehrten Forschungen des Hrn. Saint-Hilaire nicht benützen können. Statt derselben müssen wir uns für jezt mit einigen zwar nur summarischen, aber doch als authentisch anerkannten historischen Dokumenten begnügen.

Das Goyazland hat seinen Namen von einer indianischen Nation, die nicht mehr existirt. Es ist die innerste Provinz Brasiliens, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man einen Blick auf seine natürlichen Grenzen wirft. Es liegt zwischen dem 6ten und 21sten Grad südlicher Breite, grenzt nördlich an die Provinzen Para und Maranham, westlich an das Land Cuyaba, südlich an den Distrikt Camapuania. Wie die Provinz San Paul, so wird auch Goyaz im Osten durch eine Bergkette von Minas Geraes und dem Sertao von Pernambuko geschieden. Von dem Zusammenflusse des Araguaya mit dem Tucantins bis zum Zusammenflusse des Rio Pardo mit dem Paranna sind es nicht weniger als zweihundert Meilen Länge zu einer verhältnißmäßigen Breite. Einige Geographen geben diesem großen Gebiete noch hundert Meilen mehr. Die Bevölkerung beläuft sich auf nicht weiter als 175,000 Einwohner, doch scheint sie sehr im Zunehmen begriffen, da nach der Schätzung von 1804 die Zahl derselben sich nur auf 50,539 belief.

Die Geschichte der Entdeckung dieser Provinz enthält eine bemerkenswerthe Thatsache. Man weiß nicht genau, um welche Zeit es war, da ein Paulista, Namens Manuel Correa, durch die Ebenen von Piratininga bis in diese Einöde vordrang. Er brachte von da Gold mit zurück, das er aus dem Sande der Ufer des Rio dos Aracis gewonnen hatte.

*) Bei der Excursion durch alle Provinzen Brasiliens, welche wir unternommen haben, wollten wir nach unserer anfänglichen Absicht den Lesern zuerst nur durch den nördlichen Theil der Provinz Mato Grosso führen und den Süden einer besonderen Beschreibung vorbehalten. Bei diesem Gange aber hätten gewisse Allgemeinheiten wiederholt werden müssen; wir haben es daher vorgezogen, die Beschreibung ohne Unterbrechung zu geben. Eben deßhalb aber mußten wir auch von den Guaycurus, welche die Grenze bewohnen, sprechen, als wir so vieler Stämme im Innern des Landes zu erwähnen hatten.

Dieses Gold ward auf eine frommere Weise verwendet, als die Paulistas dieser Epoche es sonst gewohnt waren. Es diente zur Ausschmückung des Diadems der lieben Frauen von Panha in dem Flecken Sorocaba.

Wir hätten diese an sich ziemlich unwichtige Thatsache mit Stillschweigen übergangen, wenn sie nicht für spätere Entdeckungen von größter Wichtigkeit geworden wäre. Ein Pauliste hat Gold in der Wildniß gefunden; ein anderer Pauliste macht sich augenblicklich auf den Weg und verfolgt die Spuren seines Vorgängers. Es ist der kühne Bartholomão Buenno; er nimmt seinen Sohn, ein Kind von zwölf Jahren, mit. Nach Verfluß einiger Zeit kommen beide Reisende an dem Orte an, wo jezt Villa Boa sich erhebt: sie finden daselbst Indianer von der Goyanation, die sich hier niedergelassen haben. Die Frauen tragen Stücke Goldes als Zierrath, aber weniger industriös als die Guaycurus hängen sie dieselben so um, wie sie sie aus dem Fluß gezogen haben.

Unsere Abenteurer kehren nach San Paul zurück; lange Zeit scheint es, als haben sie die Goyaindianer und den Schmuck der Frauen daselbst als eine Sache von wenig Werth vergessen. Der Vater stirbt gerade um die Zeit, da man die Minen von Cuyaba entdeckt hat. Die Aussicht auf unermeßlichen Gewinn erweckt in dem Sohn aufs Neue die Lust nach den Abenteuern der Wüste; Bartholomão Buenno dringt tief in die Wildniß ein, um die Goyanation wieder aufzusuchen; aber drei Jahre sucht er vergebens unter den unerhörtesten Mühseligkeiten und Gefahren. Nachdem er alles Elend der Wüste erduldet hat, kehrt er wieder nach San Paul zurück, ohne das ersehnte Zauberland gefunden zu haben. Diese Reise hat ihn den größten Theil seines Vermögens gekostet. Bedenkt man, daß Bartholomão Buenno damals schon über fünfzig Jahre alt war und daß vierzig Jahre verflossen waren, seit er seinen Vater begleitet hatte, so wird man sich weniger über den schlechten Erfolg seiner abenteuerlichen Fahrt wundern. Es war ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, wie die Chronik sagt. Der Gouverneur stand nicht an, ihn aufs Neue nach dem Sertao zu schicken; und dieses Mal, nachdem er noch größere Hindernisse überwunden hatte als auf seiner früheren Reise, gelangte er zu einem Orte, der nur zwei Meilen von der jetzigen Hauptstadt entfernt ist. Zwei alte Indianer werden hier gefangen genommen: man hat sie als Angehörige der Goyanation erkannt. Das genügte dem Certanista Buenno. Als man sie fragt, wo einst die weißen Männer kampirt hätten, erbieten sie sich sogleich, die Fremdlinge an jene Stelle zu führen, und nach wenigen Stunden erkennt Buenno den Ort wieder, wo er einst mit seinem Vater gewesen. Die Entdeckung unterliegt keinem Zweifel mehr, und die auf der Stelle gemachten Versuche bezeugen ihre Wichtigkeit. Buenno kehrt nach San Paul zurück; dieses Mal aber, um allgemein beglückwünscht zu werden, und bald darauf kehrt er unter dem Titel Capitao mor Regent zu der kleinen Kolonie zurück.

Bartholomao Buenno, der von den Indianern den Beinamen Anhangabeiro, alter Teufel, erhielt, scheint das vollkommene Urbild jener schlauen und unermüdlichen Paulistas zu seyn, denen kein Schatz in der Wildniß verborgen blieb. Nie schwankt er in seinen Entschlüssen und erfindet täglich eine neue List, um ihren Erfolg zu sichern. Fürchtet er von Seiten der Indianer einen Verrath, der bei neuen Kolonien nie ausblieb, so kommt er der Gefahr zuvor, und man kann nicht behaupten, daß

er stets hiebei streng nach den Grundsätzen des Völkerrechts verfahren sey. Die Weiber eines Stammes werden entführt, und nun geben die Indianer nicht nur alle Aufstandspläne auf, sondern sie entdecken sogar neue Plätze, wo der Sand weit goldhaltiger ist als an den vorigen. Aber diese Reichthümer genügen dem Unersättlichen nicht; vermuthet er irgendwo noch eine Goldmine, die man ihm verbergen will, so hilft ihm eine unschuldigere List als die vorige zur Entdeckung. Nach dem Beispiele eines französischen Abenteurers, der nach St. Domingo reiste, verbrennt er ein wenig Tafia auf einem Zinnteller und erklärt den erschrockenen Wilden, daß, wenn sie auf ihrem Schwelgen beharrten, eine blaue verzehrende Flamme in Bälde ihre Flüsse austrocknen und ihre Wälder in Brand stecken würde. Uebrigens muß man gestehen, daß er, welche Mittel er auch anwenden mochte, doch nie wirkliche Grausamkeiten begangen hat. Die Minen von Goyaz aber erlangten bald einen solchen Ruf, daß viele Paulistas sich nicht mehr den Gefahren der nach Mato Grosso führenden Straße aussetzen mochten und sich lieber in der reichen Nachbarprovinz niederließen.

Der Zufluß von Fremden wurde nach wenigen Jahren so groß, daß eine Hungersnoth entstand, für welche die aus San Paul bezogenen Lebensmittel nicht hinreichten. Damals ereignete sich auch hier, Was in andern Ländern Amerika's, wo Minen ausgebeutet wurden, geschah. Diejenigen Kolonisten, welche scheinbar den langwierigsten Weg, um reich zu werden, eingeschlagen hatten, waren es gerade, welche jezt am ehesten ans Ziel gelangten. Alle Lebensmittel, die der Feldbau erzeugte, wurden um diese Zeit im vollen Sinne des Wortes mit Gold aufgewogen. Ein Alquier Mais kostete sechs bis sieben Oktavas Gold. Ein gleiches Maß Maniocmehl ward von Vielen mit zehn Oktavas bezahlt. Eine milchende Kuh kostete zwei Pfund Gold; im nämlichen Verhältniß ward ein Schwein verkauft. Ein Pfund Zucker kostete zwei Oktavas. Dieser Zustand der Dinge brachte es mit sich, daß Kaufleute und Ackerbauern bald sich im Besitze eines weit größeren Vermögens sahen als Diejenigen, welchen ganze Minen zu Gebot standen.

Wie in allen Minenländern Brasiliens so findet sich auch in Goyaz das Gold auf der Oberfläche der Erde und wird durch Auswaschung erhalten. Nach Cazal glauben viele Minenbesitzer, denen die merkliche Abnahme der metallischen Reichthümer erschreckend ist, daß die wahren Goldminen noch nicht entdeckt seyen und daß man nur die Gebirge öffnen dürfte, um sie ans Licht zu bringen. Diese Meinung wird gewiß der seit Kurzem gegründeten englisch-brasilischen Gesellschaft nicht entgehen, und die Provinz Goyaz wird in wenigen Jahren vielleicht aufs Neue ihren vormaligen Ruhm erlangen.

Seit einiger Zeit übrigens zieht diese Provinz insbesondere die Aufmerksamkeit ausländischer Spekulanten auf sich. Die Schönheit der Diamanten, welche man im Rio Capapos und im Rio Claro findet, die vielen Krystalle und ächten Steine, die ungenuzten Goldminen, die man noch in der Wildniß verborgen glaubt, der Ueberfluß an Eisen und vielleicht auch an anderen Metallen, alles Dieses läßt vermuthen, daß sich dereinst noch von dieser Provinz aus große Reichthümer über das übrige Brasilien verbreiten werden.

Aber freilich waren, wie in allen zum Reiche gehörigen Minenländern, die ersten Ausbeutungen weit beträchtlicher, als sie es jezt sind. Vielleicht

daß der Schleichhandel damals weniger eifrig betrieben wurde als gegenwärtig. So Viel ist gewiß, daß die unter dem Namen des Fünftels bekannte Abgabe nie beträchtlicher ausfiel als im Jahr 1753; sie belief sich damals auf 169,080 Oktavas. Aber freilich fand sich damals auch das Gold im Ueberfluß auf der Oberfläche und konnte ohne große Arbeit gewonnen werden. Neunzehn Jahre vorher, zur Zeit der großen Entdeckungen des Manuel Rodrigues, fand man unter anderen Schätzen eine Stange von 43 portugiesischen Pfunden zu 16 Unzen; sie ward dem Don Joao V als Geschenk dargebracht. Beim Einfalle der Franzosen verschwand sie aus dem naturhistorischen Kabinet zu Lissabon. Seither wurden noch andere wichtige Entdeckungen dieser Art gemacht; aber die Einwohner haben gleichwohl das Bedürfniß gefühlt, sich auch auf den Feldbau und die Viehzucht zu legen.

Betrachtet man die ungeheure Größe dieses Gebiets, seine schwache Bevölkerung und die Kommunikationen, welche der Araguay, der Piloens, der Rio Claro und der Cayapos gestatten, so drängt sich unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß nächst Mato Grosso diese ungeheure Provinz das geeignetste Ziel für die Auswanderungen wäre, welche sich wirklich in den meisten Staaten Europa's vorbereiten. Es käme vielleicht nur darauf an, sich mit der brasilischen Regierung darüber zu verständigen.

Goyaz hat wenig eigentliche Gebirge, doch ist der Boden durchaus uneben. Einige große noch unberührte Wälder erheben sich an den Ufern der Flüsse; im Allgemeinen aber ist der größte Theil der Provinz von jener niedern Vegetation bedeckt, welche man durch Carasquenos und Catingas bezeichnet.

Die Tauglichkeit des Gebiets von Goyaz zur Hornviehzucht ist die Ursache, daß die Bewohner desselben, vorzüglich die, welche in dem an Minas grenzenden Theile wohnen, gerne dieses Geschäft treiben. Sie sind Vaqueiros und ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, Ochsen mit der Schlinge zu fangen oder von Zeit zu Zeit die unzähligen Heerden zusammenzutreiben, um die Thiere mit dem Zeichen zu versehen, an welchem man sie erkennen soll. Eben so müssen sie auch den Kühen, welche Junge gebracht haben, ihre Sorgfalt widmen. Die Hirten von Goyaz sind wegen ihrer Geschicklichkeit nicht minder berühmt als die andern Bewohner des Sertao, und nach Dem, was wir von ihren Gebräuchen und Sitten wissen, stehen sie denselben auch nicht an Muth nach. Was könnte nicht aus dieser Bevölkerung werden, wenn das Licht der Aufklärung sie erhellte! Aber die Provinz ist so entfernt, daß man sie in Brasilien selbst als eine ungeheure Wildniß betrachtet.

Eine Stelle aus dem Werke des gewissenhaftesten Reisenden, der über das Innere von Brasilien geschrieben hat, möge beweisen, wie nöthig es wäre, daß von Seiten der Regierung Etwas für die Bewohner von Goyaz gethan würde. „In dieser Provinz," sagt Saint-Hilaire, „gibt es Abkömmlinge der Portugiesen, die in der Wildniß fast alle Civilisation, alle religiösen Ideen verloren haben, Nichts von legitimen Ehen wissen und weder Münzen noch den Gebrauch des Salzes kennen." Von diesen Menschen gilt also Dasselbe, was der gelehrte Schriftsteller bei Gelegenheit des Sertao von Minas sagt: „Ein roher Unglaube verbreitet sich allmälig über die Wildniß, und wenn Nichts gegen denselben geschieht, so wird er diese



Stier-Jagd

Menschen vollends zu Wilden machen und sie in einen noch schlimmern Zustand stürzen, als in welchem die Indianer sich befanden."

Auf die Flecken jedoch läßt diese Schilderung, deren Treue auch andere Schriftsteller anerkannt haben, sich nicht anwenden. Es sind auch bereits einige Schritte geschehen, um Aufklärung in dem Hauptorte zu verbreiten, dessen Bevölkerung sehr verschieden ist von der, welche wir so eben beschrieben haben.

Villa Boa, die Hauptstadt der Provinz Goyaz, welche vormals den Namen Arrayal de Santa Anna führte, liegt unter 16° 20′ südlicher Breite und unter 329° 10′ 50″ Länge, vom Meridian von Ferro gezählt. Sie befindet sich also in der Mitte des Reiches. Gegründet ward sie im Jahr 1739. Sie ist die Residenz des Gouverneurs, eines Bischofs in partibus und eines Ouvidor der Comarca. Sie liegt in einer Niederung an den Ufern des Rio Vermello, der sie in zwei fast gleiche Hälften theilt. Ihre Gebäude sind groß, aber weder schön noch sehr dauerhaft. Außer der Kathedrale gibt es noch fünf Kirchen. Eine Goldschmelzerei befindet sich auch daselbst. Bemerkenswerth in Villa Boa ist ein öffentlicher Spaziergang; einen solchen findet man wenigstens nicht in allen Städten des Innern von Brasilien. Die ganze Bevölkerung wird auf 8000 Einwohner geschätzt.

Im Jahr 1818, als Mato Grosso und Cuyaba zum Rang einer Cidade erhoben wurden, erhielt auch Villa Boa diesen Titel.

Außer San Joao das duas Barras, dem Hauptorte einer Comarca, gibt es in Goyaz noch etwa zwanzig Flecken oder Villa's. Aber nach der Hauptstadt ist Meia-Ponte die beträchtlichste Niederlassung des Landes. Diese Villa wurde 1731 gegründet und enthält einige öffentliche Gebäude. Die Karawanen, welche von Villa Boa oder von Cuyaba her nach Rio, San Paul und Bahia reisen, halten in Meia-Ponte Rastzeit, ehe sie ihre Reise fortsetzen.

Nach einem Dekrete von 1809 wurde die ganze Provinz Goyaz in zwei Comarca's getheilt, und unseres Wissens besteht diese Theilung noch: die erste Comarca ist San Joao das duas Barras, deren Hauptort San Joao da Palma ist; die zweite ist die von Villa Boa mit der Hauptstadt. Dieß ist die politische Eintheilung der Provinz. Um sich aber einen Begriff von der großen natürlichen Theilung derselben zu machen, muß man eine Linie ziehen von der Mündung des Paranahyba an, seinem Bette entlang bis zum Einfluß des Rio Anicuns, hierauf sie den Rio dos Bois hinauf bis zu seinem Ursprung fortsetzen, den Rio das Pedras schneiden und sie verlängern bis zum Rio das Almas, der mit dem Maranham und Tucantins seinen Lauf fortsezt. Auf diese Art erhält man zwei etwas ungleiche Theile (einen östlichen und einen westlichen), wie man sie bereits in mehreren Beschreibungen angeführt findet. Obgleich der westliche Theil beträchtlicher ist, so können doch beide wieder in drei große Distrikte abgetheilt werden; der östliche Theil in die Distrikte des Rio das Velhas, des Paranna und des Tucantins; der westliche hingegen in Goyaz, Cayapoina und Nova Beira. Man glaubt, daß auch die Regierung dereinst noch diese Theilung annehmen werde

Minas Geraes. Im Jahr 1573, fast um eben die Zeit, da die Aymores verheerend in alle Niederlassungen der Küste einfielen und man

noch nicht wußte, welche Nationen in jenen ungeheuren Wäldern wohnten, von denen man nur den Saum kannte, reiste Sebastiao Fernandez Tourinho, ein Mann von seltener Unerschrockenheit, von Porto Seguro ab. Er wagte es, den Rio Doce hinauf zu fahren, besuchte einige Regionen des Innern und gelangte endlich zum Jquibinhonha, auf dem er zum Meere hinab fuhr. Seit dem Tage, da diese erstaunliche Reise vollendet wurde, war das Land Minas entdeckt, aber von den ungeheuern Reichthümern, die es barg, hatte man noch keine Ahnung.

In jener abenteuerlichen Zeit zog eine erste Reise immer mehrere andere Expeditionen nach sich: man wollte die Wildniß auch sehen, die ein Anderer schon durchschritten hatte; und in der That waren die von den Europäern bewohnten Orte nicht so sehr von jenen Einöden verschieden, daß man Excursionen in leztere hätte fürchten sollen. Man hörte, Fernandez Tourinho habe eine Smaragdgrube entdeckt. Ein anderer Abenteurer des sechszehnten Jahrhunderts, Antonio Dias Adorno, beschloß, sich von der Wahrheit dieses Gerüchts mit eigenen Augen zu überzeugen: er sammelte 150 Weiße und 400 Indianer, fuhr den Rio Ericare hinauf und gelangte auf demselben Wege, den sein Vorgänger eingeschlagen hatte, an die Meeresküste. Später folgte ein gewisser Marcos d'Azevedo seinem Beispiel und drang bis zum Lagoa Vupabassu vor, in jenes Land, das die Indianer den großen See nannten, eine wahrhaft zauberische Gegend, die man seither vergebens gesucht hat und welche wahrscheinlich im westlichen Theile von Porto Seguro liegt. So Viel scheint als gewiß aus der so merkwürdigen Geschichte der ersten Entdeckungen hervorzugehen, daß Marcos d'Azevedo wirklich Silber und Smaragden zurückbrachte, und daß er im Gefängniß starb, weil er die Oerter nicht entdecken wollte, welche diese Reichthümer hegten. Einige Jahre später erhielt Fernando Dias Pans, ein Mann von wunderbarer Energie, die Erlaubniß, Nachforschungen auf seine Kosten anstellen zu dürfen, und untersuchte troz seines vorgerückten Alters den größten Theil dieser Gegend, legte auch die ersten Straßen daselbst an. Doch mitten in den großen Wäldern von den Seinigen verlassen, starb er im achtzigsten Jahre, ohne die Reichthümer, die er suchte, gefunden zu haben. Durch seinen Muth und seine unermüdliche Beharrlichkeit aber hat er mehr für die Brasilier gethan als vielleicht Diejenigen, welche die Früchte seiner großen Arbeiten ernten durften *).

Um diese Zeit waren es hauptsächlich die kostbaren Smaragde Peru's, welche unter den Schätzen Südamerika's die Geister hauptsächlich beschäftigten. Alle Abenteurer, welche nach der Wildniß reisten, suchten die Serra das Esmeraldas; es war wie mit jenem Steine der Weisen, den so Viele suchten und den noch Keiner gefunden hat, der aber doch zu den größten Entdeckungen in der Chemie Veranlassung gab. Man fand die Smaragdgruben nicht, um welcher willen man sich so vielen Gefahren ausgesezt hatte. Aber im Jahr 1693 drang ein Paulista aus Thaubate, Antonio Rodriguez, mit fünfzig Begleitern in den Sertao von Cuyate

*) Wir haben hier versucht, zwei verschiedene Berichte, von denen bald der eine, bald der andere von zuverläßigen Schriftstellern als wahr angenommen wurde, in Uebereinstimmung zu bringen. Southey und Pizarro lassen den Azevedo die erste Expedition unternehmen; Ayres de Cazal sagt kein Wort hievon und läßt dem Tourinho die Ehre der ersten Reise. Man kann aber ganz wohl annehmen, beide Reisen seyen in zwei nicht sehr von einander entfernten Epochen unternommen worden.

ein, und ob man gleich nicht weiß, zu welchem Zwecke er sich so tief in die Wildniß wagte, so ist doch so Viel gewiß, daß er mitten durch die Kapitanerie von Porto Seguro zum Ocean gelangte und daß er der Munizipalität dieser Stadt drei Oktaven Goldstaub überreichte: Dieß waren die ersten Zeichen von dem Reichthum der Wildniß oder, wenn man will, von den Schätzen jenes innern Landes, dem man noch nicht einmal einen Namen gegeben hatte.

Kurze Zeit nach Vollendung seiner Entdeckungsreise starb Antonio Rodriguez in seinem Vaterlande; aber er hatte einen Vetter, dem er noch bei Lebzeiten seine Entdeckungen mitgetheilt und die Ausführung seiner Plane übertragen hatte. Dieser Nachfolger war der Vater des berühmten Bartholomão Buenno, der durch seine großen Reisen und kühnen Unternehmungen in Armuth gerathen war. Sobald nun Rodriguez todt war, begab der kühne, mit den trefflichsten Instruktionen versehene Paulista sich auf den Weg in Begleitung einiger Abenteurer, die er zusammengebracht hatte. Dieses geschah im Jahr 1694.

Ein dunkles Gerücht von den Reichthümern des Sertao mußte jedoch schon in San Paul circuliren; denn während unser Bandeirahäuptling sich bereits in den Wäldern befand, beschloß der Kapitän Manuel Garcia in Begleitung des Obristen Salvador Fernandez und noch einiger Bandeirantes eine ähnliche Expedition zu unternehmen. Er traf den Buenno und seine Truppe im Gebirge Itaberava, acht Meilen südlich von Villa Rica, und kam zuerst wieder in sein Vaterland zurück, brachte aber nicht mehr als acht Oktavas Gold mit. Gleichwohl fand sich das Gouvernement dadurch bewogen, eine Goldschmelzerei in Villa de Thaubate zu errichten, wahrscheinlich in der Hoffnung, dadurch zu neuen Entdeckungen anzufeuern. Wirklich machte sich auch von dieser Zeit an ein wunderbarer Trieb unter den Certanistas bemerklich, der alle mit einigem Unternehmungsgeiste begabten Männer nach dem Lande der Minen führte. Dieß Mal galt es nicht mehr, auf Sklaven und indianische Horden Jagd zu machen; es waren Goldgruben, die man suchte und welche dem Lande seinen Namen Minas gaben.

Der Leser erwartet wohl nicht, daß wir über die nun nach einander folgenden mehr oder minder glücklichen Expeditionen nach Minas und über die gigantischen Plane berichten, von denen erfüllt immer wieder neue Abenteurer die unbekannten Gegenden des Sertao betraten; wir begnügen uns, anzuführen, daß um 1699, 1700 und 1701 die Minen von Ouro Preto entdeckt wurden und daß diesen sogleich benützten Entdeckungen eine Menge anderer folgten.

Aber in dieser ersten Periode der Geschichte von Minas erhob sich um den ausschließlichen Besitz so vieler Reichthümer und Schätze ein blutiger Kampf. Mit Recht betrachteten die Paulistas, als die ersten Entdecker des Landes, sich auch als die Herren desselben; und in der That bestanden die zahlreichen Karawanen, welche unaufhörlich nach San Paul zogen oder von dort neue Entdecker herführten, ausschließlich aus Bewohnern von Piratininga. Bei der neu gemachten Territorialabtheilung wurden die Minen als eine zu San Paul gehörige Comarca mit eingerechnet. Villa Rica, Mariana, Sabara, Caete, San Joao del Rey, San Jose, die sich nach und nach erhoben, verdankten den Paulistas ihre Gründung.

Eines Tages jedoch kamen von den Ufern des Rio Preto und des Parahyba her neue Bandeirantes, um das reiche Gebiet für sich zu benützen. Natürlich mußte es darüber zwischen den ersten Besitzern desselben und diesen Forasteros (Fremdlingen), wie man sie anfänglich nannte, zu einem Kampfe kommen. Die Lezten erwiederten den verächtlichen Beinamen, den man ihnen gab, durch das Wort Embuabas, das sie den Paulistas anhängten und welches ungefähr dem Namen Lederstrümpfe entspricht. Es bildeten sich jezt zwei Parteien; die Forasteros und ihre Nebenbuhler wurden handgemein, und der Fluß, auf welchem die Schlacht geliefert wurde, verdient mit vollem Recht den Namen Rio das Mortes, den er seither führt *).

Es war der Anführer der Forasteros, Manoel Nunez Viana, der den Sieg davon trug. Die Paulistas wurden in die Flucht geschlagen, und der Sieger nahm den Titel eines Gouverneurs der Provinz an. Sein Glück war aber von kurzer Dauer. Nachdem er dem Generalkapitän von Rio Janeiro, Don Fernandez Martins Mascaranhas, Widerstand geleistet und ihn zurückgeschlagen hatte, fand er in dem Gouverneur von San Salvador einen geschickten und muthigen Gegner, der dem Kampf ein Ende machte. Nach vielen Anstrengungen gelang es dem Antonio d'Albuquerque, dem Minasland den Frieden wieder zu geben. Die Rebellen erhielten Verzeihung und trugen jezt zu Vermehrung der Bevölkerung dieser noch öden Kapitanerie bei. Viana, der einen Augenblick lang absoluter Herr über das reichste Gebiet dieses Landes gewesen war, wurde nach Bahia ins Gefängniß abgeführt, wo er starb.

Man fing jezt an einzusehen, wie wichtig diese reiche Provinz für das Mutterland werden könnte. Gleichwohl wurde sie erst ums Jahr 1721 zu einer besonderen Kapitanerie erhoben. Don Lourenzo d'Almeida war ihr erster Generalkapitän. Aber die Zeit der abenteuerlichen Züge war vorüber und die Benützung der Minen in vollem Gange. Die Bewohner der Provinz, welche seit dieser Zeit den Namen Mineiros führen, lieferten gewissenhaft dem König ein Fünftheil der Schätze, welche sie entdeckten. Von einer Zeit zur andern wurden neue Minen geöffnet, alte Goldwäschen wurden aufgegeben, Villa's erhoben sich, große Feldwirthschaften erstanden an solchen Orten, wo man nicht einzig und allein den Goldsand auswaschen wollte; die Generalkapitäne regierten friedlich über eine Bevölkerung, welche allmälig zunahm, und kein politisches Ereigniß störte die glückliche Ruhe. Wer sollte es aber glauben, daß die französische Revolution selbst in diesen entfernten Regionen einen Anklang finden konnte. Im Jahr 1793 regte auch in Minas Geraes sich jenes dunkle Verlangen nach Unabhängigkeit, das seither bei allen Nationen der neuen Welt sich geoffenbart hat, und erregte im höchsten Grade die Besorgnisse der Regierung. Vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts trank man bei einem Festmahle auf die künftige Freiheit Brasiliens; und wenn auch der Chef eines angeblichen Komplotts einige großherzige, aber voreilige Worte, die er sprach, mit seinem Kopfe büßen, wenn ein trefflicher Dichter sein Leben

*) Ein Schriftsteller, der sich mit Untersuchungen über die Urgeschichte beschäftigt, glaubt der Rio das Mortes habe seinen Namen in Folge eines den Indianern gelieferten Treffens erhalten, welche viele Todte auf dem Schlachtfelde zurückgelassen. Dagegen glaubt Beauchamp, dessen Zeugniß freilich nicht viel heissen will, daß der Name Rio das Mortes wirklich von der obenerwähnten großen Schlacht herrühre.

in der Verbannung schließen mußte, weil er die Wünsche des Ersteren getheilt, so wird man vielleicht doch einst von dieser Zeit an, welche man die Inconfidencia das Minas genannt hat, den Anbruch der Freiheit dieses Landes rechnen.

Seit dieser merkwürdigen Epoche, deren Andenken in Minas noch jezt fortlebt, störte bis 1820 kein politisch wichtiges Ereigniß mehr die Ruhe des Innern. Vom Littoral durch große Einöden geschieden, und weit weniger als Rio Janeiro, San Salvador und Pernambuko in Berührung mit gewissen politischen Elementen, hätte man glauben sollen, die Provinz Minas werde, nachdem sie an der allgemeinen Bewegung einmal Theil genommen, nie mehr aus der Ruhe, zu welcher sie zurückgekehrt war, heraustreten. Aber Dem war nicht so, und es gab einen Augenblick, wo diese Provinz auf dem Punkte stand, sich ganz von dem Reiche loszusagen. Der wunderbaren Thätigkeit, welche Don Pedro bei diesem Umstande entwickelte, gelang es, die Bewegung noch zu unterdrücken. Gegenwärtig, da eine vernünftigere Verwaltung eingeführt ist und gewisse Abgaben abgeschafft oder wenigstens vermindert sind, erkennt die Provinz Minas Geraes nach und nach, daß die Elemente zu unsäglichem Glück in ihr selbst liegen und sucht sie aufs Beste zu benützen. Auch hätten ihre besonderen Interessen keinen besseren Stellvertreter in der gesetzgebenden Kammer finden können, als den Deputirten Vasconellos, den man den Adams und Franklin Brasiliens genannt hat.

Ihrem Ursprung nach meistens Abkömmlinge jener alten durch ihren Muth so berühmten Paulistas, im Allgemeinen weniger als die meisten Bevölkerungen des Littorals mit der schwarzen Rasse vermischt, unter einem Klima lebend, das gemäßigter ist als an der Meeresküste, begünstigt durch den Ueberfluß des Bodens und den Reichthum seiner Erzeugnisse, bilden die Mineiros in diesen Rücksichten eine von den übrigen Brasiliern wohl unterschiedene Bevölkerung. Sie zeichnen sich durch natürlichen Verstand, Offenheit und Gastfreundlichkeit aus, und es gibt wohl nach Rio Janeiro keine Gegend mehr in dem großen brasilischen Reiche, wo mehr Elemente sich vorfänden zur Entwicklung einer lebhaften Industrie als in der Provinz Minas, unter deren Einwohnern man so vielen geraden Sinn und eine seltene Scharfsichtigkeit findet. — Die Goldwäschen sind gegenwärtig dem Fleiße der Ausländer überlassen; der Ackerbau macht einige Fortschritte. Der Verkehr mit den Fremden, welche von allen Seiten her ins Land strömen, muß unfehlbar die besten Folgen haben, und die freiwillige Anlegung von Eisenbergwerken bezeichnet den Anbruch einer neuen Zeit für die Verbesserung gewisser Künste.

Aber wenn auch die Verbesserung der äußern Lage der Mineiros mit der Veredlung ihrer Sitten gleichen Schritt hält, wenn glückliche natürliche Anlagen bisher den Mangel geistiger Thätigkeit ersezt haben, so sind doch noch gar viele Fortschritte zu machen, viele Mißbräuche auszurotten. Saint-Hilaire, dessen Reise durch diese Provinz die meisten Früchte für Ausländer sowohl als für Eingeborne getragen hat, und dessen Bemerkungen von der rührendsten Toleranz und von dem gründlichsten Beobachtungsgeiste zeugen, beklagt sich bitter über die große Schlaffheit, welche in den Sitten der Geistlichen und mithin natürlich auch in denen des Volkes herrsche. Nach ihm ist man daselbst gleichgültig gegen die wichtigsten Pflichten geworden: Fehler gegen die Sitten werden kaum als Fehler

betrachtet. Die Religion besteht nicht mehr in Befolgung der moralischen Gesetze, sondern nur noch in Ausübung äußerlicher Gebräuche *). Spix und Martius und selbst Walsh sprechen sich eben so ernst in dieser Hinsicht aus, und da sie die Mineiros einst noch zu einer wichtigen Rolle im Reiche berufen glauben, so sind sie erstaunt über die große Unwissenheit und Nachlässigkeit, ja über die allgemeine Sittenverderbtheit, die ihren sonstigen guten Eigenschaften allen Glanz nehmen. Die Grenzen dieses Werkes gestatten nicht, daß wir uns weitläufer über diese wichtigen Fragen verbreiten; eilen wir daher, die natürliche Lage des Landes zu untersuchen, um aus ihr vielleicht Hoffnungen für künftigere, schönere Zeiten schöpfen zu können.

Die Provinz Minas Geraes hat fast die Gestalt eines Vierecks; sie liegt zwischen 13° und 23° 27′ südlicher Breite und 328° und 336° Länge. Von Norden nach Süden soll ihre Länge 112 Meilen betragen; ihre Breite von Osten nach Westen schätzt man auf ungefähr 80 Meilen. Im Norden grenzt sie an die Provinzen Bahia und Pernambuko; im Osten an Espirito Santo, durch welche Provinz sie mit der Ostküste in Verbindung steht; im Süden an Rio Janeiro und San Paul, und im Westen an die noch so wenig bekannte Provinz Goyaz. Nach Ayrez de Cazal, dem wir jedoch nicht alle unsere geographischen Notizen über Minas Geraes entlehnen, ist keine Provinz so reich an Wassern wie diese. Ein großer Theil der Flüsse, die Minas Geraes bewässern, entspringen auf der Mantiquirakette und fließen in den Ocean durch folgende vier natürliche Kanäle: den Rio Doce und Jquitinhonha, welche mehrere Nebenflüsse aufnehmen und der Ostküste zuströmen; den Rio San Franzisco, welcher nach Norden fließt, und endlich den Rio Grande, der seinen Lauf westlich nimmt. Vor wenigen Jahren noch bewässerten diese vier großen Flüsse eben so viele besondere Comarca's. Jetzt zählt man deren fünf, nämlich: Rio das Mortes und Villa Rica im Süden; Serro do Frio im Osten; in der Mitte Sabara, und endlich im Westen Paracatu.

Nach diesen ziemlich trockenen, aber unumgänglich nothwendigen geographischen Angaben führen wir mit Vergnügen folgende Worte eines gelehrten Reisenden an: „Wenn es ein Land gibt, das einst der übrigen Welt entbehren könnte, so ist es sicher Minas Geraes.“ Doch fügen wir mit Saint-Hilaire bei, daß, um zu diesem glücklichen Resultat zu gelangen, seine unzähligen Hülfsquellen von einer minder schwachen Bevölkerung zweckmäßig benützt werden müßten. Ums Jahr 1817 zählte diese Provinz

*) Voyage au Brésil, t. I, p. 179. Wir führen um so gerner in Materien dieser Art das Zeugniß dieses Reisenden an, weil seine moralischen und religiösen Meinungen nicht in Zweifel gezogen werden können, wenn er von der brasilischen Geistlichkeit spricht. Es ist klar, daß er die Personen und nicht den Stand gemeint. Nicht allein in Minas, sondern überhaupt im ganzen brasilischen Reiche kann nur durch ein energisches Zusammenwirken der Geistlichen eine moralische Reform zu Stande gebracht werden. Aber Was soll man in dieser Beziehung von einem Lande erwarten, in welchem „der Priesterstand als ein Metier betrachtet wird, und wo die Geistlichen selbst keine andere Ansichten von ihrem Amte habe.“ Nachdem er der Bemühungen eines ehemaligen Bischofs von Mariana um Wiederherstellung der Reinheit des Gottesdienstes und um Vermehrung der Unterrichtsmittel erwähnt hat, fügt derselbe Schriftsteller noch hinzu, daß die Elemente zu einer heilsamen Reform nicht verloren seyen, daß aber die Durchführung einer solchen Reform Zeit und außerordentliche Klugheit erfordern. „Kein Volk,“ sagt Hilaire, „hat mehr Neigung, fromm zu werden, selbst ohne allen Fanatismus, als eben die Mineiros. Geistreich und nachdenklich geben sie sich gerne ernsthaften Gedanken hin. Ihr wenig bewegtes Leben begünstigt diesen Hang und ihre liebende Gemüthsart stimmt ganz zu sanfter Frömmigkeit. Ueberhaupt sind die Mineiros aufs Beste von der Vorsehung bedacht worden: man gebe ihnen gute Einrichtungen und es läßt sich Alles von ihnen erwarten.“

nicht mehr als 600,000 Einwohner. Doch wurde bewiesen, daß sie 44 Jahre vorher kaum halb so viel gehabt hatte.

Mit Recht bemerkt ein Reisender: Die Provinz Minas Geraes ist nicht bloß reich durch ihre Metalle und Diamanten, sondern auch durch ihre fetten Weiden, durch ihre schönen Wälder und ihren fruchtbaren Boden, auf welchem, je nach seiner Lage und Höhe, der Weinstock, Zucker und Kaffee, Hanf und Baumwolle, Manioc, Waizen und Roggen, Mango, Pfirsiche, Feigen und Bananen gedeihen.

Nichts ist, wie man aus der so eben angeführten Stelle sehen kann, so mannigfaltig als der Feldbau dieser schönen Provinzen, mit deren Beschreibung wir unsere Notiz schließen. Aber wir scheuen uns nicht, es zu sagen: ein Grundfehler hemmt noch immer bei den Mineiros die Fortschritte der Agrikultur, dieser unentbehrlichsten aller Künste, und hat bereits die beklagenswerthesten Folgen nach sich gezogen. Wie im übrigen Brasilien, so werden auch hier die neuen Pflanzungen auf Kosten der Wälder angelegt; die Asche der umgehauenen Bäume ist das einzige Mittel, den Boden fruchtbar zu machen; der Gebrauch des Düngers ist fast noch ganz unbekannt. Dieses Verfahren hat bereits in verschiedenen Distrikten einen empfindlichen Holzmangel verursacht, und derselbe wird immer größer werden, weil der durch einige Ernten erschöpfte Boden immer wieder die Ausrottung neuer Wälder nöthig macht.

Eine Quadratmeile Boden an den Ufern des San Franzisco wird auf 100,000 oder 200,000 Reis, d. i. 625 oder 1250 Franken geschätzt; eine Viertelmeile guten Landes in gewissen Kantonen von Minas wurde vor ungefähr zehn Jahren um 500,000 Reis oder 3125 Franken verkauft. In den fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden am Meere sind diese Preise wahrscheinlich noch höher. Wir bedauern, daß wir uns nicht noch mehr Nachweisungen über diesen Gegenstand verschaffen konnten; aber wir glauben, unseren Lesern durch die Anführung einer Note des Hrn. v. Saint-Hilaire ein Vergnügen zu machen, in welcher dieser Reisende die Preise der Ländereien im Innern des Landes mit denen einiger französischen Grundstücke vergleicht. „Man kann den Werth einer Hektare (ungefähr zwei Morgen) schlechten Landes in der durch ihre Unfruchtbarkeit bekannten Provinz Sologne auf sechzig Franken anschlagen; mithin kann man für 52 Hektaren solchen Landes eine Viertelsquadratmeile des Bodens von Salgado, welcher vielleicht der angebauteste in der Provinz Minas ist, erhalten; und für 52 solcher Hektaren erhält man ungefähr drei bis fünf Quadratmeilen an den Ufern des San Franzisco. Endlich würde man für eine mit Muskat bepflanzte Hektare in den Provinzen Lunel oder Frontignan zwei bis vier Quadratmeilen Landes an den Ufern eben jenes Flusses erhalten.“

Um zur Urbarmachung der öden Theile der Provinz anzufeuern, bewilligt die Regierung allen Denen Abgabenfreiheit, welche die Ausrottung von Wäldern unternehmen. Sonst gehörte ein Stück Landes immer Demjenigen, der es zuerst in Besitz nahm. „Es kam mehr als einmal vor,“ berichtet Saint-Hilaire, „daß Derjenige, welcher eine Niederlassung gründen wollte, einen Hügel bestieg und ausrief: Das Land, welches ich sehe, gehört mir! Solche Besitzthümer wurden alsdann durch die Zeit geheiligt.“ Diejenigen Länderstücke, welche noch keinen Eigenthümer haben und welche das Gouvernement nach Gutdünken verleihen kann, heißen Sesmaria, von

sesman, theilen. Gegenwärtig wird, besonders in den Minen, kein Grundstück mehr verliehen, das mehr als eine halbe Meile in der Länge hat; doch gibt es Sesmarias, die weit größer sind. Die Kosten, welche mit Erlangung eines solchen Grundbesitzes verbunden sind, belaufen sich auf 100,000 Reis oder 625 Franken. Man muß noch in demselben Jahre, in welchem man die Sesmaria erhalten hat, mit ihrer Bebauung anfangen; wird Dieses versäumt, so fällt sie dem Gouvernement zurück. Man darf übrigens nicht glauben, sagt der oben angeführte Reisende, daß der Besitz einer solchen Sesmaria noch andere Rechte verleihe als die der Bebauung; zur Goldgewinnung aus dem Boden derselben muß man besondere Erlaubniß von dem unter dem Titel Guarda mor aufgestellten öffentlichen Beamten haben. Noch vor Kurzem, und vielleicht jezt noch, konnte man sich die Erlaubniß verschaffen, sogar auf dem Grundeigenthume eines Anderen nach edlen Metallen zu graben. Doch mußte der Eigenthümer entschädigt werden.

Das von dem Guarda mor zu solchem Zwecke bewilligte Gebiet heißt Data; zu Erlangung eines solchen bedarf es nur einer Nachsuche bei jenem Civilbeamten und keiner Bestätigung von Seiten der Regierung.

Die Hindernisse, welche sich den Fortschritten des Ackerbaues entgegenstellen, sind leicht zu heben, weil sie hauptsächlich von einer Ueberfülle der Vegetation oder auch von gewissen Vorurtheilen herrühren, über welche die Erfahrung endlich den Sieg davon tragen wird. Unter die lezteren gehört hauptsächlich die so irrige Meinung, welche auch auf Europa so nachtheilig gewirkt hat, daß der Boden Ruhe nöthig habe. Die brasilischen Landbauern halten die Asche der Wälder für das zweckmäßigste Düngmittel, und wenn daher nach fünf- oder sechsmaliger Ernte der Boden, sey er auch noch so fruchtbar, ihrer Meinung nach erschöpft ist, so brennen sie aufs Neue Wälder ab, um neue Ernten zu erhalten. Es hält auch sehr schwer, den Gebrauch neuer zum Feldbau gehörigen Werkzeuge bei ihnen einzuführen. Dazu kommt seit etwa fünfzig Jahren ein neues Hinderniß, das sich dem Fortschreiten des Ackerbaues widersezt: eine Grasart, unter dem Namen Capim Gordura (tristegis glutinosa) bekannt, überzieht große Striche Landes und hemmt den Anbau; doch hat Saint-Hilaire durch Anführung verschiedener Beispiele bewiesen, daß durch unermüdliche Thätigkeit dieses Hinderniß wohl überwunden werden kann. Leider kann das Capim Gordura nicht als Futter benüzt werden; es macht zwar die Thiere fett, aber schwächt sie. Man glaubt, ein Mönch, Frey Luiz, habe es in Minas eingeführt in der Absicht, seinen Landsleuten dadurch zu nützen; Andere behaupten, ein Maulthiertreiber habe an der Küste seine Lastthiere damit beladen und habe es im Innern verbreitet, wo es jezt zu einer wahren Plage geworden ist. — Zu weiteren Hindernissen kann man in gewissen Kantonen auch die Ameisen rechnen, welche hier eben so verderblich sind wie die Heuschrecken in Paraguay, und es wäre von hohem Interesse, Untersuchungen über die besten Mittel zu ihrer Vertilgung anzustellen.

Ums Jahr 1796 schickten die Paulistas dem Könige Don Pedro II die ersten Proben Goldes, das sie in Minas Geraes gefunden hatten; es scheint aber nicht, als ob man damals der Ausgrabung dieses Metalls besondere Sorge gewidmet hätte. Man ernannte einen Procedor, der das Fünftheil zu erheben hatte, und überließ die Ausbeutung der Minen ihren Entdeckern. Sechs Jahre nachher ward eine Verwaltung errichtet

und Straßen wurden angelegt, um die Abgaben leichter und völliger der Krone zuführen zu können. Schon im Jahr 1713 machte die Bevölkerung sich verbindlich, an den königlichen Fiskus eine jährliche Abgabe von dreißig Arroben Goldes zu entrichten. Dieses geschah auch wirklich bis zum Jahr 1716. Da die Bevölkerung von Minas sehr zugenommen hatte, so ward im Jahr 1719 die Anlegung einer königlichen Schmelzerei beschlossen, damit alles in Minas gefundene Gold daselbst geschmolzen und so die Abgabe des Fünftels leichter erhoben werden könne. Im Jahr 1735 änderte ein Gouverneur die Form der Abgabe und führte eine Kopfsteuer ein; dadurch aber mußte unfehlbar der Ruin Derjenigen herbeigeführt werden, welche kein Gold sammelten. Dennoch ward die Kopfsteuer erst im Jahr 1751 wieder aufgehoben. Eschwege führt als Gründe des Zerfalls zwei Hauptpunkte an, nämlich: die Preisgebung der Goldminen an die Bewohner der Provinz ohne alle Beaufsichtigung und den gänzlichen Mangel an Gesetzen über diese Minen.

Das königliche Fünftel an Gold belief sich im Jahr 1753 für Minas Geraes auf 118 Arrobas. Und ums Jahr 1815 hatte sich trotz der vermehrten Bevölkerung dieses Verhältniß so vermindert, daß die Minen der Regierung nicht über 20 Arrobas abwarfen.

Kein Reisender hat die verschiedenen Verfahrungsarten, die bei der Metallgewinnung in Brasilien angewendet werden, besser beschrieben als Saint-Hilaire; keiner hat auch das Unvollkommene derselben, wie es schon seit den ersten Zeiten der brasilischen Kolonisten besteht, besser nachgewiesen als er; von ihm entlehnen wir daher auch die Einzelnheiten über diesen Gegenstand, die wir im Folgenden unseren Lesern mittheilen.

„Am besten verstehen sich die Mineiros, Wasser an diejenigen Oerter zu leiten, wo die Goldauswaschung es nöthig macht; dagegen besteht ihre Kunst des Grubenbaues in weiter Nichts als in einer unvollkommenen und blinden Routine. Ohne an die Zukunft zu denken, werfen sie die Erde aus den Bergen in die Thäler und bedecken mit den Ueberbleibseln der Goldwäsche manches noch ungenuzte Terrain, das vielleicht Gold in Menge enthält; das Bett der Flüsse verschütten sie mit Sand und Kieseln und setzen oft das Leben ihrer Sklaven aufs Spiel.

„Man unterscheidet im Allgemeinen in Brasilien zwei Arten der Mineration (durch welches Wort man die Benutzung der Goldbergwerke bezeichnet), nämlich die der Berge (Mineraçao de morro) und die Cascalhao-Mineration (Mineraçao de cascalhao). Jede Grube, mit deren Ausbeutung man beschäftigt ist, heißt Lavra, und die Lavra's kann man nach ihrer Minerationsart unterscheiden.

„Hinsichtlich der Bergmineration (d. h. wenn das Gold noch in seinem natürlichen Lager sich befindet) unterscheiden die Mineiros zwei Formationsarten: die Sand- (Formaçao de area) und Steinformation (Formaçao de pedra), je nachdem das edle Metall in zertheilten oder kompakten Stoffen enthalten ist, was übrigens auch die Natur dieser Stoffe seyn mag.

„Das Gold findet sich, sey es nun auf der Oberfläche oder im Innern der Erde, bald als Staub, als Körner oder als Flimmer, bald in dünnen, mehr oder minder großen Scheiben; selten in Stücken von beträchtlicher Größe; es ist entweder in sein Muttererz eingesprengt oder liegt es in Adern und Gängen. Sein Muttererz ist meistens Eisen, und der feine

Staub, in welchen man dasselbe öfters verwandelt, heißt Esmeril. Die Adern oder Gänge ruhen auf einem Lager, Piçarra genannt, das oft selbst einen außerordentlich feinen Goldstaub enthält, den man leicht durch Hülfe des Wassers gewinnt.

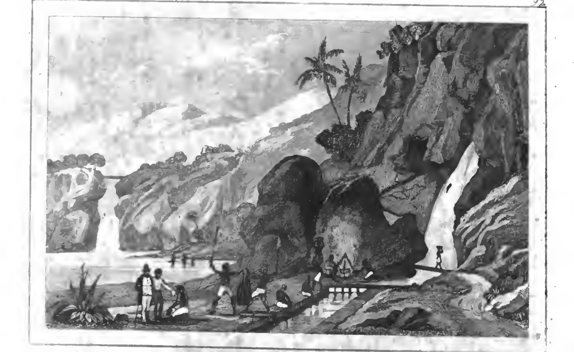
„Zwei Minerationsmethoden sind im Gebrauch, um die goldhaltigen Stoffe aus den Bergen zu ziehen: die erste heißt Talho aberto (Arbeit unter freiem Himmel) und besteht darin, senkrecht in die Berge einzugraben, bis man zu dem Golde gelangt, das sie in ihrem Schooße hegen; die zweite, Mineraçao de mina genannt, besteht im Anlegen von Stollen längs der Adern im Innern der Berge. Man könnte sich versucht fühlen, die brasilischen Bergleute wegen der ersten Minerationsart zu tadeln; aber man muß bedenken, daß an gewissen Orten der Mangel an Holz es nicht erlaubt, unterirdische Gewölbe zu graben, die man zur Sicherheit der Arbeiter durch Strebebalken unterstützen müßte.

„Sind die Materien, welche Gold enthalten, aus den Gruben hervorgezogen, so müssen sie zerschlagen werden, bevor die Auswaschung mit ihnen vorgenommen werden kann. Ich habe zu diesem Zwecke zwei verschiedene Methoden anwenden sehen, deren eine darin besteht, das Erz durch Sklaven mittelst eiserner Kolben zerschlagen oder es auf Pochmühlen, wie sie in Europa im Gebrauche sind, zermalmen zu lassen.

„Die Bergleute bedienen sich dreier Hauptwerkzeuge: des Alavanca, Cavadeira und des Almocafre. Der Alavanca ist eine eiserne Stange von drei bis vier Fuß Länge, die an einem Ende mit einem Keil und am andern mit einer viereckigen, pyramidalischen Keilhaue versehen ist. Der Keil dient zum Losmachen des Erzes; die Keilhaue wird angewendet, wenn dasselbe hart ist. Der Cavadeira ist eine eiserne Zunge mit einer Schneide, ungefähr drei oder vier Zoll breit; man braucht sie, um die Erde am oberen Theil der Stollen zur Aufnahme der Stützen auszugraben. Durch den Namen Almocafre endlich wird eine platte und gekrümmte Hacke bezeichnet, deren Breite gegen das abgerundete Ende zu abnimmt; die Bergleute bedienen sich ihrer, um das Erz zusammenzuräumen, um es in die Tröge (Carumbé) zu bringen, in welchen es fortgeschafft wird. Die Schaufel, wodurch sie so viele Mühe und Zeit ersparen würden, kennen sie nicht.“

Die Ansichten der großen Bergwerke in der Gegend von Villa Rica und der Auswaschung eines Golderzes in der Nähe des Gebirges Itacolumi, die wir beilegen und welche an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, werden das Bild, das wir dem Leser durch die vorstehenden Beschreibungen zu geben trachteten, vervollständigen.

Seit der gelehrte Reisende die so einfachen Minerationsarten beschrieben hat, die wir angeführt haben, hat, man darf es wohl sagen, eine neue Epoche für die Goldbergwerke Brasiliens begonnen. Von dem Kaiser durch ein Dekret bestätigt und auch von der neuen Regierung unterstützt, hat eine englisch-brasilische Kompagnie sich zu Minas-Geraes gebildet, welche die Ausbeutung des goldhaltigen Sandes zu ihrem Geschäft macht. Nach den Berichten einiger englischen Reisenden konnte es nichts Seltsameres geben als die Erzählungen, die bei der Ankunft dieser Kompagnie unter dem Volke zirkulirten. Da die guten Lavradores es nicht glauben konnten, daß es wirksamere mechanische Mittel gebe als die bisher von



Goldwaescherei am Gebirge Itacolumi.



Goldwäscherei am Villa Rica.

ihnen gebrauchten, so schrieben sie den neuen Bergleuten lieber eine übernatürliche Kraft zu, als daß sie das Verfahren derselben einer vernünftigen Prüfung unterworfen hätten: die Einen glaubten, eine vervollkommnete Optik leihe ihnen die Mittel, tief in den Eingeweiden der Erde metallische Adern zu entdecken; die Anderen behaupteten, man sey in Europa im Stande, in wenigen Augenblicken Flüsse auf den Gipfel der Berge zu leiten, und dadurch werden Dinge vollbracht, die man bisher für unmöglich gehalten habe.

Die Kompagnie ließ sich Anfangs in San Joze am Rio das Mortes nieder, auf einem Gebiet, das seit Entdeckung der Minen bearbeitet worden und das sie durch Anwendung ihrer besseren Mittel sogleich nutzen konnte. Heute ist in Congo Soco die Hauptniederlassung der Kompagnie und unter der Verwaltung eines der berühmtesten Reisenden dieser Zeit, des Kapitän Lyons, gedeiht sie so glücklich, daß eine gänzliche Umänderung des Bergbausystems selbst bei den Eingebornen nicht ausbleiben kann.

Ungefähr vierzig Meilen nördlich von Villa Rica ist der Distrikt Congo Soco, der vielleicht berühmter werden wird als irgend eine Niederlassung in Minas Geraes. Er liegt in einem schönen Thale, das vier Meilen lang und zwei breit seyn mag. Auf der einen Seite desselben zieht sich eine Reihe bewaldeter, goldhaltiger Hügel hin; auf der andern sind ebenfalls Hügel, Thäler und Weiden. In der Ferne erblickt man höhere Berge, welche einen kreisförmigen Wall um den Distrikt zu bilden scheinen. Mitten in dem Thale fließt ein Bach, und die Ufer, welche derselbe bewässert, tragen noch die Spuren ehemaliger Goldwäschen. Weiter von diesen Ufern weg suchte man nicht nach diesem edlen Metall.

Es scheint, der erste Bergmann, der sich in diesem Distrikt niedergelassen, sey ein Portugiese, Namens Bethencurt, gewesen. Ums Jahr 1740 fing er an, mit eigenen Händen nach Gold zu graben; in kurzer Zeit brachte er ein ansehnliches Vermögen zusammen, das er seinem Neffen, Manoel Camara, hinterließ. Von diesem ging das Besitzthum auf seine Kinder über; aber unter ihren Händen kam durch Nachläßigkeit und Verschwendung, welche Fehler fast allen Mineiros anhängen, das väterliche Gut so sehr herunter, daß es vor ungefähr zwanzig Jahren von einem Capitao mor, Jose Alvez, um die sehr mäßige Summe von 9000 Crusaden gekauft werden konnte.

Der neue Besitzer war thätiger und industriöser als seine Vorgänger. Gleich auf den ersten Blick schien es ihm wahrscheinlich, daß man noch gar nicht zur wahren Quelle der Reichthümer, die man erschöpft glaubte, gelangt sey. Er suchte an dem Fuß der Hügel herum und fand ein großes Stück Gold, das in einen eisenhaltigen Glimmerstein eingesprengt war. Jetzt war er sicher, daß seine Vermuthungen ihn nicht getäuscht hatten. Er ließ die Oberfläche des Bodens aufräumen und entdeckte eine Menge goldreichen Erzes. Die Ausbeutung des Hügels ward alsbald begonnen, und der Ertrag war so reich, daß gleich darauf in dieser öden Gegend sich ein Flecken erhob. Er bestand anfänglich nur aus armen Leuten, welche das vom Eigenthümer ausgeschossene Erz auswuschen; sie fanden aber hiebei noch einen so ansehnlichen Gewinn, daß die Niederlassung bald den Anblick des Wohlstandes gewährte.

Vom Jahr 1813 an wurden die Arbeiten nach einem bessern System betrieben, und der Ertrag derselben stieg zu einer Höhe, die man bis jezt nicht gekannt hatte. Im Jahr 1824 soll der Kapitän Jose Alvez nicht weniger als 480 Pfund Gold gewonnen haben. Die kaiserliche Kompagnie der brasilischen Bergwerke, welche sich in England gebildet hatte, hörte natürlich von diesen glänzenden Resultaten und schickte sogleich Edward Oxenford mit mehreren geschickten Bergleuten ab, um Untersuchungen darüber anzustellen. Dieses geschah im Jahr 1825, und der Bericht lautete sehr günstig. Es ward darin bemerkt, daß die Minen von Congo Soco mit mehr Geschicklichkeit benüzt worden seyen, als Dieses gewöhnlich in Brasilien geschehe. Außerdem hatten die unter Anleitung eines trefflichen praktischen Bergmannes, Tregoning, angestellten Versuche alle Erwartungen übertroffen. Mehr war nicht nöthig, um einen Entschluß hervorzurufen. Auf den Bericht hin, welchen die von der Kompagnie abgesandten Personen, nachdem sie durch eigene Anschauung sich überzeugt hatten, erstatteten, wurden auf der Stelle dem Eigenthümer Vorschläge gemacht. Die Forderungen des Kapitäns Alvez schienen etwas übertrieben, denn er forderte nicht weniger als 90,000 Pfund Sterling oder eine Million Crusaden. Nach einigen Unterhandlungen vereinigte man sich endlich auf 70,000 Pfund Sterling. Alsbald ward dem Kaiser eine Petition um erneute Bestätigung der im Jahr 1824 ertheilten Lizenz vorgelegt. Damals war es, als die Kompagnie den Titel kaiserliche Association der Bergwerke Brasiliens annahm.

Die neue Gesellschaft hat sich aber nicht einzig an den Distrikt Congo Soco gehalten; sie hat ihre Unternehmungen auf verschiedene Punkte, als Inficionado, Cotas Altas und Antonio-Pereira, gerichtet. Lezterer Ort liegt acht Meilen von Villa Rica, im Gebirge Ouro-Preto. An seine ehemalige Minenausbeutung knüpft sich eine sehr tragische Geschichte. Vor ungefähr dreißig Jahren hatte der ehemalige Eigenthümer Antonio Pereira einen Gang in einem Berge eröffnen lassen; leider aber hatte er versäumt, ihn durch Strebbalken zu unterstüzen. Nach Verfluß einiger Zeit fanden die Arbeiter eine so reiche Ader, daß das Gold, welches man aus derselben zog, in einer Stunde schon eine sehr beträchtliche Summe ausmachte. Auf die Befehle des Herrn mußten viele Sklaven die ganze Nacht über in dem Schacht fortarbeiten: als aber mit Tagesanbruch Antonio Pereira wieder an den Ort kam, um die neue Ausgrabung zu besichtigen, fand er keine Spur mehr, weder von Sklaven noch von Schätzen: ein Erdsturz, dem man so leicht hätte vorbeugen können, hatte Alles verschlungen. Versuche ohne Zahl wurden seither angestellt und beträchtliche Summen aufgewendet, um die Goldader wieder aufzufinden, welche die Ursache jenes Unglücks gewesen; aber Alles war umsonst: vielleicht daß der englischen Kompagnie die Wiederentdeckung dieses unter Leichengebeinen verborgenen Schatzes aufbehalten ist.

Die Arbeiten in den Minen von Congo Soco haben hinsichtlich ihres Erfolgs den Erwartungen der Kompagnie vollkommen entsprochen. Nach dem lezten Berichte, der uns zugekommen ist, belief sich der Ertrag in den ersten sechs Monaten des Jahres 1829 auf 2037 Pfund 4 Unzen 15 Gran; und die in England eingelaufenen Nachrichten lassen keinen Zweifel mehr über die zunehmende Verbesserung der verschiedenen Bergwerke übrig. Dieß ist um so bemerkenswerther, als in allen andern Regionen Südamerika's

die Kompagnie sich im Schaden befinden soll. Diesen aus den besten Quellen geschöpften Einzelnheiten fügen wir noch bei, daß das Gold von Congo Soco nicht so rein ist als das von San Joze; es ist höchstens 19karätig, während lezteres gegen 23, wo nicht mehr Karate enthält.

Wir können uns hier nicht in weitläufige Untersuchungen über die Beschaffenheiten des Goldes in den brasilischen Bergwerken, über seine verschiedenen Farben und über seine häufig vorkommende Mischung mit Platina oder anderen Mineralien einlassen. Statt die vielen Anekdoten, die hierüber existiren, zu erzählen, verweisen wir auf ein Memoire, das Hr. Menezes de Drummond vor einigen Jahren in das Journal der Reisen hat einrücken lassen und welches sich theilweise auf die Nachrichten des gelehrten Andrada gründet. Daselbst erfährt man unter Anderem, wie es einem ungeschickten Schmelzer durchaus nicht gelang, aus einem graulichen Metallstaub, den ihm ein Bauer gebracht hatte, eine Stange zu bilden, und wie er endlich dem Bauer alles Ernstes erklärte, sein Erz sey ein wildes Metall. Der abgewiesene Lavrador beklagte sich bitter darüber, daß er nun auf seine Hoffnungen verzichten müsse; er habe eine solche Menge dieses graulichen Metalls entdeckt, daß er und noch viele andere arme Teufel hätten davon reich werden können. Später, als es einem geschickteren Wardein gelang, den verachteten Staub zu schmelzen, fand es sich, daß derselbe aus Gold, mit Platina vermischt, bestehe; der Eigenthümer aber zeigte sich nicht mehr.

Man hat in der neuesten Zeit Vieles über die Bergwerke von Brasilien geschrieben und die Akademie zu Lissabon hat ein gelehrtes Memoire über diesen Gegenstand herausgegeben. Wir müssen es denn sagen — als Industriezweig betrachtet, ist das Goldsuchen ein wahres Uebel für die arbeitsamsten Klassen geworden, und man kann nicht ohne schmerzliches Erstaunen die Geschichte jener armen Bateadores lesen, welche unablässig ihr Glück an den Ufern irgend eines Waldbaches suchen und sich gleichwohl Tag für Tag mit der mäßigen Summe von fünfzehn bis zwanzig Sous begnügen müssen.

Es wäre vielleicht zweckmäßig, hier noch einige zuverläßige Thatsachen über den allgemeinen Ertrag der verschiedenen Bergwerke beizufügen. Wir verweisen aber deßhalb auf diejenigen Werke, welche diesen Gegenstand speziell behandeln, und bemerken bloß, daß aus den Nachforschungen der HH. Ward, Eschwege, Mollien und anderer Reisenden sich ergibt, daß Amerika von 1809 bis 1829 (inclusive) nicht über 2,018,419,200 Franken erzeugt hat, welcher Zahl man für Brasilien 4,110,000 Franken beifügen muß. Wen solche Untersuchungen interessiren, den verweisen wir hauptsächlich auf das Werk von W. Jacob über den Verbrauch edler Metalle.

Verbesserungen in dem Verfahren, die edlen Metalle aus den Bergwerken zu gewinnen, sind wohl nicht der einzige Nutzen, den die englische Kompagnie dem Innern von Brasilien gebracht hat: nach und nach hat sich ein fast einzig aus Engländern bestehender Flecken in Congo Soco gebildet. Die religiösen Vorurtheile, welche gegen Fremde von verschiedener Confession herrschen, vermindern sich von Tag zu Tag: mit der neuen Generation werden sie ganz verschwunden seyn. Der unmittelbare Verkehr mit unterrichteten und gewerbthätigen Männern muß nothwendig einen wohlthätigen Einfluß auf die Eingebornen üben. Es läßt sich Alles von

der schnellen Fassungskraft und dem lebhaften Geiste der Mineiros erwarten; man lese das Reisewerk von Walsh, und man wird bestätigt finden, Was wir hier gesagt haben.

Es ist ein in Europa ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil, daß der Diamant sich in Brasilien nirgends als in der Provinz Minas Geraes finde; aber es gibt auch welche in Minas Novas, in Goyaz und Mato Grosso, wo sie zwar nur von geringem Gewicht sind, aber ein sehr reines Wasser haben. Wahrscheinlich gibt es in einigen undurchforschten Distrikten dieser Provinzen noch mehrere unbekannte Lager, welche vielleicht reicher sind als die schon entdeckten. Es läßt sich also auch hoffen, daß die Preise dieser edlen Steine in Europa sich mit der Zeit noch vermindern werden. Vor mehreren Jahren berechnete Menezes de Drummont den diamantenhaltigen Boden auf 35 Quadratmeilen. Bis jetzt sind die bedeutendsten Gruben, aus welchen die Regierung die reellsten Vortheile gezogen hat, im Serro do Frio, in Minas unter dem Namen Arrayal Diamantino oder Diamantendistrikt bekannt.

Man hat mit Recht gesagt, der Diamantendistrikt bilde gewissermaßen einen besonderen Staat im Kaiserreiche. Nicht allein hat die Natur selbst ihn mit einer riesenhaften, fast unersteiglichen Felsenmauer umgeben, welche ihn lange vor den ersten Entdeckern verbarg, sondern es haben auch die von Pombals eigener Hand vorgezeichneten Verordnungen ihm eine Gesetzgebung verliehen, die ihn von allen andern Comarcas wohl unterscheidet*). Zwei Punkte allein schon bezeichnen den Geist derselben hinreichend und werden dem Leser mehr sagen als alle Erklärungen. Der Grubendirektor erhielt, sobald er sein Amt antrat, eine so absolute Gewalt, daß selbst der Gouverneur der Provinz nicht ohne seine bestimmte Einwilligung den seiner Verwaltung untergebenen Distrikt betreten durfte. Wurde ein freier Mann des Schleichhandels überwiesen, so wurden auf den Bericht des Direktors seine Güter konfiszirt und fielen dem Staat anheim, er selbst aber wurde auf zehn Jahre an die afrikanische Küste geschickt; eine Strafe, welche für Manche zu einer Todesstrafe wurde.

Der Diamantendistrikt ist eine der höchst gelegenen Gegenden von Minas und umfaßt nicht das ganze Gebiet des Serro do Frio, von dem er eigentlich umschlossen ist. Nach einem zuverläßigen Reisenden hat der fast kreisförmige Raum des Distrikts einen Umfang von ungefähr zwölf Meilen **).

Man glaube ja nicht, daß dieses so reiche Gebiet eine eben so üppige Vegetation darbiete, wie man sie in dem übrigen Theil der Provinz bewundert. Man sieht daselbst riesenhafte Spitzberge von fast pyramidalischer Form, schroffe, von Bächen ausgehöhlte Felsen; fast überall sandiges, unfruchtbares Land; statt der majestätischen Wälder seltsame und

*) Es ist hier von Verordnungen die Rede, welche vor zwanzig Jahren wenigstens noch bestanden: die, welche unmittelbar von Pombal ausgingen, waren um diese Zeit bereits modifizirt. So war ehemals die Bevölkerung von Serro do Frio auf eine gewisse Zahl beschränkt und ein Schwarzer, der mit einem Almocafre getroffen wurde, konnte auf die Galeeren geschickt werden. Die Zahl der Kaufleute war gleichfalls beschränkt, und wenn das Fundoment zu einem neuen Hause gegraben wurde, so mußte immer ein Civilbeamter zugegen seyn.

**) Manoel Ayres de Cazal gibt dem Diamantendistrikt sechszehn Quadratmeilen von Süden nach Norden und acht von Westen nach Osten. Ein englischer Reisender nimmt zwanzig in ersterer Richtung und neun in die Breite; aber diese Widersprüche rühren zum Theil von dem Unterschiede her, der zwischen der Legoa und der Seemeile besteht, zum Theil auch von der Ungenauigkeit älterer Angaben.





Caravane von Kaufleuten auf dem Wege nach Tijuca

mannigfache Pflanzen, welche durch ihr kümmerliches Aussehen die Armuth des Bodens verkünden.

Der Name, welchen man den Bergen rings um den Distrikt herum gegeben hat, weist hinlänglich darauf hin, daß die Temperatur hier weniger heiß ist als in den benachbarten Regionen. Feuchte und kalte Winde sind häufig, und wenn in der Gartenkultur mehr gethan wird, so können die meisten Früchte Europa's in der Umgegend der Hauptstadt gezogen werden.

Tijuco ist der Name des Hauptorts des Distrikts und bezeichnet in der indianischen Sprache ungefähr Dasselbe, was Lutetia (das heutige Paris), so verschieden auch diese beiden Orte an Klima und Lage sind. Tijuco heißt in der Lingoa geral ein morastiger Ort. Seit ihrer Gründung jedoch sind die Sümpfe um die Stadt her ausgetrocknet und sie gehört jezt zu den reinlichsten Orten des Innern. Troz der Wichtigkeit des Distrikts und seiner stets noch wachsenden Bevölkerung, welche sich bereits auf 5 bis 6000 Seelen beläuft, hat diese Niederlassung doch nur den Titel eines Arrayal. Tijuco liegt unter 13° 14′ 3″ südlicher Breite, in einer Höhe von 3715 Fuß über dem Meer. Die Luft daselbst ist außerordentlich rein. Die mittlere Temperatur beträgt 21° bis 22°. Von Marianna ist dieser Hauptort des Diamantendistrikts acht Meilen nordöstlich, von Sabara 32 Meilen, von Fanado 30 Meilen gegen Südost und von Villa do Principo acht Meilen nordwestlich entfernt. Die Straßen sind breit, reinlich, aber ziemlich schlecht gepflastert; die Gärten haben sich so vermehrt, daß es kein Haus mehr gibt, das nicht seinen eigenen hätte. Man pflanzt in denselben mehrere Bäume der Tropenländer und auch einige europäische Früchte. Der Effekt, den diese amphitheatralisch angelegten Gärten gegen das düstere Grau der Berge hervorbringen, ist so wunderbar, daß die Reisenden sich mit Entzücken des ersten Eindrucks erinnern, den dieser Anblick auf sie gemacht hat. Tijuco hat mehrere Kirchen, aber wie in den andern Städten des Innern, so durfte sich auch hier kein religiöser Orden niederlassen; von Klöstern weiß man Nichts. In einer der Kirchen sieht man eine Merkwürdigkeit, die wir übrigens auch in einigen andern Orten Brasiliens getroffen haben: die Jungfrau auf dem Hauptaltare der Kirche Unserer lieben Frauen zum Rosenkranze ist schwarz, und ebenso die auf den Seitenaltären aufgestellten Heiligen. Die Indianer haben (so Viel uns wenigstens bekannt ist) noch kein solches Privilegium erhalten; vielleicht auch haben sie keines verlangt.

Der Arrayal Tijuco ist reich versehen mit europäischen Waaren, und es muß auffallend erscheinen, daß Gegenstände englischer und französischer Manufakturen hier ebenso wohlfeil eingekauft werden als in den Seestädten. Aber die Sache ist einfach: die Schleichhändler, welche Diamanten über die Grenze schmuggeln, finden einen zu reellen Nutzen bei ihrem täglichen Tauschhandel, als daß sie nicht die Waaren, die sie von der Küste herbringen, um die billigsten Preise absetzen sollten. Auf diesen unerlaubten Austausch beschränkt sich der innere Handel von Tijuco. Da der Boden der Umgegend unfruchtbar ist oder wenigstens nicht fleißig angebaut wird, so muß Tijuco seine Lebensmittel aus den benachbarten Gegenden zehn bis zwölf Meilen weit herbeiziehen, und es ist daher theurer daselbst zu leben als in andern Städten von Minas Geraes.

Tijuco ist der gewöhnliche Aufenthaltsort des Generaldirektors der Minen und der vornehmsten Verwaltungsbeamten, und die Vereinigung

dieser gebildeten Männer bewirkt eine Feinheit der Sitten und des gesellschaftlichen Tones, welche von allen Reisenden, die hier ankommen, bemerkt wird. Die Bildung wird immer allgemeiner, und unter den jungen Studirenden, welche Brasilien jährlich nach Frankreich schickt, um daselbst die Lehrkurse durchzumachen, sind immer auch einige, welche dieser Stadt im Innern angehören und sich vortheilhaft auszeichnen. Der Generalintendant Manoel Ferreira da Camara Bethencurt e Sa genießt als Mineraloge eines wahrhaft europäischen Rufes; ihm verdankt man auch die meisten Verbesserungen, welche seit einigen Jahren in der innern Verwaltung von Tijuco zu Tage gekommen sind.

Wenn man die verschiedenen älteren Reisenden gelesen hat, welche auf die Existenz von Diamanten in Brasilien aufmerksam machen, so bemerkt man, daß es mit dieser wichtigen Entdeckung sich ebenso verhält wie fast mit allen andern, die zu einigem Rufe gelangt sind. Ihr Ursprung ist in ein Dunkel eingehüllt, das nie ganz verschwinden wird, obgleich er nicht über die ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts zurückfällt. Mißkannte man eine Zeitlang den wahren Werth der ersten Steine, welche von den Mineiros in den kleinen Bächen von Milho Verde und San Gonzalez gefunden wurden? Bediente man sich derselben anfänglich als Spielmarken beim Voltaretespiel? Ein Ouvidor, der lange in Goa gewohnt hatte, kam er um diese Zeit nach Serro do Frio und war er der Erste, welcher den Werth dieser Diamanten erkannte, von denen er eine Anzahl nach Holland schickte? Ueber alle diese Fragen ist man noch gegenwärtig in Brasilien selbst nicht im Reinen: die Geschichte erzählt jene Sagen, kann sie aber nicht bestätigen. Nach dem Zeugnisse eines der zuverläßigsten Schriftsteller ist so Viel gewiß, daß Bernardo Fonseka Lobo der Erste war, der in Serro do Frio Diamanten entdeckte *). Der geringe Titel eines Capitao mor der Villa do Principe und das Eigenthumsrecht auf das Notariat dieser Stadt war die ganze Belohnung, welche man Dem schuldig zu seyn glaubte, der so viele Millionen in die Kasse des Königs von Portugal warf. Nach Ayres de Cazal fällt diese große Entdeckung ins Jahr 1729. Ein Umstand, von einem Reisenden erzählt, den wir schon mehrmals angeführt haben, erklärt übrigens jenen scheinbaren Undank. Man kannte anfänglich die wahre Beschaffenheit der von Lobo gefundenen Diamanten nicht. Der Ouvidor, dessen wir schon erwähnt haben, bestimmte erst ihren Werth. Als im Jahr 1729 der Gouverneur von Minas Geraes, Don Lourenzo d'Almeida, die ersten dieser durchsichtigen Kiesel, die er, wie er sagte, als Diamanten betrachtete, nach Europa sandte, bestätigte man seine Vermuthung, bemerkte ihm jedoch, daß zwei ähnliche Sendungen schon vor mehreren Jahren aus der ihm anvertrauten Provinz nach Lissabon gekommen seyen. Erst vom 8 Febr. 1730 an wurden die brasilischen Diamanten als königliches Eigenthum betrachtet, mit dem Vorbehalte jedoch, daß es Jedem erlaubt seyn solle, welche aufzusuchen, wenn er von jedem Neger, den er zu diesem Geschäft verwende, eine Kopfsteuer bezahle. Ohne uns ins Einzelne einzulassen, wodurch wir unsere Leser nur ermüden würden, bemerken wir noch, daß im Jahr 1735 die Diamantenaufsuchung verpachtet wurde und daß sie anfänglich der

*) Aug. de Saint-Hilaire; Southey, History of Brazil.

Regierung nur 862,500 Franken eintrug. Als aber Pombal die Zügel der Regierung ergriff, sah er bald ein, welche Hülfsquelle für die Krone diese Ausbeutung werden könne, die noch so wenig in Gang gebracht war. Mit eigener Hand zeichnete er daher, wie schon gesagt worden, die strengen Verordnungen auf, nach welchen in Zukunft der Diamantendistrikt regiert werden sollte; sein unbeugsamer Wille umgab dieses Land mit einer Linie von Hindernissen, welche fast noch schwerer zu übersteigen waren als die natürlichen Schutzwälle: erst von dieser Zeit an war jeder Versuch des Schleichhandels mit der schwersten Strafe bedroht.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Ueberfluß an Diamanten so groß, daß man sie ohne große Mühe auf dem Rücken der Gebirge oder im Bette der kleinsten Bäche fand. Damals gab es Abenteurer, Garimpeiros oder Kletterer genannt, welche sich nicht scheuten, täglich die fast unersteiglichen Gebirge, welche den Serro do Frio umgeben, zu erklettern. Tausend Gefahren und der ganzen Strenge der Gesetze trotzend, gelang es ihnen manchmal, Steine von ungeheurem Werth sich zu verschaffen, welche ihnen reiche Entschädigung gaben für ihr unstetes Leben und für die Entbehrungen jeder Art, die sie oft Monate lang erdulden mußten. Um diese Zeit erhielt auch die Regierung die kostbarsten Steine, ohne daß man den Boden darnach umwühlen durfte. Gegenwärtig kommt Nichts mehr dabei heraus, nach den Gebirgen klettern zu gehen, wie man ehemals sagte; die Garimpeiros sind verschwunden oder haben sich in die Einöden von Cuyaba und Mato Grosso zurückgezogen; es gibt nur noch Schleichhändler, aber auch diese machen nur selten ihr Glück.

Die Ausgrabung der Diamanten erfordert jezt große Mühe. Die verschiedenen Theile des Bodens, in welchem man arbeitet, heißen Serviços. Aber, wie gesagt, die Ausbeutung der diamantenhaltigen Erde wird mit jedem Tage schwieriger, und nach Saint-Hilaire ist die Abnahme der Steine eben sowohl der Unvorsichtigkeit als der Thätigkeit der Pächter zuzuschreiben. So lange sie die Herren der Ausbeutung waren, stellten sie ihre Nachforschungen in den reichsten Erd- und Wassergründen an, wo sie am wenigsten Schwierigkeiten fanden; und wie die Bergleute in der Gegend von Villa Rica, so warfen auch sie die Ueberbleibsel der Auswaschungen in die Bäche, und dafür muß man jezt oft, um den Cascalhao nur zu finden, eine dichte Decke von Sand und Steinen wegheben.

So mühsam übrigens die Arbeiten in den Diamantgruben sind, so einfach sind sie auch. Sie bestehen in zwei Hauptoperationen: in der Aufhäufung des Cascalhao und der Auswaschung. Die erste derselben geschieht gewöhnlich in der heißen Jahreszeit, wenn das Bette der Bäche und Waldströme trocken ist und der diamantenhaltige Sand sich leicht herausnehmen läßt. Von Zeit zu Zeit wird der Jquitinhonha aus seinem Bette abgeleitet *), und alsdann wird eine ungeheure Quantität Cascalhao herausgeschafft und in pyramidalischen Massen aufgeschichtet, an denen man mehrere Monate lang auszuwaschen hat. Hie und da begnügt man sich auch mit den Diamantkieseln der Gupiaras, d. h. der Uferabhänge an den Bächen. Diese Arbeit kann zu jeder Jahreszeit vollzogen werden.

*) Das Verfahren, das hiebei angewendet wird, hat John Mawe, ein englischer Reisender, der Brasilien ums Jahr 1812 durchreiste, den man jedoch großer Ungenauigkeit beschuldigt, detaillirt beschrieben. Außer dieser Reise hat er noch ein besonderes Buch über den Diamant herausgegeben.

Sobald die Regenzeit eintritt, wird mit der Auswaschung angefangen, welche auf zweierlei Art geschieht: unter freiem Himmel, wenn das Geschäft nur kurz, unter Schoppen, wenn es länger dauern soll und die Sonnenhitze der Gesundheit der Schwarzen schaden könnte. Von diesen Schoppen sind einige 48 bis 50 Palmen lang; andere haben eine Länge von hundert und eine Breite von fünfzig Fuß. Mawe gibt ihnen ein Drittheil mehr; dergleichen Abweichungen sind aber nicht von Wichtigkeit, und überdieß können ja auch diese ephemeren Einrichtungen bald so, bald anders seyn, je nachdem die Ausbeutung es verlangt. Ein Reisender, der vor etlichen Jahren über diesen Gegenstand schrieb, sagt: „Unter dem Schoppen ist auf der einen Seite eine kleine Wasserleitung und auf der andern ein Parquet, dessen sechszehn Fuß lange Bretter von einem Ende des Schoppens zum andern gehen. Sie sind leicht geneigt und am Ende eines jeden sind Kübel, in welche man den Cascalhao wirft, der ausgesucht werden soll". — Diese kurze Schilderung weicht allerdings etwas von der Beschreibung ab, welche John Mawe vor etwa zwanzig Jahren gegeben hat *). Nach ihm befanden sich an der Stelle der Parquetfelder eine Art Behälter oder Kisten, in welche das Wasser von oben eingeführt wurde. Jedenfalls müssen die Sitze, welche erhaben sind und keine Lehne haben, nach der Länge des Schoppens an einander gereiht seyn, damit die untergeordneten Beamten, welche Feitores heißen, auf die Arbeit der Neger ein wachsames Auge haben können. Haben diese strengen Aufseher sich an ihrem Platze aufgestellt, so geht in jeden Kanal oder, wenn man will, in jede Kiste ein Neger. Er ist mit seinem Alavenca versehen und hält den Leib vorwärts gebeugt; er rührt den Cascalhao stark um; ist nun die mit den Kieseln vermischte Erde völlig abgewaschen, so nimmt er mit der Hand die größten Steine heraus und sucht Diamanten. John Mawe will Nichts davon wissen, daß die Schwarzen nackt unter den Schoppen treten müssen; er versichert, daß zu seiner Zeit es ihnen gestattet gewesen, sich mit einem Hemde und Hosen zu bekleiden. Wir wissen nicht, ob die Verordnungen hierüber unterdessen strenger geworden sind; aber ein französischer Reisender, den wir für ganz zuverläßig halten, behauptet, die schwarzen Arbeiter seyen völlig nackt, und nur in den kältesten Zeiten erlaube man ihnen, ein Leibchen ohne Taschen und Futter zu tragen. Dessen ungeachtet sind Diamantendiebe nicht selten, und die Geschicklichkeit der Schwarzen ist in dieser Beziehung so groß, daß ein Direktor, der sich über die Art, wie sie die rohen Diamanten bei Seite bringen, belehren wollte, Demjenigen die Freiheit versprach, der vor seinen Augen einen entwenden würde. Er verwandte keinen Blick von dem Arbeiter und konnte sich durch eigene Erfahrung überzeugen, daß die größte Wachsamkeit an einer solchen Gewandtheit scheitern müsse. Es ist jedem Feitor zur strengen Pflicht gemacht, kein Auge von den acht Negern zu verwenden, die seiner Aufsicht untergeben sind. Fragt man ihn Etwas, so darf er antworten, ohne jedoch den Kopf zu drehen. Sobald ein Neger einen Diamanten gefunden,

*) Saint-Hilaire, welcher den Diamantendistrikt im Jahr 1817 bereiste, sagt, unter jedem Schoppen seyen 24 Kanäle neben einander und zu je zweien derselben gehöre Ein Brett. Diese Kanäle seyen leicht geneigt, und jeder von ihnen an der höchsten Stelle zwei Palmen breit; gegen unten zu erweitern sie sich. An den obern Enden dieser 24 Kanäle hin laufe eine Rinne, deren eine Wand zugleich diese Enden schließe und von welcher das Wasser in jeden der Kanäle fließe, durch ein Loch, das mittelst eines Stöpsels wieder verschlossen werden könne, wenn es nöthig ist.



Diamant Wäscherei.

klatscht er in die Hände, zeigt ihn dem Feitor und wirft ihn in einen in der Mitte des Schoppen aufgehängten Trog, Batea. Der Neger, welcher so glücklich ist, einen Stein von siebenzehn Karat Gewicht zu finden, wird von der Regierung seinem Herrn abgekauft und erhält die Freiheit mit dem Privilegium, für die Administration zu arbeiten. Diese bezahlt ihm nun den Lohn für seine Arbeit baar aus. Ein weniger beträchtlicher Stein verschafft dem Finder ebenfalls die Freiheit, jedoch unter gewissen Beschränkungen. Außerdem sind noch verschiedene Preise ausgesezt, je nach dem Werthe des Fundes, und diese gehen herab bis zu einer Prise Tabak. Troz dieser Belohnungen aber und troz aller angewandten, oft höchst sonderbaren Vorsichtsmaßregeln *) treiben die Schwarzen doch fortwährenden Unterschleif. Um einen geringen Preis verkaufen diese ungetreuen Arbeiter an die Contrabandistas die Diamanten, welche sie heimlich bei Seite gebracht; und das Merkwürdigste dabei ist, daß sie als gewandte Diebe häufig genug die Schleichhändler selbst betrügen, wenn diese nicht listig genug sind, den Betrug zu entdecken. Krystallstücke, wenn sie auf eine gewisse Art bearbeitet und mit Bleikörnern gerüttelt werden, nehmen das Ansehen roher Diamanten an. — Haben die Contrabandistas, welche heutzutage die Stelle der kühnen Garimpeiros vertreten, sich solche Steine, die sie gewöhnlich in den Wirthshäusern erhandeln, verschafft, so sind sie noch lange nicht allen Gefahren entronnen, welchen der Unterschleif ausgesezt ist; oft halten die Neger, welche Diamanten an sie verkauft haben, sie in ihren eigenen Hütten verborgen, und der Betrug wird noch leichter, wenn sie sich nicht scheuen, sich an die Feitores selbst zu wenden. Die Erzählungen von den verschiedenen Listen, welche die Garimpeiros oder jezt die Schleichhändler anwenden, um den Wächtern des Diamantendistrikts zu entgehen, würden, wenn wir sie unsern Lesern mittheilen wollten, uns zu viel Raum wegnehmen. Bald ist es ein Reiter, der im Rufe großen Reichthums steht, welcher Steine von beträchtlichem Gewicht im Schenkel des armen Thiers verbirgt, auf dem er reitet, und welcher höflich gebeten wird, abzusteigen, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusezen. Ein andermal ist es ein von seinem Herrn wohl abgerichteter Neger, welcher im Augenblick, da er die lezten Barrieren des Arrayal zu passiren hat, seine Cigarre an dem Feuerbrande anzündet, welcher den kostbaren Stein birgt; ein andermal sind es Brieftauben, welche die Diamanten über das Gebirge tragen. Wahrscheinlich hat eine erfinderische Einbildungskraft das Ihrige zu solchen Erzählungen hinzugefügt. Man wollte durch dergleichen seltsame Umstände dem ohnehin schon abenteuerlichen Leben der Garimpeiros noch einen höhern Reiz verleihen. Gegenwärtig ist der Schleichhandel nicht mehr so reich an sonderbaren Begebenheiten. „Der Schleichhändler, welcher es gewagt hat, Diamanten in den Serriços einzuhandeln, sezt sie hauptsächlich an die Krämer von Tijuco und Villa do Principe ab. Oft auch kommen Kaufleute von Rio Janeiro mit Stoffen, Krämerwaaren u. dergl., um einen plausibeln Grund ihrer Reise vorschützen zu können; ihr Hauptzweck aber ist, Diamanten einzukaufen. In Tijuco verkauft der Schleichhändler um den Preis von zwanzig Franken die kleinen Diamanten wieder,

*) Man sperrt z. B. einen Neger so lange ein, bis er drei Kiesel, die man ihn verschlingen läßt, wieder von sich gibt. Wollten wir Alles, was hierüber erzählt wird, berichten, so würde ein Buch daraus werden.

die er von dem Neger eingehandelt hat; in Villa do Principe aber erhält er schon 25 Franken um solche Steine, weil er nur unter den größten Gefahren über die Distriktgrenzen kommen kann. Da die Neger alle Diamanten, welche sie entwenden, wieder verkaufen, ohne hinsichtlich der Größe derselben auch nur den geringsten Unterschied zu machen, so zieht der Schleichhändler seinen Hauptgewinn aus den größten dieser Steine.

Man kann sich einen Begriff machen von der Abnahme des Ertrags aus den Diamantenwäschen, wenn man sich erinnert, daß vormals 3000 Neger zu diesem Geschäft angestellt waren, während man vor zwanzig Jahren ungefähr kaum das Drittheil dazu brauchte. Nach dem gelehrten Freyreß, dessen Arbeiten außer Deutschland wenig bekannt sind, beliefe sich die Zahl der schwarzen Sklaven, die zur Gewinnung von Edelsteinen und Diamanten benuzt werden, auf 2000.

Die innere Verwaltung ist ziemlich zusammengesezt: nach dem Generalintendanten kömmt sogleich der Ouvidor oder Fiskal. Die Verwaltungsbeamten (Officiaes da contadoria), die beiden Schatzmeister (Caixas), die Buchhalter (Guarda livros) und sieben Commis machen das übrige Verwaltungspersonale aus. Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit werden einem besondern Rathe vorgelegt, der vor Kurzem den Titel königliche Junta der Diamanten annahm und in welchem der Generalintendant den Vorsitz hat.

Die Verwaltungsbeamten schicken alle Diamanten, welche gefunden werden, nach Tijuco. Zur Schatzkammer sind drei Schlüssel vorhanden; den einen hat der Intendant, die beiden andern befinden sich in den Händen höherer Beamten. Die strengste Ordnung wird beobachtet beim Abwägen der Steine und beim Eintragen derselben in die amtlichen Register, wobei bemerkt wird, aus welchen Serviços sie kommen. Jeden Monat machen die einzelnen Verwaltungsbeamten ihre Sendung an die allgemeine Schatzkammer. Alljährlich aber werden diejenigen Diamanten nach Rio Janeiro gesandt, welche im Laufe des verflossenen Jahrs gesammelt wurden. „Diese Sendung," sagt Saint-Hilaire, „geschieht auf folgende Art: Man hat zwölf Siebe, deren Löcher vom ersten bis zum lezten immer kleiner werden und durch welche man nach und nach alle Diamanten laufen läßt. Die größten Diamanten bleiben auf dem Siebe liegen, welches die weitesten Löcher hat, und so fort bis auf die kleinsten, welche auf dem feinsten Siebe bleiben. So erhält man zwölf Sorten Diamanten, welche man in Papier einwickelt und in Säcke packt. Diese Säcke werden in eine Kiste gethan, welche der Intendant, der Fiskal und der erste Schatzmeister mit ihren Siegeln versehen. Die Kiste wird nun von einem Beamten, den der Intendant ausgewählt hat, zwei Soldaten vom Kavallerieregiment der Provinz und von vier Fußgängern (Pedestres) transportirt. In Villa Rica wird sie dem General vorgezeigt, welcher, ohne sie zu eröffnen, gleichfalls sein Siegel darauf drückt. Ist diese Formalität vollbracht, so geht der Zug nach der Hauptstadt." Eine unserer Kupfertafeln gibt eine Ansicht von dieser Karawane.

Nach Freyreß, der sich lange im Innern von Brasilien aufgehalten hat, beläuft sich gegenwärtig der jährliche Ertrag aus dem Diamantendistrikt auf 125 Unzen. Nach einem andern Reisenden lieferte von 1807 bis 1817 dieser Distrikt im Durchschnitte alljährlich 18,000 Karate, wobei jedoch nach der Bemerkung des Hrn. Saint-Hilaire nicht außer Acht gelassen werden



Transport von Diamanten.

darf, daß der portugiesische Karat fünf Prozent weniger ist als der französische. Nach andern Dokumenten beliefe sich der Jahresertrag dieser Diamantengruben auf 25 bis 30,000 Karate. Für gegenwärtig scheint uns Sainte-Hilaire's Schätzung die wahrscheinlichste. Unter dieser Voraussetzung müßte man die Zeit der Entdeckung als Grundlage für die Schätzung annehmen, wobei ohne Zweifel durch den Ertrag der früheren Jahre die Abnahme desselben in den spätern sich ausgleichen würde.

Der größte Diamant der Welt, den Romé d'Isle auf die ungeheure Summe von 7 Milliarden und 500 Millionen schätzte, wurde aus den brasilischen Gruben gezogen; es war aber nicht die Regierung, die ihn fand, und wir können die Geschichte seiner Entdeckung unsern Lesern um so weniger vorenthalten, als sich einige merkwürdige Umstände an dieselbe knüpfen.

Drei Brasilier waren, man weiß nicht welches Verbrechens wegen, zu lebenslänglicher Verbannung in den entlegensten Theil des Sertao von Minas verurtheilt worden. Antonio de Souza, Joze Felix Gomez und Thomas de Souza, denn die Geschichte hat ihre Namen aufbewahrt, irrten lange im Innern an den Grenzen von Goyaz umher und suchten unaufhörlich in Thälern und Flüssen nach irgend einem verborgenen Schatze, der sie in den Stand setzen könnte, um Gnade zu bitten. Ob sie eine reiche Goldgrube zu entdecken hofften oder nur aufs Ungewisse hin ihre Arbeiten unternahmen, kann nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Nachdem unsere Verbannten sechs Jahre lang herumgeirrt waren, ohne Etwas zu entdecken, gelangten sie endlich im Nordwesten an die Ufer eines kleinen Flusses, Abaete genannt, der ungefähr neunzig Meilen vom Serro do Frio entfernt fließt. Die Sage erzählt, daß sie in dem ausgetrockneten Bette dieses Flusses nur nach Gold suchten, statt dessen aber einen Diamanten fanden, der fast eine Unze wog. Trotz ihrer Ungewißheit über den wahren Werth des Steines, der ihnen für einen Diamanten fast zu groß schien, empfanden sie doch eine unbeschreibliche Freude. Sie vertrauten sich einem Geistlichen, der sie alsbald nach Villa Rica begleitete und den Diamanten des Abaete dem Generalgouverneur der Bergwerke einhändigte. Hier erhoben sich aufs Neue Zweifel wegen der Aechtheit des Steines, sie wurden aber bald gehoben. Auf Befehl des Gouverneurs versammelte sich eine besondere Commission, und nach strenger Prüfung fiel der Beschluß dahin aus, dieser Stein sey das reichste Geschenk, das Brasilien je der Krone von Portugal gegeben habe. Die drei Verbrecher erhielten vorläufig Gnadenbriefe und der Geistliche reiste auf der Stelle nach Lissabon ab mit dem reichen Schatze, der ihm an der Grenze von Goyaz anvertraut worden war. Hier erregte der Stein eine vielleicht noch größere Bewunderung als in Minas selbst, und bestand jede Probe, der ihn die Juweliere unterwarfen. Es war entschieden der größte Diamant, der in irgend einem königlichen Schatze existirte. Der Geistliche soll mehr als ein Privilegium erhalten haben. Von einer Belohnung, die dem Felix Gomez und seinen Gefährten bewilligt worden wäre, sagt die Geschichte Nichts. Man weiß bloß, daß die Gnadenbriefe, welche der Gouverneur von Villa Rico ihnen ausgestellt hatte, bestätigt wurden. Sogleich aber sandte man ein Destacamento (einen Posten) an die Ufer des Abaete und fing alsbald Nachforschungen an diesem Flusse an. Aber bis auf den heutigen Tag hat

man nur Steine von ganz gewöhnlicher Größe und einem nicht sehr ausgezeichneten Wasser daselbst gefunden.

So herrlich auch der Diamant war, von dem wir eben erzählten, so konnte er doch wegen seiner Größe weder gefaßt noch für irgend ein Prachtkostüm benützt werden. Johann VI, welcher ein großer Liebhaber von Edelsteinen war, ließ ihn durchbohren und trug ihn bei festlichen Gelegenheiten um den Hals.

Die Nachsuche nach anderen Edelsteinen unterliegt nirgends in Brasilien den strengen Verordnungen, welche für den Diamantendistrikt gelten. Jedermann kann farbige Edelsteine suchen, wo und wie er will, und nach Freyreß beträgt die Ausbeute an gelben Topasen allein gegen 30,000 Gulden *). Gewiß ist, daß der Werth, den die Bergleute an Ort und Stelle selbst den farbigen Steinen, die sie gefunden haben, beilegen, gewöhnlich sehr übertrieben ist. Wenn sie auf die großen Märkte an der Küste, z. B. nach Rio Janeiro, San Salvador oder Pernambuko, kommen, bietet man ihnen oft zu ihrer größten Verwunderung rohe Edelsteine zu kaufen an um einen Preis, der viel niedriger ist als in den Gruben selbst. Nach einigen Berichten soll ein bis jezt unbekannter Betrug sich im Handel mit brasilischen Edelsteinen eingeschlichen haben: ein französischer Steinschneider habe im Innern des Landes weiße Topasen so geschickt geschnitten, daß man diese Steine, die ein außerordentliches Feuer haben, als ächte Diamanten in den Handel gebracht habe.

So groß in Brasilien der Ueberfluß ist an Steinen zweiten Ranges, als: gelben Topasen, Amethysten, Aquamarinen ꝛc., deren es Sorten gibt, die man dem Pfund nach um zwei Franken verkauft, so wahrhaft selten sind die Steine von hohem Werth. Doch versichert Menezes de Drummond **) in seiner Beschreibung der brasilischen Bergwerke, daß es im Flusse Ita Marandimba, der durch einen großen Theil des Gebietes von Minas Novas fließt, Smaragden im Ueberfluß gebe, und ebenso führe der Rio Ita Miju weiße Topasen und Saphire in seinen Gewässern mit ***). Es könnten hier noch mehr Lokalitäten angeführt werden, denn die brasilischen Geographien enthalten in dieser Beziehung zahlreiche Namenverzeichnisse. Das Eldorado, das bald durch den Namen Amerikanos, bald durch Rio das tres Amerikanos bezeichnet wurde, stand noch vor Kurzem seiner vielen Edelsteine wegen in großem Ruf. Aber außerdem, daß diese Einöden den Einfällen der Wilden ausgesezt und von allen Hülfsmitteln völlig entblößt sind, gehört gegenwärtig Viel dazu, sich Reichthümer daselbst zu erwerben, welche die Gefahren lohnen, denen man ihrethalben sich aussetzen muß. Die Bergleute selbst haben die Ausbeutung dieser Gegend fast gänzlich aufgegeben.

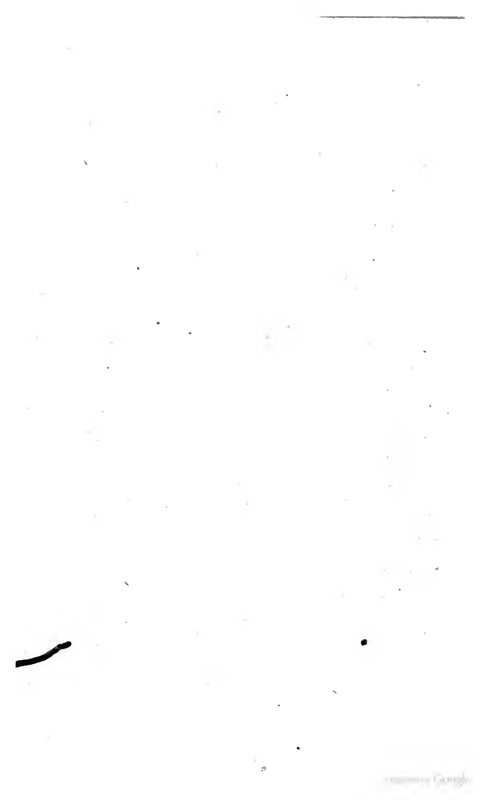
Unter den Steinen von hohem Werthe, welche man in den lezten Jahren zu Minas gefunden hat, wird ein Aquamarin von wunderbarer

---

*) Der gelehrte Warden führt ein Manuscript von Lastarria an, worin dieser den jährlichen Ertrag der seit 1730 im Rio das Caeavellas und im Serro do Frio gefundenen Diamanten, Chrysoliten, Topasen, Rubinen, Amethysten und Hyacinthen auf 700,000 Pesos fuertas oder Dollars angibt.

**) S. Journal des voyages, t. 33, 34 et 36. Wir wiederholen es, daß jene interessanten Artikel sich zum Theil auf die Beobachtungen zweier berühmten brasilischen Mineralogen, der Gebrüder Andrada, gründen.

***) Man begreift leicht, daß die der Krone Portugal gehörige Edelsteinsammlung eine der schönsten, vielleicht die schönste, der Welt ist. In seiner Beschreibung von Brasilien schäzt Henderson ihren Werth auf zwei Millionen Pfund Sterling.





Einwohner von Minas

Farbe angeführt. Ein Bewohner, Namens Vieira, überreichte ihn dem König Johann VI; er ward auf nicht weniger als 100,000 Franken geschätzt.

Wir haben auf wenige Seiten Alles zusammengedrängt, was in der neuesten Zeit Bestimmtes und Zuverläßiges über die mineralogischen Schätze Brasiliens geschrieben worden ist; aber unendlich mehr werth als alle Edelsteine und edeln Metalle sind jene Eisenbergwerke, die in der Welt ihres Gleichen nicht haben und deren Benutzung das eifersüchtige Mutterland nur darum verbot, weil es in denselben alle die Mittel zur Unabhängigkeit sah, durch welche die übrigen sich leicht erwerben lassen. Es läßt sich hierin Nichts gegen die Meinung der geschicktesten praktischen Mineralogen einwenden. Nach einem fast offiziellen Bericht von Eschwege gibt es ganze Gebirgketten, welche bedeckt sind von glimmerigem Magneteisen, von Eisenglanz und Rotheisenstein. Auch wird man, nach Lesung der von diesem Gelehrten gegebenen Beschreibungen weniger erstaunt seyn, wenn man aus den Werken der berühmtesten Reisenden; wie Saint-Hilaire, Spix und Martius 2c., erfährt, daß das Erz 88 bis 90 Prozent Eisen in den Schmelzhütten von Minas Geraes liefert. Ja, man hat schon behauptet, die ganze Welt könnte mit dem Eisen dieser Provinz versorgt werden, ohne daß man eine Abnahme desselben spüren würde. Das Nämliche gilt auch von der Provinz San Paul, und man verweilt gerne bei jener Epoche, da die Ausbeutung der ungeheuren Gruben des Gaspar Soares, Bomfim und Sorocaba alle Vermuthungen der brasilischen Oekonomen rechtfertigte. Großartige Fabriken werden sich erheben, Eisenbahnen werden durch jezt noch unbewohnte Gegenden führen, ungeheure Einöden werden sich bevölkern, und alsdann werden die — etwas enthusiastisch klingenden — Worte eines brasilischen Publicisten in Erfüllung gehen. „In wenigen Jahren," sagt einer der Redaktoren des Investigator, „werden die Eisenbergwerke eine neue Zeit des Ruhms und des Glücks für Brasilien heraufführen und dieses Land wird sich, haben nur einmal jene Arbeiten eine rechte Entwicklung gewonnen, zum Range der ersten Nationen der Erde erheben." Nach eben diesem Publicisten war die Erlaubniß zur Oeffnung der Eisengruben der größte Vortheil, den die Ankunft des Königs dem Lande gebracht hat, und nach seinem Wunsche hätte man aus dem ersten Metall, das die Schmelzhütten lieferten, eine riesenhafte Pyramide auf dem Berge errichten sollen, aus dem man das Erz dazu gezogen, damit durch dieses Monument nicht nur dem gegenwärtigen Brasilien, sondern auch den spätesten Geschlechtern die denkwürdige Epoche bezeichnet worden wäre, da die ersten Grubenarbeiten begonnen haben. Dieser patriotische Vorschlag kam nicht zur Ausführung, aber auf der Spitze des Garassoava ward feierlich ein ungeheures, ganz aus Eisen gearbeitetes Kreuz errichtet zum Andenken an den Beginn einer neuen Industrie. Troß seiner Einfachheit gehört dieses Kreuz unstreitig unter die wichtigsten Denkmäler Brasiliens.

Obgleich des Eisenerzes schon in dem Roteiro von Brasilien erwähnt wird, den, wie ich glaube, Franzisco d'Acunha schon im Jahr 1587 geschrieben hat, so waren es doch, wenn man der Sage trauen darf, Neger aus dem Lande Mina in Afrika, welche dieses Erz zuerst entdeckt und zur Ausgrabung desselben Veranlassung gegeben haben. Zuverläßig erscheint, wie wir schon einmal in einem unserer Werke über Brasilien

bemerkten, daß dem Senhor da Camara der Ruhm gebührt, zuerst Eisen ausgegraben zu haben in der Provinz Minas Geraes. Im Jahr 1818 berief Johann VI einige schwedische Bergleute unter der Leitung des Obristen Friedrich Varnagem. Die Arbeiten dieses geschickten Mannes wurden vom besten Erfolge gekrönt; später kamen viele Bergleute aus dem Norden Europa's, um sich in den verschiedenen Theilen Brasiliens niederzulassen, und die Engländer selbst mußten gestehen, daß das in einigen innern Provinzen Brasiliens gewonnene Eisen dem englischen an Güte Nichts nachgebe. Gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, da man es nicht mehr glauben wird, daß einst die Ausgrabung des Eisens durch die Gesetze selbst unter den schwersten Strafen verboten war. Damals mußte man die einfachsten Werkzeuge, die man in den Goldminen brauchte, mit großen Kosten von Lissabon kommen lassen. Leider gibt es nur zu viele Seiten in der Geschichte Amerika's, welche von derartigen Ungereimtheiten zeugen, und man wird dereinst noch einsehen, daß gerade jene elenden Plackereien es waren, welche zur Freiheit und Unabhängigkeit geführt haben. Die Geschichte wird sie aufbewahren als unwidersprechliche Dokumente von dem verkehrten Geiste, welcher das Mutterland damals beherrschte.

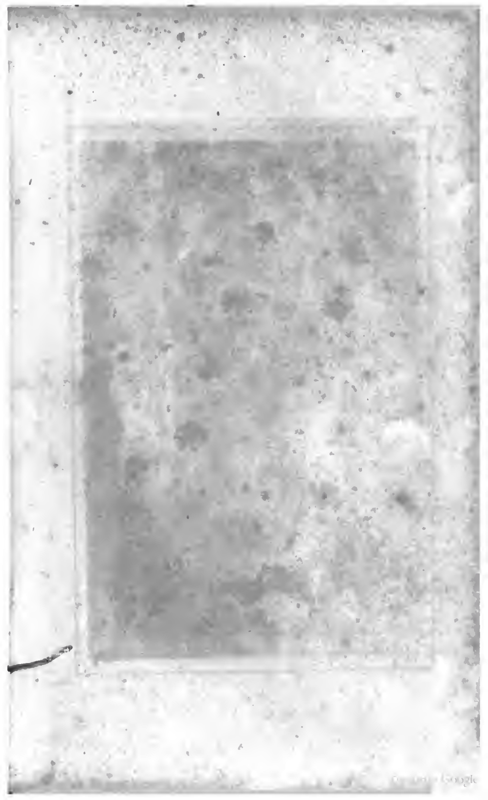
Aber außer dem Reichthum der Naturereignisse, der uns veranlaßt hat, diesem Abschnitte unseres Werkes eine weitere Ausdehnung zu geben, als wir bei der Beschreibung anderer Provinzen gethan haben, gibt es noch Manches in Minas Geraes, was der Aufmerksamkeit des Reisenden und des Geschichtschreibers wohl würdig ist. In der Mitte des Reiches liegend und eben deßhalb weniger in unmittelbarer Berührung mit Europa, hat diese Provinz die alten portugiesischen Sitten und Gebräuche zum Theil wenigstens in ihrer ursprünglichen Reinheit beibehalten. Während die reichen Leute in Rio Janeiro und San Salvador den Moden von Paris und London folgen, sieht man in Villa Rica, in Sabara und Marianna nicht selten Greise, welche durch einige Theile ihrer Kleidung wenigstens an die Moden des siebenzehnten Jahrhunderts erinnern; der Hut mit breiten Krämpen, der große Mantel, die ledernen Kamaschen, und wenn er zu Pferde sizt, der Sattel und die maurischen Sporen: alles Dieses gibt noch heute dem Mineiro ein besonderes Aussehen, das ihn von den anderen Bewohnern Brasiliens unterscheidet. Ebenso ist es mit den Frauen: wie in San Paul tragen sie Filzhüte. Geschickte Reiterinnen fürchten sie weder den unsichern Lauf eines scheuen Pferdes, auf dem sie häufig nach Art der Männer sitzen, noch die vielen Schluchten und Catingas, von denen Minas durchschnitten ist. Die Seja, welche so geschwind durch die Straßen von Rio Janeiro rollt, die Cadeira, welche in San Salvador und Pernambuko elegante Herren und Damen von einem Viertel ins andere fährt; der aufgehängte Hamak, welcher den Bewohnerinnen des Maranhamlandes als Bett dient, alles Dieses ist in Minas gewiß nicht ganz unbekannt; aber jene Fuhrwerke wären nicht wohl zu brauchen in den unaufhörlich von Grubenarbeiten unterbrochenen Thälern oder auf einer sogenannten königlichen Straße, wie die z. B. von Itambe nach Villa do Principe, deren Spuren oft kaum noch gefunden werden können, troz des pompösen Titels, den sie trägt. Auf der Estrada real, welche von Villa Rica nach Tijuco führt, reist man gewöhnlich zu Pferde oder auf einem Maulthier. In entfernteren Wohnörtern leistet der altväterische Wagen mit den plumpen Rädern, die ein fürchterliches Geräusche machen, und welchen man



Itamle.



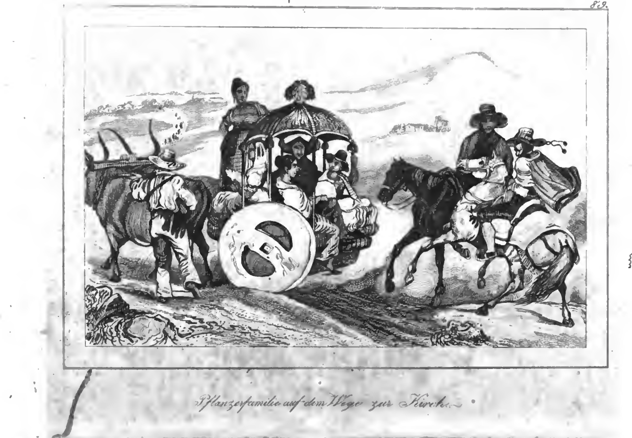
Villa Rica





S.t Joan del Rey.





Pflanzerfamilie auf dem Wege zur Kirche.

sogar noch zu Rio trifft, die Dienste eines Char-à-banc. Nicht selten wird dieses ganz patriarchalische Fuhrwerk mit Ochsen bespannt, und Sonntags fahren oft ganze Familien auf diese Art nach der Villa, um der Kirche beizuwohnen.

Obgleich die Bevölkerung der Provinz im Vergleich mit ihrer Größe noch ziemlich schwach ist, so gibt es doch mehrere Städte in Minas Geraes, welche für den Reisenden durchaus nicht ohne Interesse sind, selbst wenn er die schönsten Städte des Littorals besucht haben sollte; so kann z. B. außer dem Hauptort die Stadt San Joze du Rio das Mortes angeführt werden, welche, obwohl erst im Jahr 1718 erbaut, eine der ältesten Städte der Provinz ist; die Niederlassung englischer Bergleute unter der Leitung des Hrn. Milward hat ihr jezt ein beinahe ganz neues Aussehen gegeben. Folgen wir der Straße, welche aus der Provinz Rio Janeiro ins Innere führt, so kommen wir nach San Joao del Rey, welche am Fuße der Serra do Lenheiro gebaut ist und vom Rio Limpo durchflossen wird, der seinen Namen der Reinheit seines Wassers verdankt; einige Meilen von San Joao del Rey, dieser schönen und reichen Stadt, liegen ebenfalls in der Comarca des Rio das Mortes die mehr oder minder blühenden Flecken Queluz, San Carlos de Jacuhy, Santa Maria de Baependy, Campanha, Barbacena, Tamandua. Wenden wir uns nach dem Diamantendistrikt, nachdem wir vorher einen Blick auf Tijuco mit seinen Spitzfelsen und grünen Gärten geworfen, so nimmt Villa do Principe unsere Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch. Villa do Principe ist die Hauptstadt der Comarca, und man rechnet nicht weniger als 106 Legoas von hier nach Rio Janeiro. Besuchen wir hierauf die Comarca Sabara, so wird die Stadt Sabara selbst mehr als jede andere vielleicht unser Interesse erregen. Sie liegt auf dem rechten Ufer des Rio das Velhas, an der Stelle, wo dieser den kleinen Sabarafluß (Ziegenfluß, in der Guaranisprache) aufnimmt, ist ziemlich groß und im Besitze nicht unbedeutenden Reichthums. Das Thal, in welchem sie erbaut ist, ist rings von Bergen umgeben, und wie so viele Städte in Minas Geraes, so hat auch sie ihren ersten Glanz verloren, seit ihre Bergwerke erschöpft sind. Doch ist sie noch immer eine volkreiche und blühende Stadt, deren Einwohner sich eben so sehr durch Bildung als durch ausnehmende Höflichkeit auszeichnen. Auf unserer schnellen Reise dürften wir auch Caete, die alte Villa Nova da Rainha, nicht übergehen. Ihre Berühmtheit fängt in der That mit der Geschichte der Provinz Minas an, denn hier war es, wo der Kampf zwischen den Paulistas und den Forasteros sich entspann. Caete, so ausgezeichnet durch seine breiten, aber öden Straßen — denn die Einwohner zogen weg, als sie kein Gold mehr fanden, — Caete oder Cahyte, das nicht über 3 bis 4000 Seelen zählt, rühmt sich einer Kirche, die vielleicht die schönste und größte in Brasilien ist. Pitaugui und Paracutu haben ein ähnliches Schicksal gehabt wie Caete, aber traurig ist es, daß gerade die berühmteste Stadt der Provinz von diesem Schicksal getroffen wurde.

Die Cidade imperial de Villa Rica d'Ouro Preto, die Hauptstadt von Minas, liegt achtzig Meilen von Rio Janeiro unter 20° 25′ 30″ Breite und 334° 2′ 12″ Länge. Die Bergwerke d'Ouro Preto (schwarzen Goldes), welche ihr den Namen gaben, wurden in den Jahren 1699, 1700 und 1701 entdeckt; sie selbst aber ward erst ums Jahr 1711

erbaut. Villa Rica hat wegen ihrer Entfernung von jedem schiffbaren Flusse und wegen der Unfruchtbarkeit ihres Bodens eine sehr ungünstige Lage; daher gewährt auch jezt diese zur Zeit der Bergwerke so blühende Stadt den Anblick des Zerfalls. Saint-Hilaire sagt, es sey außerordentlich schwer, eine genaue Beschreibung von dieser Hauptstadt zu geben, wegen der Unregelmäßigkeit, womit sie angelegt ist; sie ist auf einer Reihe Hügel an den Ufern des Rio d'Ouro Preto erbaut. Man zählt in Villa Rica ungefähr 2000 Häuser, fünfzehn oder sechszehn Kapellen und zwei Pfarrkirchen: die von Nossa Senhora de Conceiçao, allgemein unter dem Namen der Kirche des Rio d'Ouro Preto bekannt, ist alt und hat eine Länge von ungefähr 55 Schritten; man findet in derselben einige erträgliche Gemälde. Das Hotel des Gouverneurs, Palacio genannt, ist das ansehnlichste Gebäude der Stadt; doch ist es weiter Nichts als eine aus verschiedenen Theilen zusammengesezte Masse. Das Stadthaus (Casa da Camara) ist von keiner besseren Bauart. Die Schatzkammer (Casa da Fazenda) ist wegen ihrer Größe bemerkenswerth; hier befinden sich die öffentlichen Kassen, auch hält die Junta des Schatzes hier ihre Versammlungen. Es sind in Villa Rica zwei Spitäler: der Civilspital ist sehr schlecht unterhalten, dagegen zeichnet sich der Militärspital durch seine Reinlichkeit und gute Verwaltung aus. Nach Walsh ist das von der Aristokratie, d. h. von den öffentlichen Beamten, bewohnte Stadtviertel sehr schön. Durch ihre Kirchen, welche sich auf dem Hintergrunde der grünbewachsenen Berge schön ausnehmen, durch ihre mit Skulpturen geschmückten Springbrunnen und die in der Höhe liegenden Gärten gewinnt die Stadt zwar das Ansehen des Reichthums; dagegen aber sind gegen 500 unbewohnte Häuser hinlängliche Zeugen ihrer Armseligkeit. Man sieht in dieser Hauptstadt keinen öffentlichen Spaziergang, kein literarisches Kabinet, kein ordentliches Kaffeehaus; doch ist ein Schauspielhaus daselbst, welches, wie ich glaube, für das älteste in Brasilien gilt. Mit Ausnahme einer Pulverfabrik, welche der Regierung gehört, und einer Fajencefabrik, welche vor einigen Jahren ganz in der Nähe der Stadt angelegt worden ist, besteht in Villa Rica und der Umgegend keine Manufaktur. Doch glauben wir, daß unterdessen die Industrie daselbst sich etwas gehoben hat. Zum Handelsverkehr zwischen Villa Rica und Rio Janeiro werden Maulthiere benüzt: die Straße zwischen diesen beiden Städten gilt für die beste in ganz Brasilien. Villa Rica zählte ehemals 20,000 Seelen; jezt soll sie deren kaum 7 bis 8000 haben. Sie ist der Sitz einer zahlreichen Verwaltung; außer der Nationalgarde, welche gegenwärtig in allen brasilischen Städten besteht, unterhält Villa Rica noch ein Regiment auf ihre Kosten.

Der lezte zuverläßige Reisende, welcher sich einige Zeit in Villa Rica aufgehalten, Walsh, berichtet, daß jezt eine Druckerei daselbst bestehe und daß eine Zeitung unter dem Titel Universal daselbst erscheine; das Hauptbeförderungsmittel für Bildung und Unterricht aber, eine öffentliche Bibliothek, fehlt immer noch.

Der nämliche Schriftsteller sagt auch, daß, zur Zeit als die Erschöpfung der Bergwerke sichtbar geworden, Villa Rica ein warnendes Beispiel aufgestellt habe von den höchst nachtheiligen Folgen einer übel verstandenen Ausbeutung des Bodens. Von allen Seiten durchgraben wie Bienenstöcke hatten die benachbarten Hügel auf ihrer Oberfläche keine zum Wachsthum taugliche Erde mehr, während die Auswaschungen auch Nichts mehr



lieferten. Es war kein Anbau möglich auf den verlassenen Grubenplätzen. Villa Rica ward ein Zufluchtsort für ruinirte Spekulanten und für heimathloses Gesindel. Raub und Mord vervielfältigten sich auf erschreckende Weise. Man hat sogar behauptet, alle Verbrechen, welche durch die Zeitungen im Laufe eines Jahrs von diesem oder jenem europäischen Lande berichtet werden, seyen in keine Vergleichung zu bringen mit denen, von welchen die düsteren Straßen der Villa Rica Zeugen waren. Nach und nach verbesserten sich Polizei und Sitten, und heutzutag ist Villa Rica durch die Urbanität ihrer Bewohner berühmt.

Fünfzehn Meilen von hier breitet auf dem rechten Ufer des Ribeirao do Carmo die bischöfliche Stadt Marianna sich aus. Der Vater der brasilischen Geographie gibt ihr den etwas pompösen Namen Marianopolis. Diese kleine Stadt, welche ihren Namen der Gattin Johanns V verdankt und ungefähr 4 bis 5000 Einwohner haben mag, ist also der Mittelpunkt des leider sehr erlahmten geistigen Lebens. Das vormals so angefüllte Seminar ist, wie es heißt, seinem Verfalle nahe; und obschon Marianna den Titel Cidade führt, so ist doch nur allzu wahr, daß die traurige Krisis, von welcher fast ganz Minas heimgesucht wird, auch sie nicht verschont hat.

Zu Marianna, dem Hauptsitze der Justiz und des Bischofs, hat Saint-Hilaire Gelegenheit gehabt, Beobachtungen über die Geistlichkeit in Minas anzustellen. Nachdem er bemerkt hat, daß die Regierung allen geistlichen Orden den Eintritt in diese Provinz untersagt hat, kann er sich nicht enthalten, eine Menge von Mißbräuchen, die unter den Weltgeistlichen sich eingeschlichen haben, zu rügen. Die Priester beziehen hier wie in ganz Brasilien keinen Zehenten mehr; sie haben ihn gegen einen Jahresgehalt von ungefähr 1250 Franken jährlich auf den Geistlichen an die Regierung abgetreten. Bei der Zunahme, der sich Bevölkerung und Industrie damals erfreuten, gewann die Regierung nach einigen Jahren bedeutend bei diesem Vergleiche; die Besoldung der Geistlichen aber wollte nicht mehr ausreichen, weil sie ihre Filialorte durch Gehülfen versehen lassen mußten. Nun kam ein Arrangement zu Stande unter dem Namen Constitution von Bahia, durch welches den Geistlichen vierzig Reis (nahezu sieben Kreuzer) für jeden Grundeigenthümer und seine Frau und zwanzig Reis für jeden Sklaven bewilligt wurden. Diese Abgabe war bisher freiwillig gewesen. Dessen ungeachtet erhob die Geistlichkeit bald noch andere Ansprüche. „Unter dem Vorwande einer Entschädigung für die Osterbeichte (ein Vorwand, den zum Glück unsere europäischen Katholiken kaum zu begreifen vermögen) führten die Priester den Gebrauch ein, sich von jedem Kommunikanten 300 Reis (ungefähr fünfzig Kreuzer) zahlen zu lassen. Ein christlich gesinnter Geistlicher wird von Dürftigen Nichts fordern; aber leider hat es auch schon Priester gegeben, welche während des heiligen Aktes der Osterkommunion den Armen die gewohnte Gebühr abforderten. Auf diese Art steigern gewisse Geistliche ihr Einkommen bis auf 9000 Crusaden."

Man kann dem Verfasser der Reise nach Minas in der That nicht genug dafür danken, daß er, ohne sich je von dem Tone der Mäßigung zu entfernen, der seinen Worten so große Autorität verleiht, solche Mißbräuche gerügt hat, die, wie er nachweist, dem Glück der Provinz entgegenstehen.

„Die Beichte," fährt er fort, „nimmt unter allen priesterlichen Verrichtungen der Geistlichen am meisten Zeit weg; aber ich habe gesehen, wie fünf Neger in einer Viertelstunde abgefertigt wurden. Ihr Brevier müssen die Geistlichen sehr im Geheim herbeten, denn ich habe nur Einmal einen über Erfüllung dieser Pflicht angetroffen. Priester seyn, ist eine Art Handwerk, und die Geistlichen selbst finden diese Ansicht von ihrem Stande ganz natürlich."

Saint-Hilaire, in welchem gewiß ein religiöser Geist vorherrscht, vollendet diese Schilderung von dem moralischen Zustande der Geistlichkeit in Minas, indem er sagt: „es sey nicht selten, Geistliche zu sehen, die dem Handel obliegen und sogar aus Buden verkaufen." Wenn sonach die Priester in Minas gewiß nicht von Fehlern freigesprochen werden können, so muß man es doch anerkennen, daß sie sich daselbst zeigen, wie sie sind, und nicht daran denken, durch ernsthafte Reden und eine finstere, äußere Haltung Andere täuschen zu wollen. Außerhalb der Städte gehen sie ganz so gekleidet wie die Laien, und Niemand wundert sich darüber, einen Geistlichen in Stiefeln, Nankingbeinkleidern und grüner oder rosenfarbener Weste zu sehen.

Wir fügen diesem seltsamen Gemälde noch bei, was wir selbst in der Gegend von San Salvador zu sehen Gelegenheit hatten, nämlich einen Priester, der seine Pfarrkinder zum Klang einer Guitarre tanzen ließ, ohne daß Jemand es anstößig gefunden hätte. Saint-Hilaire meint daher auch, die Reformen, zu denen er auffordert, müßten mit äußerster Klugheit vorgenommen werden.

Eine einzige Stelle aus dem Werke dieses Reisenden kann den Leser genugsam überzeugen, wie wichtig es sey, auch den Termo de Minas Novas, der vor einem Jahrhundert ein noch ganz unbekanntes Land war und von welchem man noch lange nach seiner Entdeckung nur die unvollständigsten und unbestimmtesten Nachrichten hatte, näher kennen zu lernen. „Das Land Minas Novas," sagt Derselbe, „unterscheidet sich seinem ganzen Aussehen und auch seiner Vegetation nach durchaus von Allem, was der Beobachter, der das Littoral und die Minasprovinz durchreist hat, wahrnehmen konnte." Wir fügen noch hinzu, daß dieser Termo durch seine Lage im Innern, durch seine öden Wälder und die noch spärliche Bevölkerung eine Zufluchtsstätte für mehrere Stämme geworden ist, welche ihre Unabhängigkeit zu bewahren suchen, und daß er sowohl in dieser als auch und hauptsächlich in agronomischer Beziehung der größten Aufmerksamkeit und der ernstlichsten Untersuchung werth ist. Wenn einige fruchtbringende Civilisationsversuche bei den indianischen Nationen gemacht werden sollen, so ist es dieses Land, das durch seine Kommunikationsmittel in direkter Verbindung mit der Ostküste und Rio Janeiro steht, in welchem man den Anfang machen muß. Nur Schade, daß solche, immer lobenswerthe Bemühungen auf halb zerstörte Horden verwendet werden müssen, die größtentheils zur Rasse der Tapuyas gehören und sich deßhalb viel widerspenstiger und wilder zeigen als die von den Tupis abstammenden Nationen.

Der Termo von Minas Novas, der heutzutag eine Comarca bildet, hat nicht weniger als 150 Meilen Länge und 86 Breite; und daher kann man es kaum glauben, daß dieses große Gebiet nicht mehr als 60,000 Einwohner enthalten solle, welche Zahl nach den Berichten des gewissenhaften Pizarro erst noch übertrieben wäre. Vor ungefähr zehn Jahren

belief sich nach dem Verfasser der vollständigsten Statistik von Brasilien die ganze in dieser großen Einöde herum zerstreute Bevölkerung auf nicht mehr als 27,000 Einwohner.

Wie alle Gegenden des Innern, so verdankt auch Minas Novas der Nachsuche nach Gold seine Entdeckung. Und wiederum waren es Paulistas, welche 1726 oder 1727 unter der Anführung des Sebastiao Leme do Prado diese Entdeckung machten. Drei Jahre nachher ward an den Ufern des Rio Fanado oder vielmehr Falhado eine kleine Stadt erbaut, welche sofort zur Hauptstadt wurde und den etwas pomphaften Titel Villa da Nosso Senhor de Bon Successo das Minas Novas do Arrasuahy erhielt. Die Niederlassung gedieh und die Stadt vergrößerte sich; aber zum Glück für Diejenigen, welche die Geschichte dieses Landes zu schreiben haben, ward der Name, den ihre Gründer ihr gegeben hatten, nur im Kanzleistyl beibehalten und sie für gewöhnlich nur Villa do Fanado genannt. Unter diesem Namen gelangte sie bald zu einer gewissen Berühmtheit wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihrer Umgegend und wegen ihrer Baumwollenniederlage.

Villa do Fanado ist eine noch kleine, sehr heiter gelegene Stadt, welche 2 bis 3000 Einwohner haben mag; aber es ist schwer, eine Grenze ihrer Zunahme zu bestimmen, denn mehrere Schriftsteller, und unter ihnen auch Saint-Hilaire, betrachten die Lage des Termo von Minas Novas als eine der günstigsten für den Handel, seit die Wasserstraße auf dem Jquitihonha eröffnet worden, welche eine so schnelle Kommunikation mit der Ostküste gestattet. Obgleich das Gebiet von Minas Novas reich ist an Goldwäschen so wie an farbigen Edelsteinen, deren es hier mehr gibt als vielleicht in irgend einer Provinz; ja, obgleich man sogar Diamanten hier findet, deren Ausbeutung sich die Regierung kaum ausschließlich vorbehalten könnte, so haben die Bewohner doch mit richtigem Sinne sich eifrig dem Ackerbau ergeben, und die Baumwolle, die sie ziehen, hat in verschiedenen Theilen Europa's ein so großes Renomée erhalten, daß man sie mit der aus Alagoas und vom Maranham vergleicht. Die Menge der Baumwollenpflanzungen und ihr überreicher Ertrag haben sogar eine Industrie erweckt, wie man sie nur in wenigen Gegenden von Brasilien findet, trotz der Aufhebung der Privilegien, die ihr in den größeren Städten mehr Aufnahme hätte verschaffen sollen. Seit mehreren Jahren werden in Villa do Fanado grobe Baumwollenzeuge, hauptsächlich Decken, gewoben, welche nach Rio de Janeiro und Bahia ausgeführt werden. Treu unserer Gewohnheit, bei jedem Orte, von dem wir reden, den Erwerbszweig anzuführen, dem er sein Gedeihen verdankt, wollen wir uns in Folgendem mit unseren Lesern über die Baumwollenstaude und ihre Produkte unterhalten.

Wir haben es schon zu Anfang dieser Notiz bemerkt, daß Baumwolle gepflanzt wird vom Norden Brasiliens bis zu den schönen Hochflächen von Campos Geraes an der Serra das Fumas und weiter herab bis zum dreißigsten Grad südlicher Breite; aber es scheint, als ob sie in denjenigen Regionen, wo es an Regen mangelt, am besten gedeihe, denn in diesen erreicht sie öfters ein Alter von zehn bis vierzehn Jahren. In den näher gegen die Küste gelegenen Regionen treibt sie sich zu schnell, wird zu vollsäftig und nimmt daher auch ein schnelleres Ende.

Um Baumwolle zu pflanzen, muß der Boden zuerst gesäubert, d. h. die Bäume müssen gefällt und das niedere Gestrüppe ausgerottet und

verbrannt werden. Dieß geschieht vom September bis zum December. Hierauf machen vier Neger Löcher von hochstens vier Zoll in die Erde, und die Weiber, welche hinter ihnen hergehen, legen den Samen in dieselben und decken ihn leicht zu mitteist der Hand oder des Fußes.

Nach acht bis zehn Tagen erscheint die junge Staude, und nun muß um dieselbe her alles andere Gewächs sorgfältig ausgejätet werden; denn die Gesetze der Vegetation sind den uns unnützen Pflanzen eben so günstig als den nutzbaren.

Sobald die Baumwollenstaude eine Höhe von zwei bis dritthalb Fuß erreicht hat, schneidet man die Knospen am Ende der Zweige und besonders des Hauptzweigs ab. Durch diese Operation wird bewirkt, daß der Saft wieder zurückfließt und daß die Staude mehr Zweige seitwärts treibt, statt eine Höhe von fünfzehn bis achtzehn Fuß zu erreichen, was für die Ernte sehr unbequem wäre. Doch reicht diese einzige bei noch so zartem Alter der Pflanze vorgenommene Operation zu Erreichung des angegebenen Zweckes noch nicht hin. Sie muß mit zunehmendem Wachsthum der Staude noch zwei bis drei Mal wiederholt werden. Die Meinungen über diesen Punkt sind jedoch verschieden, und die Erfahrung allein vermag zu entscheiden. Haben die Baumwollenstauden drei oder vier Jahre lang Früchte getragen, so sind sie geschwächt und der weitere Ertrag fällt spärlich und gering aus. Man muß sie daher abholzen, d. h. die Hauptäste abschneiden, damit neue an ihre Stelle treten; diese Operation heißt Descotocao. Der Baum treibt nun wieder neue kraftvolle Aeste, welche so viele Früchte tragen als die jungen Pflanzen. Wenn ich mich recht erinnere, so geschicht diese Operation im Monat Juni.

Ich darf wohl nicht erst sagen, daß die Ausjätungen um so häufiger vorgenommen werden müssen, je mehr Trieb die Vegetation durch den Regen erhält. Ausjäten ist das gewöhnliche Geschäft der Sklaven, das nie genug vorgenommen werden kann. Besonders wird auch die Vertilgung gefährlicher Reptilien empfohlen, welche in dem Strauchwerk sich vermehren und den Sklaven während der Ernte verderblich werden. Nicht selten werden bei einer einzigen Ausjätung von etwa vierzehn Morgen zwölf und mehr Klapperschlangen getödtet. Die Neger hüten sich sehr, von einer Klapperschlange überfallen zu werden, und sobald sie eine sehen, schlagen sie ihr mit einem Stocke die Wirbelbeine entzwei.

In unseren nördlichen Gegenden folgt die Vegetation streng den Gesetzen der Temperatur, und die auf leztere gegründete Ordnung der Jahreszeiten läßt auf wenige Wochen hin die Zeit der Ernte voraussagen. In den Aequatorialgegenden hingegen ist die Temperatur zu jeder Zeit dem Wachsthum günstig; so kann man z. B. zwei bis drei Mal des Jahrs eine Traubenlese halten. Es ist deßhalb auch ziemlich gleichgültig, in welchem Monate man säet oder erntet. Die Regen allein bewirken, daß man öfters eine Zeit der andern vorzieht, und so könnte es auch in Beziehung auf die Baumwollenernte geschehen. Aber die Regenzeit ist unzuverlässig und tritt nicht in allen Kantonen zugleich ein. Daher wird in Pernambuko fast das ganze Jahr über Baumwolle eingesammelt, was im Innern und in Minas Novas nicht der Fall ist. Die Baumwollstaude treibt immer Früchte, diese reifen jedoch nur, wenn es nicht regnet; es hat schon Stauden gegeben, die, nachdem sie im December und Januar eine Ernte

geliefert, gleich im Mai darauf wieder eine zweite zuließen, wenn nur nach den ersten Regen im Januar wieder trockene Witterung eingetreten war.

Der Verkehr im Innern hat so große Schwierigkeiten, daß der größte Theil Baumwolle auf Pferden oder die Flüsse hinab fortgeschafft werden muß. Da sie aber auf Schiffen häufig Schaden leidet, so wird der Transport durch Karawanen vorgezogen. Dieser geht leider sehr langsam von Statten, wie es in einem von Straßen gänzlich entblößten Lande nicht anders seyn kann; und manche Sendungen brauchen Monate lang, bis sie das Meerufer erreichen. Auf dem Litoral, wo fortdauernd Ernte gehalten wird, geht das Einschiffen ununterbrochen fort.

Von großem Vortheil für die Baumwollenernte ist es, daß die Früchte nicht alle zumal zeitig werden. Auf einem und demselben Baume sieht man Blüthenknospen, Blüthen und Samenkapseln. Sieht der Pflanzer, wenn er seine Felder besucht, Kapseln, welche am Aufspringen sind, so sendet er sogleich seine Neger; Jeder von diesen hat einen Korb, in welchen eine Arroba Kapseln gehen. Beim Abpflücken derselben darf er nur drei Finger anwenden und muß sich wohl in Acht nehmen, während er den Stiel abbricht, den Baum nicht zu sehr zu erschüttern. Der mit einer Peitsche bewaffnete Aufseher bestraft die Nachläßigen. Sobald das Feld einmal weiß wird, kann man alle Morgen Neger hinausschicken; es sind immer wieder neue Kapseln aufgesprungen, und man sammelt auf diese Art fast jeden Monat einige Tage lang. Die Menge des täglichen Ertrags bleibt sich so gleich, daß es Pflanzer gibt, welche jedem Sklaven eine gewisse Aufgabe festsetzen. Für jedes Pfund unter dem Tarif erhält er Strafe, für jedes darüber eine kleine Belohnung. Es gibt freie Neger, welche für die Arroba gesammelter Baumwolle zehn Reis bekommen; sie würden jedoch wenig hiebei gewinnen, wenn sie sich nicht zugleich auch aufs Stehlen verlegten.

Sind die Kapseln eingesammelt, so werden sie an der Sonne getrocknet. Bringt man sie, ehe sie getrocknet sind, gleich aufs Lager, so geht eine kleine Gährung in ihnen vor, welche die Baumwolle gelb macht.

Die getrockneten und ins Magazin gebrachten Kapseln hat man sehr vor den Ratten zu hüten, welche dem Samen gierig nachstellen, und um ihn zu erlangen, die Baumwollenfasern durchnagen. Das beste Mittel hiegegen besteht darin, daß man die Kapseln mit einem Tuche überdeckt, auf welches man alte Samenkörner streut; die Ratten halten sich alsdann an diese und die andern bleiben von ihnen verschont.

In Minas Novas wird die Baumwolle gewöhnlich im Oktober gesäet; bemerkenswerth ist hiebei, daß man in die Löcher, welche die Baumwollensaat aufgenommen haben, Maiskörner wirft. Die eine Pflanze hindert die Entwicklung der andern nicht im Geringsten. In dieser Gegend dauern die Stauden nicht länger als fünf bis sechs Jahre aus. Die Erntezeit dauert drei Monate lang; sie fängt im Mai an und endet im August. Die Baumwolle hat mehrere Feinde; hauptsächlich aber ist es eine Art Spannraupe, welche ihre Blätter zernagt und ihr den größten Schaden thut.

Es bleibt uns jezt noch zu beschreiben übrig, wie die Baumwolle von ihren Samenkernen und ihrer Hülle losgemacht wird. Die Pflanzer nennen dieses Geschäft **Descarogar**. Ehemals wurde es mit der Hand verrichtet

und nahm viele Zeit weg. Gegenwärtig läßt man die Baumwolle zwischen zwei runden Stäben durchgehen von einem Fuß Länge und sechs Linien Dicke, welche ein Neger mittelst eines Rades in Umdrehung bringt, während ein anderer die Baumwolle zwischen die beiden Cylinder hineinschiebt.

Durch diese Maschine reinigt man täglich höchstens zwei Arrobas und erhält ein Viertel reine Baumwolle. Die Langsamkeit dieser Arbeit hat zu Erfindung von Maschinen Veranlassung gegeben, wodurch die Baumwolle schneller gereinigt wird. Diese werden in großen Fabriken von Thieren getrieben und liefern aus 118 Arrobas roher 31 Arrobas reiner Baumwolle.

Auf dem Littoral wird die gereinigte Baumwolle in Säcke gethan, welche vier bis sechs Arrobas halten. Nach Sainte-Hilaire werden in Minas Novas die Baumwolle und die wollenen Decken in eine Art Koffer (Boroacas oder Bruacas) gepackt, die aus rohen Ochsenhäuten gemacht sind. Man braucht zu jedem eine bis zwei Häute. Diese werden mit ledernen Riemen zusammengenäht, so daß die Haare nach Außen gekehrt sind. Die Höhe und Breite der Koffern beträgt vier Palmen, ihre Dicke dagegen nur zwei. Sie schließen sich mittelst eines Deckels, der sich wie bei einem Portefeuille zurückschlagen läßt.

Das Packen verrichten Einige mit der Hand, indem sie mit ihren Armen und einem Stämpfel die Baumwolle in den Sack eindrücken; Andere hängen die Säcke an vier Stricken auf und pressen die Baumwolle durch ihr eigenes Gewicht und mittelst eines Stämpfels zusammen. Dieses Verfahren heißt in Frankreich balles en pelotes; aber ein Mann bringt auf diese Art täglich nicht mehr als einen Sack zu Stande.

Wir haben gesagt, daß ein Theil der Baumwolle aus Minas Novas an Ort und Stelle verarbeitet werde, und es läßt sich hoffen, daß dieser Industriezweig noch mehr emporkomme, da die Bevölkerung merklich zunimmt. Während in Freycinets trefflicher Reise um die Welt ein Beobachter die geringe Fruchtbarkeit der Frauen in Rio de Janeiro bestätigt, erstaunen alle Reisenden, welche in den Sertao von Minas eindringen, über den entgegengesezten Fall. In den Campos Geraes und in Minas Novas sind Frauen mit zwölf bis fünfzehn Kindern etwas sehr Gewöhnliches. Vor etwa zwanzig Jahren gab es nach der Versicherung eines Reisenden in Villa do Fanado drei Häuser, welche, Einer Familie angehörend, hundert Individuen enthielten. Es scheint also, die Zunahme der Bevölkerung in jenen entfernten und öden Gegenden entspreche ganz dem politischen und sozialen Bedürfnisse. Das große Gesetz der Vorsehung, das hierin waltet, ist den Beobachtern nicht entgangen, und auch die schnell wachsende Bevölkerung in Nordamerika ist ein merkwürdiges Beispiel desselben.

Man darf nur einen Blick auf die geographische Lage dieses Distrikts werfen und sich erinnern, wie wenige Verbindungen noch mit der Hauptstadt bestehen (Villa do Fanado ist 200 Meilen von Rio Janeiro entfernt), um sich die noch schwache Bevölkerung von Minas Novas erklären zu können. Sie besteht fast einzig aus Farbigen oder aus neu angekommenen Kolonisten, die ihr Glück auf diesem noch wenig benuzten Boden versuchen wollen. Diese arbeitsamen Leute zeichnen sich durch ihren gastlichen und freidfertigen Charakter vortheilhaft aus, aber ein gewisses rohes, bäurisches

Wesen läßt sich nicht verkennen und unterscheidet sie sehr von den Einwohnern von Minas Geraes. Uebrigens zeigen sie sich willig und geneigt zu allen für das Gemeinwohl nöthigen Opfern, und es läßt sich also mit Grund hoffen, daß durch Errichtung zweckmäßiger Unterrichtsanstalten in Bälde einem wesentlichen Bedürfnisse werde abgeholfen seyn. Bereits vermischt die indianische Bevölkerung sich häufiger mit den Kolonisten, welche den Saum der Wälder bewohnen, und so wird also jede Verbesserung des sittlichen Zustandes der Bewohner von Minas Novas auch jenen herumirrenden Horden zu Gute kommen.

Es scheint, daß zu der Zeit, als man in Minas Novas noch den Goldsand ausbeutete, das gewonnene Gold von außerordentlicher Reinheit gewesen sey. Wahrscheinlich wird dieser Umstand der englischen Kompagnie, die Congo Soco zum Hauptsitze ihrer Unternehmungen gemacht hat, nicht entgehen. Dagegen ist sehr zu wünschen, daß die Bevölkerung, welche sich bereits dem Ackerbau zugewendet hat, die Minerationsgeschäfte den Fremden überlasse, denen die Hülfsmittel europäischer Industrie zu Gebote stehen, und daß sie fest auf dem von ihr eingeschlagenen Wege beharre. — Der Boden von Minas Novas ist so verschieden; er bietet nach den verschiedenen Richtungen hin eine solche Abwechslung von Wäldern, Weiden und Ackerbauland dar *), daß es wahrhaft schmerzlich wäre, die so gut begonnenen Feldgeschäfte durch vergebliches Suchen nach Gold und Edelsteinen je wieder unterbrochen zu sehen. Allerdings kann der zufällige Fund eines prächtigen Smaragden, eines Chrysoliths oder selbst eines Aquamarins, wenn er von ungewöhnlicher Größe ist, den Finder auf einmal reich machen. Aber die Hoffnung, einen solchen Schatz zu finden, ist in diesen wilden Gegenden mit der zu vergleichen, der sich die arbeitenden Klassen überlassen, wenn sie in die von der Regierung geduldeten Lotterien setzen, welche schon so Viele zu Grunde gerichtet haben. In Minas sind die Topasen= und Amethystensucher meistens die Aermsten, und Einer, der den ganzen Tag elendiglich damit zubringt, Goldsand auszuwaschen, darf sich glücklich schätzen, wenn er für 25 Sous Gold gewinnt; ganz anders dagegen Diejenigen, welche Ackerbau treiben; ist ihr Vermögen auch nur mittelmäßig, so leben sie doch in einer Art Ueberfluß.

Der verschieden geartete und gelegene Boden des Distrikts von Minas Novas bringt medizinische Gewächse in größerer Mannigfaltigkeit als irgend eine Provinz hervor. Die mehr oder minder energisch wirkenden Kräfte einiger unter denselben sind den Kolonisten durch die Eingebornen selbst bekannt geworden; oft aber hat man diese Kräfte auch übertrieben oder ihre Wirkungen unter Vorurtheilen beobachtet, deren Ausrottung von Wichtigkeit und Nutzen wäre. Einer unserer berühmtesten Reisenden hat kürzlich den gewiß aller Beachtung werthen Wunsch ausgesprochen, die Regierung möchte gründliche Botaniker an Ort und Stelle selbst schicken, nicht

*) Dieses Land kann nach seiner natürlichen Vegetation und nach der Erhebung seines Bodens in vier sehr ungleiche, aber bestimmt unterschiedene Regionen getheilt werden: östlich breitet die Region der Wälder sich von Südwest nach Nordost an der Grenze aus; nach ihr kommt die Region der Carrascos, welche sehr hoch liegt und wo in den Monaten Juni und Juli Kälte fühlbar wird; die Region der Catingas, welche weit wärmer und zum Anbau mit Baumwolle vorzüglich geeignet ist, liegt an den Ufern des Arassuahy und zwischen diesem Flusse und dem Jquitinhonha; endlich die Region der Campos, vielleicht die heißeste, liegt zwischen dem Jquitinhonha und dem San Franzisco. Diese leztere eignet sich sehr zur Viehzucht und gehört zu der großen Landfläche, welche ihrer schwachen Bevölkerung wegen der Sertao oder die Wüste heißt. Aug. de Saint-Hilaire, Voyage au Brésil, première relation, t. II, p. 3.

allein zur Aufsuchung allgemein nützlicher Pflanzen, sondern auch zur Prüfung ihrer medizinischen Kräfte und zur Einziehung der Sagen, welche über ihren Gebrauch existiren. Dieß wäre in der That das einzige Mittel, um die vollständige Materia medica von Brasilien zu erhalten, an welcher französische und deutsche Naturforscher in den neuesten Zeiten so thätig gearbeitet haben. Zu Dem ist allbekannt, daß diese Wälder der Beobachtung ein ungeheures Feld bieten würden. — Die Indianer sind es nicht allein, von welchen die Kolonisten gelernt haben; nach einer noch heute bestehenden Sage verdankt man dem Guara, dem Wolfe Brasiliens, die Kenntniß der Heilkräfte der Ipecacuana.

Unter die Trümmer der indianischen Nationen, welche noch in den großen Wäldern des Osten herumirren und welche man allmälig in Flecken zu vereinigen sucht, muß man außer den Botokuden noch die Macunis und Malalis zählen. Von den ersten war bereits bei Beschreibung der Ostküste die Rede; aber auch die beiden andern bieten einige der Beobachtung werthe Züge dar.

Wie wir schon bemerkt haben, gehören diese beiden Völker nicht zur großen Nation der Tupis, welche die Küste beherrschte. Obgleich sie früher im Kriege mit einander lebten und auch ihr Sprachidiom ein verschiedenes ist, wie Dieß heutzutag so häufig vorkommt, so haben sie jezt unter brasilischem Einflusse eine Art Conföderation gebildet, in welcher man vor Kurzem noch einige Reste der Panhames, Copoxos und Monoxes unterschied. Sie bewohnten Anfangs einen blühenden Flecken zu Porto da Santa Cruz, aber eine epidemische Krankheit raffte einen Theil der Bevölkerung weg. Jezt bewohnt der Stamm der Macunis einen Ort, Alto dos Bois genannt, und ist in beständigem Kampfe mit den Botokuden. Als diese Indianer im Jahr 1787 in der Aldea erschienen, welche sie gegenwärtig bewohnen und wo damals nur drei Kolonisten waren, gingen sie völlig nackt und hatten keine Spur von europäischer Civilisation. Seither sind sie in häufigem Verkehr mit den Bewohnern von Minas und haben sich taufen lassen; aber die wahrhaft religiöse Achtung vor ihren Voreltern ist ohne Zweifel die Ursache, daß sie in ihren sozialen Zuständen noch so weit zurück sind. Ihre Rohheit sezt alle Reisenden in Erstaunen; obgleich sie maschinenmäßig Morgens und Abends ihre Gebete in portugiesischer Sprache hersagen, so haben sie doch nicht die mindeste Idee von den Pflichten, welche die christliche Religion auferlegt. Ganz verschieden hierin von den Botokuden, deren Rechtschaffenheit öfters gerühmt wird, sind sie sehr zum Stehlen geneigt, und der Ehebruch scheint ihnen ein so leichtes Vergehen, daß sie um das geringste Geschenk ihre ehelichen Rechte dem nächsten besten Fremden abtreten. Daß sie sich jezt kleiden, ist eine Folge ihres Verkehrs mit den Kolonisten. Die Männer tragen ein Hemde und Beinkleider, und die Frauen haben durch einen baumwollenen Rock den Strick ersezt, womit sie sonst ihre Lenden umgürteten; manchmal tragen sie auch noch ein Hemde. Saint-Hilaire, der diese Indianer besucht hat, rühmt ihre Industrie und bemerkt, daß sie einen Stolz darein setzen, die Portugiesen in Allem zu übertreffen, was sie unternehmen. Zugleich aber nennt er sie unbeständig, leicht beweglich und unbekümmert wie alle Waldbewohner. „Sie sparen Nichts zusammen; oft essen sie ihren Mais, ehe er reif ist, oder sie verzehren in wenigen Monaten den Vorrath, der auf ein ganzes Jahr ausgereicht hätte. Manche ziehen Hühner auf, und da

geschieht es häufig, daß sie dieselben auf einmal tödten; oder wenn sie Schweine haben, so warten sie nicht, bis das Mutterschwein Junge wirft, sondern sie nehmen ihm dieselben aus dem Leibe und verzehren sie. Essen und den Freuden der Liebe obliegen, das sind die Hauptgegenstände ihres Dichtens und Trachtens."

Und doch, Wer sollte es glauben? Diese Menschen, welche so ganz von sinnlichen Neigungen beherrscht scheinen, diese armen, entarteten Indianer, deren Rasse am Erlöschen ist, haben eine Empfindsamkeit des Herzens, wie man sie nicht immer bei den civilisirtesten Völkern trifft. Es ist schon unter den Macunis vorgekommen, daß Väter aus Schmerz über den Tod ihrer Kinder gestorben sind. Diese Thatsache erinnert an eine andere, welche Salvador Gilii an den Ufern des Orinoko erlebte: er sah daselbst einen Indianer, der Bananenbäume auf das Grab seiner Tochter gepflanzt hatte und täglich hinging, um zu weinen. Wenn bei den Macunis der ganze Stamm versammelt ist und die Rede kömmt auf die Geschichte ihrer Vorfahren, so zeugen häufige Thränen von dem zärtlichen Andenken, in welchem diese bei ihren Enkeln stehen. So groß ist die Achtung dieses Völkerhaufens vor Allem, was aus alten Zeiten stammt, daß vor nicht langer Zeit die Krieger es verweigerten, eine Verbesserung an ihren Jagdwaffen vorzunehmen, weil sie das Andenken ihrer Väter dadurch zu beleidigen fürchteten. Warum aber noch weiter von einer Horde reden, die vor ungefähr zwanzig Jahren kaum noch hundert Individuen zählte und die unterdessen auf eine noch niedrigere Zahl herunter geschmolzen seyn muß? Man kann ihnen nur wünschen, daß sie, weil sie doch nicht zahlreich genug sind, um eine eigene Nation zu bilden, endlich die Nothwendigkeit einsehen möchten, Heirathsverbindungen mit den Farbigen einzugehen. Dieser Wunsch gilt aber nicht bloß den Macunis. In vielen Gegenden von Minas Novas gibt es kein anderes Mittel, die Reste so vieler Nationen, die ihrem Erlöschen nahe sind, zu einem Theile der wirklichen Bevölkerung zu machen.

Die **Malalis** sind eben so wenig zahlreich als ihre ehemaligen Verbündeten. Von den Botokuden verfolgt, suchten sie Zuflucht bei den Portugiesen und fingen an, Ackerbau zu treiben; die Epidemie von 1814 raffte aber Viele von ihnen hinweg, und die Uebrigen konnten sich nur dadurch vor dieser tödtlichen Krankheit retten, daß sie den Flecken, den sie mit den Panhames und hauptsächlich mit den Monoxos, von denen sie Abkömmlinge seyn wollen, gegründet hatten, verließen. Diese armen Indianer haben in ihrer Aldea das Rathhaus beibehalten als Andenken an ihre vormalige Unabhängigkeit. Von den Brasiliern ganz umgeben, sind sie auch ganz von denselben abhängig. Seit mehreren Jahren werden sie im Christenthum unterrichtet, und man nennt sie, wie so viele andere Stämme, Christen; auch gehen sie zur Beichte; aber ihre Ideen über Religion sind noch sehr verwirrt und geben keine hohe Meinung von den angeblichen Religionsgrundsätzen, die man so vielen indianischen Nationen eingeschärft haben will. Als ein Reisender sie nach dem Namen Gottes fragte, nannten sie ihn **Tupan**; und als er hierauf einige Fragen an sie richtete über den heil. Antonius, den Schutzpatron ihres Fleckens, wußten sie demselben auch keine andere Benennung zu geben

Man erinnert sich vielleicht noch Dessen, was wir zu Anfang dieser Notiz über den **Bicho da Taquara** gesagt haben, durch welchen die



Malalis sich in einen ekstatischen Schlaf versetzen. Es scheint, der unmäßige Genuß dieses Insekts habe weit zerstörendere Wirkungen auf die Leibeskonstitution dieser Wilden geübt, als berauschende Getränke es vermocht hätten. Ein unaufhörliches Nervenzittern und eine Betäubung aller Sinne sind die schauerlichen Folgen jenes durch das Insekt bewirkten schlafähnlichen Zustandes. Wir fügen Dem, was wir bereits über den Bicho da Taquara gesagt haben, noch bei, daß er nicht bloß dazu dient, wozu die Indianer in Minas ihn gebrauchen: nimmt man ihm den Kopf und die Darmröhre weg, so gibt er ein sehr feines Fett, das man in Gefäßen aufbewahrt und zum Anmachen verschiedener Speisen benützt. Wer den natürlichen Ekel zu überwinden und ihn roh zu essen vermag, versichert, daß er wie das delikateste Creme schmecke, und man kann ihn in dieser Beziehung mit gewissen Larven des Murichi vergleichen, welche nach Loblonds Bericht von den Guaraons am Orinoko als Speise sehr gesucht sind. Getrocknet und zu Pulver zerrieben, dient der Bicho als ein treffliches Heilmittel, besonders gegen Wunden.

Wir können diesen Theil von Minas Novas nicht verlassen, ohne einer von Saint-Hilaire erzählten Thatsache zu erwähnen. Dieser Reisende begegnete in der Nachbarschaft der Malalis einem Manne von der Rasse der Panhames, in dessen Physiognomie keine Spur von indianischen Zügen zu finden war und dessen ganze Figur mehr den treuherzigen Ausdruck gewisser französischen Bauern hatte. Es ist zu bedauern, daß nicht mehrere Beobachtungen in dieser Beziehung angestellt werden konnten, um zu erfahren, ob hier vielleicht wie fast bei jeder Nation sich noch ein besonderer Typus erzeugt habe.

Wir unternehmen jezt die Beschreibung des Sertao von Minas und der Campos Geraes. Lezteres Land wird der Garten von Brasilien genannt, aber damit der europäische Reisende diese Benennung gerecht finde, hüte er sich, während der trockenen Jahreszeit eine Reise durch dasselbe zu machen; erst wenn die Winterzeit der Erde ihre Frische wieder gibt, wenn die wellenförmigen Erhöhungen des Bodens sich mit üppigem Grün überkleiden und die schönen einzeln stehenden Bäume sich mit Blüthen und Früchten schmücken, — erst dann verdienen die Campos jenen poetischen Namen. Während der übrigen Zeit, wenn die versengenden Strahlen der Sonne das Erdreich ausbrennen, sind sie melancholische Einöden. Mit großer Wahrheit hat man von dieser Zeit gesagt: „Sie vereinigt die ganze Traurigkeit unserer Winter mit einem glänzenden Himmel und einer glühenden Erde.“

Was versteht man denn aber nun unter dem Sertao oder der Wüste eines Landes, das so viele große Einöden hat? Der Sertao von Minas macht fast die Hälfte dieses großen Landes aus. Seine Grenzen sind sehr unbestimmt; er erstreckt sich etwa vom 13ten bis zum 21sten Grad der Breite. Gegen Süden gehört zu ihm noch ein kleiner Theil der Comarca des Rio das Mortes, im Osten ein beträchtlicher Theil der Distrikte von Sabara und des Serro do Frio; im Westen umfängt er die ganze Comarca von Paracatu, welche östlich vom Flusse San Franzisco liegt. „Auch darf man nicht glauben,“ sagt ein Reisender, „der Sertao beschränke sich bloß auf die Provinz Minas Geraes; er dehnt sich bis nach Bahia aus.“

Man lese den Prinzen von Neuwied, Spix und Martius, August de Saint-Hilaire und alle Reisenden, welche in neuester Zeit das Innere von

Brasilien besucht haben, — gewiß, Alle werden in ihrer Meinung über den Sertao und seine Bewohner übereinstimmen. Dieses große Land, das rings von Gebirgen umgeben ist, in seinem Innern aber nur unbedeutende Hügel hat, zeigt fast durchaus denselben Charakter; nur gegen den Rio San Franzisco hin ändert sich derselbe ein wenig. Armselige und wenig bevölkerte Flecken, die man hie und da trifft, einige Fazendas, in denen Ackerbau getrieben wird, ziemlich viele Coraes oder eingezäunte Plätze, in welche das Vieh getrieben wird, wenn ihnen die Chiffre des Eigenthümers aufgebrannt werden soll oder wenn man sie abschlachten will; — Dieß ist nahezu Alles, was von menschlicher Thätigkeit zeugt. Endlose Weiden voll schönen Viehes, das man fast ganz sich selbst überläßt, einige wilde Thiere, welche die Einöden durchstreifen, — weiter begegnet dem Reisenden Nichts auf einem oft wochenlangen Marsche.

Die Sertanejos oder Hirten der Wüste zeichnen sich von der übrigen Bevölkerung durch eine besondere Gesichtsbildung aus, durch welche sie sehr an die Bewohner des Innern von Pernambuko erinnern. Die Reisenden stimmen darin überein, daß sie gastfreundlich und wohlwollend, zugleich aber auch so träge und faul seyen, daß dadurch alle ihre guten Eigenschaften wieder aufgehoben werden. Kein Unterricht dringt bis zu ihnen in die Einöde, und daher bleiben ihnen die einfachsten Kenntnisse aus der Moral und Religion völlig fremd; eine totale Gleichgültigkeit gegen Alles, was außerhalb des Sertao besteht und vorgeht, ist der bezeichnende Zug ihres Charakters. Das einfachste Gespräch ist für sie eine Anstrengung. Ein Reisender, der sie besucht hat, sagt, „er habe mit Schrecken bemerkt, wie ein roher Unglaube sich unter den Hirten der Wüste verbreite.“ Dieser Mangel an religiösem Glauben schützt sie aber nicht vor dem grassesten Aberglauben; und wenn in gewissen Gegenden von Brasilien der Gottesdienst strenge und fast ins Kleinliche getrieben wird, so ist dagegen der Sertao von Minas das Land der Wahrsager und Zauberer. Vor etwa 20 Jahren stand ein Neger als Prophet in sehr großem Ansehen bei den Hirten, und der verschmizte Betrüger wußte aus ihrem Aberglauben den besten Vortheil zu ziehen. Aber troz diesem Geiste der Trägheit und Verderbniß, der sie beherrscht, haben die Sertanejos ausgezeichnete Fähigkeiten, die, wenn sie mit Sorgfalt gepflegt würden, sich gar leicht auf Industrie und sogar auf solche Arbeiten wenden ließen, welche den Verstand ernstlich in Anspruch nehmen. Hoffen wir denn, daß die Regierung, welche sich gegenwärtig mit Anlegung von Primärschulen sehr eifrig beschäftigt, auch den Sertao von Minas nicht vergessen werde, damit man in diesen Einöden bald keine Menschen mehr antreffen möge, deren Unwissenheit in den einfachsten Dingen fast an ihrer europäischen Abkunft zweifeln läßt. Es gibt in der That Sertanejos, welche sich kaum von den Indianern der rohesten Horden unterscheiden.

Gleichwohl gibt es keinen Indianer mehr in dem Sertao. Der fastgänzliche Mangel an Wäldern hat sie genöthigt, andere Orte zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Man bemerkt wenig Schwarze; hier wie im Sertao von Pernambuko scheut man sich, ihrer grenzenlosen Sorglosigkeit Heerden anzuvertrauen. Weiße reinen Ursprungs sind gleichfalls selten; Was sollten sie auch in diesen entfernten Gegenden thun? Die Sertanejos bestehen meistens aus Farbigen, unter welchen man gewiß leicht einige jener Mamalucos heraus finden könnte, welche mit den ersten Paulistas auf

Entdeckungsreisen auszogen und sich nachher mit andern Metis vermischt haben. So Viel ist gewiß, daß diese von so verschiedenen Rassen abstammenden Menschen, welche anfänglich alle möglichen Landstreicher, die begangener Verbrechen halber in die Wüste flohen, unter sich aufnehmen mußten, nach und nach sanftere Sitten angenommen haben. Einst waren Verbrechen so häufig in diesen Gegenden und wurden so selten bestraft, daß die Sertanejos bei allen Völkerschaften des Innern im schlimmsten Rufe standen. Gegenwärtig sind Mordthaten äußerst selten. Wenn der Sertanejo wie alle Hirten Südamerika's seine Wohnung nur zu Pferd und stets bewaffnet verläßt, so geschieht Dieses vielmehr der Jagd als der Vertheidigung wegen. Es gibt in der That auch wenig Gegenden in Brasilien, die so reich sind an seltenen Wurzeln und vierfüßigem Wild.

Große Hirsche sind hier sehr gewöhnlich und die Sertanejos sind im ganzen Innern als treffliche Veadojäger (Veado heißt Hirsch) berühmt. Bald jagen sie das Wild mit Hülfe ihrer Hunde, bald bedienen sie sich einer List, die sie ohne Zweifel von den Indianern gelernt haben: unter Gesträuchen sich bergend, kriechen sie auf allen Vieren an einem Bache hin, bis sie ihrer Beute so nahe sind, daß sie bequem auf dieselbe anschlagen können. Die Hirschhäute sind, wie wir oben gesehen haben, ein Hauptbedürfniß für die Sertanejos geworden: aus diesen machen sie jene lederne Kleidung, welche ihnen ein so sonderbares Ansehen gibt und sie vor gefährlichen Verwundungen schützt, die sie beim schnellen Durchjagen durch Gebüsche sich zuziehen könnten. Um den Häuten die nöthige Geschmeidigkeit zu geben, wenden sie ein Mittel an, das in unseren europäischen Gerbereien wenig im Gebrauche ist: sie reiben dieselben mehrere Male mit Hirnmark ein, wodurch sie so fein und geschmeidig werden, wie man sie selbst in unseren Städten nicht besser finden kann. Da aber die Erfahrung gelehrt hat, daß so zubereitete Häute nicht länger als ein Jahr dauern, so gibt man ihnen zuvor ein Talgbad, ehe man sie auf die eben beschriebene Weise einreibt.

Hat der Sertanejo seinen Heerden einige Sorgfalt gewidmet und sie im Coral mit den besonderen Kennzeichen versehen, hat er ferner mittelst des Laço eine gewisse Zahl junger, zum Handel bestimmter Pferde gefangen, so besteht seine Hauptbeschäftigung in der Jagd und in der Zubereitung schöner Häute theils zu eigenem Verbrauch, theils zum sichern Absatz in den angrenzenden Ländern. Neben jeder Wohnung sieht man große Ochsenhäute so angebracht, daß sie die Kufen ersetzen, in welchen bei uns die Vorrichtungen der Gerberei begonnen werden. Hier sieht man auf ganz instinktmäßige und rohe Weise die Häute der verschiedensten Thiere zubereiten. Aus dem Sertao kommen manchmal auch jene schönen Sucuriu-Schlangenhäute, aus denen man Stiefeln und Sättel macht und welche trotz des Gerbens die Spuren erhöhter und regelmäßig liegender Schuppen behalten.

So fruchtbar auch der Boden ist, so würde man sich doch sehr täuschen, wenn man neben der Wohnung des Sertanejo einen Garten zu finden hoffte, der die ins Innere von Brasilien kommenden Gemüse hegte. In mehreren Gegenden besteht die Nahrung einzig aus in Milch eingeweichtem Maniocmehl; der Genuß des Mais, glaubt man, erzeuge Hautkrankheiten; an anderen Orten gibt es so viel Vieh, daß Fleisch daselbst die Hauptnahrung ausmacht in Verbindung mit den kleinen schwarzen

Bohnen, die in den Haushaltungen Brasiliens eine so wichtige Rolle spielen. Wildes Obst, worunter auch die Frucht der Boritypalme zu rechnen ist, liefert der Sertao im Ueberfluß und häufig besteht darin die einzige Nahrung des Hirten der Wüste.

Es ist schon oft erzählt worden, mit welcher Geschicklichkeit die Guauchos und die Peons der Pampas den Laço oder die Bolas zu handhaben wissen, um Thiere zu fangen, und wie sie durch forcirten Lauf die Pferde ihrer Wüste zähmen, daß wir für unnöthig halten, hier alle diese Einzelnheiten zu wiederholen. Wir begnügen uns, zu sagen, daß die Sertanejos zwar im Laçowerfen eine ausgezeichnete Geschicklichkeit haben, dagegen aber von den Bolas keinen Gebrauch machen. Die Gestalt des Bodens und die üppige Vegetation nöthigen sie, vorsichtiger zu seyn, als die Guauchos es sind, und machen auch ihr Geschäft schwieriger. Mit der langen Lanze bewaffnet, von welcher wir schon bei Beschreibung der Provinz Goyaz gesprochen haben, riskiren sie oft ihr Leben, wenn sie die Thiere durch die Catingas oder durch einzelne Gehölze der Campos verfolgen.

Wie die Hirten Peru's, Chili's und der Pampas, so haben auch die Sertanejos in Brasilien ihre Varabis, ihre Tristos, ihre Liebesgesänge, welche sie in der Einöde ertönen lassen; jene melancholischen Modinhas, um welche die Bewohner von San Paul sie beneiden könnten, haben sie ohne Zweifel von den glücklichen Bewohnern der Piratiningathäler entlehnt. Sie haben auch ihre Hirtengesänge, und wir müssen gestehen, daß Wer dieselben einmal gehört hat, gewiß nicht leicht diese wilde Poesie der Wüste wieder vergißt. Mit tiefster Rührung habe ich selbst einem jener Hirten zugehört, und habe versucht, in einem andern Werke jene Dichtungen zu schildern, die noch nicht gesammelt sind und von einer mächtigen Begeisterung zeugen *).

Die Campos Geraes grenzen an den Sertao oder machen vielmehr einen Theil desselben aus, und wir können das Innere von Brasilien nicht verlassen, ohne auch über sie einige Worte zu sagen. Der Prinz von Neuwied, der es trefflich versteht, in leicht hingeworfenen Zügen eine Landschaft zu schildern, möge hiebei unser Führer seyn.

Das Terrain senkt sich mehr und mehr bis gegen Ilha hin und die Sträucher werden immer kleiner, bis man die Campos Geraes zu Gesichte bekömmt, mit denen eine neue Welt anzufangen scheint. Unermeßliche ganz von Wäldern entblößte Ebenen oder auch sanft anstrebende Hügel, die sich zu Gebirgsketten verlängern und mit trockenen, hohen Kräutern und dichtem Gebüsche bedeckt sind, ziehen sich unabsehbar hin. Die Campos, welche sich bis zum Rio San Franzisco, Pernambuko und Goyaz ausbreiten, werden in verschiedenen Richtungen von Thälern durchschnitten, in welchen Flüsse entspringen, die von dieser Hochfläche ab ins Meer fließen. Der bedeutendste unter diesen ist der Rio San Franzisco; er entspringt in der Serra da Canastra, welche man als die Grenze zwischen den Kapitanerien Minas Geraes und Goyaz betrachten kann. In den Thälern, welche diese Hügelkette und diese nackten Hochebenen durchschneiden, sind die Ufer der

*) S. les Scènes de la nature sous les tropiques, et de leur influence sur la poesie. Ferner unser Résumé de l'histoire littéraire du Portugal et du Brésil.

Flüsse und Bäche mit Wäldern besezt; auch kleinere einzeln stehende Gehölze findet man in diesen Vertiefungen, besonders gegen Minas Geraes hin. Diese Art Wälder ist es hauptsächlich, was die Campos auszeichnet. Man glaubt oft, eine fortlaufende Ebene vor sich zu sehen, und auf einmal befindet man sich am Rande eines engen tief eingeschnittenen Thales; aus dem Grunde desselben herauf dringt das Murmeln eines Baches und der Blick fällt auf die Wipfel eines Waldes, dessen Bäume, mit den verschiedensten Blüthen geschmückt, des Baches Ufer begrenzen. Während der kalten Jahreszeit ist der Himmel hier beständig bedeckt, der Wind anhaltend; in der trockenen Jahreszeit ist die Hitze erstickend, alle Gewächse verdorrt, die Sonne brennend und an Wasser gänzlicher Mangel. Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß die Campos Geraes im östlichen Brasilien sich sehr von den Steppen der alten und neuen Welt unterscheiden, welche Humboldt so schön und getreu beschrieben hat.

Die Bevölkerung der Campos Geraes hat, wie man leicht begreift, große Aehnlichkeit mit der im Sertao von Minas. Sie beschäftigt sich wie jene mit Ackerbau und hauptsächlich mit Viehzucht. Die Bewohner der Campos führen vorzugsweise den Namen Vaqueiros. Wie die Hirten, von denen wir oben gesprochen, kleiden auch sie sich in Leder, und ziehen vielleicht noch mehr Pferde auf als die in der Nachbarschaft von Minas. Wenn der Prinz von Neuwied die Sorgfalt rühmt, welche sie auf leztere Beschäftigung verwenden, so wie den Muth, mit dem sie bei jeder Gelegenheit ihre Heerden gegen den Angriff wilder Thiere vertheidigen, so ist dagegen das Gemälde nicht sehr anziehend, das er von ihren geistigen Eigenschaften entwirft. Wir wollen hoffen, daß unterdessen glückliche Veränderungen in dieser Beziehung vorgegangen seyen; aber im Jahr 1816 konnte der erwähnte Reisende kaum Ausdrücke finden, die stark genug waren, den elenden moralischen Zustand der Vaqueiros zu schildern. „Die belebte, immer schöne, immer thätige und mannigfaltige Natur macht einen frappanten Kontrast mit der großen Masse der Bewohner, welche so roh und so unwissend sind als das Vieh, dem sie ihre Sorge weihen und das der einzige Gegenstand ihrer Gedanken ist.“

Wegen ihrer unzähligen Menge von Thieren und Vögeln jeder Art werden die Campos Geraes noch lange das gelobte Land der Naturforscher bleiben. Die Vaqueiros haben gewiß Zeit genug gehabt, sich, wenigstens durch häufigen Anblick, mit den Fremden vertraut zu machen, welche Liebe zur Wissenschaft in jene Einöden zieht; aber Nichts vermag die Verwunderung zu schildern, mit welcher sie die ersten Gelehrten betrachteten, die dorthin kamen. Sie richteten die seltsamsten Fragen an sie; und wenn der Anblick der Bücher und Waffen ihnen auch gleich eine vortheilhafte Vorstellung von der europäischen Industrie beibrachte, so konnten sie sich doch nicht enthalten, einstimmig zu bekennen, daß es in jenem unbekannten Lande sehr sonderbare Käuze geben müsse; denn es sey doch fast unbegreiflich, wie man sich so vielen Gefahren aussetzen könne, „um kleiner Insekten willen, die man in den Campos verwünscht, und wegen unbedeutender Pflanzen, womit man die Kühe füttert.“

Obgleich es in den Campos Geraes weit nicht so viele wilde Heerden gibt als in den Llanos und den Pampas, so ist doch das Gemälde, welches der Prinz von Neuwied von ihnen gibt, merkwürdig genug. Aeußerst interessant muß es seyn, jene unermeßlichen Weiden zu sehen, wo unter einer



zahllosen Menge von Pferden und Ochsen alle Arten großer Vögel friedlich umher wandeln. Die Stiere, voll Gefühl ihrer Kraft, üben eine gewisse Herrschaft über die Heerden aus. Jeder hat seinen Bezirk, den er brüllend vertheidigt. Das Haupt gesenkt und mit dem Fuße die Erde stampfend, ruft er den Nachbar, der sein Nebenbuhler ist, zum Kampfe. Oft kämpfen diese stolzen Thiere stundenlang mit einander. Der Besiegte räumt dem Sieger das Feld. Das Hornvieh des Sertao ist von mittlerer Größe, fleischig und stark. Die Stiere haben größere Hörner als die europäischen, und der Büschel Haare am Ende des Schwanzes ist außerordentlich dicht; ihre Farbe ist schwarzbraun oder schmutzig graugelb. Ein anderer Reisender bemerkt, daß die Kühe des Sertao weit kleinere Euter haben als die unserigen; auch geben sie weniger Milch. Man macht selten Butter im Sertao, dagegen bereitet man eine der holländischen ähnliche Käse, welche sehr gesucht zu werden anfängt und welche noch allgemeiner werden würde, wenn man mehr Salz hätte. Das Carne secca oder getrocknete Fleisch wird ohne Salz bereitet, nachdem man es in schmale Riemen geschnitten hat. Daher kommt es auch wahrscheinlich, daß es später einen so ekelhaften Geruch annimmt; die Stärke dieses leztern hängt von der Zeit ab, während welcher es der Luft ausgesezt gewesen. Einige behaupten, die Austrocknung erzeuge in dem Ochsenfleische Blausäure und der Genuß desselben könne daher nachtheilige Folgen haben. Es scheint jedoch nicht, als ob die vielen Bevölkerungen, welche sich davon nähren, Nachtheile davon empfänden. Die trockenen Jahrgänge haben überdieß die Ausfuhr desselben vermindert, und nach dem Berichte der Madame Arsene Isabelle kommt fast alles Fleisch, das an der Küste verzehrt wird, von Rio Grande do Sul. Doch sieht man noch alle Jahre zahlreiche Ochsenheerden von den Campos Geraes hauptsächlich nach der Hauptstadt von Bahia wandern; diese endlosen Boiadas, welche von geschickten Hirten geführt werden, bringen ihren Eigenthümern oft bedeutenden Gewinn; denn nicht selten wird das Stück Vieh, welches zehn bis zwölf Franken kostete, am Ort seiner Bestimmung um 56 bis 60 Franken wieder verkauft. Die Cavalhados oder Pferdeheerden bringen noch bedeutenderen Nutzen.

Nichts kömmt häufiger in der Geschichte von Brasilien vor, als daß ein Volk, welches einst ein ganzes Land beherrschte, gezwungen ward, dasselbe zu verlassen und in weit entlegene Wälder zu fliehen: Dieß war auch der Fall bei den Camacans-Mongoyos. Obgleich diese Nation nicht zur herrschenden Rasse der Tupis gehörte, so drang sie doch bis vierzehn Meilen von San Salvador in die schönen Ebenen von Cachoeira vor. Besiegt durch einen Conquistador, floh sie zurück nach einem Orte, welcher der Arrayal da Conquista hieß. Hier lebte sie anscheinend unter portugiesischem Schutze; aber im Stillen bereitete sich die blutige Katastrophe vor, welche dem Stamme den Untergang bringen sollte. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen, daß dieses Mal die ersten Gewaltthätigkeiten von den Indianern begangen wurden. Von Zeit zu Zeit bemerkte man, daß Soldaten aus dem Detachement, das hier in Garnison lag, verschwanden. Man war jedoch weit entfernt, auf die Camacans einen Verdacht zu werfen, bis eine neue Thatsache Licht über jene geheimnißvollen Desertionen verbreitete. Ein portugiesischer Soldat, der einen Wilden in den Wald begleitet hatte, sah sich daselbst unvermuthet

von seinem treulosen Gefährten überfallen und wäre ohne Zweifel unterlegen, wenn er nicht durch eine seltene Kraft und Gewandtheit die Angriffe des Mörders abgewandt hätte. Nun war über das Schicksal der vermeintlichen Deserteure kein Zweifel mehr, und die Rache, die man für dieses Verbrechen an den Mongoyos nahm, war schrecklich; ja, insofern sie von Abkömmlingen der Europäer geübt wurde, übertraf sie an Grausamkeit die That der Wilden selbst. Von einem Anführer der Portugiesen zu einem Feste eingeladen, erschienen die Camacans in völliger Sorglosigkeit, und der größte Theil von ihnen ward unbarmherzig niedergemacht. Nach diesem blutigen Akte, wobei die Schuldigen mit den Unschuldigen umkamen, beschlossen die noch Uebrigen vom Stamme, sich noch weiter zurückzuziehen. Tief im Innern dieser Wälder ist ein einsamer Ort, den die Portugiesen das Gebirge der neuen Welt (Serra do Mondo Novo) genannt haben: hier, in einem Winkel des Waldes, der von einer Riesenschlange den Namen Giboya hat, gründeten sie ein Dorf, wo sie ihre Unabhängigkeit zu erhalten hofften; aber es stand nicht lange an, so wurden sie auch hier entdeckt.

Diese von einer einst mächtigen Nation übrig gebliebene Horde bewahrt unter dem Schutze der alten Wälder noch einige von den Urzügen, welche der Rasse der Tapuyas eigen waren. Vorher Nomadenvolk, sahen sie sich jetzt auf einen sehr engen Bezirk eingeschränkt und fingen an, Ackerbau zu treiben. So verwenden sie jetzt einen Theil ihrer Zeit auf die Geschäfte, welche das Leben in den Wäldern erfordert, und den andern auf die durch den Gebrauch geheiligten Feste. Eine Gewohnheit, die vormals den Tapuyas eigen war, erhält sich noch unter ihnen; sie besteht darin, mit einem ungeheuren Baumstamme nach einem vorgesteckten Ziele zu laufen und sich gegen einen Haufen Angreifender zu vertheidigen.

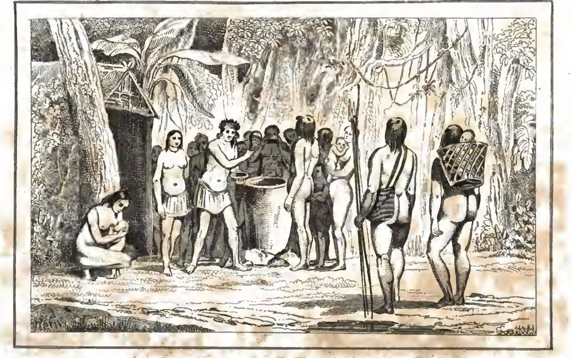
Die Camacans-Mongoyos haben, zum Theil wenigstens, den Gebrauch der Kleidung angenommen, ohne jedoch jene seltsamen Zierrathen abzulegen, die der Gebrauch geheiligt hat. Die Frauen verstehen sich sehr gut aufs Stricken der Baumwolle; als tägliche Kleidung tragen sie eine selbstgemachte rockähnliche Hülle, die ihre Blöße aber mehr verschleiert als bedeckt. Sie besteht aus einem Gürtel, von welchem viele farbige Schnüre bis auf die Kniee herabhängen und welche nicht verhindern, daß man die Malereien unterscheidet, womit noch immer die Frauen wie die Männer sich bei festlichen Gelegenheiten zu schmücken pflegen. Die blaulichte Genipaschminke, das Rocuroth sind nicht die einzigen Farben, welche sie hiezu anwenden: aus der Rinde eines Baumes, dessen Namen uns unbekannt ist, bereiten sie ein schönes Rothbraun, das sie Catua nennen und wodurch sie jene Malereien vermannigfachen, welche ihrer Meinung nach durchaus zu einem Feste gehören.

Die Camacans-Mongoyos schlafen nicht in Hängematten wie die Puris und so viele andere Nationen; nackt strecken sie sich auf ihr aus Werg grob zubereitetes Lager aus in der Nähe des Feuers, das stets in der Hütte brennt. Uebrigens sind sie darum nicht weniger industriös als die entarteten Nachkommen der Tupis. Ihre Geschirre aus grauem Thon sind mit ziemlicher Geschicklichkeit verfertigt. Die Frauen weben und stricken mit außerordentlicher Gewandtheit Säcke und Netze, welche ihre Männer auf der Jagd brauchen, und färben dieselben aufs Bunteste. Die Waffen der Krieger sind schöner gearbeitet, als man sie gewöhnlich bei den übrigen



Camacan Mangoyó (Mann und Weib).





Fest der Coroados.

Stämmen der Tapuyas sieht. Ihr Bogen (Cuang) aus Braunaholz ist sehr schön gefärbt und polirt; ihre Pfeile sind mit größter Sorgfalt gearbeitet und es gibt eine Art derselben, welche sie Prunkpfeile nennen, die eine solche Feinheit der Arbeit und eine solche Pünktlichkeit in Ausführung der einzelnen Theile zeigen, daß Derjenige, welcher diese Waffen zuerst beschrieben hat, nicht genug ausdrücken kann, wie sehr ihre Vollkommenheit ihn überraschte.

Aber der größte industrielle Luxus der Camacans zeigt sich in dem schön polirten Scepter, den ehemals die Häuptlinge trugen, und in dem Charo, einer Federmütze, die eine Art Krone bildet, welche noch heute die Häuptlinge an Festtagen tragen und welche an die schönen Arbeiten dieser Art erinnert, die man einst an den Ufern des Amazonenstroms sammelte.

Diese arme Nation, deren Zahl sich durch Kriege sehr vermindert hat und die es wohl fühlt, daß ihre Wälder sie nicht mehr lange schützen werden vor dem Schicksale, das die Weißen ihr bereiten, legt in den meisten Handlungen ihres Lebens eine sehr bezeichnende Sorglosigkeit an den Tag. Die Feste spielen noch immer die Hauptrolle bei ihnen und vielleicht sind dieselben die einzigen Reste ihrer vormaligen Religion; durch sie erhält sich noch das halb erloschene Gefühl ihrer Nationalität. Wie ehedem bei den Tupinambas, so wird auch bei den Camacans der Cauin durch die ekelhafte Operation des Kauens bereitet; aber statt ihn in jenen großen Krügen, die Lery beschreibt und die Cunarins hießen, kochen zu lassen, wird das köstliche Getränke in einen zu diesem Zwecke ausgehöhlten Barrigudoklotz geschüttet; und in der That, die Beschaffenheit dieses Gefäßes hindert die Erhitzung des Cauin nicht im Geringsten. Der untere Theil desselben steht in einem in die Erde gegrabenen Loche fest und das Feuer wird von unten angemacht.

Alles, was am Feste Theil nimmt, erscheint glänzend bemalt; die Männer haben ihren Leib mit langen schwarzen Streifen überzogen, die Frauen haben über dem Busen halbmondförmige Striche, welche wahrscheinlich an jene Ringkrägen erinnern sollen, von denen Lery spricht; durch die Löcher in ihren Ohren haben sie lange bunte Federn gezogen. Auf einmal ertönt die Maraca *) und ein lautes Geschrei erschallt: das Instrument, welches den Takt bezeichnet, heißt Herenehedioca und ist vielleicht das sonderbarste aller Instrumente, die man bei den amerikanischen Nationen findet. Es besteht aus Tapirhufen, die in zwei Bündeln an Schnüre befestigt sind, durch welche sie in Bewegung gesezt werden.

Wenn die Musik der Mongoyos bizarr ist, so ist ihr Tanz es nicht weniger; mit dem der Tupis hat er Nichts gemein als die Einförmigkeit. Gleichwohl ist er auch bei den Coroados in Minas, mit welchen die Mongoyos überhaupt viel Aehnlichkeit haben, gebräuchlich. „Vier Personen beschreiben, mit etwas vorwärts hängendem Leibe und in gemessenen Schritten hinter einander herlaufend, einen Kreis. Alle wiederholen mit wenigen Modulationen die Sylben: hoi, hoi, he, he, he, und Einer von ihnen akkompagnirt diesen seltsamen Gesang mit seinem Instrument, dem er, nach

*) Das Idol der Tupinambas oder das religiöse Werkzeug derselben findet sich auch bei den Mongoyos, aber unter dem Namen Kekiekh. Eine ähnliche Klangnachbildung kommt auch in einem andern Theile Amerika's, bei den Bewohnern von Florida, vor, wo Chichikueh ebenfalls die Maraca bezeichnet.

Gefallen oder wie der Gebrauch es will, bald stärkere, bald sanftere Töne entlockt. Auf diese Tänze, bei welchen viel getrunken wird, folgen wahrscheinlich jene mühsamen Wettkämpfe, wo es darauf ankömmt, einen Baumstamm so lange zu tragen, bis man erschöpft niedersinkt oder bei einem ausgesteckten Ziele anlangt, wo die Frauen den Sieger erwarten. Diese Wettläufe nehmen oft ein trauriges Ende. Obgleich ganz mit Schweiß bedeckt, werfen die Kämpfer sich in einen benachbarten See oder Fluß, und ziehen sich dadurch Beschwerden zu, von welchen sie nie mehr geheilt werden können; denn ihr wirksamstes Heilmittel besteht wie bei den Tupis in Räucherungen mit Tabak. Nimmt man hiezu noch die Beschwörungsformeln, die der Piaya des Stammes ausspricht und die er allein versteht, so hat man einen vollständigen Begriff von dem Heilverfahren der Mongoyos.

Widersteht die Krankheit diesen sonderbaren Mitteln, so bleibt der Patient von aller weitern Hülfe verlassen. Nichts desto weniger ist sein Tod die Veranlassung zu allgemeiner Trauer, bei welcher die schrecklichsten Klagetöne ausgestoßen werden. Sie endet mit dem Leichenbegängnisse, das auf dieselbe Art wie bei einer Menge Stämme abgehalten wird. Wird bei den Mongoyos ein Krieger sehr betrauert, so weint man in seiner Hütte um den Leichnam, bis die Glieder in Verwesung übergehen. Alsdann wird er mit allen seinen Waffen und anderen Geräthschaften, die er braucht bei seiner Reise nach dem Lande der Seelen, der Erde anvertraut, und auf seinem Grabe ein Holzstoß errichtet, den man anzündet, um die bösen Geister zu verjagen.

Hat man hinlänglich genaue Kenntnisse von der Mythologie der Camacans-Mongoyos? Ist es wahr, daß sie die Seelen ihrer Verstorbenen vergöttern und entweder schützende oder furchtbare Gottheiten aus ihnen machen? Mehrere Schriftsteller bejahen diese Fragen. Wie die Araucanen, welche während eines Gewitters die Seelen der Verstorbenen im Kampfe begriffen glauben, so schreiben auch die Mongoyos alle Gewitter und wahrscheinlich auch die Erscheinung aller furchterregenden Meteore den Seelen erzürnter Krieger zu, und sind überzeugt, daß ein Mensch, der einen Haß mit in die andere Welt genommen, wieder kommen kann unter der Gestalt des Jaguars, um sich zu rächen. Diesen rohen Glauben an eine Seelenwanderung findet man in Amerika nicht nur bei ihnen, sondern auch bei einigen Stämmen an den Ufern des Orinoko. Von jeher durch ihre Tapferkeit berühmt, werden die Camacans gegenwärtig mit Erfolg gegen die Botokuden, welche die Straße der Civilisation nicht betreten wollten, gebraucht, so wie auch gegen die Patachos, ihre alten Feinde.

Nach dem Berichte von Debret, der eine prächtige Zeichnung von einem ihrer Häuptlinge geliefert hat, zeigen die Camacans-Mongoyos eine seltene Geschicklichkeit und eine ungewöhnliche Stärke bei Handhabung unserer eisernen Aexte, und sie sind es auch, denen die Lobsprüche gelten, welche Azevedo Coutinho den Indianern macht wegen der Geschicklichkeit, welche sie bei Fällung der Wälder beweisen.

Man darf nicht mit den eigentlichen Camacans-Mongoyos jenen Bastardstamm verwechseln, der an den Ufern des Belmonte herumstreift und dessen Angehörige den Namen Maniens führen. Sie stammen zwar von den Mongoyos ab, aber ihre häufigen Verbindungen mit den Schwarzen aus den Pflanzungen der Umgegend haben die physischen Charaktere ihrer Rasse gänzlich verändert.



Zeichen zum Rückzug (Coroado).



Mumie eines Corado Häuptlings

Die Coroados sind ebenfalls eine wichtige Nation, die man nur noch aus den in verschiedenen Theilen der Provinz bis in die südlichen Gegenden hinab zerstreuten Trümmern kennen lernen kann. Ihren Namen haben sie von der Art, wie einige unter ihnen ihr Haupthaar zu scheeren pflegen, erhalten. Sie sind Abkömmlinge jener berühmten Goaytakazes, von welchen bei Beschreibung des reichen Camposgebiets die Rede war und welche im siebenzehnten Jahrhundert auf der Ostküste eine so wichtige Rolle spielten. Will man die merkwürdige Geschichte dieser Indianer studiren, so muß man die älteren Werke eines Lery, Vasconcellos und das Manuscript des Paulo do Porto nachschlagen. Die Goaytakazes oder Uetakazes, deren Namen schon so verschieden angegeben worden ist, gehörten aller Wahrscheinlichkeit und allen physiologischen Kennzeichen nach zur Unterrasse der Tapuyas; aber durch die ihnen eigenen Gebräuche und Gewohnheiten unterschieden diese Wilden sich wieder wesentlich von den eigentlichen Tapuyas. Man könnte sogar annehmen, sie haben zwischen den Tupis und ihren natürlichen Feinden eine große Mittelrasse gebildet. Gewiß ist, daß sie selbst wieder in mehrere Stämme getheilt waren, welche, auch nach Ankunft der Europäer, in unaufhörlichem, unversöhnlichem Kampfe mit einander begriffen waren. Das Gebiet, welches sie bewohnten, die Uetakazescampos, die jezt so fruchtbar sind und eine so thätige, dem Feldbau ergebene Bevölkerung haben, mußten durch ihre natürliche Beschaffenheit den Sitten und Gewohnheiten jener Indianer einen besondern Charakter geben. Da sie in ihren Märschen nicht durch große Wälder aufgehalten wurden und ihren Krieg nicht durch Listen und Hinterhalte führen konnten, wie die Wilden gewohnt sind, so mußten sie sich an den Kampf auf freiem Felde gewöhnen; und die gegenseitige Erbitterung im Kampfe war so groß, daß die alten Geschichtschreiber nicht Worte genug finden können, um jene Schlachten zu schildern, in welchen ganze Horden sich gegenseitig aufrieben. Nach dem Berichte jener alten Schriftsteller hatte auch außer dem Kriege der Anblick eines Goaytakaz etwas Fürchterliches. Er war von hohem Wuchse und einer riesenmäßigen Muskelkraft; örtliche Umstände hatten seinem ganzen Wesen einen eigenen Charakter aufgedrückt. Da er nicht wie die übrigen Indianer die mancherlei Zufälle zu fürchten hatte, die im Walde Einem begegnen können, so ließ er seine Haare wachsen, und es ist wahrscheinlich, daß er mit seinem langen Haupthaare einigermaßen den Begriff von Oberherrschaft verband.

Wenn man den Erzählungen älterer Schriftsteller glauben darf, so mußte die schreckliche Sitte, das Fleisch geschlachteter Feinde zu essen und ihr Blut zu trinken, die Coroados den benachbarten Nationen fürchterlich machen. Ueber ihre mythologischen Vorstellungen ist nichts Gewisses bekannt, aber wahrscheinlich waren sie denen der anderen Tapuyas ähnlich. Durch eine Gewohnheit jedoch unterschieden die Goaytakazes sich von anderen Stämmen: durch die Art nämlich, wie sie ihre Krieger begruben. Wenn man heute noch in den Campos einige jener großen Todtenurnen findet, welche den Namen Camueis führten und stets die Mumie eines mit seinem völligen Kriegsschmuck bekleideten und mit Waffen ausgerüsteten Kriegers enthielten, so darf man sicher seyn, daß man sich bei dem Grabe eines Goaytakazkriegers befindet. Nach dem Berichte des Hrn. Debret, welcher mit Glück eine jener Begräbnißurnen in seinem Werke wiedergab, war dieselbe am Fuße eines Baumes tief unter der Erde gefunden worden,

und immer ist es an einem solchen Orte, wo der Zufall einen Fund dieser Art zuläßt.

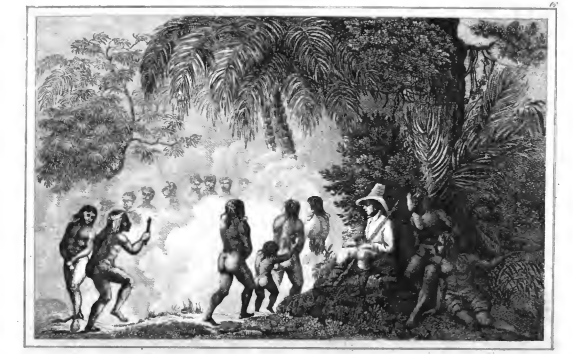
Bei so furchtbaren Nachbarn, wie die Goaytakazes waren, mußte es schwierig seyn, für eine Niederlassung den passenden Ort zu wählen; Dieses haben die ersten Concessionäre, Pedro de Goes da Silva und sein Nachfolger Gil da Goes, schmerzlich genug empfunden. Es war lange keine Aussicht auf einen dauerhaften Frieden, und ums Jahr 1630 ward diesen Indianern eine große Schlacht geliefert. Die Verwegensten fielen; die Uebrigen hofften in den Wäldern von Minas ein Asyl zu finden. Sie flohen dahin und einverleibten sich die Coropos, nachdem sie sie unterworfen hatten; da sie aber wahrscheinlich alle Hoffnung aufgaben, je wieder in ihre schönen Campos zurückkehren zu können und gezwungen waren, in dichten Wäldern ihr Leben hinzubringen, so schnitten sie ihr langes Haupthaar ab, das sie von andern Nationen unterschieden hatte, und obgleich sie selbst ihren alten Namen gewissenhaft beibehielten, so gaben dagegen die Portugiesen ihnen den Namen Coroados (Beschnittene).

Die Coroados haben sicherlich von ihrer ursprünglichen Wildheit, aber eben damit auch von ihrer Tapferkeit und ihrem hellen Geiste verloren. Alle Reisende, welche jene Gegenden besucht haben, sprechen einstimmig von dem Stumpfsinn jener Wilden und der düstern Gleichgültigkeit für Alles, was sie umgibt. „Man kann es kaum begreifen," sagen Spix und Martius, indem sie von den Coroados der Provinz Minas sprechen, „wie diese einst so kriegerische und unternehmende Nation in wenigen Jahren auf eine so geringe Zahl herunter schmelzen konnte. Sie ist aber wirklich so tief herabgekommen, daß sie jezt eher ein Gegenstand des Mitleids als des historischen Interesses ist."

Man hat sich jedoch im achtzehnten Jahrhundert große Mühe gegeben, die Goaytakazes zu civilisiren; einige unter ihnen sind sogar der Bevölkerung der Campos einverleibt worden. Die Ehre, den Frieden mit ihnen hergestellt zu haben, gebührt einem muthvollen Priester. Im Jahr 1757 scheute der Abbé Angelo Passanha sich nicht, zu ihnen in ihre Wälder zu gehen, wohin noch kein Abkömmling der Kolonisten sich gewagt hatte, und im folgenden Jahre ward ein dauerhafter Friede abgeschlossen. Die Coroados wurden die Verbündeten der Brasilier und leisteten ihnen Beistand in ihren Kriegen wider die Botokuden.

In verschiedenen Orten (San Fidelis, Aldea da Pedra, am Rio Bonito, Minas, sogar San Paul) herum zerstreut, sind die Coroados jezt nicht mehr zu fürchten; doch darf man nicht glauben, daß sie in ihrer Erniedrigung kein Bewußtseyn ihres elenden Zustandes haben. Im Jahr 1818, als Saint-Hilaire den Stamm am Rio Bonito, der mit den Tampruns und den Gasaricons verbündet ist, besuchte, näherte sich ein Indianer, Namens Bure, dem Hrn. v. Almeida, dem Begleiter des erwähnten Reisenden, und sprach so zu ihm: „Dieses Land gehört uns, aber die Weißen halten es inne. Seit dem Tode unseres großen Häuptlings verjagt man uns aller Orten, und bald haben wir keinen Platz mehr, wo wir unser Haupt hinlegen. Sage dem Könige, daß die Weißen uns wie Hunde behandeln, und bitte ihn, daß er uns ein Stück Land gebe, auf welchem wir einen Flecken bauen können."

Diese Worte eines armen Wilden drücken nur allzu wahr den elenden Zustand einer ganzen Nation aus.



Tanz der Puris.

Unter den indianischen Nationen, welche ein Asyl in den Einöden von Minas Geraes gesucht haben, ist eine, welche der alten Rasse der Tapujas angehört und welche man mit Recht als eine der wildesten Völkerschaften Südamerika's betrachtet. Wir meinen die Puris, glauben jedoch, daß es übertrieben sey, wenn einige Schriftsteller behaupten, sie kommen an Wildheit den Botokuden am nächsten. Die Puris, welche der alte Reisende Knivet durch den Namen Pories bezeichnete, schweiften einst hundert Meilen von der Küste umher. Der Name, den sie führen, soll so Viel heißen als Räuber und ihnen von den Coroados gegeben worden seyn, denen sie dagegen den nämlichen Namen gaben. Heutzutage bestehen sie aus mehreren Stämmen, von denen einige noch herumschweifen, andere aber sich bekehrt haben. Vor zwanzig Jahren ungefähr mochte die ganze Nation sich auf 4000 Seelen belaufen. Im Anfang des Jahrhunderts waren diese Wilden noch die furchtbarsten Feinde für die Brasilier; man zählte nicht weniger als 144 Fazendas, welche von ihnen verwüstet worden waren. Der Rio Doce, die nördlichen Ufer des Parahyba, San Fidelis, das vom Rio Pomba bewässerte Gebiet sind hauptsächlich ihren Einfällen ausgesezt.

Martius macht mit Recht darauf aufmerksam, daß ein Indianer in Brasilien, den man um den Namen seines Stammes fragt, nie ermangelt, zugleich auch den Namen des Volkes zu nennen, mit welchem sein Stamm im Krieg begriffen ist. Die kriegerischen Puris sind in dieser Hinsicht die unversöhnlichsten aller Indianer; sie sind nicht allein die erklärten Feinde der Botokuden, sondern sie greifen auch unaufhörlich die Abkömmlinge der Goaytakazes an; ihr Haß hat sich mit den Jahren so wenig gemindert, daß man sie vor Kurzem noch beschuldigte, Menschenfresser zu seyn. Dieß Alles aber entschuldigt nicht die schreckliche Behandlung, deren Opfer sie einst wurden. Man kann hierüber Eschwege nachschlagen, der sich sehr energisch darüber ausspricht. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben diejenigen Puris, welche ums Jahr 1818 noch nicht in Aldeas vertheilt waren, ihre Sitten sehr geändert, und es ist fast zu glauben, daß ihre charakteristischen Feste so wie ihre kriegerischen Gebräuche, wenn nicht ganz, doch wenigstens zum Theil erloschen sind.

Nach dem Berichte aller Reisenden, welche diese indianischen Stämme in ihrem Zerfalle beobachtet haben, bestehen noch am meisten bei ihnen die Tänze, welche jezt statt jener großen Versammlungen, die vormals so häufig abgehalten wurden, dazu dienen, irgend eine alte Tradition oder einen fast erloschenen religiösen Glaubenssatz wieder zu ehrenvollem Andenken zu bringen. Wenn die Puris kaum noch als Nation gelten können, so sind doch ihre Tänze noch dieselben wie vorher, ernst, melancholisch und überhaupt von jenem düsteren Charakter, der fast alle Festlichkeiten der alten Amerikaner bezeichnet.

Alles, was die Puris einst im Kriege furchtbar machte, ist jezt verschwunden. Wie die Botokuden und die Patachos in ihre Wälder eingeschlossen, werden sie nach dem Beispiele der Abkömmlinge der Tupiniquins, unter welchen man vielleicht ihre ehemaligen Besieger finden könnte, irgend eine rohe Industrie zu ergreifen genöthigt seyn; sie werden bis auf ihre Sprache Alles vergessen, was sie einst zu einer besonderen Nation machte. Wir haben in den Kupfertafeln einen ihrer kriegerischen Gebräuche dargestellt, einen jener Zweikämpfe, welche weit entfernt, den grotesken

Zweikämpfen der Botokuden zu gleichen, vielmehr an die alte Heroenzeit erinnern. Obgleich die Puris im Vergleich mit andern Indianern noch sehr zurück sind in einer gewissen den Wilden wesentlich eigenen Industrie, so darf man sich doch nicht wundern, den Gebrauch des Schildes bei ihnen zu finden. Sie haben diese Schutzwaffe nicht von den Portugiesen zur Zeit der Eroberung entlehnt; man kann sich vielmehr aus Lery überzeugen, daß der Gebrauch von Tartschen aus Tapirhaut bei den Tupinambas und Tamoyos einheimisch war. Auf ihrer Reise haben Spix und Martius die Gewißheit erlangt, daß die Puris sich bei ihren Zweikämpfen des Schildes bedienen, und eben diesen Reisenden haben wir auch die bildliche Darstellung, die wir beilegen, entlehnt.

Ohne Zweifel sind jezt nur noch wenige Krieger mehr von der Nation der Puris übrig, und wie die Coroados können sie sagen: „Dieses Land gehörte einst uns; aber unsere Kinder finden nicht mehr auch nur eine Zufluchtsstätte in demselben."

So endete jenes große Drama, das vor mehr als 300 Jahren begonnen und nach und nach in allen Theilen Amerika's gespielt hat. Wir müssen zugeben, daß die brasilische Regierung väterlicher geworden ist und sich von Tag zu Tag mehr jener unglücklichen Nation annimmt, über welche die Geschichte einst strenge Rechenschaft von ihr fordern wird. Aber freilich kommt jezt dieses Mitleid zu spät, und wenn die indianische Rasse auch nicht ganz erlischt, so hat sie doch ihre Individualität verloren und an mehreren Orten ist sie bereits mit der Rasse ihrer Beherrscher zusammengeschmolzen. Dem großen Verhängnisse gemäß, das einer erobernden, aber civilisirenden Rasse die ganze neue Welt unterwirft, sieht Brasilien nach und nach ein neues Volk auf seinem Boden erstehen, das, nachdem es die heterogensten Elemente und die verschiedensten menschlichen Eigenschaften, Tugenden und Fehler in sich aufgenommen, nun mit sich selbst ins Gleichgewicht zu kommen strebt. Der Ausgang solchen Strebens ist nimmer zweifelhaft und der Triumph einer unabhängigen Civilisation auf immer gesichert.

Gegenwärtiger Zustand von Brasilien (1837).

Was Brasilien gegenwärtig Noth thut, ist ein erleichterter Umtausch seiner unermeßlichen Reichthümer durch die Anlegung recht vieler Kunststraßen *) und eine Zunahme seiner Bevölkerung.

Man werfe einen Blick auf die Karte und untersuche die Richtung

*) Die Brasilier selbst überzeugen sich mit jedem Tage mehr von der Wahrheit des staatsökonomischen Grundsatzes, der die Straßen als das Hauptmittel der Civilisation betrachtet. Ein brasilischer Oekonom, Hr. Torres Homen, sagte neuerlich: „Unzählige Unternehmungen von unmittelbarem Gewinn und voll Lebens können nicht bei uns realisirt werden, weil wir noch immer weit mehr auf Ersparnisse als auf Anlegung fruchtbringender Kapitalien halten. Warum eröffnen wir nicht leichte und schnelle Kommunikationen zwischen den Hauptstädten der Provinzen? warum machen wir nicht unsere Flüsse schiffbar? warum vermindern wir nicht durch Dampfschifffahrt die Entfernung der Seeprovinzen?" S. Nitheroy, Revista brasiliense, Paris, 1836. Allem Anschein nach wird dieses sehr interessante Blatt in der Folge auch in Rio Janeiro herauskommen. Außer den Reflexionen über den öffentlichen Kredit, von denen wir hier ein kurzes Bruchstück geben, heben wir besonders noch einige Artikel von den HH. Magalhaens und Araujo heraus, welche die Fortsetzung einer solchen Sammlung sehr wünschenswerth machen.



der Gebirge und die wunderbare Verzweigung der Flüsse; man lese die alten Historiker und die Berechnungen der neuen Statistik, und man wird sich bald überzeugen, daß, wenn es wenige Länder gibt, in welchen die Natur so Vieles gethan hat für die künftige Verbindung der Provinzen unter sich, es eben so wenige geben wird, in welchen die Bevölkerung schnellere und auffallendere Fortschritte gemacht hat.

Es bestehen noch große Fehler in der Administration dieses Landes, besonders in gewissen Comareas, die weit entfernt liegen vom Brennpunkte der Civilisation; ebenso hängen noch große Fehler gewissen Theilen der Bevölkerung an; ein wahrhaft beklagenswerther Mangel an Energie macht sich bei einigen jener Unternehmungen fühlbar, die ein vereintes Zusammenwirken Aller erforderten; aber nirgends, wenn wir die Vereinigten Staaten ausnehmen, ist das Verlangen nach Unterricht und der Wunsch nach Verbesserung in Regierungssachen so groß, und nirgends vielleicht sind — Dank den von der neuen Regierung unterstützten Bemühungen — die Mittel für den ersten Unterricht in so reichem Maße vorhanden wie in Brasilien. Einer der geachtetsten unter den neueren Reisenden hat gesagt: „In Rio Janeiro gibt es nicht eine einzige Straße von nur einiger Bedeutung, in der nicht mehrere öffentliche, der ganzen freien Bevölkerung zugängliche Schulen angetroffen werden, in welchen alle Kinder, welcher Farbe sie auch angehören mögen, den gleichen Unterricht erhalten.“ Wenn es daher auch noch bedeutende Mißbräuche in diesem Lande gibt, so lassen sich die Worte, die Lord Brougham erst kürzlich aus Veranlassung des Obscurantismus, der noch in gewissen Ländern Europa's herrscht, aussprach, auch hier anwenden: der Schulmeister wird Alles zurecht bringen.

So tröstlich aber auch die Aussichten für die Zukunft seyn mögen, so ist hier nicht der Ort dazu, sie theoretisch zu erörtern. Dieses Werk soll nur Thatsächliches berichten, und hienach wird aller Nutzen, den man demselben etwa zuerkennen mag, abzumessen seyn. Es läßt sich nicht verhehlen, daß troß einiger trefflichen Werke, die erst kürzlich herausgekommen sind, und troß der guten Aufnahme, die sie im Publikum gefunden haben, dieses schöne Land noch immer weit nicht nach seinem wahren Werthe geschäzt wird. Ja, Brasilien selbst kennt Brasilien nicht, und in Rio Janeiro kennt man, wie ein gelehrter Schriftsteller sagte, nur Rio und verachtet ein wenig allzusehr Alles, was nicht Rio ist.

Es ist daher vor Allem von der höchsten Wichtigkeit, daß die Dokumente, in welchen die Geschichte Brasiliens enthalten ist, endlich einmal gesammelt werden. Damit die Theorien des Tages nützlich werden können, müssen sie eine feste Basis, oder besser, einen bestimmten Punkt haben, an welchen sie sich anknüpfen lassen. Man wird es daher entschuldigen, wenn wir uns nicht länger jenen glänzenden Betrachtungen hingeben, zu denen, namentlich gegenwärtig, gewisse Fortschritte so wie auch die Beschaffenheit des Bodens, der strebsame Charakter der Bewohner und die Lage des Landes überhaupt uns veranlassen könnten. Wir überlassen Solches der Philosophie und Geschichte, und ziehen es vor, über die Begebenheiten zu berichten, welche, obgleich sie sich vor unsern Augen zugetragen haben, doch noch den Meisten unbekannt sind.

Gleich nach der Abdankung des Don Pedro, welche am 27 April 1831 Statt hatte, ward ein provisorischer, aus drei Mitgliedern zusammengesezter

Regentschaftsrath konstituirt *). Seine Administration währte nicht lange; an seine Stelle kam bald ein anderer Regentschaftsrath, der ebenfalls aus drei Mitgliedern bestand und, wie es hieß, die Regierung während der ganzen Minderjährigkeit des jungen Kaisers führen sollte. Bald jedoch fanden die beiden Kammern es für gut, alle Regierungsgewalt in die Hände eines einzigen Mitglieds niederzulegen und ihm dieselbe auf mehrere Jahre zu überlassen; nach Verfluß dieser Zeit sollte alsdann ein anderer Regent ernannt werden, der die übrigen vier Jahre bis zu des jungen Kaisers Volljährigkeit regieren sollte. Der gegenwärtige Regent ist der P. Diogo Antonio Feijo, Bischof von Marianna und Senator; er versah das Justizministerium unter der Tripelregentschaft, war aber nicht in der Hauptstadt, als Don Pedro abdankte.

Der junge Kaiser wurde den 2 November 1825 geboren. Die Vormundschaft über ihn ward dem Marquis Itanhaem anvertraut; vor Kurzem aber war in Brasilien die Rede davon, ihn im zwölften Jahr für volljährig zu erklären und ihm einen aktiven Antheil an den Staatsgeschäften zu gestatten: nach der brasilischen Verfassung erreicht er seine Majorennität erst im achtzehnten Jahre. Die Sorge für seine Erziehung ward in die Hände eines sehr achtungswürdigen Mannes, des P. F. Pedro, gegeben, der, durch seine mathematischen Kenntnisse in Brasilien berühmt, schon früher einen Lehrstuhl an der Militärakademie in Rio Janeiro erhalten hatte. Unter seiner Leitung erhält, wie es heißt, der junge Kaiser eine sehr liberale Erziehung; außer den klassischen Studien lernt er noch Französisch und Englisch. Auch Zeichnen und Musik machen einen Theil seines Unterrichts aus. Die jungen Prinzessinnen werden mit gleicher Sorgfalt erzogen **).

Es ist schon oben gesagt worden, daß die gesetzgebende Gewalt aus zwei Kammern besteht, dem Senat und der Deputirtenkammer. Die Senatoren werden von den Provinzen auf lebenslänglich gewählt; ihre Zahl

*) Dieser erste vom Senat ernannte Regentschaftsrath bestand aus den HH. Vergueiro, Franzisco de Lima und dem Marquis Caravellas. Man kann hierüber folgendes, erst neuerlich in England herausgekommene Werk nachlesen: The history of Brazil from the period of the arrival of the Braganza family in 1808, to the abdication of D. Pedro the first in 1831, compiled from state documents and other original sources forming a continuation Southey's history of that country by *John Armituge*, esq. London, 1836. Der Verfasser war an Ort und Stelle und soll aus den Dokumenten eines der ersten Staatsmänner Brasiliens geschöpft haben. Dieses noch allzu wenig bekannte Buch und die von Hrn. v. Montglave unter dem Titel Corespondance de D. Pedro herausgegebenen offiziellen Dokumente, nebst den trefflichen Betrachtungen von Angliviel Labaumelle können vieles Licht über die Geschichte Brasiliens in den lezten zehn Jahren verbreiten. Obgleich im Jahr 1836 erschienen, geht das Werk von Armitage nur bis zur Abdankung des Don Pedro. Wir mußten daher zu andrren Quellen unsere Zuflucht nehmen, um unsere Arbeit bis zur gegenwärtigen Epoche fortzusetzen und die auf diesen lezten Seiten gegebenen Nachrichten verdanken wir theils gebildeten und äußerst gefälligen Brasilianern, theils dem gelehrten Verfasser der Notiz übre Amerigo Vespuci. Um uns nicht in trockenen Detailangaben zu verlieren, verweisen wir in Beziehung auf Alles, was die gegenwärtigen Münzsorten, Maße und Gewichte betrifft, auf unsere Histoire géographique du Brésil, 2 vol. in 18, welche einen Theil der Bibliothèque populaire ausmacht.

**) Dona Januaria ward den 11 Merz 1822 geboren und als Erbprinzessin anerkannt den 31 Mai 1836. Dona Franzisca wurde den 2 August 1824 geboren.

Im Jahr 1837 bestand der brasilische Adel aus folgenden Gliedern: es gab im ganzen Reich 16 Marquis, 6 Grafen, 19 Vicomten, 20 Barone und 13 Damen, die den Titel ihrer Männer führen durften. Der Adel ist nicht erblich. Der Hofstaat des Kaisers besteht aus 255 Personen. Das diplomatische Korps ist auf folgende Weise zusammengesezt: zwei außerordentliche Gesandte, einer am französischen, der andere am englischen Hofe; hiezu kommen noch: ein Resident am östreichischen Hofe und bloße Geschäftsträger in Portugal, Spanien, Belgien, den Hansestädten, in Preußen, zu Rom, zu Neapel, Florenz ꝛc. In der neuen Welt hat Brasilien einen Geschäftsträger in den Vereinigten Staaten, einen in Buenos-Ayres und einen in Montevideo. Die Zahl der Sekretäre und Expeditoren beträgt achtzehn.



Das Senats-Gebäude



Deputirtenkammer

soll 54 betragen. Es sind aber noch drei Stellen erledigt. Die Kammer der Deputirten besteht aus 148 Mitgliedern; nach den erst kürzlich uns zugekommenen Nachrichten soll aber eine solche Langsamkeit in den ständischen Arbeiten herrschen, daß wegen Abwesenheit vieler Mitglieder im Jahr 1836 nicht eine wichtige Frage, nicht ein Gesetzesentwurf berathen werden konnte.

Die ausübende Gewalt ist sechs Ministern anvertraut, welche das Innere, die auswärtigen Angelegenheiten, die Justiz, die Marine, die Finanzen und das Kriegswesen zu verwalten haben.

Die richterliche Gewalt hat bedeutende Veränderungen erlitten; sie ist gegenwärtig unter folgende sechs Gerichtshöfe vertheilt: das Obertribunal mit sechszehn Mitgliedern und einem Präsidenten; der Kriegsrath mit drei Mitgliedern und einem Präsidenten; das Tribunal des Relaçao von Rio Janeiro mit zweiundzwanzig Mitgliedern und einem Präsidenten, und die Relaçaoes von Bahia, Pernambuko und Maranhao mit sechszehn, zwölf und acht Mitgliedern und jede mit einem Präsidenten. Die Zahl der Richter vermindert sich hier, wie man sieht, mit der Wichtigkeit der Provinzen. Die Ausübung der Gesetze soll durch diese Vertheilung im Allgemeinen eine wesentliche Verbesserung erhalten haben.

Die brasilische Jury zählt nicht weniger als 1480 Mitglieder. Die achtzehn Provinzen des Kaiserreichs werden durch eben so viele Präsidenten regiert, welche den Titel Presidentes de Provincias führen.

Wir haben schon davon gesprochen, wie schwierig es ist, eine zuverlässige Berechnung über die Bevölkerungssumme Brasiliens anzustellen; nach dem Berichte des Hrn. Armitage, welcher sich in dieser Hinsicht auf das Journal Aurora beruft, beliefe sie sich gegenwärtig auf etwas über fünf Millionen, wozu noch ungefähr zwei Millionen Sklaven kämen. Diese Zahl ist, wie man sieht, von der schon anderswo von uns angeführten nur wenig verschieden *).

*) Früher waren hierin die Angaben äußerst verschieden. Die Herausgeber eines Dictionnaire de Delandine, das vor ungefähr zwanzig Jahren erschien, gaben Brasilien freigebiger Weise 30,500,000 Einwohner. Die schon angeführte Aurora, welche nach den einzelnen Provinzen rechnet, bringt annäherungsweise die Summe der freien Bevölkerung auf 3,035.000. Seit die Repressivgesetze wegen des Sklavenhandels ins Leben getreten sind, hat die Einfuhr der Schwarzen sich vermindern müssen. Was die Einwanderung betrifft, so geht sie rasch vorwärts, und wir sind so glücklich, unsern Lesern eine Liste über die Fremden mittheilen zu können, welche allein von 1835 bis 1836 in Rio Janeiro eingewandert sind:

Portugiesen	1918
Franzosen	315
Spanier	147
Piemonteser	27
Engländer	71
Spanische Amerikaner	16
Malteser	18
Deutsche	60
Italiener	38
Genueser	19
Schweizer	58
Amerikaner	15
Preußen	41
Oesterreicher	7
Aus Bremen	6
Dänen	16
Hamburger	26
Schotten	2
Russen	6
Mar kaner	2
Uebertrag:	2798

Nach den Berichten mehrerer Reisenden scheint die Bevölkerung Brasiliens im Wachsen begriffen, und es ist schon bemerkt worden, daß die Fruchtbarkeit der Frauen in den innern Provinzen dieser entfernten Gegenden einen weit schnelleren Zuwachs der Bevölkerung verspreche, als solcher auf dem Littoral sich herausstellt *).

Vergleichen wir den Plan von Rio Janeiro, der sich in der Marine-Bibliothek von Paris befindet und im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts von einem französischen Ingenieur verfertigt wurde, so kann man sich davon überzeugen, wie sehr die Bevölkerung dieser wichtigen Stadt unterdessen zugenommen hat. Im Jahr 1830 belief die Zahl der Wohnhäuser sich auf nicht weniger als 15,623, und diese Angabe ist gewiß sehr genau, da Hr. Walsh sich die Mühe genommen hat, die Häuser wirklich zu zählen. Die Bevölkerung schätzt man auf 180,000 Einwohner (nicht 260,000, wie früher irriger Weise angegeben worden) und auf diese Zahl kommen nicht mehr als 24,300 Sklaven. Leider ist dieses Verhältniß nicht so gering in den übrigen Theilen des Landes. Die Zahl der Magazine und Kaufläden hat ebenfalls zugenommen: sie beläuft sich gegenwärtig auf 3200. Man zählt nicht weniger als 362 Fuhrwerke und 420 Nachen, welche zum Dienste des Publikums in den Straßen und im Hafen bereit sind.

Wir besitzen zwar nur wenige Urkunden über die jährliche Consumirung von Lebensmitteln, doch wissen wir, daß im Jahr 1835 die Zahl der in Rio Janeiro geschlachteten Ochsen sich auf ungefähr 30,360 belief.

Die Einkünfte der Camera sind ziemlich bedeutend und belaufen sich auf 883,101,738 Reis; Was aber, wie wir schon bemerkt haben, die Wichtigkeit dieser Hauptstadt in den lezten Jahren besonders vermehrt hat, das sind die vielen neuen Anstalten für den öffentlichen Unterricht. Schulen, die den Namen Primeiras letras führen, gibt es gegenwärtig eilf zu Rio, und seit ein oder zwei Jahren werden sie von 941 Schülern besucht.

Das Museum und die Bibliothek haben wir bereits beschrieben **); auch haben wir versucht, dem Leser eine Vorstellung von dem botanischen Garten zu geben. Wir fügen noch bei, daß jezt auch eine Akademie der Marine in Rio besteht, an welcher die mathematischen Fächer von vier Professoren und ihren Gehülfen gelehrt werden. Die Militärakademie fährt gleichfalls in ihren Unterweisungen fort; im Jahr 1836 wurden diese aber sehr wenig befolgt. Die medizinische Akademie nimmt fortwährend

Uebertrag:	2798
Belgier	6
Hannoveraner	16
Ungarn	1
Römer	1
Neapolitaner	1
Holländer	3
Irländer	3
Totalsumme	2829

Brasilier, deren Pässe visirt wurden, 702.

*) Brasilien zählt gegenwärtig, im Ganzen genommen, 30 Bewohner auf eine Quadratmeile. Zählte es deren 100 auf die Quadratmeile, so hätte es 14 Millionen, und wenn es 1000 auf die Quadratmeile zählte, 140 Millionen Einwohner. — Die Vereinigten Staaten haben gegenwärtig 100 und die Provinzen von Neu-England mehr als 1000 Einwohner auf der Quadratmeile.

**) Die Bibliothek wird gegenwärtig von einem Bibliothekar und neun Unterbeamten versehen.

zu. Die Leitung derselben hat ein besonderer Direktor; der Unterricht ist vierzehn Professoren anvertraut, und im vorigen Jahre zählte sie nicht weniger als 149 Schüler. Die Fakultät zu Bahia besteht ebenfalls aus einem Direktor und vierzehn Professoren. In San Paul ist, wie wir schon angeführt haben, eine Rechtsschule gegründet worden: sie hat einen Direktor und neun Professoren für die fünf daselbst errichteten Lehrstühle. Die Dauer aller Kurse beträgt fünf Jahre. Die Gesammtzahl der Studenten, welche auf dieser Schule absolvirt haben, beläuft sich gegenwärtig auf 177. Das lezte Jahr hat allein 41 hiezu geliefert. Man kann auch zu Olinda die Rechte studiren, es sind außer einem Direktor noch fünf Professoren daselbst. Die Studienzeit dauert ebenfalls fünf Jahre. Wir haben auch von einer Schule für die schönen Künste gesprochen, welche ihr Vorbild aus Frankreich entlehnt hat. Sie hat natürlich ihren Siz in Rio Janeiro und zählt neun Professoren und einen Direktor. Im Jahr 1835 betrug die Zahl ihrer Studirenden 75. Wir können uns des beschränkten Raumes wegen hier nicht auf die Leistungen dieser Schule im Gebiete der Literatur, Musik &c. einlassen, sondern müssen uns vorbehalten, in einem besonderen Werke das geistige Treiben in Brasilien darzustellen und zu würdigen. Für jezt genügt es uns, zu sagen, daß unsere neuen dramatischen Werke in guten Uebersezungen gegenwärtig auf dem Theater zu Rio Janeiro gespielt werden, und daß ein junger Dichter, Magalhaens, der schon manche Hoffnungen erfüllt hat, der dramatischen Poesie seines Vaterlandes einen ganz eigenthümlichen Impuls zu geben verspricht.

Wir haben bereits bemerkt, wie mächtig in wenigen Jahren die periodische Presse auch in diesem Theile der neuen Welt geworden. Was man ihr mit Recht vorwirft, sind die persönlichen Angriffe, die sie sich in der Discussion zu Schulden kommen läßt; aber Namen wie der eines Evaristo Ferreira da Veiga, eines Vasconcellos, eines Januario sind hinlängliche Bürgen für das Talent, das in derselben sich schon entfaltet hat.

Wäre dieses Buch nicht einzig dazu bestimmt, Brasilien in historischer und pittoresker Hinsicht darzustellen, und müßten wir nicht fürchten, unsere Leser durch Anhäufung von Zahlen zu ermüden, so würden wir noch nachweisen, daß, einzelne vorübergehende durch die Politik veranlaßte Störungen abgerechnet, der Handel Brasiliens stets zugenommen hat. Von 1835 bis 1836 allein belief die Zahl der Schiffe, welche im Hafen von Rio Janeiro vor Anker legten, sich auf nicht weniger als 1618. Unter dieser Zahl waren nur 36 französische, dagegen 164 englische Schiffe und 122 aus den Vereinigten Staaten. Daß die politischen Bewegungen, welche Brasilien gewaltsam vom Mutterlande losgerissen haben, keine ernstlichen Folgen für den freundschaftlichen Verkehr beider Länder haben werden, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die Zahl der portugiesischen Schiffe sich auf wenigstens 173 belief. Was den französischen Handel insbesondere betrifft, so beträgt gegenwärtig die Ausfuhr aus Frankreich nach Brasilien wenigstens 27 Millionen, während die Einfuhren aus lezterem Lande etwas weniger bedeutend sind, indem sie sich nur auf 20 Millionen Franken belaufen.

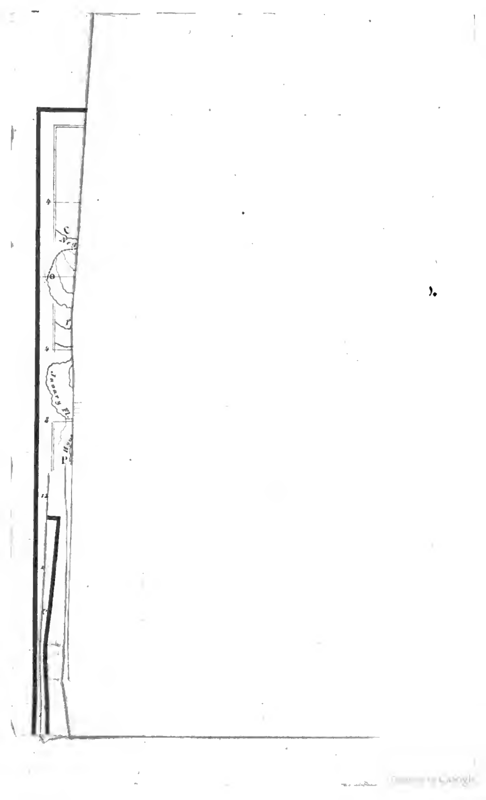
Die lezten Nachrichten, die uns aus Brasilien zukamen, berichten

von ernstlichen Unruhen, die in Rio Grande do Sul ausgebrochen sind und welche von einem stets wachsenden Verlangen nach Trennung und Unabhängigkeit zu zeugen scheinen. So weit von dem Schauplatze dieser Ereignisse entfernt, ist es sehr schwierig für uns, die Ursachen derselben zu beurtheilen und ihre Folgen zu bezeichnen. Aber wir können es nicht genug wiederholen: nur in der Einigkeit besteht gegenwärtig Brasiliens Stärke: sich von diesem politischen Grundsatze entfernen, der vielleicht nicht immer die gleiche Bedeutung und Wichtigkeit behalten wird, hieße den Anbruch einer neuen Zeit des Wohlstandes und Gewerbfleißes zurückhalten, deren Morgenröthe schon so freudig von den Brasiliern begrüßt wurde.

Register zu Brasilien.

Verbesserung.

Seite 169 Linie 10 v. o. st. „Fliegenvögel" l. „Paradiesvögel."



Bi
Bi
Bi

Bi
Bi

W
W
W

Zo
Zu

Sei

Welt - Gemälde - Gallerie

oder

Geschichte und Beschreibung

aller

Länder und Völker, ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u. s. w.

COLUMBIEN und **GUYANA**

von

Cäsar Famin,

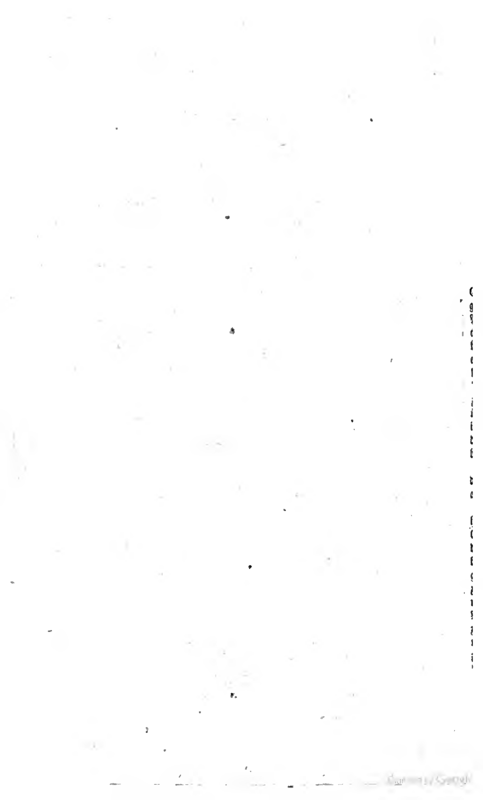
vormaliger Consular-Agent, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Deutsch

von

Dr. C. A. Mebold.

Ueberſicht der Abbildungen zu Columbien und Guyana.



Columbien und Guyana

von

Cäsar Famin.

Spanien hatte auf dem Festland beider Amerika, zuerst durch die Gewalt der Waffen, später durch die Macht der Religion unermeßliche Reiche gegründet. Nach dreihundertjährigem Gehorsam haben die amerikanischen Provinzen das Joch des Mutterlandes abgeschüttelt. Diejenigen, mit welchen wir uns hier beschäftigen, waren unter verschiedenen Benennungen bekannt, deren einige an die Rechte und Eroberungen des Mutterlands erinnerten: Neu-Granada, Venezuela oder Caracas, das spanische Guyana haben in unsern Tagen Columbien gebildet. Dieser Name ist ein Tribut der Dankbarkeit gegen das Gedächtniß des unsterblichen Seefahrers, welcher zuerst diesen Theil des amerikanischen Festlands betrat. Man kann sich übrigens unsere Verlegenheit denken bei der Aufgabe, ein Land zu schildern, in welchem noch die Brandfackeln des innern Kriegs geschwungen werden, dessen Verwaltungseintheilung ohne Festigkeit ist und das in dem Augenblick, wo wir schreiben, selbst den Namen verändert hat.

Columbien ist, nächst dem brasilianischen Reich, das ausgedehnteste Land des amerikanischen Südens. Es erstreckt sich auf 300 Lieues disseits und auf 500 Lieues jenseits des Aequators.

Wenn je die Fluthen des Meers über den Boden der beiden Amerika hereinbrächen, um die erdigten Theile wegzuschwemmen, so würde man das Geripp eines einzigen Gebirgssystems bloß liegen sehen, dessen Gräte von dem äußersten Süden Patagoniens herausläuft, den Isthmus von Panana bildet und sich in den unbekannten Regionen des Nordpols verliert. Dieser gleich einer langen Kette von einem Ende des Festlandes der neuen Welt zum andern gestreckte Gebirgsrücken ist die Cordillere der Anden mit ihren unter mancherlei Benennungen erscheinenden Verzweigungen. Wenn wir so nur ein einziges Gebirgssystem für die neue Welt zugeben, zugleich aber die verschiedenen Namen annehmen, womit es den Reisenden und Geographen gefallen hat, die hervorragenden Punkte der Cordilleren zu taufen, so müssen wir uns das Recht vorbehalten, dieselben um ihren Mittelpunkt zu gruppiren, den wir nach Columbien setzen zu können glauben, und zwar genau unter den Aequator zwischen Quito und Cuença.

Der ungefähr 20,000 Fuß über das Meer erhabene Pick des Chimborazo ist nicht der höchste Punkt der Anden *); er steht dem Nevado von

*) S. Blatt 1.

Sorato um 5600 und dem Nevado von Illimani *) um 2400 Fuß nach, welche beide sich in Peru befinden. Man kann von diesen furchtbaren Erhebungen der Cordilleren nicht sprechen, ohne der ausgezeichneten Arbeiten Alexanders von Humboldt zu gedenken.

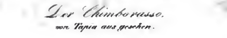
Unter 2° südlich vom Aequator theilen sich die Cordilleren in 3 Aeste: der eine Ast zieht sich über den Isthmus von Panama nach Nordamerika, die beiden andern laufen gegen das Meer der Antillen aus, Thäler und Hochebenen bildend, deren Temperatur nach Maßgabe der Erhebung oder der Entfaltung wechselt. Da sind die heissen Landschaften (tierras calientes), die gemäßigten (templeadas), die kalten (frias), die wüsten (paramos) und die Schneeregionen (nevados). An Einem Tag kann man aus einer glühenden in eine eisige Atmosphäre übergehen, in wenigen Stunden kann man im höchsten Grad den Einfluß der vier Jahreszeiten unserer glücklichen Himmelsstriche empfinden. Hierin liegt ohne Widerspruch eine der Ursachen, die auf die Existenz der Fremden und selbst der Eingebornen am Grausamsten wirken.

Die Seiten dieser gewaltigen Berge sind bekleidet mit jungfräulichen Wäldern, dem düstern Aufenthalt einer furchtbaren Bevölkerung riesenhafter Reptilien und wilder Thiere. In den Niederungen erstrecken sich grenzenlose Ebenen, hier zu Land Llanos genannt. Die Llanos von Columbien sind große Einöden, wo das Gras 10 bis 12 Fuß hoch wächst. In andern Gegenden Amerika's heißen sie Savanen oder Pampas. Diese öden Wiesen, die übrigens während eines Theils des Jahrs von Vegetation entblößt sind, kommen am häufigsten in Nieder-Guyana vor, in den Thalbecken des Orinoco und Apure und im Süden von Neu-Granada gegen den Amazonen-Fluß hin und bedecken so den Europäern unbekannte Landschaften. Einige sind von halbcivilisirten Indianern bevölkert: die andern — und in diesem Fall sind die meisten — werden nur in langen Zwischenräumen von Karawanen wilder Völkerschaften durchzogen. Alexander von Humboldt schätzt den Flächeninhalt der Guaviare-Orinoco-Ebene zu 29,000 Quadratlieues. Vom Monat Junius bis in den Oktober sind die Llanos von unaufhörlichem Regen überschwemmt, und dadurch in eben so viele unzugängliche, verpestete kothige Seen verwandelt. Dagegen ist es in den Monaten der schönen Jahreszeit eine Seltenheit, wenn man nur eine Wolke sieht.

In gewissen Provinzen, wie in Cundinamarca, treten an die Stelle der Regen kalte ungesunde Nebel. „In den höhern Orten, sagt G. Mollien, säet man im März den Waizen, gegen die Mitte des Gebirgs im Julius den Mais und im Thal im September. Die Ernte ist hier im Januar, höher hinauf im Oktober und in der Nähe der Paramos im August."

Die Paramos sind sehr hoch gelegene Einöden. Die Natur hat daselbst Nichts gethan zu Gunsten der Menschen; Alles trägt das Gepräge ihres Zorns oder ihrer Gleichgültigkeit. Obgleich fruchtbare Thäler, heisse Regionen überhangend, sind die Paramos unfruchtbar und eisig. Der Paramo von Serinsa, in dem Departement Boyaca, auf dem Weg von Tunja nach Socorro, ist einer der furchtbarsten. Wehe dem Reisenden, den dort der Sturm überrascht! Die Wetterwolken kommen mit solcher Geschwindigkeit, daß keine Hoffnung ist, zu entrennen. Der Sturm hebt mit einem eisigen Wind an, der durch die Luft pfeift — bald verdoppelt er seine Heftigkeit und in wenigen Augenblicken tobt und rast er. Der Wanderer kennt

*) Der Nevado von Sorato mißt 7696, der Nevado von Illimani 7315, der Chimborazo nur 6552 Metres.



Der Chimborasso,
von Tapia aus gesehen.



keine Spuren des Wegs mehr, entsezt entfliehen die Maulthiere auf's Ungefähr und stürzen in die Abgründe. Je weiter der Unglückliche geht, desto trostloser wird seine Lage. Er findet an seinem Weg Kreuze aufgerichtet zum Andenken von Reisenden, die an diesen Orten umgekommen sind und daneben einige Frailecon, deren gelbliche Blüthe dem blassen Lichte gleicht, das auf den Stamm des Ebenholzes fällt. Diese unheilvollen Vorzeichen vervielfältigen seine Schrecken. Die ihn von allen Seiten anhauchenden eisigen Dünste ersteifen seine Glieder, seine Brust keucht, sein Auge wird wirr und um und um verdichtet sich die Finsterniß. Fährt er fort zu fliehen, so hat er einige Hoffnung, dem Tod zu entkommen; weilt er, so ist er verloren.

Columbien, wie es auf seinem Gebiet den Kern des Systems der Anden enthält, muß natürlich mehr als irgend ein anderes Land das Aussehen eines vulkanischen Bodens gewähren. Wirklich trifft man in allen Gebirgsgegenden dieses Landes große Narben, die ihm von alten Vulkanen eingebrannt sind. Die Erdbeben sind eine ganz gewöhnliche Erscheinung, besonders in den Departements Aequator, Cauca und Cundinamarca. Hier befinden sich die höchsten und furchtbarsten Feuerberge des ganzen Erdballs: so die Vulcane von Antisana, Cotopaxi, Sanguay, Pichincha, Pasto, Sotara, Purace, der große Pik von Tolima und der Paramo von Ruiz. Die meisten dieser Vulkane bieten eine Reihe von Piks dar, die bis zur Höhe des ewigen Schnees emporsteigen, während ihre Grundfläche die von der Glut der heissen Zone versengten Thäler berührt. Die Schneegebirge dienen dann zur Abkühlung eines entflammten Bodens und diesem Kontrast, welchen die Natur den Bewohnern der mittlern Gegenden vergönnt, verdanken die Aequatorialregionen den Genuß der Temperatur und der Erzeugnisse Europa's.

Amerika ist von den größten Flüssen der Welt bewässert. Wir rechnen den Amazonenfluß nicht zu Columbien; gleichwohl fließt dieser aus der Vereinigung des alten und neuen Marannon gebildete Strom durch den südlichsten Theil des Gebiets in der Provinz Jaen und empfängt zahlreiche Zuflüsse. Diese den Europäern fast unbekannte Gegend ist diejenige, wo sich in größter Menge Horden unabhängiger Indianer befinden.

Der Orinoco, einer der ansehnlichsten Flüsse Südamerika's, gehört Columbien ganz an. Er entspringt in den Bergen von Parima, im Herzen des alten spanischen Guyana's, beschreibt einen Halbkreis im Süden, wendet sich gegen Norden und wirft sich, die Scheidelinie ziehend zwischen Guyana und der vormaligen Statthalterschaft Caracas, in den atlantischen Ozean. Die Arme seiner Mündungen sind zahlreich und mehrere für Fahrzeuge von mehr als 200 Tonnen schiffbar. Einige seiner Zuflüsse stehen an Größe weder dem Rhein, noch der Rhone, noch der Loire, noch dem Tajo nach: so Ventuari, Caura, Caroni, Guaviare, Meta, Apure. Seit Kurzem hat man über die berühmte Gabeltheilung des Orinoco Aufschlüsse erhalten. Dieser große Fluß streckt einen seiner Arme dem Rio-Negro zu und sezt sich so in Verbindung mit dem Amazonenfluß.

Unabhängig von der Berühmtheit, welche sich der Orinoco erworben hat durch seine Wichtigkeit, durch den Zauber, der sich an die wenig bekannten Gegenden knüpft, die er durchströmt, durch die Sitten der wilden Horden, die an seinen Ufern irren und endlich durch den Reichthum, den er der Naturgeschichte liefert, ist er noch zu einem besondern historischen Ruf gelangt durch die Sage von dem Lande El-dorado, welches so lange

Zeit die Verzweiflung der Reisenden und der Geographen gewesen ist. Es scheint, daß man in Parima, an den Quellen des Orinoco, den Ursprung des angeblichen weißen Meers suchen muß, dessen Fluthen Goldsand und Kiesel von Diamanten wälzten, so wie der Stadt Manoa, deren Palläste mit Platten von massivem Gold und Edelsteinen bedeckt waren. Ohne Zweifel sind die kostbaren Metalle in diesem Theil der neuen Welt in Ueberfluß vorhanden; ebenso ist gewiß, daß die ersten Bewohner Guyana's und Columbiens an den Ufern gewisser Seen ihren Gottheiten Tempel zu erbauen pflegten und daß sie die Wände dieser Gebäude nicht nur mit den reichsten Spenden schmückten, sondern auch, daß sie Edelsteine, goldene Ketten und die kostbarsten Produkte ihres Fleißes in diese Seen versenkten. Dahin gehört der See Guatavita, in der Provinz Bogota. Die Spanier und Engländer haben aus demselben Gegenstände von großem Werth herausgezogen. Und da die Llanos in der Regenperiode den Anblick unermeßlicher Seen darbieten, welche man in der schönen Jahreszeit umsonst suchen würde, so ist es nicht unmöglich, daß eine dieser großen Ueberschwemmungen von einem ununterrichteten Reisenden für ein Meer angesehen und mit dem Namen des weißen Meers beschenkt wurde. Fügt man zu diesen Erscheinungen das Vorhandenseyn glimmerigen Gesteins in der Provinz des Orinoco, so hat man vielleicht die Entstehungsart einer Sage, welche die Europäer drei Jahrhunderte lang, auf das übertriebene Zeugniß unwissender Reisenden, an die Existenz jenes El-dorado glauben ließ und zu so vielen unglücklichen Expeditionen Veranlassung ward.

Nach dem Orinoco ist der größte Fluß Columbiens der Rio Magdalena. Er entspringt in den Centralcordilleren, etliche Meilen oberhalb Neyva, wendet sich, fast immer demselben Meridian folgend, gegen Norden und mündet zwischen Cartagena und St. Marta in das Meer der Antillen. Reisende, welche sich von der erstern dieser Städte nach Bogota begeben wollen, schiffen sich zu Barranca ein und fahren den Fluß hinauf bis Honda. So große Vortheile diese Schifffahrt in einem Land gibt, wo die Civilisation in Bezug auf Verbindungsmittel noch wenig gethan hat, so ist sie nicht ohne Beschwerlichkeiten und selbst ohne Gefahren. Die Wechsel der Temperatur, welche nach Maßgabe des Einflusses der Winde eisig oder brennend wird, die Myriaden von Moskito's, deren Bisse keine Ruhe gestatten, die Nachbarschaft der Caimans und der Tiger, wenn man an den Ufern anhält, die reissende Geschwindigkeit der Strömung und die Klippen, welche die Fahrt sperren, sind Umstände, welche den Widerwillen der Reisenden gegen eine solche Partie hinlänglich rechtfertigen könnten, ohne daß es nöthig wäre, die Völlerei, Faulheit und Zuchtlosigkeit der Bogas, der schwarzen Schiffer des Magdalena, noch in Anschlag zu bringen.

Der Atrato, welcher von Norden nach Süden fließt und in den Golf von Darien fällt und der in entgegengesetzter Richtung in den großen Ozean sich ergießende San-Juan verdienen Erwähnung wegen des längst entworfenen Plans, sie mittelst des Kanals von Raspadura zu vereinigen und dadurch eine Verbindung beider Meere zu eröffnen. Es gibt fünf Kanalisationsprojekte, um dem Seefahrer die Fahrt von dem einen Meer in das andere zu erschließen, ohne daß er die Gefahren der unermeßlichen Umschiffung des Kaps Horn zu fürchten brauchte; drei gehören dem Boden Columbiens an: nämlich der Kanal von Raspadura, bis jezt übrigens Nichts als ein kaum für die kleinsten Barken fahrbarer Waldbach, der von



Seilbrücke über den Magdalena-Strom.

Panama, welcher aufgegeben ist und durch eine Eisenbahn ersetzt werden soll, der über den Isthmus von Darien durch Vereinigung des Atrato und des Rio Napipi.

Jede Provinz Columbiens ist außerdem noch von zahllosen Flüssen, zum Theil mit bemerkenswerthen Besonderheiten, durchschnitten. So hat der Pusambio, in den Umgebungen von Popayan, saures Wasser, daß keine Fische darin leben können: man hat ihm daher den Beinamen Rio vinagre geschöpft.

Die Wasser aus den Cordilleren fließen auf Kiesbetten, sind hell, aber kalt und führen unter Anderem Metalltheile, Was ihnen den Ruf der Ungesundheit zugezogen hat.

Steinerne Brücken sind in Columbien selten. Statt deren hat man Brücken von Holz, deren grobe Bauart wenig Sicherheit hat, und über die sehr breiten Flüsse bedient man sich insgemein der Seilbrücken. An jedem Ufer erheben sich starke Posten, auf die man durch Stufen oder nur mittelst der Unebenheiten des Bodens hinaufsteigt. Sechs große Seile sind über den Fluß gespannt, dergestalt, daß vier den Boden und die beiden andern das Geländer bilden. Auf den mittlern Seilen werden dicke Stäbe festgebunden und diese mit Baumzweigen bedeckt. Es wäre unklug, diesen Brücken eine zu große Spannung zu geben; auch bilden sie über dem Wasser einen Bogen, dessen Schwenkungen den Uebergang gefährlich und immer Grauen erregend machen. Pferde werden schwimmend übergesezt, aber so auch oftmals den Angriffen der Alligators preisgegeben.

Man hat jedoch noch Brücken von unendlich einfacherer Bauart, die zudem auch weniger gefährlich ist — die sogenannte Tarabites. Die Tarabite ist ein großes Seil, bald aus den Fäden der Liane, bald aus den Fasern der Agave oder selbst aus Riemen von Leder geflochten — sie macht die ganze Brücke aus. Der Reisende sezt sich in einen Korb oder auf ein bloßes Netz, welches durch mehrere Seile gehalten wird und dessen in einen Bündel vereinigte Enden in einem an der Tarabite angebrachten großen Haken hängen. Menschen und Pferde, auf dem andern Ufer aufgestellt, ziehen dann dieses Angebinde hinüber. Manchmal geschieht es aber, daß der Reisende dieses Beistands entbehrt und er muß sich selbst mit Händen und Füßen helfen, um die gefährliche Seilwanderung zu vollenden*).

Seen gibt es auf dem ganzen Gebiet Columbiens in Menge, mehrere von ungeheurer Ausdehnung. Ihre Zahl ist so beträchtlich, daß es schwer wäre, sie alle zu erwähnen; einige sind jedoch nur Sümpfe, die nach der Regenzeit wieder verschwinden. Ausgezeichnet durch den schönen Anbau seiner Ufer ist der Valencia in Venezuela.

Man begreift, wie verschieden das Klima eines Landes seyn muß, wo die Zufälligkeiten des Bodens so viele Kontraste hervorbringen — wo die Kraft des Pflanzenwachsthums eine so große Feuchtigkeit unterhält — wo die Einsinkung der Thäler den Gluten der Aequatorialsonne gleichsam zum Behälter dient, wo die vulkanischen Gipfel von Massen ewigen Schnees erglänzen. Die durch ihre lange Dauer erstickenden Hitzen sind gleichwohl, wie man sie vorstellen könnte, nicht zu finden. Das Reaumur'sche Thermometer hält sich in den heißesten Lokalitäten zwischen 28 und 29 Grad, selten erreicht es 34°. Was die berühmte Ebene von Bogota betrifft, so hat sie — Dank ihrer Erhebung — die Temperatur und die Erzeugnisse

*) S. Blatt 3.

Frankreichs und Deutschlands. Sie erhebt sich zu derselben Höhe über das Meer wie der Gipfel des Canigou in den Pyrenäen.

So ist mit wenigen Worten der Anblick dieses Landes, dessen Eingeweide nach und nach spanische, holländische und englische Ansiedler durchwühlt haben. Ihre Habgier war einigermaßen zu entschuldigen — so verschwenderisch, schien es, waren die kostbaren Metalle und die Edelsteine von der Natur daselbst ausgestreut worden. Jezt ist man überzeugt, daß die alte Welt den Metallreichthum der neuen, deren wirkliche Wichtigkeit nur auf den Produkten des Ackerbaues beruht, übertrieben hat. Durch den Unabhängigkeitskrieg hatten die Arbeiten beträchtlich nachgelassen; seit 1824 haben englische Kompagnien die Ausbeutung der verlassenen Minen wieder aufgenommen. Man berechnet, daß die Wäschereien Neu-Granada's in den lezten Friedensjahren mehr als 18.000 Mark Gold abwarfen. Der Choco und Barbacoas liefern im Ueberfluß Gold und Platina; das Thal Santa Rosa, in der Provinz Antioquia, die Anden von Quindiu und Guazum, bei Cuença, Zinnober. Gold- oder silberhaltige Gänge gibt es noch auf verschiedenen Punkten des Litorals der Provinz Caracas. Die Hochebene von Bogota liefert Steinsalz und Steinkohlen. Mariquita, Pamplona, Leyva besitzen Silberminen, Cauca, Goldgruben, Moniquira Kupfererz; die Umgebungen von Sogamoso sind ergiebig an Bleierz, die von La Plata an Eisenerz. Die Wäschereien der Cordilleren geben Smaragden, Karneole, Agate und andere Edelsteine; bei Muzo, in Cundinamarca findet man die reichste bekannte Smaragdenmine. Endlich gibt es in Rio Hacha auf der Insel Margarita gleichwie in dem Archipel Las Perlas, im Golf von Panama, Perlenfischereien, wiewohl die dortigen Kügelchen allerdings nicht von so schönem Glanz sind wie die, welche aus dem Orient kommen, sondern in wenigen Jahren sich gelblich färben. Im Jahe 1823 hat der Kongreß einer englischen Kompagnie das Alleinrecht der Perlenfischerei überlassen.

In dem Archipel las Perlas erblickt man eine kleine Insel Namens Cubagua: sie war ehedem, namentlich im ersten Jahrhundert nach der Entdeckung der neuen Welt, durch die Ergiebigkeit ihrer Perlenfischerei hochberühmt. Der Ertrag, wird behauptet, habe sich jährlich auf 800.000 harte Piaster (2 Millionen Gulden) belaufen. Die Fischer hatten zu Cubagua eine reiche Stadt erbaut, die sie Neu-Cadix nannten, von welcher man aber heut zu Tag nicht einmal eine Spur mehr findet. Die Perlenfischerei hat sich daselbst erschöpft und Cubagua ist eine verlassene unfruchtbare Insel geworden.

Die im Schooß der Berge verborgenen edeln Metalle bilden über einander liegende Zonen und durch eine glückliche Veranstaltung sind die reichsten und nützlichsten dem Bereich des Menschen am nächsten. Uber dem Gold und der Platina kommt die Region des Silbers; leztere wird beherrscht von der Region des Kupfers und sie selbst wird überholt von der des Eisens.

Die verschiedenartigen Bestandtheile des Bodens, worauf die Cordilleren sich erheben, enthalten Anhäufungen von Conchylien und hin und wieder Reste thierischer Versteinerungen, die verschwundenen oder unbekannten Gattungen angehören.

Hat die Natur in der Austheilung kostbarer Metalle Freigebigkeit gezeigt, so nicht minder in der Verleihung der Reichthümer des Feldes.

Der kultivirte Cacaobaum (theobroma-cacao) der Küste von Caracas hat einen großen Ruf. Dieser Baum, der in mehreren andern Provinzen Columbiens im Ueberfluß gedeiht, gehört zur Malven-Familie; er



hat den Wuchs eines Kirschenbaums von mittlerer Größe, und gefällt sich besonders auf feuchten, reichen und tiefen Gründen. Columbien besitzt mehrere solche Arten (th. sylvestris, guyanensis, bicolor); es ist aber die Frucht des kultivirten Cacaobaums, welche die in dem Handel so gesuchten köstlichen Mandeln liefert, aus welchen die Chokolate verfertigt wird.

Die Medizinalpflanzen sind ebenso mannigfaltig als reichlich vorhanden: so mehrere Arten der Quinquina (cinchona condaminea, cordifolia, lancifolia, oblongifolia, ovalifolia), die Sarsaparille, die Unona febrifuga, der Gaïac (guaiacum officinale), der peruvianische Balsam (myroxylon peruiferum), die Ipecacuanha (cephalis ipec.), der Drachenbaum (pterocarpus draco), die Strychnos, die Jatropha u. s. w.

An der Spitze der Pflanzen, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher in Anspruch nehmen, steht der Manschenillenbaum (hippomane mancenilla). Vornämlich in den Umgebungen von Bogota finden sich die schönsten Exemplare von dieser Gattung. Jeder der Theile dieses Baums träufelt eine giftige Milch, wovon ein einziger Tropfen, der auf den menschlichen Körper fällt, hinreicht, eine schmerzhafte Geschwulst hervorzubringen, die man mit Vorsicht öffnen und als eine Wunde behandeln muß. Seine Ausflüsse, vom Wind getragen, verbreiten fernhin Krankheiten und Tod. Die Vögel fliehen seine treulosen Schatten und die Fische finden den Tod in den Gewässern, die seine Wurzel bespühlen. Die Indianer bedienen sich des Manschenillensafts, um ihre Pfeile zu vergiften. Diese Waffen behalten lange Zeit diese unheilvolle Eigenschaft. Das Holz dieses Baums ist, sagt man, sehr gut zum Schiffsbauwesen. Die Arbeiter gehen bei'm Hauen desselben mit großer Vorsicht zu Werk. Zuvörderst wird ein großes Feuer rings um den Stamm angezündet, um die giftige Feuchtigkeit, die von allen Seiten abfließt, zu trocknen. Wenn sie sich dann nähern, so tragen sie Sorge, daß sie dabei nicht unter den Luftzug des Windes zu stehen kommen und vor ihre Augen, um jede unmittelbare Berührung mit dieser furchtbaren Pflanze zu vermeiden, thun sie eine sehr feine Gaze.

Die Indianer und Neger setzen großes Vertrauen in den Saft der Blätter des Guaco (micania G.), um die Bisse giftiger Reptilien zu heilen, und auch hier muß man die Güte der weisen Vorsehung erkennen, welche das Heilmittel neben das Uebel gesezt hat. Als der berühmte Naturforscher von Bogota, Doktor Mutis, dieses Mittel vor wenigen Jahren einigen Europaern mittheilte, entschloß sich einer von ihnen, die Probe an seiner Person zu machen. Er ließ sich von einer Schlange, die als eine der schlimmsten bekannt war, in die Hand beißen; kaum aber fingen die ersten Symptome dieses Giftes an sich zu zeigen, als ein Neger, der die Operation leitete, sich beeilte, den Saft einiger Guacoblätter auf die Wunde auszupressen und in einigen Augenblicken befand sich der Patient vollkommen hergestellt und im Stand, zu seiner Beschäftigung zurückzukehren.

Die columbische Flora besizt ferner den Pisang (musa paradisiaca), die Ananas, den Orleans (bixa orellana), Palmen aller Art, den Kokosbaum, zweierlei Wachsbäume (myrica cerifera, ceroxylon andicola), welche beide ein zum Kerzenlicht taugliches Wachs liefern. Auf den Küsten von Cumana und Valencia wächst der Koschenillkactus, der indische Feigenbaum, die Agave americana und die Vanille von Turiamo. Die Wälder der Cordilleren sind reich an Farb-

hölzern; man sieht daselbst den Acajou, die Cedrela odorata, die Peperonia ꝛc.

Unter den von den Europäern eingeführten oder veredelten Pflanzen nennen wir das Zuckerrohr, die Kaffeestaude, die Baumwollenstaude, die Indigopflanze. Auch werden Reis und andere Cerealien mit Erfolg gebaut.

Dieses Land mit seinen unermeßlichen Wiesen, seinen undurchdringlichen Wäldern, seinen Bergen von wundervoller Höhe muß natürlich eine große Mannigfaltigkeit der Thierwelt enthalten, jede Art lebend in der ihr eigenthümlichen Region. Wir reden nicht von den Hausthieren, deren größern Theil die Europäer eingeführt haben. Die Aufzählung wäre ebenso lang als langweilig. Wir eilen zur Liste der ohne Zweifel glücklicheren Thiere, welche, fern von den Orten lebend, wo der Mensch seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, stets bereit sind, ihm seine Ansprüche auf das Königthum der Schöpfung streitig zu machen. Ihre Reihe eröffnet der Tiger und seine verschiedenen Arten bilden ein furchtbares Verzeichniß, das im Stande ist, den unerschrockensten Jäger mit Bangen zu erfüllen: der Kugnar, der Jaguar, die Unze, der Panther, der Serval, der Leopard, der einfärbige Tiger, die sich geräuschlos in die hohen Gräser der Llanos und der Pampas schleichen, wo sie Nachts, unter gräulichem Gebrüll, hervorstürzen.

Die Wasser des Orinoco, des Amazonenflusses und des Magdalena dienen der unter dem Namen Alligator oder Caiman bekannten Abart des Crocodils zum Aufenthalt.

Der Alligator erreicht eine Länge von 12 bis 13 Fuß; sein Leib ist von einem grün schattirten Blau, sein Rücken schwärzlicht. Man sieht diese Reptilien haufenweise wie Baumklötze daher schwimmen, mit einer unerschütterlichen Gemüthsruhe, auf die die Fahrt der größten Schiffe keinen Eindruck zu machen scheint. Selten greifen sie den Menschen an, ausgenommen im Wasser, wo sie sehr über ihn im Vortheil sind, während auf dem Land die Langsamkeit ihrer Bewegungen sie einem so flinken und tapfern Feind preisgibt. Man will bemerkt haben, daß die Caymans Columbiens gefräßiger geworden sind, seitdem die Flüsse dieses Landes in dem Unabhängigkeitskrieg so viel Leichname in ihren Wellen begruben. Allein lang vorher hatten schon die Neger den Grundsatz, jeden Alligator, der einmal Menschenfleisch gekostet hatte, schnell zu vernichten und zwar weniger aus Rache, als weil sie überzeugt waren, daß das Ungeheuer, nach dieser Kost lüstern, kühn neue Opfer suchen würde.

In den Wäldern sind die Bäume durch Guirlanden von Lianen unter sich verbunden, wo sich zahlreiche Stämme von Affen schaukeln: der Atele, der Wollhaaraffe, das Saguinchen, der Sapaju, der Tamarin. Dort verbergen sich auch mehrere Gruppen einer Familie von Vierfüßlern, die der Mensch seinem Bedürfniß oder seinem Vorwitz opfert: der elegant bepelzte Ameisenbär, das Stinkthier (chinchilla), eine Art Eichhorn, das die gemäßigten Regionen der Cordilleren bewohnt und dessen Hülle im Handel so gesucht ist; der Coati, der Tapir, der seltsame Chlamyphor oder Mantelträger und der gepanzerte Tatu (armadilla).

Am Abhang der Cordilleren sieht man Heerden von Lamas (camel. glauc.) irren. Ehe die Europäer das Geschlecht der Pferde und Maulthiere vervielfältigten, leisteten diese Thiere den Amerikanern die nämlichen

Dienste, die der Araber von dem Kameel empfängt. Sie haben den Charakter dieses Vierfüßlers ohne dessen unförmliche Gestalt. Ausdauernd und mäßig sind sie nützlich zum Waarentransport, wo die Wege gefährlich oder schwierig sind. Ihr Gang ist langsam und sicher; aber Nichts vermag sie zu bewegen, ihren Lauf zu beschleunigen. Unempfindlich für Schläge, wie für gute Behandlung legen sie sich nieder, wenn man sie zu sehr drängt, und sie würden sich eher tödten lassen, als daß sie dem Willen ihres Führers nachgeben.

Die Reptilien und Insekten sind eine der Hauptplagen dieser schönen Gegenden. Um starke und dicke Baumstämme schlingen sich riesige Schlangen, mit Augen glänzend gleich dem Rubin: der Boa Constriktor, die Klapperschlange, die schwarze Schlange, die Fühlnase (erpeton lenticul.), die Nattern und zwanzig andere nicht minder furchtbare Arten. Im Gras der Wiesen, im Stroh der Dächer nisten die Skorpione, die Akaren, deren Biß das Ausfallen der Haare verursacht und diese Millionen Moskitos und Schnacken, welche weder den Schwarzen noch den Weißen, weder den Indianer noch den Europäer schonen.

Unter den bösartigen Thieren nimmt der blutdürstige Vampir eine der ersten Stellen ein. Diese furchtbare Art von Fledermäusen hält sich den Tag über unter dem Dach der Hütten verborgen, des Nachts aber stiehlt sie sich an das Lager des Menschen, öffnet ihm sachte eine Ader, zecht von seinem Blut und bereitet ihm einen schmerzlosen Uebergang vom Schlaf zum Tod.

In dieser gedrängten Aufzählung hätte vielleicht die Ornithologie verdient, daß mit ihr der Anfang gemacht worden wäre.

Auf den schneeigten Gipfeln der Cordilleren entfaltet der Condor die unermeßlichen Schwingen, beschreibt mächtige Kreise oder wiegt sich sanft auf den Wolken. Plötzlich hält er an, den Hals vorgestreckt, das Auge flammend, die Flügel eingebogen. Er sinkt oder vielmehr er fährt nieder mit der Schnelligkeit des Blitzes und verschwindet in den Tiefen der Thäler. Sein durchdringender Blick hat eine Beute entdeckt, ein eckelhaftes, stinkendes Aas, denn der Condor theilt den Mißgeschmack des unedeln Geschlechts der Geier. Bald erscheint er wieder, mit den Ueberbleibseln des niedrigen Mahls in den Klauen, und steigt hinauf in die ewigen Einöden, wo kein Echo seinem Freudengeschrei nachtönt.

Der Adler selbst hat seinen Sitz in niederern Regionen genommen.

Weiter unten finden wir das Gebiet, wo die glänzende Legion von Papageien, Aras, Amazonen, gelben Cotingas, scharlachnen Tangaras, grünen Pitpis, Colibris, Paradiesvögeln — lebenden Smaragden, Topasen, Saphiren und Rubinen — sich treibt und hüpft, schäkert und prunkt. Das Gold und der Azur, der Purpur und das Ebenholz tanzen und spiegeln sich auf dem grünen Laubwerk des Waldes.

Endlich sind die fischreichen Küsten von Guayra mit Pelikanen bevölkert, diesen unförmlichen Schwanen, deren ungeheurer Schnabel eine den Rauchern sehr geschätzte Art von Tabacksbeutel liefert.

Als die Bewohner der alten Welt nach der neuen den Weg kennen gelernt hatten, trafen sie in den Gegenden, die wir unter dem Namen Columbien begreifen, zwei vollkommen verschiedene Gesellschaften von Menschen an. Die erste bestand aus grausamen Wilden, Menschenfressern; sie bewohnte die weiten Ebenen von Caracas, Cumana, vom Apure und

Orinoco. Diese unglücklichen Bevölkerungen lebten von ungebaut gewachsenen Früchten, vom Fischfang und der Jagd. In der Ueberschwemmungszeit sah man sie nach Art der Affen auf den Aesten der Bäume vorübergehend ihren Aufenthalt nehmen. Die Schwierigkeit des Verkehrs ließ sie in eine zahllose Menge kleiner in Sitten und Sprache verschiedener Nationen zerfallen. Die berühmtesten derselben sind die Cariben oder Caraiben, von denen in Guyana und den Antillen noch Spuren sind.

Die zweite Menschengattung lebte in einem vorgerückten gesellschaftlichen Zustand, ähnlich dem der alten Egyptier. Sie hatten die gebirgigen Gegenden inne. Sie sind eine der großen civilisirten Nationen, welche die Europäer zu ihrer Ueberraschung auf dem amerikanischen Boden verbreitet fanden — die Nation der Muyscas oder Mozcas.

Die Muyscas wohnten in der Provinz Cundinamarca; der Mittelpunkt ihrer Macht war Bogota. Ihre mährchenhaften Sagen würden hinreichen, eine Gesellschaft anzudeuten, deren Bildung in das höchste Alterthum hinaufsteigt. Ihre Voreltern, sagen sie, existirten schon, ehe noch der Mond ein Begleiter der Erde war. Um diese Zeit lebten die Bewohner der Hochebene von Bogota als Barbaren. Sie gingen nakt, wußten Nichts von Ackerbau, und nährten sich von den rohsten Speisen, waren mit Einem Wort versunken in den verworfensten und kläglichsten Zustand. Plötzlich erscheint ein Greis in ihrer Mitte; er kam von den Ebenen im Osten der Cordilleren von Chingosa. Er trug einen langen Bart und Kleider, Was vermuthen ließ, daß er einem verschiedenen Stamm angehörte. Dieser Mann hatte drei Namen; am gewöhnlichsten hieß er bei den Muyscas Bochica. Er lehrte sie das Feld bauen, pflügen, säen und aus der Ernte allen Nutzen ziehen, der den Fleiß eines ackerbauenden Volkes belohnt. Dieß geschehen, unterwies er sie in der Kunst, sich nach der verschiedenen Temperatur der Jahreszeiten zu kleiden, feste Wohnungen zu bauen, sich zum gesellschaftlichen Zusammenleben und gegenseitigen Beistand zu vereinen. So viele Wohlthaten hatten ihm die öffentliche Verehrung erworben und Nichts hätte seinem Glück widerstrebt, wenn es nicht die Bosheit seiner Gattin Huythaca gewesen wäre. Diese schlimme Frau ließ mit verruchten Zaubereien nicht nach, bis sie bewirkt hatte, daß der Fluß Funzha aus den Ufern trat. Da wurde die ganze Ebene von Bogota vom Wasser verheert. Die meisten Menschen und Thiere kamen in der Fluth um und der Rest entfloh auf die Gipfel der höchsten Berge. Bochica, entrüstet, jagte weit von der Erde diese unwürdige Genossin, d. h. er gab ihr den Tod. Die Sage fügt hinzu, daß sie der Mond wurde, und, um ihre Fehler gut zu machen, sich nun immer um die Erde dreht. Um den Abfluß der Wasser zu erleichtern, zerbrach Bochica die Felsen, welche das Thal auf der Seite von Canoas und Tequendama schloßen; er sammelte die zerstreuten Menschen, lehrte sie die Anbetung der Sonne und starb voll der Tage und des Ruhms. Dieser lezte Akt von Bochica's Macht erklärt die Erscheinung des berühmten Wasserfalls von Tequendama, wo der Rio Bogota eine Höhe von ungefähr 180 Metres herabstürzt.

Die Verehrung der Sonne und des Mondes bei den Urbewohnern dieser Länder wird noch durch interessante historische Denkmäler beurkundet: so durch die Granitfelsen in den Einöden des Orinoco, in Caycara, Urbana, in der Nähe des Rio Brancho und Cassiquiare. Man sieht daselbst Sculpturen aus einem hohen Alterthum, Sonne, Mond, Schlangen,

Krokodile, Tiger und verschiedene Werkzeuge des häuslichen Gebrauchs, fast in egyptischer Manier, darstellend.

Diese und andere Denkmäler sind zugleich Zeugen der alten Civilisation der Völker Columbiens. In den Umgebungen von Cuença, in dem Departement Assuay, sieht man die prächtigen Reste einer von den Incas oder Souveränen von Peru erbauten großen Straße und die Burg Canar oder Inapilca. Dieß ist eine Mauer aus sehr großen schiefkantig behauenen Steinen, die ein regelmäßiges Oval bildet, dessen große Axe mehr als 100 Fuß Länge hat. In der Mitte sind Ruinen eines kleinen Hauses, dessen Alter dem der Feste gleichkommt. Dieses Monument liegt auf einer Plattform auf dem Gipfel eines Hügels.

Die Umgebungen von Latacunga, am Abhang des Cotopaxi, sind gleichfalls berühmt durch die Reste zwei peruvianischer Monumente: den Panecillo und das Haus des Inca. Der Panecillo oder das Zuckerbrod ist ein konischer Grabhügel, der zur Begräbnißstätte einer angesehenen Person gedient haben muß. Das Haus des Inca ist ein weites viereckiges Gebäude, wo man noch die vier großen äußern Thüren, ähnlich jenen der egyptischen Tempel, acht Zimmer und achtzehn symmetrisch vertheilte Nischen und einige Cylinder, zum Aufhängen von Waffen bestimmt, wahrnimmt. Die Steine sind gleichfalls schiefkantig behauen.

Die Verfassung der Muyscas war eine absolute Monarchie. Die Machtvollkommenheit des Oberhaupts, des Zaque, war nur durch das Ansehen des Oberpriesters gemäßigt. Der Erstere wohnte in Iroca, Lezterer in Tunja. Zu Sogamoso war ein Tempel des Sonnengottes oder des Bochica, wo von den Andächtigen hin gewallfahrtet und alle 15 Jahre ein Menschenopfer dargebracht wurde. Das Opfer war ein dem elterlichen Haus gewaltsam entführtes Kind aus einem Dorf, welches jezt unter dem Namen San Juan de los Llanos bekannt ist. Es hieß der Guesa oder der Irrende, d. h. das Geschöpf ohne bleibende Stätte. Gleichwohl wurde es mit großer Sorgfalt in dem Sonnentempel erzogen, bis es 15 Jahre alt war. Diese Periode von 15 Jahren bildet die sogenannte Indiktion der Muyscas.

Dann wurde der Guesa in feierlichem Zug auf der Suna, d. i. der Straße, welche Bochica gebaut hatte, als er unter den Menschen wandelte, nach der Säule geführt, welche dazu diente, die Aequinoctialschatten zu messen. Die Xeques oder Priester, nach Art der Egyptier vermummt, stellten die Sonne, den Mond, die Symbole des Guten und des Bösen, die großen Schlangen, die Wasser und die Berge vor. Am Ende der Suna angelangt, wurde das Opfer an eine kleine Säule gebunden und mit Pfeilen getödtet. Die Xeques sammelten das Blut in heiligen Schalen und rißen ihm das Herz aus, um es der Sonne darzubieten.

Endlich ist dieses Volk merkwürdig durch den Gebrauch der Hieroglyphen und den zu Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckten Stein mit dem eingegrabenen Mondskalender. Wie man übrigens weiß, hatte es drei Arten von Jahren und folglich drei Kalender. Das erste Jahr war das kirchliche und bestand aus 37 Monden. Das zweite, das burgerliche, mit 20 Monden; das dritte, das ländliche, mit 12 bis 13 Monden. Die Mondswandelungen theilten sich nach Wochen von drei Tagen.

Nach der Entdeckung der neuen Welt beeilten sich verschiedene Nationen unseres Festlands, Kolonien hinzuschicken. Die Engländer und Franzosen bevölkerten die Küsten; die Kastilier drangen zu den Andes vor und

wagten selbst die Kette zu überschreiten. Sie betraten in Cundinamarca, auf den Hochebenen von Bogota, von Quito die Fußtapfen einer alten Civilisation, schloßen Verträge mit diesen gebildeten Völkern, unterwarfen sie und wurden die Stifter eines blühenden Reichs. Die erstern dagegen waren nur mit wilden Völkerschaften zusammengetroffen, mit barbarischen Horden, die vor den neuen Ankömmlingen zurückwichen und die ihnen dargebotene Civilisation verschmähten.

Unter den berühmten Kapitänen, welche Spanien in seine neuen amerikanischen Besitzungen sandte, sind zu erwähnen Quesada und Gonzales Pizarro, Bruder des Eroberers von Peru, Statthalter von Quito um die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Von dieser Epoche an beschränkt sich die Geschichte Columbiens auf einzelne Vorfälle eines innern Kriegs, wo die Erfolge zwischen den Spaniern einerseits und den Portugiesen, Engländern und Indianern andererseits wechselten. Spaniens Glück siegte und seine Rechte auf diesen Theil der neuen Welt wurden ohne Widerspruch anerkannt. Damals wurde die politische Eintheilung eingeführt, die, mit wenigen Modifikationen, bis zum Jahr 1819 bestand.

Die Spanier nannten östliche Terra-firma die Provinzen zwischen dem Meer der Antillen im Norden und dem Orinoco und Apure im Süden; sie sezten daselbst einen Gouverneur, der mit dem Titel eines Generalkapitäns von Venezuela in Caracas wohnte. Er führte in dem großen Rathe, Real Audiencia genannt, den Vorsitz, seine Jurisdiktion war unbeschränkt und er gegen Niemand verantwortlich als den König. Es schien nicht ungeeignet, einen Beamten mit ausgedehnter Vollmacht zu bekleiden, der, zu weit vom Mutterland entfernt, um jedesmal, wenn die Noth des Augenblicks gebot, Verhaltungsbefehle einzuholen, eine schlecht unterwürfige Kolonie in Gegenwart zahlreicher Feinde zu regieren hatte.

Mit dieser Generalkapitanerie war das spanische Guyana verbunden.

Das Land zwischen dem Apure und dem Amazonenfluß hieß die westliche Terra-firma oder Neu-Granada und war der Autorität eines Vicekönigs anvertraut, mit derselben Jurisdiktion wie der Generalkapitän von Venezuela.

Die Provinzen von Panama und Darien, Terra-firma schlechtweg, waren ein Anhang des Vice-Königreichs Neu-Granada.

Die Zeit kam, wo Spanien, getroffen von dem Arm des Mannes, von welchem damals das Geschick so vieler Könige abhing, knirschend den neuen Gebieter empfing, den dieser ihm auferlegte. Die Columbier zu stolz, um sich unter das Joch zu beugen, beschloßen, Ferdinand VII treu zu bleiben — weniger zwar aus Anhänglichkeit an diesen Prinzen, als aus einem Gefühl der Nationalität, einem Instinkt der Freiheit.

Am 19 April 1810 brach plötzlich in der Stadt Caracas eine Revolution aus, und es ward eine provisorische Junta errichtet mit dem speziellen Auftrag, über die Erhaltung der Rechte Ferdinands VII zu wachen. Bald ergriff der Aufstand die dieser Kapitanerie einverleibten benachbarten Provinzen. Die Junta von Caracas, zu schwach, den Gang der Bewegung allein zu leiten, lud die Provinzen ein, Deputirte zu einem Kongreß abzuordnen. Dieser Antrag fand allgemeinen Anklang und der Kongreß begann seine Arbeiten.

Die Venezuelier zogen zuerst nur das alte Königthum dem neuen vor; allein bald hielten sie es für angemessener, sich des einen wie des andern

zu entledigen. Kaum hatten diese improvisirten Gesetzgeber die Macht gekostet, als sie das Bedürfniß fühlten, sich deren Ausübung bleibend zu verschaffen. Am 5 Julius 1811 erklärte der Kongreß Venezuela für frei und unabhängig und konstituirte es als Republik. Dieser denkwürdige Akt zerriß auf immer das alte Band, welches die Kolonie an das Mutterland knüpfte. Wie aber alle Revolutionen, so zerstörte auch diese, während sie einige Männer von Talent erhob, rasch unermeßliche Hoffnungen und verzehrte mehr als Einen großen Ruf.

Drei Männer unter denen, die der Dunkelheit entgingen, haben ein Recht, hier zuerst erwähnt zu werden: San-Yago Marino, Simon Bolivar und Paëz.

Der Erstere, ein junger Student, tapfer und einsichtsvoll, wird in wenig Monaten alle militärischen Grade durchlaufen und eine der festesten Stützen der Republik werden.

Der zweite verdient, daß wir bei ihm länger verweilen.

Simon Bolivar, geboren zu Caracas am 24 Julius 1783, war der jüngste der Söhne von Don Juan Vincente Bolivar y Ponte, Obrist der Miliz der Ebenen von Aragua, einem reichen und angesehenen Mann. Frühzeitig nach Spanien geschickt, um daselbst seine Erziehung zu vollenden, säumte der junge Simon nicht, sich nach Paris zu begeben, wo er mehrere Jahre ein thätiges und vielleicht zerstreutes Leben führte; von da besuchte er Italien. Auf diesen Reisen eignete er sich die Kenntniß der französischen und italienischen Sprache, die Erfahrung der Welt und den Ton der guten Gesellschaft an. Nach Madrid zurückgekehrt, heirathete er die Tochter des Marquis del Toro und vergrößerte durch diese Verbindung sein schon beträchtliches Vermögen. In Caracas lebte er hierauf mehrere Jahre auf seinen Gütern in friedlicher Zurückgezogenheit, man könnte sagen in der Dunkelheit, wenn seine ausgezeichneten Manieren, seine Kenntnisse und sein Geist ihm nicht schon damals einen gewissen Ruf erworben hätten.

Einige Biographen haben behauptet, schon auf seinen Reisen in der alten Welt sey Bolivar mit der Idee der Unabhängigkeit seines Vaterlandes umgegangen; General Ducoudray-Hylstein bemerkt jedoch mit Recht, daß diese Annahme ungegründet sey. Er dachte damals nur an seine Vergnügungen und ohne Zweifel an seine künftige häusliche Niederlassung. Die Revolution überraschte ihn in seiner Einsamkeit; er gab sich ihr mit allen ihren Folgen unbedenklich hin und zeigte sich würdig an ihrer Spitze zu erscheinen, wenn er gleich ihren Ausbruch nicht vorhergesehen hatte.

Bolivar war von kleiner Statur, aber stark und im Stand die größten Anstrengungen zu ertragen. Seine großen schwarzen lebhaften Augen kündigten eine Feuerseele an; er hatte eine wohlgeformte gebogene Nase, hohe Stirn, wie Männer von Geist, langes Gesicht und bräunliche Farbe. Mit der Tapferkeit, die der Gefahr trozt, verband er die Klugheit, die sie ermißt, um sie sicherer zu bekämpfen. Schnell zum ersten militärischen Rang emporgestiegen, besaß er, wie Napoleon, die Kunst, Talente herauszufinden und Jedem die gebührende Stelle anzuweisen, und gleichfalls, wie Napoleon, war er geschickt mit glücklichen Worten, die oft einen großen Unfall vergessen machen oder ein ausgezeichnetes Verdienst mit wenig Kosten belohnen. Wir greifen dem Gang der Ereignisse vor, um im Vorbeigehen eine Anekdote zu erzählen, die uns das Bild des Helden von Columbien vollenden soll.

Nach einem Sieg, der für das Loos der Republik entscheidend schien, lud der General die vornehmsten Offiziere des Befreiungsheers zur Tafel, unter ihnen einen englischen Obrist, der reicher war an Waffenthaten als an klingenden Thalern. „Ei," sagte Bolivar, als er ihn eintreten sah, „mich dünkt, mein tapferer und lieber Obrist, daß Sie schwarze Wäsche anhaben." „General," erwiderte der Fremde mit veriegener Miene, „ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich kein anderes Hemd vermag als dieses, welches ich auf dem Leib trage." „Ich werde sorgen" versezte Bolivar. Und dann zu seinem Intendanten gewendet: „Holen Sie ein Hemd in meiner Garderobe und geben Sie es dem Obrist." Bei diesem Geheiß zeigte der Intendant eine große Verwirrung; er stand, wie eingewurzelt, wollte sprechen, konnte aber nur einige unverständliche Worte hervorbringen. „Aber so gehen Sie doch," versezte der General; „je bälder Sie wieder da sind, desto bälder setzen wir uns dann zu Tisch." Da gewann der treue Diener mit großer Anstrengung es über sich und sagte: „Sie wissen, General, daß Sie nur zwei Hemden haben; eines haben Sie in diesem Augenblick an und das andere ist bei der Wäscherin." Auf Dieß brach die ganze Gesellschaft in ein großes Gelächter aus. „Sie sehen, Obrist," sagte Bolivar, „daß ich nicht reicher bin, als Sie. Wenn die Tapfern Ihres Geprägs den Spaniern Zeit ließen, zu Athem zu kommen, so hätten wir Zeit unser Gepäck zu erwarten."

Nach Bolivar und Marino war Paëz einer der ausgezeichnetsten Generale der venezuelischen Revolution.

Paëz, der Sohn eines kleinen Kaufmanns in Valencia, in Venezuela, war neunzehn Jahr alt, als sein Vater ihm einige 100 Piaster und ein gutes Pferd anvertraute, um eine Rundreise in der Provinz zu machen, und verschiedene Waaren einzukaufen. Vor der Stadt wird Paëz von zwei Reitern angegriffen, die Miene machen, ihn auszuplündern; allein der unerschrockene junge Mann zieht eine Pistole (die einzige, womit er sich versehen hatte) und erklärt den Banditen, Jedem eine Kugel durch den Kopf zu schießen, der die Kühnheit haben würde, Hand an ihn zu legen und diese Drohung ist nicht bälder geschehen als auch ausgeführt. Bei'm Fall seines Kameraden rettet der andere Räuber sich. Doch sollte dem Sieger seine erste Waffenthat nicht frommen. Erschrocken über diese Tödtung wagt Paëz nicht mehr in seinem Land zu erscheinen; er flieht nach Caracas und nimmt bei einem in dieser Provinz reich begüterten Edelmann Dienst. Der junge Flüchtling fand keine Mühe, das Vertrauen seines Herrn zu gewinnen, der ihn zu seinem Intendanten machte. Diese Verrichtungen erfüllte er, als die Revolution ausbrach. Paëz huldigte ihren Prinzipien, mit einer Leidenschaft, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Tapferkeit war stürmischer, unbesonnener aber eben deßwegen vielleicht glänzender als die seiner Mitkämpfer. Begabt mit einer außerordentlichen Stärke war er ein Meister in Führung der Lanze; wie Murat und Blücher riß ihn sein Muth öfters zu Zweikämpfen hin nach antiker Weise. Er wurde Bolivars Günstling, durch welchen er rasch zum Generalsrang emporstieg. Dann sezte sich Paëz an die Spitze der Lanzenreiter der Ebene des Apure. Diese wilden Llaneros, unter solcher Anführung, wurden der Schrecken der spanischen Heere.

Der Unabhängigkeitskrieg hatte seine Wechsel von Erfolgen und Unfällen. Zwei spanische Generale, Boves und Morales, vertheidigten mit

begeistertem Eifer die Sache des Königthums; auch erfochten sie Anfangs große Vortheile. Die Insurgenten verloren Puerto-Cabello und wurden in Viktoria zu einer Kapitulation gezwungen. Dieses Mißgeschick führte für den Moment die Auflösung des Kongresses und die Vernichtung der Republik Venezuela herbei. Die vollständigste Anarchie folgte auf die ephemere Ruhe, wovon die Häupter der Revolution geträumt hatten. Wenige Patrioten erschienen, Befehle zu empfangen, aber Viele hatten Befehle zu geben. Gleichwohl ging Bolivars Glücksstern bald wieder in die Höhe. Am 4 August 1813 hielt er seinen triumphirenden Einzug in Caracas und nahm den Titel Diktator-Befreier der westlichen Provinzen von Venezuela an; sein Kollege Marino wurde Diktator der östlichen Provinzen.

Nicht lange, so übten wieder die Royalisten glänzende Vergeltung. Boves hatte eine Division von Farbigen gebildet und ihren Muth durch Aussicht auf Plünderung angefeuert. Diese wüthende Rotte verdiente weniger wegen der Farbe der Leute, aus welchen sie bestand, als wegen ihrer Grausamkeit den Beinamen: Höllenlegion. Es war besonders dieses Korps, mit dessen Hülfe Boves die beiden Diktatoren zu la Puerta so vollständig schlug, daß die Sache der Unabhängigkeit schwerer als je gefährdet schien. Der Sieger rückte alsbald vor Caracas und zog so schnell daselbst ein, daß Bolivar und Marino kaum Zeit hatten, sich in eine zerbrechliche Barke zu werfen und das Heil der Republik der Gnade der Elemente anzuvertrauen. Solches begab sich den 17 Julius 1814.

Wir haben gesehen, daß Venezuela seine Revolution durch den Aufstand im April 1810 begann; Neu-Granada zögerte nicht, diesem Beispiel zu folgen und im folgenden Julius war bereits eine provisorische Junta zu Santa-Fe di Bogota errichtet. Einer ihrer ersten Beschlüsse war, die Provinzen einzuladen, durch Sendung von Abgeordneten an den Berathungen der neuen Regierung Theil zu nehmen. Einige folgten diesem Ruf und wirkten so zur Bildung einer berathschlagenden Versammlung mit, welche die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in sich vereinigte. Den 27 November 1811 machte der Kongreß eine Föderativakte in 68 Artikeln bekannt, die sich aber so wenig der allgemeinen Beistimmung zu erfreuen hatte, daß die nächst gelegenen Provinzen ihre Annahme verweigerten und eine neue Junta, die von Cundinamarca genannt, wählten. Im Jahr 1812 verkündigte diese Versammlung einen Verfassungsentwurf, der nicht glücklicher war als der vorige. Die Unordnung hatte ihren Kulminationspunkt erreicht und selbst ein dritter Kongreß, der den 10 September 1814 in Tunja zusammentrat, vermochte ihr nicht Einhalt zu thun. Jedermann war dieses Zustands der Dinge müde und fühlte die Nothwendigkeit, sich in Venezuela zu vereinigen, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Diesem allgemeinen Wunsch nachgebend, traten die Vorstände der beiden Staaten mit einander in Verbindung. Bolivar und Marino auf den Boden des Vaterlands zurückgekehrt, streiten für Venezuela, Castillo, Cabal und Urdaneta handeln für Neu-Granada. Indeß brach bald zwischen den beiden Staaten die Uneinigkeit aus, da sie zwar Einen Zweck, aber zu verschiedene Mittel hatten, um denselben zu erreichen. Neu-Granada war zurückhaltender, behutsamer, verstand sich besser auf Erörterung und Bildung organischer Gesetze; dagegen auf den Schlachtfeldern gebührte der Preis den Venezueliern, deren feurige Tapferkeit keinen andern Beweis kannte als

das Schwert. Die beiden werdenden Republiken, schnell veruneinigt, standen auf dem Punkt, die erste Frucht ihrer Freiheit im Kampf wider einander zu brechen, als das Mutterland ihnen in dem tapfern Morillo einen furchtbaren Gegner auf den Hals schickte.

Dieser General landet an der Spitze von 10,000 Spaniern, auserwählten Soldaten, wirft Alles nieder, was sich ihm widersetzt, vermehrt seine Truppen durch eine Menge Mißvergnügter und verleibt ihnen die Trümmer der frühern Heere ein. Siegreich öffnet er sich die Thore von Caracas und Cartagena und von Neuem müssen Bolivar und Marino in eiliger Flucht ihr Heil suchen. Die beiden gefeierten Proscribirten finden noch einmal edle Gastfreundschaft bei Pethion auf Haity. Doch kein Unglück kann Bolivars Seele beugen: den 3 Mai 1816 erhebt er abermals die republikanische Fahne auf dem Gebiet von Venezuela und nimmt den Titel eines obersten Chefs und Generalkapitäns der Streitkräfte von Venezuela und Neu-Granada an. Dankbar für so viele Anstrengungen bemühen sich die Patrioten, ihren General die Leiden, die er erfahren, vergessen zu machen; sie empfangen ihn mit den größten Ehren und geben ihm glänzende Feste. General Arismandi, Gouverneur von Margarita, überreicht ihm ein Rohr, worauf ein goldener Kopf, das Sinnbild der höchsten Gewalt in einem Lande, das der Sturm des Ungemachs biegen, aber nicht brechen kann. Wird nun das Glück fortan Bolivars Waffen nicht mehr verrathen? Vergebliche Hoffnung! Am 16 Julius erleiden die Patrioten durch einen Untergeneral Morillo's eine so völlige Niederlage, daß der Held Columbiens zum fünften Mal sich durch die Flucht dem Zorn der Sieger entziehen muß. Es wäre um die Republik geschehen gewesen, wenn ihr Vertheidiger nur einen tapfern Degen und nicht auch Starkmüthigkeit besessen hätte; beide schienen aber durch das Unglück nur gestählt zu werden. Bolivar tritt zu Ende dieses Jahres von Neuem auf, dießmal mit dem Titel Befreier. Dieser soll endlich Glück bringen. Einige Erfolge geben seiner Partei die Energie wieder, die ihr zu mangeln anfing. Die Ausdauer des Generals triumphirt über alle Hindernisse, selbst militärische Unfälle. Zog Morillo in der Hauptstadt von Venezuela als Sieger ein, alsbald zeigte sich Bolivar in Neu-Granada. Rückte der spanische General mit seinen siegreichen Soldaten in leztere Provinz ein, in demselben Augenblick erschien der Columbier in Venezuela und höher als je flatterte das Panier der Freiheit. Unter den damaligen Umständen war Zeit gewonnen, Alles gewonnen, denn das Mutterland war von Parteien zerrissen, welche demselben nicht erlaubten, sich ernstlich mit der Wiedereroberung seiner Kolonien zu befassen. Im Jahr 1818 konnte endlich Bolivar daran denken, die Politik mit dem Krieg zu verbinden: er beruft einen Nationalkongreß nach Angostura, in dem Departement des Orinoco, und empfängt den Titel eines Präsidenten der Republik. Morillo will den Drachen in seiner Höhle ersticken: er befiehlt einem seiner Generale, auf Angostura zu marschiren. Seinerseits schickt Bolivar den Spaniern Marino entgegen. Beide Theile trafen zusammen bei San Diego am 12 Junius 1819. Das Treffen war lang und hartnäckig: endlich entschied sich der Sieg zu Gunsten der Unabhängigkeit. Umsonst hofft Morillo die den spanischen Waffen widerfahrene Schmach zu rächen; Bolivar selbst übernimmt es, seinen Irrthum zu strafen. In Folge einer der hitzigsten Schlachten sieht das Thal Sogamoso den Untergang des lezten spanischen



Heers den 7 August 1819. Sofort rückt der Columbier auf Cartagena und hält in Mitten einer freudetrunkenen Bevölkerung seinen triumphirenden Einzug, und als ob es nicht genug wäre an so denkwürdigen Vortheilen, so sehen sich die Independanten auf immer befreit von dem furchtbaren Morillo. Der König von Spanien hat einen tapfern Diener abberufen, dessen starker Degen allein den schwankenden Thron stützen zu können scheint.

Columbien athmet neu auf. Der Kongreß in Angostura, unter dem Vorsitz des würdigen Antonio Zea, beschließt das Fundamentalgesetz der Vereinigung beider Staaten, den 17 Dezember 1819. Künftig werden Neu-Granada und Venezuela die Republik Columbien bilden. Kurze Zeit nachher versammelt sich ein allgemeiner Kongreß zu Rosario de Cucuta und ertheilt dem Gesetz der Union seine Genehmigung.

Den 28 Junius 1821 erntet Bolivar neue Lorbeere zu Carabobo, bei Valencia, und dieser wichtige Sieg gibt ihm alle früher verlornen Städte zurück. Der Kongreß will ihm die Ovation zuerkennen; aber der Sieger entzieht sich dieser Ehre mit einer Bescheidenheit, welche den Schimmer seiner Siege nur erhöht. Er versucht selbst die Präsidentschaft abzulehnen, indem er zu seiner Entschuldigung anführt, daß ein Mann wie er für eine volksthümliche Regierung gefährlich sey, daß er, um frei zu bleiben und damit auch die Columbier es bleiben, wieder einfacher Bürger werden will.

Kaum war ein Jahr verflossen, als bereits die Vereinigten Staaten Columbiens Unabhängigkeit anerkannten. Durch diese mächtige Ermunterung gekräftigt, zogen die Columbier von Sieg zu Sieg, bis den 8 November 1823 in Puerto Cabello die lezte spanische Besatzung die Waffen streckte.

Es galt aber nicht allein, Columbien die Unabhängigkeit zu geben, es mußte auch deren Dauer gesichert werden, indem man den benachbarten Kolonien das spanische Joch abschütteln half. An der Spitze von 3000 Columbiern eilt Bolivar nach Oberperu, er wird mit Jubel empfangen, die höchste Gewalt in seine Hände gelegt und in überfließender Dankbarkeit nennen die Peruvianer ihre neue Republik Bolivia.

Das Jahr 1824 wurde durch ein Ereigniß von großem Belang bezeichnet. England, das den Einzug der Franzosen in Spanien mit ungünstigen Augen ansah, wollte sich eine Genugthuung geben und erklärte den Kontinentalmächten, daß es Columbia's Unabhängigkeit anerkenne. Von diesem Augenblick an traten die Schwankungen der Politik an die Stelle der militärischen Bewegungen, die Männer des Degens in Hintergrund vor den Publizisten und Rednern. Die Partei gegen den Befreier nahm zu; man fragte sich, ob Bolivar nicht ein Ehrgeiziger sey, der nach Despotismus strebe. Es lag hierin allerdings Uebereilung und Undankbarkeit; man mußte aber das menschliche Herz schlecht kennen, um nicht glaublich zu finden, daß dieser General, wie ein Anderer, sich durch den Reiz der Gewalt verführen lassen, und, da er die Freiheit für seine Mitbürger ein Werkzeug der Zwietracht geworden sah, die Nothwendigkeit fühlen konnte, die oberste Gewalt in seinen Händen zu konzentriren und verirrte Kinder unter Vormundschaft zu halten.

Als der Befreier im Monat Junius 1826 nach Columbien zurückkehrte, fand er alle Elemente der Anarchie in Gährung und die Republik, von ihren eigenen Kindern zerrissen, am Rand des Abgrunds. Da nahm er, wie er sagte, um die Freiheit zu retten, Titel und Autorität eines Diktators an. Das Heer, das ihm ergeben war, klatschte seinem Entschluß

Beifall; allein der übrige Theil der Nation zeigte nicht den gleichen Enthusiasmus.

Wenige Monate nach diesem Ereigniß versammelten sich die Bevollmächtigten von Columbien, Mexiko, Guatemala und Peru in Panama und schloßen einen ewigen Freundschafts- und Bundesvertrag für Krieg und Frieden.

Bolivar hatte versprochen, einen Nationalkongreß nach Ocana zu berufen, welcher die Verfassung revidiren sollte. In Wirklichkeit dachte er aber nur daran, die in seinen Händen niedergelegte Gewalt bestätigen zu lassen. Daher ein verzweifelter Versuch der Republikaner, um diesen Anschlag des Despotismus zu vereiteln. In der Nacht des 26 Sept. 1828 erwacht der Diktator an einem furchtbaren Lärm, um zu erfahren, daß die Wachen seines Pallasts niedergemacht sind, und daß er keine Zeit zu verlieren hat, wenn er dem Schwert seiner Feinde entgehen will. Halbnakt muß er sich durch einen Sprung aus dem Fenster auf die Straße retten, es gelingt ihm aber, eine Kaserne zu erreichen, wo er alle Truppen der Besatzung zusammenzieht, sich an ihre Spitze stellt und gegen die Empörer rückt, die er schnell in die Flucht schlägt. Mehrere werden gefangen genommen und sogleich erschossen. Santander, Vicepräsident des Kongresses, den man im Verdacht hält, daß er die Seele der Verschwörung sey, wird in's Gefängniß geworfen.

Von diesem Augenblick konnte Bolivar hoffen, friedlich zu regieren, als ein unglücklicher Krieg gegen die Peruvianer das erste Signal zu seinen Unfällen gab. Er verlor die Diktatur Bolivia's und seine Autorität sollte bald noch empfindlichere Stöße bekommen.

Der tapfere Paëz, sein Untergeneral, sein Günstling, ruft im Jahr 1829 die Venezuelier zur Unabhängigkeit. Ebenso bricht eine Revolution in Quito aus, wo Flores für die Provinzen des Aequators die Freiheit fordert. Zwei Parteien bilden sich auf den Trümmern der Verfassung: die Unitarier, welche für die Vereinigung der drei Republiken sind und die Föderalisten, welche Trennung mit Bündniß wollen. Umsonst sucht sich Bolivar dem Sturm entgegenzustemmen: er wird in den Staub gestürzt. Umsonst will er sich den Ereignissen beugen, um ihrem Verlauf zu folgen und davon bestens Nutzen zu ziehen; er beugt sich, um sich nicht wieder zu erheben.

Der Nationalkongreß war zu Bogota versammelt. Bolivar überschickt seine Entlassung, diese Gelegenheit ergreifend, um an seine Dienste zu erinnern und sich über die Verleumdungen zu beklagen, deren Gegenstand er ist. Der Kongreß stellt sich einen Augenblick unschlüssig, dann nimmt er die Entlassung an, ernennt Joachim Mosquera zu seinem Präsidenten und ruft Santander, den persönlichen Feind des Diktators, zurück.

Um die Partei der Unitarier war es geschehen. Die columbische Republik hat drei selbstständige Staaten zur Welt gebracht: Venezuela, dessen Loos Paëz, dem Feldherrn der Llaneros, anvertraut ist; Neu-Granada, wo Mosquera waltet; Aequator, welches General Flores zur Unabhängigkeit einlud.

Man sieht es: fortan wird es für Bolivar nirgends mehr einen Platz geben oder vielmehr er zu groß seyn, um auf dem zerstückelten Feld zu leben. Seine Heimath ist nicht mehr von dieser Welt. Die großen Schatten Wilhelm Tells, Washingtons, Poniatowski's, Napoleons umschweben die lezten Augenblicke des columbischen Helden.

Gedemüthigt in seinem Ruhm, gebrochen sein Herz in seinen liebsten

Neigungen, voll Mitleidens für sein undankbares Vaterland, unterliegt Bolivar einer Abzehrungskrankheit den 17 September 1830 zu San-Pedro, in der Nähe von Santa-Marta. Er war 47 Jahre alt.

Wir werden fortfahren, mit dem Namen Columbien die Conföderation der Republiken Venezuela, Neu-Granada und Aequator zu bezeichnen. Man zählt 12 große Provinzen, nämlich: Cundinamarca, Cauca, Isthmus, Magdalena, Boyaca, Venezuela, Zulia, Orinoco, Maturin, Aequator, Guayaquil und Assuay. Diese 12 Provinzen begreifen 37 kleinere Bezirke in sich. Die Zahl der Städte beläuft sich auf 95, die der Dörfer auf 154, die der Pfarreien und Weiler auf 2186. Die Oberfläche des Landes enthält 830,000 Quadratmeilen (60 auf den Grad). Dieses unermeßliche Land hat nur 2,600,000 Einwohner, darunter 550,000 Weiße und 2,050,000 Farbige. In lezterer Zahl sind 110,000 Sklaven begriffen.

Die Indianer der Llanos haben bis jezt nur eine halbe Civilisation empfangen. Sie sind Christen, aber die Religion hat ihre natürliche Wildheit nicht gemildert. Ihre Beschäftigungen beschränken sich auf das Hüten zahlreicher Heerden oder die Jagd wilder Pferde und reissender Thiere. Ihre Geschicklichkeit in Handhabung des Lasso ist wahrhaft bewundernswerth. Der Lasso ist ein ungefähr 30 Fuß langes Seil, das sich am Ende in eine Gabel spaltet und zwei kleine eiserne Kugeln als Anhängsel hat. Befindet sich der Jäger im Bereich seiner Beute, so schwingt er im Kreis den in Form einer Schleife gewundenen Lasso über dem Haupt und schnellt ihn da wie eine Schleuder ab: die Kugeln fliegen, kreuzen sich und fassen das Opfer, das der Llanero sich ersehen, auf der Flucht. Manchmal verfolgt er einen wilden Stier zu Pferd, packt ihn am Schwanz und reißt ihn mit kräftigem Arm in die Höhe, stürzt ihn so zu Boden und sizt ab, ohne seine Beute loszulassen.

Die Bewohner der Llanos des Apure haben sich während des Unabhängigkeitskriegs unter den Befehlen von Paëz, dem Murat Columbiens, einen großen Ruf der Tapferkeit erworben. Sie kämpfen immer zu Pferd, mit übergroßen Lanzen, und Dieß ist nicht der einzige Zug, den sie mit den Kosaken des schwarzen Meers gemein haben. Ihre Pferde sind von kleinem Wuchs, aber stark, lebhaft und leichte Läufer. Die Llaneros reiten ohne Sattel und haben selbst blos eine Art Unterhosen an.

Wenn der Llanero mit eingelegter Lanze anrennt, so legt er sich wagrecht, den Kopf voran, auf den Rücken seines Thiers, stürzt blitzschnell auf seinen Feind, trifft ihn, und, ohne von dem heftigen Anstoß im Geringsten erschüttert zu werden, schießt er auf sein Ziel.

Diese Lanzenreiter waren der Schrecken der spanischen Soldaten. Eine historische Thatsache mag dazu dienen, ihre Wildheit und ihre Unwissenheit zu beleuchten. Einer von ihnen hatte sich mit einem Husaren vom Regiment Ferdinands herumgeschlagen, ihn zu Boden geworfen und gefangen vor Paëz geführt: „Und warum," sagte dieser General in strengem Ton, „übertrittst Du meine Befehle?" „Es ist wahr," war des Llanero's naive Antwort; „ich besinne mich auch nie, eines Kriegers Blut zu vergießen; allein dazu konnte ich mich nicht entschließen, meine Hände in das Blut eines Kapuziners zu tauchen."

Er sprach aufrichtig, denn wegen des großen Schnurrbarts hatte er den Husaren für einen Kapuziner angesehen. Paëz lachte über diese Einfalt und begnadigte den Gefangenen, der in seine Dienste trat.

Man berechnet, daß die Zahl der unabhängigen Indianer, die in den Wäldern und Gebirgen ein unstätes Leben führen, sich auf 200,000 belauft. Jedes Dorf dieser eingebornen Horden bildet gewisser Maßen eine besondere Völkerschaft, die sich von ihren nächsten Nachbarn durch Gebräuche und Sprachen unterscheidet, weßhalb denn auch kein Theil der Welt auf einem gegebenen Raum eine solche Mannigfaltigkeit der Sprachen darbietet.

Ein großer Theil des Landes, den diese Uramerikaner inne haben, ist den Europäern unbekannt und wir können nur durch einige allgemeine Züge die Physiognomie dieser unabhängigen Bevölkerung Columbiens andeuten. Wir werden fortfahren, diesen Völkern den Namen Indianer zu geben, den sie von den ersten europäischen Seefahrern erhielten, in der Voraussetzung, daß Amerika an Ostindien grenze.

Die beträchtlichsten Völkerschaften in den südlichen Provinzen Columbiens sind diejenigen, welche der peruvianischen Familie angehören, die Mornas, die Chumancas, die Papagua ꝛc.; in dem Thaibecken des Orinoco die Guagivos, die Cariben oder Caraïben, die Ottomaken; die Salivas in den Missionen; die Meypures, die Cabres auf den Ebenen von San-Juan; die Goabiros gegen den Golf von Maracaybo; die Cunacunas auf der Landenge von Panama ꝛc. Die Missionäre machen bei diesen trägen der Völlerei ergebenen Horden wenig Glück. Gelingt es ihnen bisweilen mit Hülfe des Tafia und anderer starken Getränke, den Kern zu einem civilisirten Stamm zu bilden, so laufen ihnen ihre Neophyten am ersten Tag des Mangels davon und kehren nach ihren Wäldern und zu ihrem wilden Leben zurück.

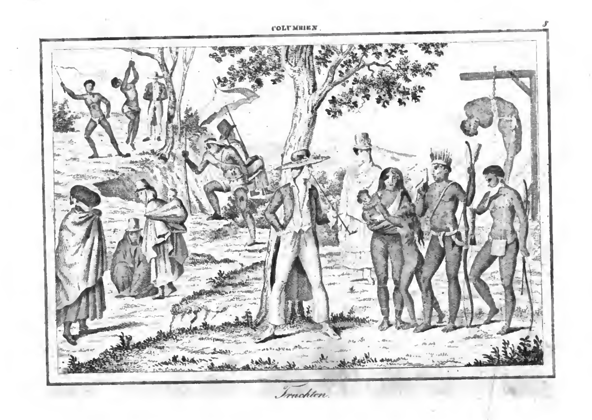
Die Indianer haben eine Kupferhaut, die sie mit Orleans roth färben. Es scheint sogar, daß ihre Begriffe von Schicklichkeit sich auf dieses Färben beschränken. Ein indianisches Mädchen würde es nicht wagen, aus ihrer Hütte zu treten, ehe sie sich mit Orleans bestrichen hätte; ist Dieß aber geschehen, so scheut sie sich nicht, sich im Zustand völliger Nacktheit zu zeigen, denn das kleine kaum 3 Zoll breite Schürzchen um die Hüften kann man kaum ein Kleid nennen. Die Männer gehen gleichfalls ganz bloß. Diese Wilden sind insgemein unbärtig. Ihre Haare tragen sie hinten lang auf den Hals herabhängend, vorn an der Stirn abgeschnitten, wie unsere Chorknaben. Die Vielweiberei ist Sitte: ein Indianer nimmt so viel Weiber als er ernähren kann. Geschwisterkinder gehören durch das Recht der Geburt einander an und der Vetter heirathet seine Base schon im zartesten Alter. Ehen werden ohne Förmlichkeiten geschlossen, außer daß Verwandte und Freunde zusammenkommen und daß man mehrere Tage schmaust und tanzt. Der Incest ist ein ziemlich häufiges Laster.

Ihre Hütten bestehen aus einigen Gabeln mit einem Strohdach darauf, unter welchem sie ihre Hängmatten befestigen. Hier sich sanft zu wiegen und dabei eine mit der wohlriechenden Curimariwurzel umwickelte Cigarre zu rauchen — ist des Indianers höchster Genuß.

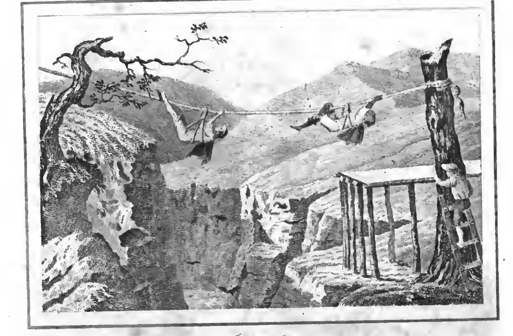
Wenn eine Indianerin niederkommt, so nimmt ihr Mann in der Hängmatte ihren Platz ein und empfangt, über große Schmerzen klagend, während die arme Frau der Haushaltung nachgehen muß, drei Tage lang Besuche von seinen Nachbarn. Am dritten Tag steht der angebliche Wöchner auf und geht auf die Jagd.

Bei den meisten dieser Wilden trifft man die barbarische Gewohnheit, neugebornen Kindern den Schädel platt zu drücken. Die Anthropophagie ist zwar nicht allgemein, aber doch nicht selten. Sie war hauptsächlich zu





Trachten.



Tarabite. (Seilbrücke)

Hause bei den Guagivos, die längs des Meta bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Orinoco streifen. Diese wilde Völkerschaft sucht das columbische Gebiet mit verheerenden Einfällen heim, raubt Weiber, Kinder und Vieh. Die Caraiben des amerikanischen Festlandes sind keine Menschenfresser, wie jene auf den Antillen. Diese Völkerschaft enthält die stärksten und größten Menschen auf der Erde mit Ausnahme der Patagonier. Sie trieben sonst mit den Europäern Sklavenhandel.

Unter Allem, was diesen Horden eigenthümlich ist, ist Nichts auffallender als das bei den Ottomaken übliche Thonessen. Diese Völkerschaft, die in dem Winkel zwischen dem Apure und dem Orinoco, in dem obern Theil der Provinz San Juan de los Llanos, ihren Sitz hat, genießt, wie man versichert, während mehrerer Monate des Jahrs keine andere Nahrung.

Die Religion der Indianer ist eine Art Dualismus, ein immerwährender Kampf zwischen dem guten und bösen Prinzip. Sie haben Priester oder Gaukler, unter deren Obhut die Götzenbilder stehen, wo nicht, wie an den Ufern des Orinoco, der Botuto oder die heilige Trompete die Stelle der Götzen vertritt. Diesen Botuto darf kein weibliches Auge schauen; es ist bei Todesstrafe verboten. Das böse Prinzip oder den Teufel nennen sie Yrocan und haben davor ungemeinen Respekt. Ihm schreiben sie die großen Stürme zu, die daher Orkane heißen.

Wir reden nicht von den Negern und Mulatten Columbiens: der allgemeine physische und moralische Charakter des afrikanischen Geschlechts ist auch der ihre. Die Metis, Sprößlinge von Weissen und Amerikanern, sind im Ganzen schwächliche Geschöpfe. Nicht so die Zambos, Sprößlinge von Negern und Amerikanern. Der schwarzbraun gekupferte Zambo ist von starkem Körperbau, aber wild, diebisch und nicht sehr bildungsfähig.

Die Nachkommen der ersten europäischen Einwanderer bewahren den castilischen Stolz als ein Erbstück und verbinden damit die den Einwohnern der Länder unter der Linie natürliche Sorglosigkeit. Die Columbier sind geistvoll, tapfer, aber eingebildet; sie setzen ein großes Vertrauen in die Ueberlegenheit ihrer Soldaten gegenüber europäischen Truppen und tragen kein Bedenken, Bolivar über Napoleon zu stellen.

Die öffentliche Erziehung ist sehr mangelhaft, die Privaterziehung ziemlich vernachläßigt. Gleichwohl zählt man 4 Anstalten mit dem Rang von Universitäten: Quito, Bogota, Caracas und Merida.

Die Landwirthschaft befindet sich, mit Ausnahme einiger Bezirke, namentlich in den Umgebungen von Valencia, in einem kläglichen Zustand. Gewerbe und Manufakturen sind in der Kindheit.

Seit dem Triumph der Unabhängigkeit ist die Sklaverei abgeschafft, doch nur für Diejenigen, welche die Waffen trugen oder 200 Piaster (500 Gulden) zahlen können.

Die Männer haben die spanische Tracht beibehalten, d. h. die europäische Kleidung mit dem oft in reicher Stickerei prangenden castilischen Mantel. Die Damen auf dem Flachland haben ungeschickter Weise die geschmackvolle Tracht der Andalusierinnen gegen die englische Mode vertauscht; ihr kleiner Strohhut mit aufgeschlagenen Krempen, der im Uebrigen einem Mannshut gleicht, nur daß er mit Blumen und Bändern verziert ist, ist das Einzige, was sie auszeichnet *).

*) Siehe Blatt 8 Nro. 6.

Malerischer ist die Tracht der Damen in den Cordilleren; wenigstens hat sie etwas Oertliches, was den Fremden gefällt. Sie besteht in einem schwarz seidenen Rock mit einer an den Hüften mehr angedeuteten als geschlossenen Taille. Eine Art dreieckiger Mantille von blauem Tuch, die auf den Gürtel herabgeht, bedeckt den Kopf und die gewöhnlich bloßen Arme. Nach spanischer Sitte verhüllt dieses Kleid das Gesicht fast ganz und läßt Nichts sehen als Nase und Augen, wofern nicht ein glückliches Ungeschick, das zuweilen auch Cokketerie ist, Mehr offenbar werden laßt, als der Wohlstand zu gestatten pflegt. Ueber dieser Mantille sizt ein breitkrempiger Filzhut, wie ihn etwa die Bäuerinnen der Provence tragen.

Die Columbier sind schweren Krankheiten unterworfen. Man hört viel über rheumatische Schmerzen klagen, ihre Hauptplagen aber sind das gelbe Fieber, die Ruhr, das schwarze Erbrechen und besonders der Aussatz (el mal de la elefancia). Der Aussatz gilt hier zu Land für unheilbar. Kaum ist eine Person davon befallen, so entreißt man sie, so reich und angesehen sie auch seyn mag, ihrer Familie, um sie nach dem Aussatzspital zu schaffen, wo der Unglückliche, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt, hülflos der groben Behandlung eines ungeduldigen Miethlings überlassen bleibt: es bemächtigt sich seiner die Verzweiflung, das Uebel nimmt überhand und er fällt als Opfer der Unwissenheit und Vorurtheile seines Landes. Zu den berühmtesten Siechenhäusern dieser Art, d. h. den reichlichst ausgestatteten Sterbanstalten, ist das Spital von Cartagena zu zählen.

Noch ist eine Mißgestaltung zu berühren, an welcher in sehr vielen Gegenden Columbiens beide Geschlechter leiden, der Kropf. Selbst Fremde bleiben bei längerem Aufenthalt nicht verschont.

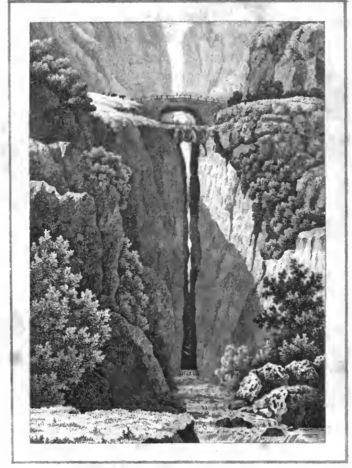
In Allem, was die Religionsübung betrifft, findet man ein treues Abbild der spanischen Sitten. Die Menge der Mönch- und Nonnenklöster, die etwas laxen Regeln dieser Institute, die weltlichen Neigungen der Geistlichkeit, ihre öffentlichen Ausschweifungen — Alles erinnert an das Mutterland. Die Tracht der Männer der Kirche besteht gewöhnlich in einer schwarzen Robe nebst dem spanischen Mantel und einem breitgekrempten Hut mit Schnüren und Troddeln *).

Bogota ist nicht die bevölkertste Stadt Columbiens, aber es ist die Hauptstadt und als solche verdient es zuerst Erwähnug. Die Volksmenge belauft sich auf etwa 35,000 Seelen. Die Spanier nennen sie Santa Fe, die Columbier Bogota; auf den Karten kommt sie unter dem Namen Santa-Fe-di Bogota, wohl auch Santa-Fe-di-Colombia vor. Das Klima ist daselbst außerordentlich regnerisch und die Erdbeben sind so häufig, daß man die Spuren davon an allen Gebäuden gewahrt. Bemerkenswerth sind die Kathedrale, erbaut im Jahr 1814, einige öffentliche Plätze und Brunnen, der Pallast des Senats, das Museum für Naturgeschichte und mehrere Klöster. Es ist hier ein Theater, eine Münze, außer der Universität noch eine besondere Medizinschule, eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein botanischer Garten und eine Akademie.

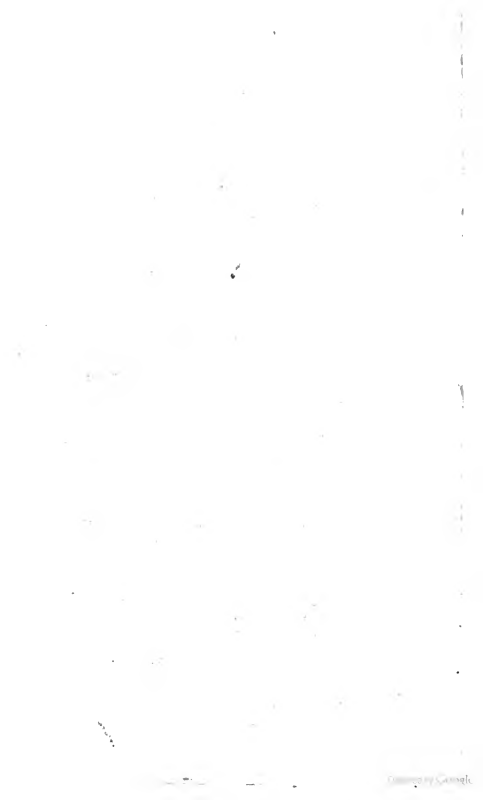
In der Nähe von Bogota, bei Fusaqusa, sind die beiden natürlichen Brücken von Icononzo: es sind große Felsen, die über den Fluß Summa-Paz

*) Siehe Blatt 8 Nro. 1.





Natürliche Brücken zu Icononzo



gefallen sind, dergestalt, daß sie sich gegenseitig halten. Die höchste dieser Brücken bildet einen Bogen von 50 Fuß Lange und von 40 Fuß Breite*).

Unter dem Sand, welchen die Wasser der Cordilleren mit sich herabführen, findet man oft Goldflitter, eisenhaltigen Kies nnd Smaragde. Einige für dieses Geschäft abgerichtete Sklaven waschen diesen Sand, um die kostbaren Stoffe, die er enthält, heraus zu bekommen; man hat wahrgenommen, daß sich die Neger dazu am besten eignen: Cundinamarca, wovon Bogota die Hauptstadt ist, liefert überhaupt die reichsten Goldwäschereien in Columbien.

In eben diesen Gegenden, bei dem Dorf Muzo, ist eine der reichsten bekannten Smaragdminen; man nennt diesen Smaragd fälschlich den peru'schen und unter diesem Namen wird er nach Europa und selbst dem Orient versandt.

In Marigulta, ebenfalls in dieser Provinz, sind Gold- und Silberbergwerke, die eine Compagnie englischer Kapitalisten bearbeiten läßt. Diese Insulaner haben sich das Monopol des Bergbaues in Columbien erworben, bis jezt aber bei dieser Industrie nur ihre Kapitalien eingebüßt. Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit ihren ersten Handelsausrüstungen nach diesen neuen Freistaaten. Bei den fortdauernden Bürgerkriegen, der Unsicherheit aller Institutionen, dem Mangel an Lokalkenntnissen hatten die Engländer ihre übereilten Speculationsversuche bitter zu bereuen. Es fragt sich daher, ob die französische Regierung so sehr zu tadeln war, weil sie mit Anknüpfung amtlicher Verhältnisse in Südamerika weniger rasch verfuhr? Zwar hing diese Zögerung mit politischen Rücksichten zusammen, die sich in anderer Beziehung anfechten lassen; wenn man indeß auf den materiellen Erfolg sieht — den einzigen, an welchem im Grunde dem Handel Etwas gelegen ist, so muß man anerkennen, daß diesem Umstand Frankreich es zu danken hat, wenn es von so ungeheuren Verlusten, wie die Engländer hier erfuhren, nicht betroffen wurde.

Endlich ist es Cundinamarca, wo der seltsame, wenn man nicht lieber will, barbarische Gebrauch herrscht, daß man, wie anderswo auf dem Rücken von Maulthieren, so dort von Menschen reist. Die unglücklichen Carqueros, deren die nicht sehr menschenfreundlichen Reisenden sich zum Reiten bedienen, sind meist Indianer oder Metis. Leichtgekleidet und mit einem langen Stock bewaffnet, wandern sie mehrere Tage nach einander, jeder Witterung trotzend, durch ein steinigtes, umgewälztes Land, mit einer Last auf den Schultern, die 8 Arrobas (100 Kilogramm) betragen kann. An zwei Riemen, die um ihre Schultern gehen, ist ein Stuhl befestigt, auf diesem sitzt der Reisende, mit einem großen Sonnenschirm in der Hand, und wenn er findet, daß sein Reitgaul einen zu langsamen Schritt hat, oder daß die Bewegung nicht sicher genug ist, so macht er sich wenig daraus, jenem Eins mit der Reitpeitsche zu versetzen oder ihm die Sporen in die Seite zu stechen**)!!!

Dieser Brauch ist um so weniger zu rechtfertigen, als Cundinamarca treffliche Maulthiere besitzt. Diese gescheidten Thiere haben einen so sichern Gang, daß der Reisende am Besten fährt, wenn er sich auf den schwierigsten Punkten ganz auf sie verläßt; er würde selbst die größte Gefahr laufen, wenn er im Schrecken über den Anblick von Abgründen dem Willen

*) Siehe Blatt 2. **) Siehe Blatt 8, Nro. 4.

seines Thiers entgegen seyn wollte. Auf der Straße von Honda nach Bogota werden die Geduld des Menschen und die Gewandtheit des Maulthiers jeden Augenblick auf die Probe gestellt. Bald klettern diese Thiere jähe in Felsen gehauene Pfade hinauf oder hinab; bald schreiten sie behutsam vor einem Abhang eines Felses, der über einer grauenvollen Tiefe schwebt, klüglich ihre vier Füße an sich ziehend, mit einem Satz nach der entgegengesetzten Seite zur großen Zufriedenheit des vor Schrecken bleichen Reiters *).

Wir können die Provinz Bogota nicht verlassen, ohne einige Worte über die Landleute der Hochebene zu sagen. Diese halb civilisirten Indianer haben zum größten Theil keine andere Kleidung als eine Art tuchenen Mantel, der ihnen den Kopf bedeckt, sich um den Hals schließt und bis auf die Zehen reicht. Ueber diesem Kleid tragen beide Geschlechter noch einen kleinen Stroh- oder Filzhut. Die Männer haben am Kinn einen Haarbusch, ziemlich ähnlich einem Bocksbart, ihre kleinen tiefliegenden Augen geben ihnen ein Aussehen wie das der Chinesen. Sie verstehen sich nicht übel auf den Ackerbau und sind weniger indolent als ihre Landsleute in den niedern Regionen **).

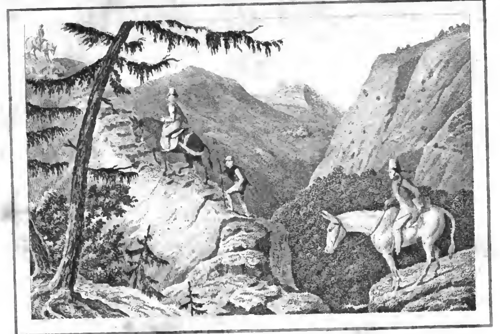
Quito, die Hauptstadt in dem Departement des Aequators und jezt der Republik dieses Namens, ist die bedeutendste Stadt Columbiens, indem die Bevölkerung doppelt so stark ist als in Bogota. Die Stadt hat jedoch nur 4 schöne gepflasterte Straßen; die übrigen sind krumm und finster. Uebrigens gibt es daselbst einige hübsche Gebäude, sehr reiche Kirchen, Baumwollen-, Leinwand- und Flanellmanufakturen, eine öffentliche Bibliothek, eine Normalschule und eine geachtete Universität. Die Jesuitenkirche ist von ausgezeichneter Schönheit; jeder der Pfeiler, welche die Façade zieren, ist aus einem einzigen nicht weniger als 30 Fuß hohen weissen Steinblock gebildet. Der architektonische Styl ist der dorische.

Quito ist in Frankreich zu besonderer Berühmtheit gelangt durch den Aufenthalt der im Jahr 1736 von der Akademie der Wissenschaften zu Paris zur Messung eines Grads des Meridians dahin geschickten Gelehrten. Diese unerschrockenen Geometer pflanzten das Kreuz, das ihnen zum Signal dienen sollte, auf einem der Gipfel des Pichincha auf.

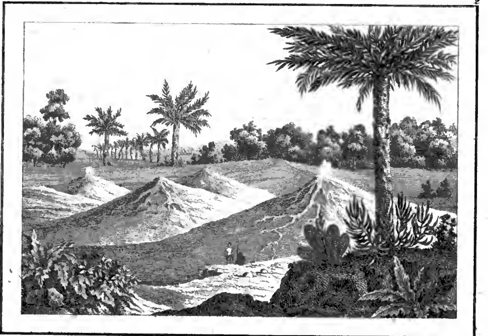
Die Umgebungen dieser Stadt sind durch die Gegenwart mehrerer Vulcane interessant, deren kleinster um fast 1000 Toisen den Aetna überragt. An ihrer Spitze erscheint der furchtbare Cotopaxi, der seinen Feuerstrom manchmal bis zu der erstaunlichen Höhe von 3000 Fuß über den Krater emporschleudert. Im Jahr 1748 trugen seine Donner den Schrecken bis nach Honda, auf eine Entfernung von 200 Lieues. Zwanzig Jahre später spie er eine solche Masse Asche aus, daß man in den benachbarten Städten bis Nachmittag 3 Uhr mit Laternen in den Straßen ging. Das majestätische Haupt des Ilinissa ist durch Bouguers barometrische Messung bekannt. Noch gedenken wir des Vulcans von Antisana, des erhabensten unter den Feuerbergen des Erdballs. An seiner Seite befindet sich die Meierei Antisana, ein bewohnbarer und bewohnter Ort, der ungefähr 12,000 Fuß über dem Meer liegt.

Caracas ist die Hauptstadt der Republik Venezuela. Ihre Bevölkerung soll sich auf 45,000 Seelen belaufen. Sie hat eine sehr malerische Lage in einem Thal, wo vier klare Bäche sich vereinigen, um ihr den Tribut ihrer Wellen darzubringen; aber Menschen und Elemente, scheint es,

*) Siehe Blatt 6. **) Blatt 8, Nro. 3.



Straße von Honda.



Luft-Vulkane von Turbaco.

haben sich verschworen zur Vernichtung der Quellen ihres Wohlstandes. Im Jahr 1812 hatte ein entsetzliches Erdbeben sie in Trümmer gelegt und mehr als einmal begegneten sich in ihren Mauern die beiden kriegführenden Heere und hinterließen klägliche Spuren ihrer Gegenwart. Der Handel von Caracas ist ziemlich beträchtlich; er wird in dem Hafen von Guyara, einer kleinen Stadt von 4000 Seelen, betrieben.

Cartagena, der erste feste Platz in Neu-Granada, ist zugleich der Kriegshafen für die columbische Flotte. Die drei Republiken sind im Stande, 15 bis 20 Kriegsschiffe, darunter 2 Linienschiffe, und 3 Fregatten, auszurüsten. Die Stadt hat einen sehr ausgedehnten Handel. Man zählt 18,000 Einwohner, größtentheils farbige, ein faules, gleichwohl lebhaftes und leidenschaftliches Volk. Die Weissen oder die sich diesen Namen beilegen, sind von ruhigerem Charakter, aber nicht minder arbeitsscheu. Die farbigen Frauen in Cartagena sind groß und wohlgewachsen, selbst die Indianerinnen nicht ohne Reize. Cartagena mit seinen engen und düstern Gassen, seinen langen Gallerien gleicht einem großen Kloster. Der Unabhängigkeitskrieg hat auch hier tiefe Wunden geschlagen. Der Aufenthalt ist ungesund; das gelbe Fieber richtet oft gräßliche Verwüstungen an; kaum gibt es einen Brunnen, der erträgliches Wasser liefert. Während der großen Hitze ziehen sich daher die Fremden und die vornehmsten Einwohner nach dem einige Stunden entfernten indianischen Dorf Turbaco zurück.

Turbaco ist merkwürdig durch seine Luftvulcane. Dumpfe Knalle, die sich rasch folgen, geben das Signal zu einem Luftausbruch und manchmal zu einem kothigen Auswurf, der aus einer Reihe kleiner Kegel, Volcancitos genannt, hervorkommt.

Die Bevölkerung von Panama, der Hauptstadt der Provinz des Isthmus, beträgt 10,000 Seelen. Diese Stadt empfing sonst die kostbaren Metalle, welche Peru nach Europa bestimmte. Sie ist noch berühmt durch das Projekt der Verbindung der beiden Oceane sowie durch den im Jahr 1826 gehaltenen Kongreß. Die Gegend des Isthmus ist im Allgemeinen ungesund. Die kleine Stadt Portobello führt den Beinamen Grab der Europäer.

Außer diesen Städten bezeichnen wir noch das wichtige Maracaybo, eine artige Stadt von 18 bis 20 000 Einwohnern, an den Ufern des gleichnamigen Sees; Cuença; in dessen Umgebungen der furchtbare Paramo Assuay liegt, wo die Richtung der Wege abgesteckt ist durch die Leichname der Reisenden, die dort jährlich in den Stürmen umkommen; Cumana, ein Kriegsplatz; Guayaquil mit Schiffswerften und Arsenal; Popayan mit den großen Vulcanen Puracé und Sotara zur Seite; Tunja, die ehemalige Hauptstadt der Muyscas; Valencia an den gesunden Ufern des malerischen Sees Tacarigua oder Valencia; Loxa mit den Wäldern von Chinabäumen (cascarilla de Loxa); Pasto, in Mitten eines Gürtels von Vulcanen und Schwefelbergen; Pamplona, Angostura, Quibdo, Mompox — lauter Punkte, die der Aufmerksamkeit der Reisenden zu empfehlen sind. In den weiten Einöden des Assuay, einige Meilen von San-Jaen de Bracamoros, findet man am Abhang der Cordilleren, in dem Paramo Chulucanas, die Ruinen einer wegen ihres geraden Straßenzugs und der Schönheit ihrer Gebäude bemerkenswerthen alten Stadt dieses Namens.

Columbien, wie es unter der spanischen Herrschaft bestand, verbrauchte

jährlich für 15 Millionen Piaster fremde Waaren. Gegenwärtig liefert die Münze zu Bogota jährlich 1½ Million Piaster; eine Million die zu Popayan. Ausfuhrartikel sind: Metalle, Edelsteine, Cacao, Zucker, Kaffee, Taback, Baumwolle, Leder, Chinarinde, Farbhölzer, Indigo, Pelzwerk 2c.

Allein ungeachtet der gelehrten Forschungen eines Humboldt, Mollien, Thompson, Rengger, Longchamp ist die Handelsstatistik dieses Landes noch wenig bekannt; statt genauer Angaben hat man nur gewagte Vermuthungen und es ist traurig, daß man das Urtheil aussprechen muß, daß das durch eine lange Revolution zerrissene, die ungleichartigste Bevölkerung in seinem Schoos nährende Columbien noch lange zu leiden haben werde unter den Geiseln des Kriegs und der Zwietracht. Unter der Herrschaft unheilvoller Umstände, welche dieses schöne aber unglückliche Land drückt, blicken Gesittung, Wissenschaft und Literatur noch lange keinem fröhlichen Gedeihen entgegen.

G u y a n a.

Die unter diesem Namen begriffenen Länder bilden einen ausgedehnten Theil des südamerikanischen Festlandes. Die natürlichen Grenzen sind: im Osten der atlantische Ocean; im Norden und Süden zwei der größten Ströme der Welt, der Orinoco und der Amazonenfluß. Westwärts ist keine bestimmte Abgrenzung.

Im Jahr 1535 unternahm Diego de Ortaz zum ersten Mal in die Mündung des Orinoco einzulaufen. Sein Eifer wurde nicht nach Verdienst belohnt; er entsagte aber seinem Vorhaben nicht eher als nach Verlust des größten Theils seiner Schiffe und seiner Gefährten. Auch ließ er sich dadurch nicht abschrecken und auf einer zweiten Reise gelang es ihm, den Strom bis zur Mündung des Metaflusses hinauf zu fahren.

Um dieselbe Zeit schickte Quesada, Statthalter in Neu-Granada, unter Anton Perreo eine Expedition nach Guyana, die ein noch unglücklicheres Ende nahm als die vorhergegangenen Versuche. Die Maßregeln waren so schlecht, oder die Gefahren so furchtbar, daß Perreo mit all seinen Leuten umkam.

Da hörte Gonzales Pizarro, Bruder des berühmten Eroberers von Peru, von den wunderbaren Berichten über El-dorado, und eine unwiderstehliche Lust, dieses fabelhafte Land zu gewinnen, bemächtigte sich seiner Gedanken. Er belud eine leichte Brigantine mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art und ließ sie einen Fluß, wahrscheinlich den Rio Napo, hinabfahren, während er selbst an der Spitze von 400 Spaniern und 4000 Indianern den Zug über die Cordilleren antrat. Da das Schiff in einen Fluß eingelaufen war, der es weit von der Expedition abführte, so beschloß der Befehlshaber, diese ihrem Schicksal zu überlassen. Er befand sich auf dem Amazonenfluß, verfolgte denselben bis zur Mündung und segelte nach Spanien. Dieser wichtigen Hülfe beraubt, sah sich Pizarro bald völliger Entblößung preisgegeben; seine Begleiter, unter Beschwerden, Leiden und Entbehrungen fast erliegend, bedrohten ihn mit einem Aufstand. Dem Anführer blieb keine Wahl als der Rückzug nach Quito.

Kurze Zeit nach diesem Ereigniß kam Diego de Ortaz mit Empfehlungsschreiben von Karl V zurück und erbaute die Stadt St. Thomas.

Die Franzosen begannen Guyana zu besuchen von den ersten Jahren an nach der Entdeckung America's. Es war nicht die Hoffnung auf reiche Metalle, welche sie anlockte, sondern sie beabsichtigten Niederlassungen zu gründen zum Behuf des Tauschhandels; namentlich bezogen sie von dort Farbhölzer. Im Jahr 1555 entwarf der Ritter Villegagnon, ein Calvinist, den Plan, auf Guyana eine protestantische Kolonie zu errichten. Durch List erhielt er von Heinrich II die ihm unentbehrliche Unterstützung. Indem er diesen Fürsten glauben machte, die Unternehmung geschehe im Interesse einer für Frankreich nützlichen Handelsspekulation, wurden ihm drei wohlausgerüstete Schiffe bewilligt. Der calvinistische Abenteurer landete zuerst in Brasilien, wo ihn die Portugiesen feindlich empfingen und nöthigten, sich mit den Trümmern seiner Expedition nach Guyana zu flüchten.

Im Jahr 1624 traten Kaufleute zu Rouen, die mit Farbhölzern handelten, in einen Verein und schickten eine Kolonie von Ackerbauern nach Guyana, die sich an den Ufern des Sinnamary niederließ, wo es ihr aber nicht zum Besten erging. Nicht lange, so bildete sich eine neue Gesellschaft mit königlichen Briefen von Ludwig XIII, wodurch sie zum Alleinhandel Guyana's vom Orinoco bis zum Amazonenfluß ermächtigt wurde; sie nahm den Titel an: französische Aequinoctialcompagnie. Die neuen Pflanzer siedelten sich auf der Insel Cayenne an, wohl zu merken, daß unter diesem Namen kein vom Festland durch einen Meeresarm getrenntes Land zu verstehen ist, sondern ein Stück vom Festland selbst, welches der Fluß Cayenne an seiner Mündung vielfach durchschneidet. Außerdem legten sie eine Kolonie an den Ufern des Flusses Surinam an.

Damals lagen zwei eingeborne Völkerschaften dieses Theils von Guyana, die Caraïben und die Galibis, gegen einander im Krieg. Statt nun eine kluge Neutralität zu beobachten, ergriffen die Franzosen für die Galibis Partei und daran thaten sie doppelt übel, weil diese den Kürzern zogen. Sie wurden daher von der Rache der Sieger mitbetroffen. Gezwungen, im Innern eine Zuflucht zu suchen, durften sie sich glücklich schätzen, als sie bei den Trümmern ihrer Verbündeten eine gastfreie Aufnahme fanden.

Im Jahr 1643 bildete sich abermals in Rouen eine Gesellschaft, unter den Auspizien von Poncet de Bretigny. Unter einem Mann, der sich durch seine Albernheit und Grausamkeit einen Namen erwarb, mußte sie das Loos erfahren, das man ihr voraussagen konnte: sie wurde vernichtet und Bretigny von den Indianern erschlagen.

So viele Unfälle kühlten den Unternehmungseifer der Spekulanten nicht ab. Eine vierte Gesellschaft entstand zu Rouen und nahm wieder den Titel an: französische Aequinoctialcompagnie. An ihrer Spitze standen der Abbé de Marivaux, Doktor der Sorbonne, den die Bekehrung der Indianer begeisterte, Boiville, ein normännischer Edelmann, der das Militärkommando über die Expedition führen sollte, Levendangeur und Laboulaie, Marineintendant. Boiville wurde schon vor seiner Ankunft in Cayenne ermordet: denn kaum waren die Kolonisten aus dem Hafen ausgelaufen, als sie gewahrten, daß die Zwietracht sich mit ihnen eingeschifft hatte und alle ihre künftigen Niederlassungen mit sicherem Untergang bedrohte.

Nach einem Wechsel guter und schlimmer Erfolge in dem Krieg, den die neuen Ankömmlinge gegen die Eingebornen zu bestehen hatten, machten

sie den ganzen Umfang des Bergs Ceperon urbar uud bepflanzten ihn mit Pataten und Manioc; die Kolonie erlag jedoch bald unter neuen Unfällen, die sie erlitt.

Als inzwischen die Engländer inne wurden, die Franzosen hätten ihre Niederlassung zu Surinam geräumt, so schickten sie eine Kolonie hin. Diese wurde ihnen aber im Jahr 1666 von den Holländern entrissen, die sich dann in Folge des Vertrags von 1668 definitiv daselbst festsetzten. Da erhob sich die Stadt Paramaribo und wyrde in Kurzem die beträchtlichste von ganz Guyana.

Da die Portugiesen Spanien, Frankreich, Holland und England über die neuen amerikanischen Besitzungen im Streit sah, wollten sie an diesem europäischen Bankett auch Theil nehmen. Im Jahr 1654 und den folgenden errichteten sie ihre Herrschaft an den Ufern des Amazonenflusses. Im Jahr 1713 trat ihnen, kraft des utrechter Vertrags, Frankreich den zwischen den Umgebungen des Nordkaps und dem Amazonenfluß gelegenen südlichen Theil von Guyana ab. Später versuchten sie verschiedene Einfälle auf das französische Gebiet, namentlich im Jahr 1723, wo sie an den Ufern des Oyapock einen Pfahl mit dem portugiesischen Wappen aufpflanzten; allein alsbald eilten die Franzosen herbei und stürzten den Pfahl mit dem Wappen des Königs von Portugal zu Boden.

Einen neuen Plan zu einer französischen Aequinoctialcompagnie entwirft Colbert, genehmigt Ludwig XIV. Lefebvre de la Barre, ein Mann von großer Fähigkeit, begibt sich, gefolgt von 1200 Ackerbauern und einer imposanten Militärmacht, nach Guyana, verjagt die auf den Ruinen der französischen Niederlassungen angesiedelten Holländer, tritt mit den Indianern in Unterhandlung und beginnt unter günstigen Vorzeichen die Kolonisation. Bald wiederholen sich indeß die traurigsten Unfälle: die Aequinoctialkompagnie wird mit der westindischen Kompagnie vereinigt, Lefebvre zurückberufen. Frankreich verliert an die Engländer und Holländer im Krieg seine Besitzungen und erst im Jahr 1674 bringt der Viceadmiral, nachmals Marschall d'Estrées, sie dem Mutterland zurück. Seit dieser Zeit hat die französische Regierung nie aufgehört, sich mit mehr oder weniger Glück für die Kolonisation Guyana's zu bemühen. Nach dem Beispiel der Spanier und Portugiesen ließ sie Ladungen Neger von der afrikanischen Küste holen, in der Voraussetzung, daß diese Sklaven besser als Europäer den Einfluß des Klima's der Linie ertragen würden. Das Gemälde der an diesen armen Menschen verübten Abscheulichkeiten ist so oft gezeichnet worden, daß es überflüssig wäre, es auch hier zu geben: wir begnügen uns, zu melden, daß einige dieser Kinder Afrika's der Wachsamkeit ihrer Henker zum Trotz nach den Wäldern des holländischen Guyana entkamen und daselbst nach dem Jahr 1766 eine sogenannte Maronennegerrepublik stifteten, deren Unabhängigkeit man später anerkennen mußte.

Im Jahr 1763 richtete Frankreich nach Guyana eine Expedition berühmten Andenkens wegen der Zahl der Auswanderer und ihres traurigen Ausgangs. Sie bestand zum größern Theil aus Schweizern und Elsäßern, fast lauter Bauern, die aber leider mit den unentbehrlichsten Ackerwerkzeugen nicht versehen waren. Turgot und Chanvalon, ersterer Gouverneur, lezterer Intendant, waren mit Leitung dieser wichtigen Unternehmung beauftragt. Mißverständnisse, die ihren Grund in Eifersucht hatten, brachen zwischen ihnen aus und Dieß war der erste Ursprung der auf die Kolonisten

fortan einstürmenden Mißgeschicke. Schon ermüdet durch eine langsame Ueberfahrt, angegriffen durch die schlechte Schiffskost, wurden sie ohne Obdach gegen die Hitze der Tage und die Kühle der Nächte auf dem Sand am Kourou ausgesezt. Die schlechte Beschaffenheit des Mehls und Fleisches, die unter sie ausgetheilt wurden, die Stiche der Moskitos, das Heimweh, Seuchen und Verzweiflung rafften diese Verlassenen in Masse hin. Die Lezten sahen sich genöthigt, von großen Ratten zu leben, die sie das Stück zu 3 Franken kauften. Sie kamen Alle um, 14,000 an der Zahl! Turgot ließ ein Andenken an sich in Cayenne zurück: er hatte einen Begräbnißplatz herrichten lassen, der noch heut zu Tag Turgots Garten heißt.

Wir sind zur unheilvollsten Epoche der Geschichte Guyana's gelangt. Das Mutterland war nach den großen Umwälzungen von 1789 eine Beute heimischer Faktionen geworden. Während draußen die französischen Heere von Triumph zu Triumph eilten und so mit dem Mantel des Ruhms das Ungemach des Vaterlandes bedeckten, walteten Zwietracht und Eifersucht im Rath der Häupter der Nation und das unbeständige Volk trat heute in den Staub, Die es gestern zur Macht erhoben hatte. Seit einiger Zeit war die Guillotine nicht mehr in bleibender Thätigkeit auf den öffentlichen Plätzen; aber die Periode der Aechtung hatte angefangen. Cayenne sollte zum Aufbewahrer Derer dienen, die das Mutterland aus seinem Schoos ausstieß und so bevölkerten sich nach und nach die Wüsten Guyana's mit verbannten Edelleuten und Priestern oder mit Staatsmännern, welche den Gewalthabern verdächtig geworden waren. Die ganze Welt kennt ihre Leiden, von welchen die meisten durch den Tod erlöst wurden.

Man darf jedoch nicht glauben, daß das Verbannungsurtheil immer über Unschuldige ergangen wäre: verhaßte Namen erscheinen auf der Liste, wie Billaud Varennes und der Wütherich Collot d'Herbois. Lezterer, der sich, um seine Einbildungskraft zu erhitzen und vielleicht sein Gewissen zu betäuben, an den Gebrauch starker Getränke gewöhnt hatte, fuhr in seinem Exil, ohne Rücksicht auf den Einfluß des Klima's, fort, allen Lastern der Ausschweifung und der Unmäßigkeit zu fröhnen. Bald lag er an einem hitzigen Fieber mit Irrreden gefährlich darnieder. Einsmals in der Nacht fühlte er sich von einem brennenden Durst verzehrt; er ruft dem Neger, der bei ihm wacht. Dieser, halb im Schlaf, reicht ihm eine Flasche Branntwein, die er in Einem Zug ausleert. Sein Körper wurde roth und glühend. Auf den Rath der Aerzte wollte man ihn sogleich nach Cayenne schaffen lassen; allein man hatte 6 Stunden Wegs dahin und die Neger wollten sich mit ihm nicht befassen, da, wie sie sich in ihrem Kauderwelsch ausdrückten, es ein Mann sey, der Gott und die Menschen gemordet habe. Es bedurfte der Zwischenkunft der bewaffneten Macht, um die Sklaven zu zwingen, daß sie ihn trugen. In Cayenne, sagte Collot zu dem Chirurgen Guisouf, der an seinem Bett stand, er habe Fieber und empfinde brennenden Schweiß. „Ich glaube es wohl," erwiderte dieser, „Sie schwitzen Verbrechen." Collot kehrte sich um und zerfloß in Thränen. Ein Augenzeuge (etwa ein Priester?) versichert, er habe in seinen Nöthen Gott und die heilige Jungfrau angerufen. Am 7 Junius 1796 hauchte er in einer Fluth von Schaum und Blut seine Seele aus.

Mittlerweile organisirte sich in aller Stille eine royalistische Verschwörung in Frankreich und merkwürdig! sie fand im Schoos der drei Gewalten, in deren Leitung damals die Schicksale der Republik sich befanden, selbst

Theilnehmer — im Rath der Alten, im Rath der 500 und im Direktorium. Oder wäre vielleicht die Annahme wahrscheinlicher, daß die Direktoren unter sich uneinig und die einflußreichern Mitglieder, Barras, Lareveilliere-Lepeaux und Rewbell, so glücklich waren, einen Vorwand gefunden zu haben, um sich zweier Kollegen, die ihren Absichten im Weg standen, zu entledigen — Barthelemy's und Carnot's. General Pichegru wurde als die Seele des Complotts bezeichnet; er stand, hieß es, im Briefwechsel mit dem Prinzen von Condé. Man fügte hinzu, daß Jmbert-Colomès Ludwigs XVIII Schatzmeister war; Lavilleheurnois und Brottier galten für die geheimen Agenten der royalistischen Faktion.

Ein Staatsstreich konnte allein das Vaterland aus der Gefahr retten, von welcher es bedroht war, und dafür zu sorgen, nahm die Mehrheit des Direktoriums auf sich. Das Heer lieh seinen Beistand und General Augereau vollzog Pichegru's Verhaftung. Der Direktor Barthelemy wurde in seiner Wohnung verhaftet, Carnot entkam durch die Flucht. Am folgenden Tag erklärte Boulay von der Meurthe im Rath der Alten, daß künftig die Deportation das große Heilmittel für den Staat sey. „Es ist die leichteste Art," sagte er, „um der Ausgewanderten und der Priester, die nicht unter der Herrschaft der Freiheit leben wollen, los zu werden." Auf diesen Bericht verurtheilte der Rath der Alten mehr als 60 angebliche oder wirkliche Verschwörer zur Deportation, darunter Pichegru, Präsidenten des Raths der 500, Barbé-Marbois, Deputirten des Moseldepartements, Boisy d'Anglas, Bourdon von der Oise, Ramel, Befehlshaber der Direktorialgarde, Viennot-Vaublanc, Pastoret, Simeon, Villaret-Joyeuse, Tronçon-Ducoudray, Fontanes, Madier, Quatremere-de-Quincy, Carnot, Barthelemy, Portalis, Jmbert-Colomès, Camille-Jordan, Jourdan von den Rhonemündungen, Suard, La Harpe rc.

Diese Reaktion ist in den revolutionären Jahrbüchern bekannt unter dem Namen des 18 Fructidor des Jahrs 5 (4 Sept. 1797).

Mehrere dieser Geächteten entzogen sich der Deportation, einige durch Verwendung ihrer Freunde, andere durch schnelle Flucht: von dieser Zahl waren Boissy d'Anglas, Pastoret, Simeon, Vaublanc, Villaret, La Harpe rc. Die Andern wurden nach Rochefort abgeführt und an Bord der Fregatte La Vaillante gebracht, die am 10 November nach Cayenne unter Segel ging. Die Ueberfahrt währte 48 Tage, während welcher Zeit die unglücklichen Gefangenen, in einem unsaubern Behälter zusammengepackt, der frischen Luft und des Lichts beraubt und auf eine ungesunde und karge Kost gesezt, den Keim zu den Krankheiten entwickelten, die sie bald zehnten sollten. Endlich landeten sie in Cayenne wie in einem gelobten Land, glücklich, dieses verwünschte Schiff zu verlassen, wo sie hatten so viel ausstehen müssen. Und in der That schien die Aufnahme von Seiten Jeannets, des Agenten der Kolonie, einige Erleichterung ihrer Lage zu versprechen; diese Täuschung sollte aber von kurzer Dauer seyn. Am Sinnamary fanden sie das nämliche Elend, welches Turgots Kolonie aufgerieben. Bei harter Arbeit, unter einem unwirthlichen Himmel, bei schlechter Kleidung und schlechter Nahrung reichten wenige Tage hin, um sie auf eine tiefe Stufe von Elend zu versetzen. Tronçon-Ducoudray, Bourdon, Murinais, Lavilleheurnois, Rovere, Brottier und zwanzig Andere vermochten so viel trostlosem Ungemach nicht zu widerstehen; sie starben, die Augen sehnsüchtig gekehrt gegen Europa, gegen Frankreich. Aber ach! kein Echo trug ihre

sterbende Stimme nach den heimathlichen Gestaden hinüber und ihr lezter Nothruf erlosch in den stummen Einöden des Kourou und Sinnamary. Da wagten acht Deportirte, in dem Uebermaß der Leiden selbst neue Kraft schöpfend, einen Befreiungsversuch. In der Nacht des 3ten auf den 4ten Junius 1798 warfen Pichegru, Barthelemy, Willot, Ramel, Delarue, Dossonville, Aubry und Tellier sich in eine enge Pirogue, und unter Führung eines amerikanischen Matrosen, ohne Compaß, ohne Karten, fast ohne Lebensmittel kämpften sie 7 Tage und 7 Nächte gegen alle Gefahren eines stürmischen Meers an einer klippenumgürteten Küste, bis sie das holländische Guyana erreichten, wo der Gouverneur sie mit außerordentlichem Wohlwollen aufnahm, sie auf's Gastlichste verpflegte und mit den Mitteln zur Ueberfahrt nach England versah. Barbé-Marbois harrte mit denjenigen seiner Unglücksgefährten, die der Tod verschonte, am Sinnamary, als der Consulatserlaß vom 5 Nivose des Jahrs 8 ihm nebst einer großen Anzahl politischer Verbannten die Rückkehr nach Frankreich erlaubte.

Im Jahr 1809 bemeisterten sich die Holländer des französischen Guyana; später die Portugiesen; Frankreich erhielt es zurück im Jahr 1814.

Seitdem haben wir zahlreiche Kolonisationsversuche erlebt. Bald hat man einen Plan zu einer Militärkolonie, bald einen Plan zu einer Ackerbaukolonie; bald will man aus Guyana ein Magazin für Bauholz machen; dann gibt man diese Ideen wieder auf und gedenkt die Sümpfe auszutrocknen, die Wälder zu lichten. Und wiederum besinnt man sich eines Bessern und schickt einen neuen Gouverneur hin, mit der Weisung, einen neuen Plan vorzulegen. Im Jahr 1820 führte man eine Kolonie Malayen ein, aber sie erlagen sämmtlich. Dieses immerwährende Schwanken unterhält das Elend der Kolonie und gibt den Gegnern der Kolonisation gutes Spiel, so wenig gegründet auch ihre Ansichten seyn mögen.

Wie man sieht, haben fünf europäische Nationen sich den Boden von Guyana streitig gemacht: Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer und Engländer. Nach viel unnütz vergossenem Blut haben diese Mächte endlich gethan, was sie hätten längst thun können — sie haben sich in das streitige Gebiet getheilt. Spanisch Guyana wurde inzwischen dem Mutterland entrissen und zu Columbien geschlagen, der portugiesische Theil mit Brasilien vereinigt: mit beiden haben wir uns also hier nicht zu beschäftigen.

Englisch Guyana hat ungefähr 410 geometrische Quadratmeilen. Stabroeck, in dem Gouvernement Essequebo-Demerari gelegen, jezt Georges-Town genannt, ist die Hauptstadt. Diese Stadt ist wegen ihres ausgedehnten Handels die wichtigste in ganz Guyana; ihre Bevölkerung wird zu 10,000 Seelen geschäzt. Neu-Amsterdam ist der Hauptort des Gouvernement Berbice — es ist ein kleines Städtchen. Dieses Guyana wird bewässert von dem Pouramoun, dem Essequebo, dem Demerari, an dessen Ufern eine blühende Kolonie ist, dem Corentyn und dem Berbice.

Holländisch Guyana liegt zwischen dem englischen und französischen Theil: es bietet eine Oberfläche von 490 geometrischen Quadratmeilen. Paramaribo, in dem Gouvernement Surinam, ist der Hauptort. Dieß ist die größte und bevölkertste Stadt in ganz Guyana; sie zählt nicht weniger als 20,000 Einwohner. Sie liegt auf dem linken Ufer des Flusses Surinam, ungefähr 6 Stunden von seiner Mündung; ihre Straßen sind breit, gerade und mit herrlichen Orange- und Citronenalleen geschmückt. Auf dem rechten Ufer des Surinam findet man das ausschließlich von Israëliten

bewohnte Dorf Savanna. Der größte Theil dieser Gegenden ist übrigens noch theils von Horden unabhängiger Indianer besezt, theils von Maronennegern, die im Innern des Landes unter dem Schutz der Wälder und Gewässer drei Republiken gegründet haben. Es sind die Republiken der Farameca, der Cottica und der Auca. Ihre Unabhängigkeit ist anerkannt. Drei große Flüsse befruchten das holländische Guyana: der Maroni, der Surinam und der Sarameca. Die andern, wie der Cupanama und der Nikeri, sind weniger beträchtlich. Der Commewyne, Hauptzufluß des Surinam, lauft am Fuß des Forts Amsterdam, einer ziemlich achtbaren Festung.

Französisch Guyana hat 2700 geometrische Quadratmeilen Flächeninhalt. Es ist begrenzt im Süden vom Oyapock und der Bai Vincent-Pinçon; im Norden von dem holländischen Gebiet und hat so eine Küstenstrecke von 120 Lieues. Die Ausdehnung landeinwärts ist unbestimmt. Die Bevölkerung belief sich im Jahr 1831 (die unabhängigen Indianer ungerechnet) auf 23,000 Einwohner, 3700 Freie und 19300 Sklaven. In demselben Jahr betrug die Einfuhr 1,715,000 und die Ausfuhr 1,633,300 Franken. Große Flüsse sind hier: der Maroni, der Oyapock, der Kourou, der Sinnamary und die Mana. Ihre Ufer sind bedeckt mit unermeßlichen grünen Wäldern, wo Leben in Fülle ist. Der Mensch darf es nicht ohne große Vorsicht wagen, sie auszuroden wegen der tödtlichen Dünste, die dem Boden entsteigen; aber der Anbau eines Theils dieses Landes würde den Rest gesund machen. Cayenne, der Hauptort der französischen Besitzungen, ist eine kleine Stadt von 2 bis 3000 Einwohnern, wovon ⅔ Farbige sind. Es sind daselbst zwei botanische Gärten zur Naturalisirung nützlicher Pflanzen aus den verschiedenen Theilen der alten Welt.

Die Wälder Guyana's sind reich an Reptilien von ungeheurer Größe, deren Nähe der Schrecken der Einwohner dieses Landes ist. Kapitän Stedman erzählt, daß er bei einer Fahrt auf dem Commewyne auf eine riesenhafte Schlange stieß: es war eine Boa Constrictor. Von seinen Negern gefolgt, näherte er sich behutsam dem Unthier, das über diese feindselige Begegnung nichts weniger als eingeschüchtert schien; aber eine Begrüßung aus den Musketen ließ es seine Sicherheit theuer bezahlen. Noch war der Feind nicht kampfunfähig, da warfen ihm die Neger ein Seil mit einer Schleife um den Hals und indem sie das Seil über die hohen Aeste eines Baums gehen ließen, zogen sie die Schlange nach großen Anstrengungen empor und hielten sie so schwebend, um sie auszuwaiden und das Oel zu sammeln. Die Boa athmete noch und peitschte durch furchtbare Schwingungen die Luft. Sie war nicht weniger als 22 Fuß lang. Ein Neger, der Unerschrockenste von der Schaar, klettert, mit Händen und Füßen arbeitend, wie ein Matrose an einem Mast, an der Schlange bis an den Hals hinauf und stößt ihr das Messer in die Kehle; dann, an dem Thier herabfahrend, schlizt er es der ganzen Länge nach auf und reißt ihm die noch zuckenden Eingeweide heraus. Da Kapitän Stedman über die außerordentliche Lebenskraft des Ungeheuers seine Verwunderung äußerte, so versicherten die Neger, daß es nicht vor Sonnenuntergang, d. h. erst nach mehreren Stunden, todt seyn würde und diese Voraussagung wurde vollkommen bestätigt *).

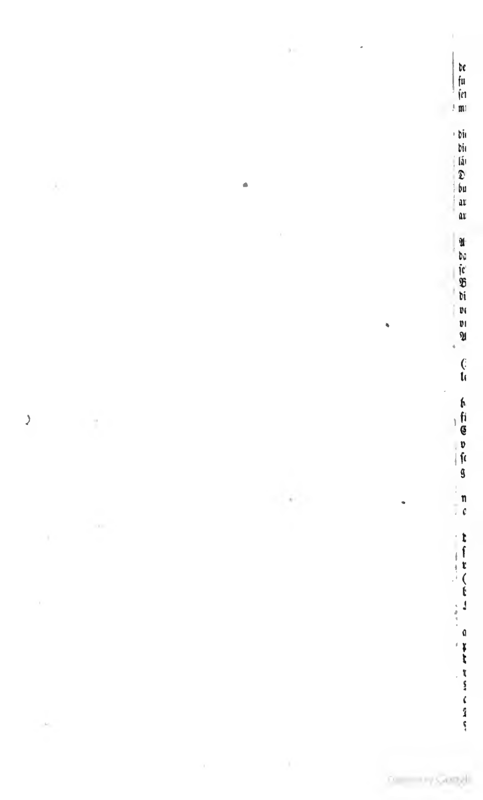
Die Nattern, die weisse Ringelschlange, die linsenförmige Fühlnase,

*) Siehe Blatt 7.





Boa Constrictor.



der Ophisaurus und die Hornschlange sind in Guyana gemein. Zu diesen furchtbaren Waldbewohnern kann man den Camaildor oder die große Wasserschlange zählen, die den Kaiman angreift, ihn mit ihren langen Krümmungen umschlingt und nicht eher losläßt, als bis sie ihn erstickt hat.

Ferner findet man hier in ziemlicher Menge jene seltsamen Säugethiere, die mit Recht den Namen Faulthiere führen. Eine Art derselben nennen die Neger von Cayenne Unau-cabrit (bradypus didactylus Lin.); die Holländer von Surinam die andere Ai-chien-paresseux (bradypus tridactylus [?]). Dieses Thier ist von der Größe einer Angorakatze; sein Pelz ist graulich, buschig und kraus. Es nährt sich von Pflanzen und bringt ganze Wochen auf demselben Baume zu, bis es keine Blätter mehr abzunagen gibt, worauf es sich mehr auf die Erde herabfallen läßt als es herabsteigt.

Tiger von der größten Gattung hausen ebenfalls hier; der zweizehige Ameisenbär, der Tatu (armadilla), eine merkwürdige Art Stachelschwein, das Moschusschwein, eine Art wildes Schwein, und der Tapir sind keine seltene Erscheinung. Die Flüsse und großen Ströme haben gefährliche Bewohner an den Alligators; die Wälder wimmeln von närrischen Affen, die sich auf den Aesten schaukeln und einander durch die Lianenguirlanden verfolgen, von glänzend gefiederten Tucans, von violettfarbenen Papageien, von Callis, kleinen Papageien von der Größe eines Sperlings, von Courliou's, Agami's, Tangara's, Colibri's und Paradiesvögeln.

Die Leckermäuler von Guyana machen mit Lüsternheit auf den Leguan (iguana delicatissima) Jagd. Diese Eidechsenart, die auf den Bäumen lebt, hat ein köstliches Fleisch.

Dem Entomologisten würde sich eine reiche Ausbeute darbieten. Wir beschränken uns darauf, unter den Insekten den Prionus giganteus anzuführen, den man an den Ufern der Mana findet und den Laternträger. Ersterer ist das größte aller bekannten Insekten; er erreicht eine Länge von 9 bis 10 Zoll. Der Laternträger ist merkwürdig wegen seiner Eigenschaft des Phosphorescirens, vermöge deren er ein solches Licht von sich gibt, daß man dabei lesen und schreiben kann.

Man könnte sagen, die furchtbarsten Thiere hätten Guyana zum Sammelplatz gewählt. Es war nicht genug an Boa's, Alligators und Tigern, auch der Hai mußte Guyana's Küsten gefährlich machen.

Noch sind zu bemerken: der Manati, ein wundersames Säugethier, das an den Flüssen und Seen wohnt; der fliegende Fisch, eine unschuldige, schwache Art, die in beständiger Angst lebt, unter dem Wasser gehezt von den Haien und in der Luft von den Seeraben; endlich der Sauger (echineis remora), der übrigens nicht, wie die Alten glaubten, die Kraft besizt, die stärksten Schiffe aufzuhalten, der sich aber mit dem Kopf an feste Körper anhängt.

Ein Land mit so mächtiger Entwicklung der Lebenskraft muß natürlich auch im Pflanzenreich die interessantesten Erzeugnisse liefern. Der Europäer wird von Staunen ergriffen beim Anblick dieser düstern Wälder, wo die Colosse der Vegetation angefesselt sind von starken Lianen, umschlungen von Farnkräutern und Schmarozerpflanzen, gebadet von Waldströmen und Regengüssen und vertheidigt gegen die Eroberungen des Menschen durch alle Hindernisse, die eine jungfräuliche Natur entgegensetzen kann. Der Deputirte von Cayenne, Noyer, hat ein zahlreiches Verzeichniß nützlicher Pflanzen, die in diesen ausgedehnten Wäldern wachsen, aufgesezt: die schön

bewipfelten Palmen, die Farbhölzer, das Bauholz, die Arzneigewächse, die gigantischen Farnkräuter und die fetten Pflanzen kommen darin in der Mehrheit vor. Wir nennen nur flüchtig: den Topfbaum (quatele-lecythis d'Aublet), die Toncabohne, die zur Parfümirung des Tabaks gebraucht wird, den Zimmetapfel, den Coumaìi, dessen die Indianer sich bedienen, um das Wasser in den Creeks zu verderben und die Fische zu betäuben, den Acajou, den Orleans, den Bananenbaum, den wohlriechenden Muscatbaum und den Tabak.

Die Eingebornen von Guyana kommen beinahe weiß zur Welt; in wenigen Tagen aber nehmen sie ein helles Nußbraun an, das sich endlich mittelst des Orleans, womit sie sich färben, in Roth verwandelt. Sie sind stark gebaut und von mittlerer Statur. Ihre lange schwarzen Haare sind gerade über der Stirne abgeschnitten, ihr Körper ist mit seltsamen Tattuirungen bedeckt. Die Frauen sind im Ganzen gut gewachsen, nur haben sie die häßliche Sitte, durch starke Unterbindung der Beine mit ledernen Riemen ihre Waden aufzutreiben.

Der Indianer von Guyana ermangelt weder der Gewandtheit noch der Intelligenz: zu bedauern ist, daß seine natürliche Indolenz bis jezt allen Versuchen der Civilisation widerstanden hat.

Die Caraiben und die Oyampis, welche die zahlreichsten und interessantesten Horden der Urbevölkerung bilden, pflegen ihr Haupt mit Federbüschen von Tucan's und Papageien zu schmücken *).

Die Arrowankas oder Arawaken, an den Ufern des Berbece und Surinam, scheinen zu der caraibischen Familie zu gehören, und der an schönen Personen fruchtbarste Zweig derselben zu seyn. Die Frauen zumal sind durch ihre edeln und anmuthigen Gestalten ausgezeichnet **). Diese Völkerschaft hat einige mythologische Sagen erhalten, die sich auf eine eben so alte als dunkle Person, Namens Amalivaca, beziehen.

Die caraibischen Stämme haben keine erbitterteren Feinde als die Cabern, eine Nation kriegerischer Menschenfresser, deren Gebiet sich von den Ebenen von San-Juan bis zu den Missionen des Orinoco erstreckt. Diese beiden Nationen leben in immerwährender Feindschaft und ihre Begegnungen tragen das Gepräge einer Wildheit an sich, welche die ersten Keime des Christenthums, das zu ihnen eingedrungen, bis jezt nicht zu mildern vermocht haben.

Die Waffen, die sie führen, sind: Bogen, manchmal von 6 Fuß Länge, womit sie vergiftete Pfeile schießen; Boutou's, viereckig behauene Keulen von hartem Holz; Tomahaks und Messer. Gewandtheit und List ersezen, was diesen Zerstörungswerkzeugen an Vollkommenheit abgeht. Wenn ein wilder Stamm sich auf eine kriegerische Expedition begibt, so wird die Autorität des Häuptlings zur unumschränkten Gewalt. Wer sich ihr nicht fügen wollte, würde alsbald mit dem Tod bestraft und sein Haupthaar am Gürtel des großen Anführers prangen. Die Horde zieht gewöhnlich bei Nacht: in tiefer Stille steigt sie die Hügel herab oder schleicht sich unter dem hohen Gras der Ebene fort. Wälder, Flüsse, Sümpfe hemmen ihren Zug nicht; sie wissen sich allenthalben zu helfen. Wenn sie Halt machen, so stellen sie Vorposten aus, die mit einem Instinkt, der die Vorsorge des civilisirten Menschen bei Weitem übertrifft, für ihre Sicherheit wachen.

*) S. Blatt 8, Nr. 7. **) S. Blatt 8, Nr. 8.



bald die Gipfel der höchsten Bäume erglimmend, lassen die Wächter über einen fernen Horizont ihre Blicke streifen und Nichts entgeht ihrem durchbohrenden geübten Auge; bald, das Ohr auf die Erde legend, achten sie auf die leisesten Schütterungen der Luft und ermessen darnach Entfernung und Stärke des nahenden Feindes. Alsdann läßt sich ein gellendes Pfeifen vernehmen, das die Luft durchschneidet und bis in die entlegensten Schlupfwinkel dringt. Es wird im Lager Lärm, die Horde erhebt sich und langt an in Sprüngen und Sätzen, ohne scheinbare Ordnung, aber nicht ohne Taktik, indem sie sich durch betäubendes Geschrei oder kriegerischen Gesang zum Blutvergießen anfeuert. Bei der Rückkehr von der Expedition werden die Sieger vor dem Dorf von Weibern und Kindern empfangen; diese bemächtigen sich der Gefangenen und überhäufen sie mit Schmach, vielleicht bis zum Augenblick, wo aus denselben ein gräßliches Mahl bereitet wird. Inzwischen schreiten die Krieger zur Vertheilung der Beute, und Dieß geschieht nicht ohne lebhaften Hader, der manchmal in Zweikämpfen endet, am öftesten aber in der Trunkenheit eines feierlichen Bankets erlischt, bei welchem der Vicou, der Caschiri und andere Getränke in Strömen fließen. Auf das Mahl folgt der Tanz. Auch hier wiederholt sich die Erfahrung, daß diese Unterhaltung den Kriegern aller Zeiten und aller Völker stets theuer war. Ebenso hören sie gerne den Preis ihrer Thaten, und auch die Wilden machen davon keine Ausnahme. In Guyana begleiten sie ihre traurig eintönigen Lieder mit Trommeln, groben Mandolinen, Flöten von Schilfrohr, nach Art der Syrinx bei den Alten, Hörnern, Trompeten und Schellen-Instrumenten. Am folgenden Morgen ist das Volk schon wieder in seine übliche Apathie zurückversunken. Die Männer schmauchen Courimari und schaukeln sich sanft in ihren Hängmatten; die Weiber kneten Manioc, bereiten Cassave, glätten Zähne von Tigern, Caimans, wilde Beeren und andere Kleinode ihres bescheidenen Schmuckkästchens, oder sie machen ihre Toilette und bemahlen sich mit Orleans.

Die **Waraonen**, die auf kleinen mit Leuchterbäumen bewachsenen Inseln an der Mündung des Orinoco wohnen, bauen ihre Hütten auf die Bäume — ein Gebrauch, den sie gemein haben mit mehreren Völkerschaften des Nordens, die dadurch sich gegen die Ueberschwemmungen sicher stellen.

Die Sprache der **Galibis** hat die Ehre, die verbreitetste in Guyana zu seyn. Ihrer bedienen sich die wilden Indianer, die verschiedenen Horden angehören, so wie die Missionäre, die mit ihnen verkehren. Die Galibis sind ein ausnehmend wanderlustiges Volk; man trifft sie an den Ufern des Surinam, des Maroni, des Essequebo und aller Flüsse bis an den Orinoco. Das Nomadenleben ist diesen Kindern der Wüste theuer. Der unbedeutendste Grund kann sie vermögen, ihre Dörfer zu verlassen. Greise, Weiber, Kinder treten munter die Wanderschaft an unter dem Schutz der Krieger. Die Horde zieht ohne bestimmten Plan fort, bis ihr ein Ort so zusagt, daß sie ihre Hütten daselbst aufschlägt, um vielleicht bald wieder weiter zu pilgern.

Die Indianer in den Umgebungen von Cayenne kommen oft dahin in ihre Piroguen, um seltene Vögel, Papageien, Pelzwerk und einige Erzeugnisse ihrer groben Industrie gegen Tafia, Aexte, Messer und Glaswaaren auszutauschen. Da der Handel das erste Element der Civilisation ist, so sollte man glauben, diese Kaufleute der neuen Welt müßten sich bald den Gebräuchen der alten fügen; allein das unabhängige Leben hat so viel

Werth, daß man an ihrem Beispiel deutlich sieht, wie schwer es hält, darauf zu verzichten. Kaum sind ihre Geschäfte beendigt, so beeilen sie sich, in ihre Wälder und zu ihren wilden Gewohnheiten zurückzukommen, mit Bezeugung der tiefsten Verachtung für die Einrichtungen unseres civilisirten Lebens.

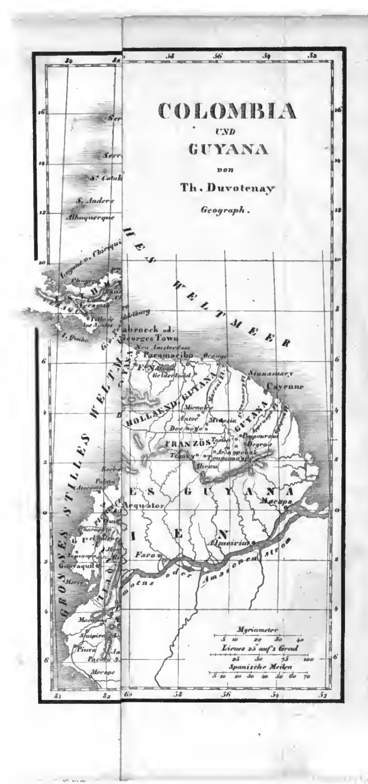
Die Kolonisten bilden in Guyana eine merkwürdige Klasse. Je heißer das Klima ist und je dienstbeflissener die Negersklaven sind, desto größer ist ihre natürliche Indolenz. Die geringste Haushaltungssorge wäre für sie eine unerträgliche Anstrengung; ein Vogel, eine Blume, ein Affe können den ganzen Tag der Damen des Landes ausfüllen. Seht den Pflanzer, wie er gekleidet in leichte Stoffe, von dem breiten Sonnenschirmhut *) umschattet, eine Promenade macht durch seine Besitzungen. Zehn Sklaven bewachen seine geringste Bewegung. Er lebt unter ihnen wie ein morgenländischer Despot in seinem Serail. Man bemerkt unter den jüngsten farbigen Frauen leicht diejenigen, die er auszuzeichnen geruht. Nachdem sie kaum aus der ersten Kindheit getreten sind, gerathen sie in die Gewalt des Herrn, dessen Freigebigkeit sie mit Halsbändern von schönen Steinen, goldenen Ringen und Armbändern, durchsichtigen Gewändern, hellglänzenden Stoffen und dem ganzen Rüstzeug der amerikanischen Koketterie versieht. Die Weißen von Cayenne haben während der unglücklichen Periode der Deportation sich sehr menschenfreundlich benommen; aber es ist nur zu wahr, daß es bei ihnen ein eingewurzeltes Vorurtheil ist, daß für die Sklaven bloß eine harte Behandlung angemessen sey. Die Peitsche, die tiefe Furchen in das Fleisch schneidet, und den Busen der jungen Mädchen wie den Rücken der Greise mit blutigen Striemen bedeckt — der Haken, den man den Schuldigen an den Hüften durch die Haut zieht, um sie daran an einem Galgen aufzuhängen — die Cangue, die Halseisen und zwanzig andere Marterarten sind die gräßlichen Mittel, welche die Kolonisten für unentbehrlich achten zu Erhaltung ihres Ansehens **).

Man hat die Vortheile wie die Nachtheile der Kolonisation von Guyana gleich sehr übertrieben. Jeden Falls geht aus den Erörterungen, an welchen Männer von Talent wie Noyer, Catineau-Laroche, Lescalier und Andere einen lobenswerthen Antheil genommen haben, so Viel hervor, daß das Klima des französischen Guyana für Europäer nicht so schädlich ist, als man vorausgesezt hatte; diese können sogar so gut als Farbige daselbst Feldarbeiten treiben. Ausschweifung, Unmäßigkeit, Mangel aller Art, die Vorurtheile der alten Kolonisten, das planlose Herumtappen der Verwaltung, die Selbstsucht einzelner Agenten der Gewalt sind bis jezt das Verderben der Kolonie gewesen. Gleichwohl haben auch rechtschaffene und verständige Männer ehrenvolle Spuren hinterlassen: so unter Anderen ein La Barre, Malouet, Cara Saint-Cyr, Milius, Missiessy, Freycinet.

---

*) S. Blatt 8, Nr. 5. **) S. Blatt 8, Nr. 2 u. 9.

Register zu Columbien und Guyana.



COLOMBIA
UND
GUYANA
von
Th. Duvotenay
Geograph.
Myriameter
Lieues 25 auf 1 Grad
Spanische Meilen









